DIE SAHARA; ODER, VON OASE ZU OASE: BILDER AUS DEM NATUR- UND VOLKSLEBEN IN...

Josef Chavanne



Die Sahara.

Die Sahara

oder

Von Oase zu Oase.

Bilder

aus dem

Natur- und Volksleben

in der

großen afrikanischen Wüste.

Von

Dr. Josef Chavanne.

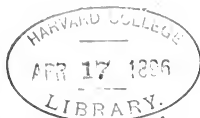
Mit 7 Illustrationen in Farbendruck, 64 Holzschnitten und einer Karte der Sahara.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1879.



Holzschnitte und Druck ausgeführt von R. v. Waldheim in Wien.
Papier von Schlöglmühl-Papier-Fabrik.
Farbendruckbilder von W. Zeller und Neufeld in Wien.

Vorwort.

Eine besondere und stets genährte Vorliebe für das Studium des „schwarzen Erdtheils", die Erfahrungen und Erlebnisse während eines längeren Aufenthaltes und mehrmonatlicher Reisen in der Grenzregion zwischen der Vorwüste und der Dünenregion der großen Sahara, endlich der Mangel einer einheitlichen Darstellung dieses in jeder Hinsicht so interessanten Erdraumes in der deutschen Literatur ermuthigten mich zur Herausgabe des vorliegenden Buches.

Trotz der verhältnißmäßig geringen Entfernung von den Pflegestätten geographischer Forschungen und der seit mehr als acht Decennien währenden Entdeckungsreisen, gab es vielleicht kein zweites Gebiet der Erde, über welches im großen Kreise der Gebildeten so irrthümliche Vorstellungen und Begriffe verbreitet waren, als über die Sahara. Allgemein theilte man die naive Vorstellung der römischen Geographen — welche die Sahara als eine endlose Ebene schildern, auf welcher der Wind sein Spiel mit dem Sande treibt.

In der Wirklichkeit aber vereinigt sie die schärfsten Contraste landschaftlichen Charakters, findet man die ganze Stufenleiter landschaftlicher Formen in ihr vertreten — Alpenlandschaften, jenen der Schweiz nicht nachstehend, schroffe, wildzerklüftete Felsenthäler, große und ausgedehnte Gebirgsmassive mit schneebedeckten Gipfeln, üppige Vegetations-Centren, Wasserreichthum, der sich in Seen und Flüssen zu erkennen giebt — wenige Stunden entfernt davon, fast ohne merklichen, vermittelnden Uebergang, nackte, jedes organischen Lebens bare, von unzähligen Sanddünen bedeckte, wasserlose Ebenen.

Für eine exact wissenschaftliche und systematisch erschöpfende Behandlung der Wüste reichte trotz aller bisherigen Forschungen und Entdeckungen

das Material nicht aus, auch lag es nicht in meiner Absicht, dem Fachmanne ein Resumé unserer bisher über die Wüste errungenen Kenntnisse zu geben, vielmehr leitete mich der Gedanke, das Streben, eine lebensvolle und richtige Vorstellung über die Sahara zu vermitteln, den vielgestaltigen Naturcharakter ihrer einzelnen natürlichen Regionen, das Leben, die Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner dem Leser in lebendiger Schilderung vor Augen zu führen. Dies hoffte ich am ehesten dadurch zu erreichen, daß ich den großen Heerstraßen der Wüste, den Caravanen-Routen folgend, den Leser von einem natürlichen Ruhepunkte zum andern, „von Oase zu Oase“ zu führen mir vornahm.

Mein Ziel war es also, nicht nur den abstract geographischen und fragmentarischen Begriff der Sahara literarisch zu berichtigen, sondern auch durch vergleichende Zusammenfassung der bisherigen Reise-Ergebnisse in den einzelnen Theilen der Wüste, diesen als naturwahres Gesammtbild lebendig zu gestalten.

In voller Würdigung der Illustration als wirksames Mittel zum Verständniß und zur lebendigen Vorstellung, habe ich dem Buche eine größere Anzahl von Illustrationen, und um dem Leser das geographische Bild vor Augen zu halten, eine Karte der Sahara beigegeben.

Ob und inwieweit mir die Lösung meiner schwierigen Aufgabe gelungen, möge der geehrte Leser entscheiden.

Ich kann endlich diese Zeilen nicht abschließen, ohne meinem geehrten Herrn Verleger für die gediegene und schöne Ausstattung meines Werkes, die demselben gewidmete Sorgfalt meinen herzlichsten Dank auszusprechen.

Wien, im September 1878.

Der Verfasser.

Erklärung der Fremdwörter.*)

Uta; Ebene.
Reg; wüste Ebene.
Hofra; Einsenkung.
Hammada (Tasili)**); Hochfläche, Plateau.
Balen; langgestreckter Höhenzug.
Kudiya; isolirter Berg.
Ras; Vorgebirge.
Kaf; Felsen.
Dschebel (Adrar, Adghagh); Berg.
Gara, Gur; isolirter Hügel, Zeuge.
Teniya (Tehe); Sattel.
Kheneg (Aghelad); Engpaß.
Ramla; Sandebene.
Ghurd; hohe Sanddüne.
Zemla; langgestreckte Düne.
Sif; steilwandige Düne.
Erg, Areg (Edeyen, Igidi); Dünenregion.
Sahan; ebene Einsenkung.
Haudh; Kesselthal in den Dünen.
Bir, Muï, Hassi, Ogla, Gettar (Anu, Tanut); Brunnen.
Fogara; Galeriebrunnen.
Saguia; Bewässerungscanal.
Aïn (Tit, Temassint); Quelle.
Rhedir (Abankor); Regenwasserlachen.
Bahar (Adschelmam); See.
Schott; ausgetrockneter Salzsee.
Wadi, Ued (Aghezer); Flußbett.
Uled, Ulad, Ben, Beni; Sohn Söhne, als Vorname der einzelnen Stämme.
Sidi; Herr.

*) Soweit dieselben nicht schon im Texte erklärt wurden.

**) Die Namen in Parenthese entsprechen der Bezeichnung des Gegenstandes in der Temahak- oder Berbersprache.

Akel (Kel); Leute.
(Tedschehe); Conföderation.
Hadsch; Pilger.
Marabut; religiöser Würdenträger.
Scheikh; das Haupt der Familie, der Verehrungswürdige.
Dar; Haus.
Kheima (Ehen); Zelt.
Duar; Zeltlager.
Bordsch; Schloß.
Ksor; befestigter, mit Wallmauern umgebener Ort.
Kasbah; Citadelle.
Sauya; Kloster.
Belad; Stadt.
Ghaba; Wald.
Suk; Markt.
Hammam; Mineralbad.
Scherg; Ost.
Gharb; West.
Gebla; Süd.
Dahra; Nord.
Bu; Vater, Besitzer von.
Um; Mutter, Besitzer von.
Dschedid; neu.
Kedim; alt.
Homra; roth.
Abiodh, beidha (Mellen); weiß.
Kahal; Soda; schwarz.
Azreg; blau.
Asfer; gelb.
Kebir; groß.
Seghir; klein.
Abd; Diener des.
Schausch; Polizeibüttel, Agent, Factotum.
Scherif; Edler.
Dya; Blutgeld (Sühne für den Mord).
Diffa; Gastmahl.

Inhalts-Verzeichniß.



Verzeichniß der Illustrationen.

(Holzschnitte.)

Verzeichniß der Farbendruckbilder.

I.

Von Tripoli nach Mursuk.

Baid el bela alik.*)

Auf der imposanten und einen unvergleichlichen Fernblick gewährenden Höhe des 1959 Meter hohen Dschebel Bu Derga, im Südosten von Geryville (dem südlichsten französischen Posten in der algerischen Provinz Oran), war mir zum ersten Male ein Bild der unermeßlichen Sahara entgegengetreten.

Wie weit blieb das an Irrthümern und Widersprüchen aller Art kränkelnde und auch matte Phantasiebild, das wir der Schule entnehmen, hinter der einfachen Wirklichkeit zurück! Der Contrast zwischen angewohnter oder erlernter Vorstellung und greifbarer Thatsächlichkeit war mir wohl nichts Neues mehr, unter den Tropen Amerika's, einem Gebiete, dem doch nicht jenes Geheimnißvolle, Dunkle und Legendenhafte anhaftet, wie der Sahara, hatte sich der naive Hausglaube bereits zerbröckelt; — hier aber gesellte sich zum unsäglichsten Staunen das Gefühl der Hilflosigkeit ob des kärglichen Wissens über Land und Leute.

Von steilwandigen, tiefeingeschnittenen trockenen Flußbetten — den lebhaften Zeugen gewaltiger Erosionsthätigkeit — vielfach durchfurcht, dehnte sich bis in den fernen Süden ein durch seine markante Terrassenform ausgezeichnetes Berg- und Hügelland aus, nur hie und da von kleinen, nackten oder mit scharfkantigem Kieselgeröll bedeckten, ebenen Flächen unterbrochen. Zu förmlichen Ketten reihte sich Berg an Berg, von der sinkenden Sonne

*) Alles Uebel sei ferne von Dir. (Arabischer Gruß.)

grell beleuchtet, schieden sich die grauschwarzen, kahlen Kämme, Gipfel und oberen Partien der Abhänge scharf von den mit dem gelbgrünen Halfa reichlich bedeckten Partien in den Wadis und zahlreichen Mulden. Am äußersten Südhorizonte tauchten die scharfen, röthlich-violetten Kanten der Sanddünen des Areggebietes auf, von den schrägen Strahlen der Sonne feurig übergossen, über ihnen schwebten einige dunkelroth gefärbte, wie punktirt aussehende Wolkenballen — die letzten Züge eines ersterbenden Wüstensturmes, der Tags zuvor mit großer Vehemenz gewüthet hatte. Stellenweise glitzerte aus dem Bette eines Wadi eine kleine Wasserader auf, vom helleren Grün der Akazien, Tamarisken und Oleander umrahmt, ihre Existenz verrieth überdies ein kleiner Duar nomadisirender Araber vom Stamme der Ulad Sidi Scheikh, deren Schaf- und Kameelheerde sich an der seltenen Weide labte. — Der in allen Nuancen spielende Farbenton des Bodens und der wogenden Halfafläche, die eigenthümlichen und oft bizarren Lichtreflexe brachten eine staunenswerthe Mannigfaltigkeit in die dem fremden Auge scheinende Einförmigkeit dieses Landschaftbildes der Sahara.

Einige Tagereisen südlicher meines ersten Standpunktes und das Bild erlitt eine vollkommene Wandlung. Von der Höhe des Dschebel Tismert, den Blick nach Süden und Osten gewendet, schweifte das Auge über eine sanftgewellte, durchaus von dichtem kleinen Gerölle bedeckte Hochfläche, aus ihr ragten zahlreiche kleine, kahle Hügel von graugelber Färbung (von den Franzosen Mamelons genannt) auf, in deren Nähe in seichten Bodeneinsenkungen kleine Süßwassersümpfe (Dayas), von wenigen Sumpfgräsern umstanden, den Endpunkt periodischer Wasserläufe bezeichneten. Stellenweise trat der nackte felsharte Thonboden zu Tage. Das war die Hammada. Selbst auf diesen trostlosen, die Wüste verschärfenden Flächen fristeten in den mit Flugsand angefüllten Terrainfalten, ja auch zwischen dem Gerölle, kleine, zähe, blattlose Wüstenpflanzen ein kümmerliches Dasein. Nur dort, wo der nackte felsige Thonboden vorherrschte, war die Hammada gänzlich wasser- und vegetationslos.

Am Südfuße des algerischen Schottplateau's nach Osten ziehend, bot sich mir endlich zu El Aruat ein drittes Bild der Wüste — das bestrickendste und anmuthigste — die Oase. An einer Eingangspforte der großen Sahara gelegen, hat die Natur hier ein Asyl für alles Lebende geschaffen. Ein Asyl,

kein Paradies, wie es die Phantasie des Dichters schmückt, ist die Oase. Der Kampf mit der Wüste, die ihre Sandwellen bis hart an den Rand der Palmenwälder und selbst in sie hineinwirft, ist ein ununterbrochener; menschlicher Fürsorge und Anstrengung bedarf es, um diese Freistätte für Pflanzen- und Thierleben ungeschmälert zu erhalten. Die Fee dieses Asyls heißt Wasser; sie zaubert die wunderbaren Haine hoher, schlanker, fächergekrönter Palmen, deren Dattelfrüchte den Reichthum des Oasenbewohners bilden, sie schenkt ihm den ganzen Schmuck und Segen seiner Gärten, sie malt jenes unvergeßliche, das Gemüth entzückende Bild, das uns die Oase bietet. Jenseits ihrer Marken dehnt sich — hier zu mächtigen 50—100 Meter hohen, steilabfallenden und scharfgratigen Dünen aufgethürmt, dort in kaum gewundenen, sanften Wellenlinien oder stellenweise spiegelglatten Flächen — das Sandmeer der Wüste aus. Dem Fremden ist sie, wie ihr Schweigen, unverständlich — der Nomade, der Chabir (Caravanenführer) weiß in ihr wie in einem offenen Buche zu lesen. Ihre heilige Stille zur Nachtzeit ist dem Gemüthe Labsal, wenn in ihrer klaren, reinen, durchsichtigen Atmosphäre die Sterne heller funkeln als irgendwo anders auf dem Erdenrunde und die Schatten der Caravane geisterhaft über die mattleuchtende Sandfläche gleiten, fühlt man die Majestät, das Geheimnißvolle der Wüstennatur auf sich einstürmen, fühlt sich Leib und Seele belebt und frisch gekräftigt.

In diesem dreifachen Bilde war mir der Anblick der Sahara selbst gegönnt — weiter, in's Herz des großen Erdgürtels zu dringen, war mir versagt, auf afrikanischer Erde wird das Wollen und Können ja immer mit verschiedener Waage gewogen — ich will es nun versuchen, gestützt auf die Forschungen jener kühnen und unermüdlichen Pionniere der Geographie, welche die Sahara in ihren einzelnen Theilen durchreist, mit dem geehrten Leser im Geiste die Wanderung von Oase zu Oase, als die natürlichen Ruhepunkte in der großen Sahara, fortzusetzen.

* * *

Nach kaum mehr als dreißigstündiger Fahrt taucht, von Malta kommend, die afrikanische Küste in dunklen und dennoch scharfen Umrissen über den Horizont. Im Osten schneidet wie eine vorgeschobene Couliſſe das Cap Ras

al Tadschura den Fernblick ab, nach Westen schweift das Auge über die von violettem Lichte überflutheten Abhänge des Dschebel Ghurian. Bald sind wir im Stande, das von der Sonne grell beleuchtete Castell und die Umwallungsmauern von Tripoli zu unterscheiden. Ein niedriges Sandufer, von einem entzückenden, herrlichen Palmenhaine bedeckt, winkt uns entgegen, und ihm zur Seite dehnt sich die weißblinkende kleine Stadt in's Meer hinaus. Auf einem kleinen erhöhten Vorsprung, dem gegen Osten zahlreiche Riffe vorliegen, die den Schutz des Hafens bilden und der wieder von einem Sandstrande wie von einer Sichel umgürtet ist, liegt Tripoli, zwischen Gärten von seltener Ueppigkeit. Die weißen Stadtmauern mit ihren Zinnen und Thürmchen, die unregelmäßige Masse des Castells zur Linken, und die in's Meer auf einer schroffen Felszunge vorspringenden Forts zur Rechten, dazwischen die theils in südeuropäischem, theils in maurischem Styl angelegten, stets aber in echt arabischen Dachterrassen nach oben endenden Häuser, überragt von den luftigen Kuppeln und den schlanken, säulenförmigen Minarets, den Moscheen und Sauyas, alles dies giebt ein Bild, das von einer afrikanischen Sonne durchglüht, auf dem krystallhellen, tiefblauen Spiegel des Syrtengolfes sich abzeichnend, feenhaft erscheint und selbst das an süditalienische Scenerien gewöhnte Auge entzücken, ihm schmeicheln wird.

Auf dem ganzen nordafrikanischen Küstensaume von Alexandrien bis Tunis die größte und bedeutendste, nicht minder die hübscheste Stadt, verdankt Tripoli seiner glücklichen geographischen Lage nicht nur im Alterthume, sondern auch gegenwärtig noch seine Bedeutung als Ausgangspunkt für wissenschaftliche Forschungsreisen, die dem Inneren Afrika's gelten, und seine Wichtigkeit als Endpunkt und Waarenlager der aus dem Süden kommenden, die große Sahara kreuzenden Caravanen.

Wir werden durch einen Blick auf eine Karte Nordafrika's belehrt, daß einestheils hier das Meer am tiefsten in den starren und wenig gegliederten Coloß des afrikanischen Continents einschneidet, und so die Strecke zum Herzen des Welttheils bedeutend verkürzt, andererseits finden wir die Wüste in Tripolitanien und speciell bei Tripoli selbst hart an das Meeresufer reichen. Wie im äußersten Westen der großen Wüste, netzen auch hier die lauen Meeresfluthen unmittelbar den heißen Flugsand der Wüste. Auf einem



TRIPOLI.

kleinen Flecken Erde finden wir hier alle drei wesentlichen Erscheinungsformen in der Scenerie der Wüste vereinigt. Tripoli mit seinen blüthen- und fruchtstrotzenden Gärten, seinen malerischen, unvergleichlichen Palmenwäldern ist Oase im vollsten Sinn des Wortes, hart an die dichtbestandenen Palmenpflanzungen tritt das Sandmeer, das selbst wieder von den kahlen Hängen des Dschebel Ghurian im Süden umrahmt, auch im gewissen Sinne den Nordabfall der steinigen, vegetationslosen Hammada bildet. So bilden Gärten, Wüste und das Gebirge einen dreifachen magischen Ring um diese Perle des Mittelmeeres.

Der freundliche, gewinnende Eindruck von der Seeseite wird nicht zerstört, wenn wir die reinlich gehaltene Stadt betreten. Der fast conventionelle Schmutz anderer Städte des Orients weicht hier einer merklichen Nettigkeit, so daß uns ein Gang durch die beiläufig 2000 Häuser und 11 Moscheen zählende Stadt viel des Interessanten gewährt. Die schmalen Gassen mit ihren zahllosen, von einem zum andern gegenüberstehenden Hause gespannten Stützbögen, deren einzelne von dichten Weinlauben überschattet sind, erhalten dadurch einen eigenthümlichen Charakter. In der Mitte dieser engen Gassen, welche nur zum geringsten Theile gepflastert und nur hie und da für ein schmales Trottoir Raum geben, bildet sich im Lehmboden bei starkem Regen eine natürliche Rinne, deren unpassirbare Kothmassen alsdann eine Demarcationslinie für hüben und drüben bilden.

Wer das Leben und Treiben im bunten Völkergewühle der bei 20.000 Einwohner zählenden Stadt kennen lernen will, lenke seine Schritte in die einzelnen Bazarstraßen, deren es für bestimmte Artikel und Waaren je eine giebt, ebenso wie Schreiner, Schuster, Sattler, Waffenschmiede rc. ihre eigenen Straßen innehaben, oder besuche die zweimal der Woche und zwar Dienstag vor dem Südthore, Freitag vor dem Westthore abgehaltenen Märkte. Der Tripoliner Bazar bietet noch einen Abglanz jenes einst im ganzen Orient so lebhaften Handelslebens, das in seiner Buntheit und Originalität so zahlreiche, fesselnde Erscheinungen und Charaktere aufweist. Hier erfreut sich das Auge des Besuchers an dem abwechslungsvollen Bilde, welches sich vor ihm entrollt, wie im mannigfaltigen Spiele eines Kaleidoskops, geben die hier bunt durcheinander gewürfelten Vertreter der Völker des Orients und vieler

Europa's ein Schauspiel, welches den ganzen Reiz eines Maskenfestes mit der Gediegenheit der Wirklichkeit verbindet und zu den interessantesten Vergleichen auffordert. Hier feilschen und streiten die stumpfnasigen Neger des Sudan mit den Händlern von Tripoli, dort wandeln die edler geformten Schwarzen von Bornu, und wieder dort erwecken die reichen Handelsherren der Wüste aus Rhadames mit ihrer weißen malerischen Kopfumhüllung und ihren verschiedenfarbigen Burnussen, ebenso wie die schwarz verschleierten, kriegerischen Tuareg allgemeine Neugierde. Dazwischen tummeln sich die am Handel betheiligten Tripolitanier der verschiedensten Classen. Der Charakter Tripoli's als Endpunkt der Caravanenstraßen aus dem Sudan und aus dem Tuareglande, ebenso wie aus Audschila spricht sich in diesem reichbewegten Bilde deutlich aus. Auf dem Markte von Tripoli tauscht der Beduine, der Neger und Tuareg seine Halfamatten und solche aus Palmblättern, Datteln aus Fessan, Wasserschläuche aus Ziegenhäuten, Getreide und Dhurrah, Kameel- und Schafbutter, Safran, Senna, Wolle, Gallnüsse und Dattelbranntwein, mit dem sich selbst der heuchlerische Fakir zu betrinken nicht scheut, gegen europäische und orientalische Manufacturen aus Wolle, Seide und Leder aus, hier vervollständigt der Forschungsreisende seine Ausrüstung und Ankäufe an bunten Zeugen, Glasperlen ꝛc., die ihm den Sudan öffnen helfen. Der betäubende Lärm, der orientalischen Märkten eigen ist, gellt auch hier wieder und erhöht den Reiz des fremden Schauspiels.

Das größte Contingent der Budenbesitzer stellen die Juden, welche in Tripoli fast ein Drittel der Bevölkerung bilden und Handel und Gewerbe in ihren Händen haben. In ihren Sitten und Gebräuchen völlig arabisirt, zeichnen sie sich vor den Eingebornen durch regelmäßige Schönheit der Gesichtszüge und malerische Tracht aus, insbesondere gilt dies von dem weiblichen Theile, deren reiches Costume aus einer goldgestickten Kappe (einem Dogenhut nicht unähnlich) und einem goldgestickten reichverzierten Wammse besteht, das ihren schlanken Leib umschließt und bei den Mädchen noch durch üppige, blendend blauschwarze, lang herabhängende Zöpfe vermehrt wird. Einzelne Typen erinnern an die Blüthezeit des Volkes und unwillkürlich taucht dem Beobachter ein Idyll aus der legendenhaften Geschichte desselben auf.

Erhöhtes Leben und vermehrte Bewegung im Volke bringen die zahlreichen religiösen Festlichkeiten, so z. B. die Procession der Marabuts der Congregation von Sidi Benaesa. Mehrere Tage hindurch durchziehen dann dieselben unter unaufhörlicher wüster Trommel- und Tambulekmusik die Gassen, von Moschee zu Moschee, rothe, gelbe, grüne und lilafarbige Standarten verkünden das Nahen des lärmenden Zuges, die Marabuts winden sich wie vom bösen Geiste besessen in krampfhaften wilden Bewegungen, Ausbrüche eines religiösen Paroxismus, der nicht selten den Passanten gefährdet, vom Munde schäumend, Suren des Korans recitirend, zerfleischen sich diese Fanatiker des Islams mit ihren Nägeln, verwunden sich mit ihren Messern und stechen sich Dolche durch die Wangen — die größere Zahl dieser Wunden erhöht das Verdienst und den Anspruch auf die Seligkeit des Paradieses.

Der dem Islam eigene fatalistische Grundzug, der in den Schrecken und Gefahren der Wüstennatur und in der natürlichen Ohnmacht des Menschen, denselben zu widerstehen, stets neue Nahrung fand, erklärt auch den Hang der Eingebornen zum finstersten Aberglauben; besonders große Stücke hält das Volk auf den bösen Blick, gegen welchen eine ganze Rüstkammer von Abwehrmitteln namhaft gemacht wird und wozu die Hand der Hampse zählt, die man darum auch in ganz Nordafrika an Thür und Mauer zahllos abgedruckt findet — wie denn überhaupt die Zahl „fünf" als glückbringend erachtet wird.

Mit bewunderndem Staunen erfüllen uns bei diesem Gange durch die Stadt die wiederholt auftauchenden Ueberreste von Baudenkmälern aus längst entschwundener Zeit, nicht nur in den Straßen, wo Reste von Triumphbögen, durch Häuser halb verbaut und verdeckt, zu Tage treten, sondern auch in den Moscheen stoßen wir auf griechische und römische Säulen, und viele andere der schönsten Bauten deckt die feuchte Fluth des Meeres und die heiße des Wüstensandes. Der Anblick dieser Baureste führt uns in die Vergangenheit von Tripoli und ruft in uns das Bewußtsein wach, daß wir mit Tripoli di Barberia (dem Tarabolos Gharb der Araber) classischen Boden betreten, auf dem Phönicier, Karthager, Griechen und Römer den großen Kreislauf im Sein eines Volkes durchgekämpft und einander weichen mußten, bis auch die letzten entnervten Träger classischen Culturlebens von den mit Naturgewalt

hereinbrechenden Bekennern des Islams hinweggefegt wurden. Verschwunden war mit einem Schlage alle Herrlichkeit, deren Abglanz wir jetzt noch bewundern.

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß wir im heutigen Tripoli auf den Trümmern von Oea stehen, das mit dem gegenwärtig ebenfalls in Ruinen gesunkenen Lebda (Leptis magna) im Osten und Sabratha im Westen, ursprünglich phönicische Handelscolonien, später, zur Römerzeit, jenen berühmten Dreistädte-Verein bildete, dem das heutige Tripoli seinen Namen verdankt.

Schon im frühesten Alterthume waren die das heutige Tripolitanien bevölkernden Nasomonen und Lotophagen dem Geschichtsschreiber Herodot als verwegene und gefährliche Seeräuber bekannt, während im Süden, im gegenwärtigen Fessan, die Garamanten und ihre Hauptstadt, das heutige Dscherma, von den Römern wohl gekannt waren. Mit dem Einbruche der Vandalen und später der Araber wurde das zur Zeit der Römerherrschaft über Nordafrika in zahlreichen Diöcesen verbreitete Christenthum zu Grabe getragen. Es folgt nun für Tripoli eine lange Periode steter Kämpfe und Herrscherwechsel. Im Jahre 647 n. Chr. erscheint Abdallah unter den Mauern von Tripoli und erobert die Stadt dem Islam, 200 Jahre später sitzen die Aglebiten als Herren im Lande und erhalten sich bis 1146, in welchem Jahre der ritterliche und kühne Normanenkönig Roger von Sicilien die Stadt in seine Gewalt bringt, um sie aber schon 13 Jahre später an die Almohaden zu verlieren. Auch diesen war keine allzulange Dauer vergönnt, denn schon 1269 wird die Dynastie gestürzt und die Hafsiden bemächtigten sich des ganzen unter dem Namen Ifrikia bekannten Littorals bis zum Westlande Maghreb, dem heutigen Marokko. Die von Tunis und Tripoli so schwunghaft und mit der größten Verwegenheit getriebene Piraterei und das Elend der Tausende von in Gefangenschaft geschleppten Christen-Sclaven erschöpfte die Geduld Karl's V.; von den Spaniern 1510 erobert, ging Tripoli in die Hände der Malteserritter über, denen sie Karl V. übergab. Fast schien es, als sollte es gelingen, dem Christenthum und abendländischer Gesittung wieder Eingang zu verschaffen — das heutige in Tripoli bestehende Franziskanerkloster datirt aus jener Zeit — doch nicht der Ansturm äußerer Feinde, sondern die Zerfahrenheit und inneren Fehden unter den Maltesern ließen dies nicht zu. Schon 1533 bemächtigte sich der gefürchtete

Seeräuber Barbarossa der Stadt, und obwohl von Karl V. wieder erobert, blieb Tripoli nur mehr bis 1551 dem Kreuze unterthan, um darauf für immer dem Halbmonde unterworfen zu werden.

Die neuen Eroberer, die Türken, nach innen in fortwährenden Aufständen der Eingebornen verwickelt, die stets blutig unterdrückt werden mußten, waren nach außen nur Nachfolger ihrer früheren Glaubensgenossen, d. h. verwegene Seeräuber, und es bedurfte mehrerer Flotten-Expeditionen von Seite Frankreichs und Englands, um diesem Unfug zu steuern. Ein Ereigniß von entscheidender Wichtigkeit brachte das Jahr 1714. Achmed Karamanli, ein Araber-Chef und Commandant einer Reiterschaar unter dem türkischen Pascha, warf sich in dessen Abwesenheit zum Herrscher von Tripolitanien auf. Es ist kein seltener Fall in der Geschichte islamitischer und orientalischer Dynastien im Allgemeinen, Gift und Meuchelmord lauerte in allen Gängen der Herrscherpaläste des Orients, so war es auch dem durch angeborne Schlauheit ausgezeichneten Araber gelungen, durch List die türkischen Soldaten aus Tripoli zu entfernen. Vor offenem Widerstande sicher, lud er nun alle türkischen Würdenträger, bei 300 an der Zahl, zu einem Feste — es kam aber nicht dazu, denn schon beim Eintritte in die Gänge des Regierungspalastes fielen alle dem Strange zum Opfer. Das Eigenthum der Ermordeten schickte der Usurpator schleunigst als Geschenk an die Pforte, die auch dieser Schmeichelei erlag und Achmed Karamanli als Herrn von Tripolitanien anerkannte. Bis zum Jahre 1835 erhielt sich seine Dynastie, um dann wieder der Pforte zuzufallen, als deren von einem Gouverneur verwaltetes Vilajet das Land bis heute verblieb.

Der von früheren Reisenden gerühmte Pomp und Hofstaat der Karamanlis ist verschwunden, mit ihm sind aber auch die geheimnißvollen Gewölbe des Residenzschlosses mit ihren dunklen Gängen, in denen Eunuchen ihr Unwesen trieben, ihrer Schrecken entkleidet.

Der ehemals schwunghaft und öffentlich betriebene Sclavenhandel hat Dank der Fürsorge Englands zum größten Theile aufgehört, nur im Geheimen und unter dem Schutze habgieriger Beamten vermag er sich zu erhalten. Die meisten europäischen Nationen sind durch Consulate vertreten, und in den Häusern der einzelnen Consuln concentrirt sich das im Winter rege

gesellschaftliche Leben, das nur durch die unvermeidlichen Rivalitäten zwischen den einzelnen Consulaten einen störenden Mißton erhält.

Die hier ansässigen Europäer, zum großen Theile Malteser und Italiener, sind fast ausschließlich Handelsbeflissene, ihrer Rührigkeit verdankt Tripoli, trotzdem daß kein Schiff der drei großen Dampfschifffahrtslinien, welche Südeuropa mit Alexandrien verbinden, den Hafen berührt, und die Regierung nichts beiträgt, den stetig zunehmenden Hafenverkehr. Die Zahl der ein- und auslaufenden Segelschiffe (vorzüglich aus und nach der Levante) übersteigt gegenwärtig 600, der Werth der ein- und ausgeführten Waaren 6 Millionen Gulden. Den Personenverkehr vermittelt ein kleiner, dem Stadtvorsteher — Schech-el-beled genannt — gehöriger Dampfer, der nur unregelmäßig die Verbindung mit Malta aufrecht hält.

Auf den Gang und die Entwicklung der Unternehmungen zur Erforschung des Inneren Afrika's konnte die früher dargelegte günstige Lage von Tripoli nicht ohne Einfluß bleiben. Der starre, wenig gegliederte Coloß des Continents bietet wenige Angriffspunkte für den Forschungsreisenden, von denen ausgehend ohne allzugroße Schwierigkeiten das unbekannte Innere erreicht werden konnte. Die libysche Wüste, das unzugängliche Wadai sperrte den Weg aus Osten vom Nilthale her, der Fanatismus der Bevölkerung und die Unsicherheit der Wege verbot ein Vordringen von den algerischen und marokkanischen Küsten aus, das tödtliche Fieberklima der Nigerniederungen raffte eine ganze Reihe entschlossener und kühner Männer dahin, deren Ziel die Erreichung des Sudans auf diesem Wege war.

Im Gegensatze hierzu verleihen die in Tripoli mündenden großen Caravanenstraßen hauptsächlich aus dem Bornureiche, aus Rhat und Rhadames, die in Tripolitanien und Fessan herrschende leidliche Sicherheit der Wege dem Orte eine besondere Bedeutung als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Forschungsreisen, und thatsächlich sah Tripoli im laufenden Jahrhundert eine stattliche Zahl von Entdeckungsreisenden in seinen Mauern. Für manchen unter ihnen der Beginn eines schweren Leidensweges und selbst die Pforte zum Grabe in den Sandwüsten der Sahara oder in den Sumpfniederungen des Tzadsees und den Wäldern des Sudans, war Tripoli für andere — und dem glücklichen Geschick sei es gedankt, für die Mehrzahl — die erste

Etape ihres ruhm- und erfolgreichen Forschungszuges oder wieder das heißersehnte Endziel nach überstandener Gefahr, unbeschreiblichen Strapazen und Entbehrungen. Mit bangem Herzen schied Mancher von diesem letzten Aufenthalte unter theilnehmenden Freunden und Bekannten, in freudiger und durch das Bewußtsein glücklich und erfolgreich geleisteter Aufgabe gehobener Stimmung betraten Viele wieder den Saum des Mittelmeeres, dieser Wiege abendländischer Cultur und Bildung in Tripoli. Die Namen der ersten Afrika-Forscher unserer und vergangener Zeit sind unzertrennlich mit Tripoli verbunden.

Friedrich Hornemann, der Vater der deutschen Afrika-Reisenden, eröffnete im Jahre 1800 die Aera der Unternehmungen via Tripoli. Im Auftrage der britischen Gesellschaft zur Erforschung Afrika's war er schon 1798 von Cairo aus über die Jupiter Ammon's Oase und Audschila, nach Uebersteigung der schwarzen und weißen Harrutschberge, als erster Europäer in Mursuk, der Capitale der Oase Fessan, eingetroffen. Ungeachtet der Schwierigkeiten und Gefahren, die er schon auf seinem ersten kühnen Forschungszuge kennen gelernt, trat Hornemann 1800 neuerdings eine Reise nach dem Sudan quer durch die Sahara an. Jahrelang blieb er verschollen, bis endlich die Kunde seines durch Krankheit erfolgten Todes zu Bakkani in Nupe sein Schicksal aufhellte. Siebzehn Jahre später durcheilt der italienische Arzt Della Cella das tripolitanische Gebiet und erweitert die bishin allzu dürftigen Kenntnisse über das Land.

In rascher Aufeinanderfolge dringen 1818—1820 Ritchie und Capitän Lyon, 1822—1824 die Expedition unter Major Denham, Dr. Oudney und Capitän Clapperton und später 1822—1826 Major Laing von Tripoli in's Innere vor. Epochemachend waren besonders die Resultate der Denham'schen Expedition, die zum ersten Male Kuka, die Residenz der mächtigen Herrscher des großen Bornureiches, Mandara und Sokoto in den blühenden Haussastaaten betrat. Durch sie erhielten wir die ersten eingehenden Nachrichten von der Existenz großer, auf einer gewissen Culturstufe stehender, reichbevölkerter und von mächtigen Sultanen beherrschter Staaten im Sudan, deren Namen vorher kaum bekannt waren.

Major Laing wieder vollbrachte eine Großthat persönlichen Muthes und opferwilliger Hingebung an das Erforschungswerk Afrika's, indem er

zum ersten Male von Tripoli über Rhadames, den Hauptort der blühenden und großen, von einer handelskundigen, aber fanatischen Bevölkerung bewohnten Oase Tuat, Insalah, und von hier die verrufenen, schreckensreichen Sanddünen und die wasserlose Tanesruft durchmessend, die von altersher märchenhafte, mit dem Nimbus des Wunderbaren umwobene Wüstenmetropole „Timbuktu“ erreicht. Nicht den Gefahren und Schrecken der vegetationslosen, steinigen Hochebene



Capitän Hugh Clapperton.

Tanesruft, welche sich zwischen Tuat und dem Nigerstrom ausdehnt, noch den unheilvollen Sandstürmen in der Region der Sanddünen sollte der unerschrockene Forscher unterliegen — auf der Rückreise nach der schützenden Küste im Herzen der Wüste, in der Nähe des Caravanenknotenpunktes Aranan ereilte ihn meuchlings der Dolch seiner fanatischen Tuaregführer. Keinerlei Aufzeichnungen gelangten je über diese großartige Reise nach Europa, bis zur

Stunde ist es nach ihm keinem Europäer gelungen, auf diesem Wege die Wüstenstadt Timbuktu zu erreichen.

Während sich das Innere durch die vorerwähnten Reisen stetig dem Freunde der Erdkunde eröffnet, ist auch die Küste der Schauplatz wissenschaftlicher Erforschung. Die hafenarmen, durch die Schilderungen und phantastischen Darstellungen der griechischen und römischen Geographen als Schreckensorte verrufenen Küsten der großen und kleinen Syrte werden 1821 durch die Brüder Beechey aufgenommen und erforscht und die Märchen des Alterthums durch die Kenntniß der realen Verhältnisse ersetzt.

Nach dieser Epoche großer Rührigkeit tritt eine achtzehnjährige Pause ein, es gilt ein Athemschöpfen, die Opfer, welche die Forschung gekostet, sind schwere gewesen, doch schrecken sie keineswegs neue kühne Männer ab, in die Fußstapfen der Vorgänger zu treten. Der Versuch, die Sphynx zu enträthseln, ist nur hier unterbrochen, doch wird er auf einer anderen Seite neu in's Werk gesetzt.

Ohne zu ahnen, daß er in der Folge noch zur Lösung einer der großartigsten Aufgaben in der Erforschung Afrika's berufen sein werde, und diese Lösung ihn zu einem der ersten Afrika-Reisenden aller Zeiten machen werde, betritt Dr. Heinrich Barth im Jahre 1844 die Nordküste Afrika's, durchforscht in vorwiegend archäologischem Interesse das Gestadeland von Tunis und Tripoli, die Cyrenaïca und Unter-Egypten, die Wiege classischer Bildung und Cultur, die Küstenländer des Mittelmeeres; Griechen und Römer aus ihren hinterlassenen Werken kennen zu lernen, war sein Ziel, die Reisemühen und Beschwerden selbst aber unbewußt eine Vorbereitung zum späteren großen Forschungszuge.

Das folgende Jahr gelingt es James Richardson, über Rhadames die Tuaregstadt Rhat zu erreichen.

Die Ergebnisse dieser letzten Reise veranlassen die englische Regierung im Jahre 1850, eine politische und commercielle Expedition nach Mittelafrika zu senden, zu deren Führer James Richardson ausersehen wurde. Durch die Vermittlung des preußischen Gesandten in London, Herrn Ritter von Bunsen, schlossen sich Dr. Barth und Dr. Overweg der Expedition an. Voll glühenden Eifers für das große Erforschungswerk eilten die beiden Deutschen voraus und

trafen am 19. Jänner 1850 in Tripoli ein, die Zeit bis zu der 12 Tage späteren Ankunft des Führers mit Ausflügen in die Umgebung, insbesondere in's Ghuriangebirge, ausfüllend.

Tripoli stand zur Zeit noch in der Glanzperiode gesellschaftlichen Lebens für Forschungsreisende; die vielgerühmte Gastlichkeit des englischen Generalconsuls Colonel Warrington, die bereits Lyon, Denham und Clapperton,



James Richardson.

Beechey genossen hatten, sie kam auch dieser Expedition zu statten. Die Macht englischen Schutzes und Einflusses, die Richardson und Dr. Barth bereits während ihrer vorhergehenden Reisen zu prüfen Gelegenheit fanden, sie bot auch jetzt einige Gewähr für das Gelingen des großen Werkes. Die wirksame Unterstützung Warrington's konnte nur die Hoffnungen der Expedition erhöhen. Wohl ahnten weder Richardson, der sich hier von seiner Gattin trennte,

noch Dr. Overweg, daß ihnen der Rückweg in die Heimat versagt und sie im fernen Bornu ihr Grab finden sollten.

Am 30. März erfolgte der Aufbruch der wohlausgerüsteten, mit einem großen Boote zur Beschiffung des Tzadsees versehenen Expedition von Tripoli gegen das Innere. Ihr doppelter Charakter als Gesandtschafts- und wissenschaftliche Expedition erheischte ein längeres Verweilen an den einzelnen Hauptorten ihrer Route nach dem Sudan, denn neben der Erforschung der



Dr. Heinrich Barth.

unbekannten Ländergebiete galt es, Freundschafts- und Handelsbündnisse mit den Häuptlingen und Fürsten der verschiedenen Reiche zu schließen. In Mursuk, der Capitale von Fessan, glücklich angelangt, begannen nun die Schwierigkeiten des weiteren Vordringens. Kriegerische Verwicklungen in Bornu verboten, die große Caravanenstraße über Bilma einzuschlagen; nach glücklich abgeschlossenem Vertrage mit den Tuaregs wurde der Weg über Rhat und durch das Gebirgsland Aïr nach dem Sudan gewählt. Indem sich nun die

Expedition nach Westen wandte, betrat sie neues, bishin unerforschtes Gebiet. Ueber die Hammada von Mursuk, durch die Tantawüste, an dem einer Geisterburg ähnlichen, phantastischen, wildzerrissenen Kamm des Idinenberges vorüber, dessen versuchte Besteigung Dr. Barth beinahe dem Tode des Verschmachtens aussetzt, erreicht die Expedition die Tuaregstadt Rhat und ihre Palmengärten.

Bot schon diese kurze Strecke eine Fülle von neuen Beobachtungen, so wuchs die Ueberraschung im höchsten Grade, als der Marsch von Rhat nach Süden dem Gebirgslande Aïr oder Asben zu, angetreten wurde. An Stelle der trostlosen steinigen Hammada und der sanftgewellten Sandebenen traten dunkelgefärbte, mächtige Felsmassen, von steilwandigen Schluchten zerklüftet, von mannigfach geschlungenen, trockenen Flußthälern durchsetzt, und je weiter der Marsch sich ausdehnte, desto häufiger und üppiger wurde Thier- und Pflanzenleben. Eine neue, unbekannte Welt, so ganz der bisherigen Auffassung des Charakters der Sahara widersprechend, erschloß sich den erstaunten Blicken der Expedition. Doch wir können uns hier noch nicht näher mit dem Lande, mit dem Geschicke und den Erlebnissen der Reisenden auf dem Marsche durch dasselbe beschäftigen, wir begleiten sie durch Damerghu im Süden der Oase Aïr und verlassen sie bei ihrem Einzuge in Sinder an der Grenze des großen Bornureiches.

Die Hiobsposten von dem am 4. März 1851 zu Ngurutua in Bornu erfolgten Tode Richardson's und dem Dr. Overweg's zu Madnari am 27. September 1852 würden einen minder für seine Aufgabe begeisterten Reisenden als Dr. Eduard Vogel es war, abgeschreckt haben, ihn bestärkten sie nur, Dr. Barth, der nunmehr allein das begonnene Werk fortzuführen hatte, baldigst nachzureisen. Auf das trefflichste geschult, als Astronom und Botaniker trotz seiner Jugend ein gediegener Forscher, betrat Dr. Vogel, die Brust geschwellt von den kühnsten Hoffnungen, Tripoli im Jahre 1853. An Warrington's Nachfolger im englischen Generalconsulate, Colonel Hermann, fand der junge Reisende einen treuen Berather, die kräftigste Unterstützung seiner ihm von der englischen Regierung übertragenen Mission. Den 28. Juni von Tripoli aufbrechend, wählte er die östliche Route über Bondschem, Sokna nach Mursuk, verfolgte von hier die große Bornustraße über die großen

Salzlager von Bilma, und erreicht, nach glücklicher Durchquerung der Sahara, Kuka, die Residenz der Sultane von Bornu. Durch Colonel Hermann erfuhr die Welt erst einige Details über seine am 8. Februar 1856 zu Abeschr in Wadai erfolgte Enthauptung. Von drei deutschen Forschern hatten in so kurzer Zeitspanne zwei ihr Höchstes, ein junges hoffnungsreiches Leben, der Erforschung Afrika's zum Opfer gebracht.



Dr. Adolf Overweg.

Ein günstigeres Geschick waltete über dem Briten Dickson, der auf drei verschiedenen Routen in den Jahren 1851—1854, von Tripoli ausgehend, Rhadames erreichte.

Gegen das Ende des Jahres 1861 trifft Henri Duveyrier nach einer denkwürdigen, dreijährigen Forschungsreise in der Sahara in Tripoli ein. Unter den Sahara-Reisenden aller Zeiten wird er stets zu den ersten gezählt werden, denn ihm verdanken wir die erste gründliche Erforschung des großen

centralen Plateau's in der Sahara, die ersten umfassenden Nachrichten über das eigenthümliche Volk der Tuareg und seines Landes, über das ganze Gebiet der Sahara zwischen El Golea und Mursuk, Tripoli und Rhat. Es ist nicht hier der Platz, näher auf seine Reisen einzugehen, wir werden ihm im Laufe unserer Wanderung durch die große Wüste wiederholt begegnen, in welcher er noch oft unser Führer sein wird.

Die Berichte Henri Duveyrier's über die Tuareg und deren Handelsbeziehungen zum Sudan und nach Timbuktu veranlaßten die französische Regierung, eine handelspolitische Mission nach Rhadames, einem der Haupthandelsplätze in der Sahara, zu senden, mit der Bestimmung, die einflußreichen Tuareghäuptlinge für den Abschluß eines Vertrages mit Frankreich zu gewinnen, in dessen Interesse es lag, dem Handel seiner algerischen Colonie das Hinterland tributär zu machen. Eine Expedition unter der Führung des Major Mircher, und von den Herren Polignac, dem Arzte Dr. Hoffmann, dem Naturforscher Vatonne und dem Dolmetscher Bu Derba begleitet, drang von Tripoli nach Rhadames vor und schloß hier im Jahre 1862 einen Vertrag mit mehreren Tuaregchefs. Allzu großes Vertrauen in diesen Vertrag sollte später einer hochsinnigen Dame, dem Fräulein Tinné, das Leben kosten.

Am 28. December 1864 schüttelt der kühne Sahara-Reisende Gerhard Rohlfs, ein Meister in der Technik des Reisens in der Wüste, hier den Wüstensand von sich, nachdem er, von Tanger in Marokko ausgehend, den hohen Atlas übersteigt, die Oasen Tafilelt und Tuat durchforscht, unter dem Schutze eines Geleitschreibens des mächtigen Scheriffs von Uesan, des marokkanischen Papstes, dessen Einfluß sich über den größten Theil der Sahara erstreckt, sich sechs lange Wochen in Insalah unter einer fanatischen Bevölkerung aufhält und die verrufene Straße von hier nach Rhadames weiterzieht, wo er wieder aufathmen darf, und schließlich wenn auch mit zerschlagenem Arme, doch sonst mit heiler Haut das Mittelmeer in Tripoli begrüßt.

Es kennzeichnet den Afrika-Reisenden Rohlfs, daß er, kaum geheilt von seiner schweren Verwundung, am 20. Mai des nächsten Jahres (1865) schon wieder Tripoli betritt, um seine große Reise quer durch die große Wüste und den Sudan anzutreten und nach zweijähriger Reise zu Lagos am Golf

von Benin der atlantische Ocean vor seinen Blicken sich ausbreitet. Man dürfte es dem Zauber einer Circe oder Sirene zuschreiben, daß Rohlfs nach den Erfahrungen, Entbehrungen und Mühsalen der ersten Reise in so kurzer Zeit eine noch größere Aufgabe zu lösen sich anschickt, wenn nicht Wüsten- und Afrika-Reisen überhaupt in ihrem Ernste den vorerwähnten Zauber illusorisch machen würden; es spricht sich vielmehr darin der wirkliche Beruf des kühnen, unternehmenden Forschungsreisenden aus.

Das Jahr 1869 darf ein besonders ereignißreiches für Tripoli genannt werden, es findet nicht weniger als vier Afrika-Reisende hier versammelt. Dr. Gustav Nachtigal, bisher Leibarzt des Bey von Tunis, welche Stellung ihm eine überraschende Fertigkeit in der arabischen Sprache und die Kenntniß islamitischer Gebräuche zu erwerben gestattet, bereitet sich hier zu seiner großen Reise nach dem Sudan als Ueberbringer der Geschenke des deutschen Kaisers an den Sultan Omar von Bornu vor. Heinrich Freiherr von Maltzan, der seit 1852 Nordafrika füglich seine zweite Heimat nennen konnte, beschließt seine Reise durch die Regentschaften Tunis und Tripoli. Gerhard Rohlfs beginnt hier seine vierte Reise auf afrikanischer Erde, die der Erforschung der Wüstengebiete an der großen Syrte, der Cyrenaïka und des libyschen Wüstengebietes, sowie des Oasengürtels im Süden desselben gilt. Endlich führt ein grausames Verhängniß das für Afrika's Erforschung begeisterte Fräulein Alexandrine von Tinné hierher, um sie wenige Tagreisen im Westen von Mursuk auf dem Wege nach Rhat, das sie besuchen wollte, der Raubgier ihrer Tuaregbegleitung als wehrloses Opfer zu überliefern.

Glück und Mißgeschick walten so verschieden über den Reisenden in Afrika, daß sich der Verlauf einer Reise nie vorherbestimmen läßt. Während der Reichthum und der Aufwand des unglücklichen Fräuleins Tinné eine Hauptursache ihrer Ermordung wurde, dringt der unter dem Drucke seiner beschränkten Mittel kämpfende Dr. Nachtigal als Erster von Mursuk aus in das bishin als unzugänglich gehaltene Bergland der Wüste, Tibesti ein, und erschließt es der Forschung, durchzieht das vorher zwei kühnen Deutschen todbringende Wadai, setzt seinen erfolggekrönten Forschungszug durch Darfur unter den schwierigsten Verhältnissen fort und erreicht wohlbehalten die schützenden Mauern Chartums.

Als letzter Reisender betritt Dr. Erwin von Bary, ein junger deutscher Geologe, Tripoli mit der Hoffnung und Absicht, daß es ihm gelingen werde, in das vielumworbene Hogarland einzudringen. Am 29. August 1876 verläßt er Tripoli mit einer Handelscaravane und erreicht Rhat. Mit seltener Energie setzt er es durch, trotz aller Abmahnungen, die sogenannten Crocodilteiche von Mihero im Tuareglande zu besuchen. Ausgebrochene Fehden zwischen den beiden großen Stämmen, den Hogars und Asdschers, zwingen ihn, auf das weitere Vordringen zu verzichten. Er kehrt nach Rhat zurück und dringt nach Aïr vor, aber auch hier findet er im Chef der Kelowi-Tuareg, der ihn förmlich ausplünderte, eine Grenze seiner Thatkraft. Er muß nach Rhat zurückkehren, wo ihn plötzlich am 2. October 1877 in Folge der ausgestandenen Reisestrapazen, wie der Kaimmakam von Rhat berichtet, oder aber durch verabreichtes Gift der Tod ereilt. ——

Wir haben in diesen kurzen Zügen jene Männer kennen gelernt, wir werden sie in der Folge wiederholt begegnen, ihre Wege kreuzen oder unter ihrer Führung unsere Wanderung fortsetzen, sie werden uns über Land und Leute unterrichten, uns in das Natur- und Menschenleben der Wüste einweihen.

Schon aus dieser flüchtigen Skizze werden die unendlichen Schwierigkeiten einer Reise in der Sahara oder gar einer Durchquerung derselben sich erkennen lassen. In der That lassen sich auch dieselben mit keinen anderen, mit der Bereisung eines anderen Erdgebietes verbundenen vergleichen, denn hier ist es nicht die Natur allein, die dem kühnen Eindringling die größten Mühsale und Entbehrungen auferlegt, ihn mit ungeahnten Gefahren bedroht, sondern in erster Linie der Mensch, der Verkehr mit fanatischen, durch jahrhundertelange Isolirung von toleranten und zugänglichen Völkern halbverwilderten Nomadenhorden, der eine unabsehbare Kette von Fährlichkeiten für den Reisenden in sich schließt.

Die Gefahren der Wüstennatur hat der Mensch, im Besitze der Mittel, die ihm die moderne Technik des Reisens an die Hand giebt, mit Erfolg bekämpfen gelernt, jenen gegenüber, die ihm vom Menschen drohen, ist er noch heute in vielen Fällen schutzlos, auf das Glück des Zufalls angewiesen.

Im dreifachen Charakter der Sahara, als Oase, Hammada und Dünengebiet, sind auch die Abstufungen ausgesprochen, die sich in den Gefahren der

Natur ergeben. Hammada und Areggebiet ringen um die Palme der größeren Gefahr, die Oase ist von Natur aus das heißersehnte Ziel, nach wochen- und monatelangem Kampfe in beiden ersteren, sie bezeichnet das Ende aller Leiden und Mühsale des Wüstenreisens. Sind ihre Bewohner gastlich und tolerant, so darf der Reisende hier seine erschöpften Kräfte stärken, auf Erholung, Genesung rechnen, sich von Neuem für die Weiterreise sammeln, im Gegenfalle muß er sie zu meiden suchen, denn die Gefahr eines Aufenthaltes in ihr, wenn sie ihm überhaupt zugänglich wird, untergräbt seine geistigen und physischen Kräfte mehr als die überstandenen Drangsale der Wüstenreise. Es kehrt ja in den Berichten der Forschungsreisenden zu oft diese Klage wieder. Die Erfahrungen sind zu zahlreich, um die Oase, abgesehen von der oft geringen Salubrität, als Paradies, als schützendes Asyl unter allen Umständen darzustellen.

Ein unleugbarer Beweis der Schwierigkeiten einer Ueberschreitung der Sahara ist wohl in der Thatsache zu finden, daß zur Zeit der unternehmenden, eroberungslustigen Römer in Nordafrika eine einzige Expedition unter Julius Maternus und Septimius Flaccus über die Oase Asben hinausgelangte; es mußten ungeheure Schwierigkeiten überwunden werden, wenn wir uns erinnern, daß zum Transporte des Proviants und der Kriegswerkzeuge Ochsenkarren verwendet wurden, deren tiefeingeschnittene Geleise man jetzt noch im Boden der Hammada stellenweise verfolgen kann.

Erst die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung erfolgte Einführung des Kameels als Lastthier bot die Möglichkeit, das Sandmeer zu überschreiten, die Wüste zu bereisen, sie war für Afrika eine so folgenschwere, denkwürdige Neuerung, als der Beginn des Eisenbahnbaues es für uns war.

In den Worten, die uns Herodot über das Klima der libyschen Wüste und Phazanias (des heutigen Fessan) vor 24 Jahrhunderten hinterläßt, sind auch die Gefahren ausgesprochen, mit denen das Klima und die meteorologischen Verhältnisse den Reisenden bedrohen. „Die Ataranten verwünschen die Sonne, die über ihren Köpfen hinzieht, und überschütten sie mit Schimpfworten, weil ihre Hitze die Menschen und das Land verzehrt. Das Wehen des Notus (Südostwindes) vertrocknete Alles, was Wasser enthielt. Nach den Libyern zogen die Psyllen in Waffen gegen den Notus aus, als sie aber zur

Sandwüste gelangten, setzte Notus mit verstärkter Kraft ein und begrub sie Alle. Das Land ist wüste, ohne Wasser, ohne Regen, ohne Bäume, aller Feuchtigkeit entblößt und ohne wilde Thiere."

Mit einigen Abänderungen dürfen diese Worte auch in der Gegenwart als Ausdruck des Klima's gelten. Die Sommerhitze der Sahara wird auch das sanfteste und ruhigste Menschenwesen zu Ausbrüchen der größten Niedergeschlagenheit verleiten, selbst für die an sonst unerträgliche Hitzegrade gewöhnten Beduinen ist die Sommerhitze auf der Hammada und im Areggebiete eine harte Plage, für europäische Reisende erheischt sie die größten Vorsichtsmaßregeln gegen den Sonnenstich und gegen Erschöpfung der Kräfte, denn nicht nur die unerträgliche Hitze der Luft, sondern auch die des Bodens ist zu bekämpfen. Wer dem Reisen zu dieser Zeit nur irgendwie ausweichen kann, thut es, und mit Recht. Wie gedrückt und muthlos fühlen wir uns nicht in unseren Breiten unter der kaum 35—38° Celsius im Schatten übersteigenden, selten tagelang anhaltenden Hitze mancher außergewöhnlich warmen Sommer, und doch was sollen diese Grade gegen die im Sommer häufigen, 5—6 Wochen anhaltenden 45—50° Celsius im Schatten bedeuten, welche der Reisende in vielen Theilen der Sahara zu überwinden hat? Was sind unsere Hitzegrade gegen diejenigen, die den Reisenden auf dem Marsche auf der schattenlosen Hammadafläche oder in dem bei jedem Schritte fußtief nachgebenden glühenden Sande der Areggzone peinigen, und nicht selten in ihren wohlgemessenen 53—60° Celsius, bei einer Bodentemperatur von 60—68° Celsius, ihn der Sinne berauben? In der Sahara, respective auf der Hammada, im Areggebiete giebt es keinen Schatten, nicht für den Boden und die Pflanzen, die dieser ernähren soll, nicht für die Thiere, die sie bewohnen, nicht für die Menschen, die sie durcheilen, die angegebenen Temperaturen werden es erklären, wie Herodot sagen konnte, daß die Hitze die Menschen und selbst den Boden des Landes verzehre, aussauge, daß sowohl die Flora als auch die Fauna der Sahara auf wenige ihrem Klima accomodirte Arten beschränkt ist.

Die Kehrseite dieser Hitze während der Tages sind die kühlen, nicht selten im Mai noch frostbringenden Nächte auf den höherliegenden Hammadas, sie gefährden die Gesundheit des europäischen Reisenden in höherem Grade

als die Hitze des vorhergehenden Tages. Temperatursprünge von 45° Celsius im Verlauf eines Tages müssen auch einen stählernen Körper mit der Zeit angreifen. So drückend die Hitze bei windstiller Luft ist, so vermag ihr die Willenskraft doch mit Erfolg zu widerstehen; wenn aber am südlichen Horizonte die bekannten rothschillernden Sandwolken aufsteigen, wenn der gefürchtete Gebli einsetzt, dann erschlafft das ganze Muskel- und Nervensystem des Reisenden, die Trockenheit der Kehle und der Schleimhäute, der Luftwege wird unerträglich, das Gefühl der größten Abspannung wird durch den Mangel an leicht athembarer Luft zu einer Tortur, die schwüle, drückende Luft, schon einige Stunden vor seinem Nahen fühlbar, reizt zum Schlafe, doch vergeblich wäre es, darin eine Linderung zu suchen, denn die Hitze ist unerträglich und wird auch durch den öfteren Wassergenuß, zu dem sich der unerfahrene Reisende unwillkürlich verleiten läßt, nicht gemildert. Immer näher rücken die dunkelrothen, die Atmosphäre bis zum Zenith erfüllenden Staubmassen und stoßweise, unter dem Impulse des immer neue Nahrung findenden Orcans, peitscht der rothe feinkörnige Sand Alles, was sich dem Winde entgegenstellt. In Augen, Ohren, Mund und Nase dringt der staubartige feine Sand ein, linienhoch bedeckt der glühende Wüstensand das schweißtriefende Gesicht und bildet bald eine harte Kruste, in den Augen brennt es wie Feuer und erhöht die Qualen der Hitze und des Durstes. In kurzer Zeit sind an den Zelten fußhohe Sandmassen angehäuft, das Innere der noch so gut verschlossenen Zelte ist mit Sand bedeckt, in alle möglichen Risse, Poren dringt er unwiderstehlich ein, so daß es zur Unmöglichkeit wird, etwas vor ihm zu schützen; die Kleidung durchdringend, lagert sich oft der Sand auf der Haut ab. Mit der zunehmenden Stärke des Sturmes nimmt die Hitze ab und nach mehreren Stunden, oft aber auch erst nach einigen Tagen hört er mit einem Male auf. Hat sich der Horizont geklärt, ist der Gebli endlich erstorben, so gewährt dann die Gegend ein verändertes Bild, die Hammada ist stellenweise mit mehrere Fuß hohen Sandhügeln bedeckt, Risse und Terrainfalten sind verschwunden, Gräben und Brunnen, etwaige Wasserlachen mit einer mächtigen Sandkruste bedeckt, an anderen Stellen, wo vorher fußhoher Sand gelegen, tritt das nackte Gestein zu Tage. Für die Oasenränder bricht dann ein schlimmer Tag an, mit unsäglicher Mühe müssen die

Gärten und Palmenpflanzungen vom Sande befreit, die Brunnen und Wasserrinnsale gereinigt werden.

Wehe dem Reisenden, wehe der Caravane, die auf einer längeren brunnenlosen Strecke von einem solchen Geblisturme überfallen wurde und nicht die größte Sorgfalt auf ihre Wasserschläuche verwendete. Nicht der Sand begräbt sie, der Durst und seine Qualen opfern die Reisenden dem entsetzlichsten Tode. Wenn wir in den Schriften des Sallustus über die Kriege des Jugurtha und des Leo Africanus über ganze vom Sande begrabene Heere lesen, wenn uns Herodot berichtet, daß die Armee des Cambyses auf dem Wege nach der Oase Sinah in der libyschen Wüste verunglückte, und in jüngerer Zeit Heeren von einer Caravane erzählt, die, aus 2000 Mann und 1800 Kameelen bestehend, im Jahre 1805 auf dem Wege von Timbuktu nach Tafilelt zu Grunde ging, so wissen wir nach den Berichten und Erfahrungen der modernen Reisenden, daß nicht der Gebli sie im Sande begrub, sondern der Wassermangel ihnen das Grab bereitete. Jene Bilder und Schilderungen, die Caravanen vom Sande verschüttet darstellen, sind als Producte einer überhitzten Phantasie anzusehen und können nur den Beweis liefern, daß ihr Schöpfer niemals die Wüste gesehen, in ihr gelebt und gereist. Wasser ist nicht nur die Fee der Oasen, es ist auch das eifersüchtig bewachte Kleinod einer Caravane, in der Wüste läßt sich erst der Werth eines Wassertropfens richtig schätzen lernen. Der Anblick gebleichter, längs der Caravanenroute hingestreuter Gerippe von Kameelen, Maulthieren, Pferden und auch Menschen erregt die Phantasie, welche die düstersten Bilder für die Zukunft malt. Wenn die Zunge schwer wird, die Lippen aneinander kleben und es in den Eingeweiden brennt, dann scheint es vorbei zu sein mit der Macht des Selbsterhaltungstriebes, willenlos fällt man nieder und bleibt regungslos liegen; das Wort Wasser, die von Gefährten ausgesprochene Erwartung, bald auf solches zu stoßen, elektrisirt nochmals den ganzen Körper, man rafft sich auf, schleppt sich weiter, bis der verheißene Labetrunk die Zunge und Kehle netzt und kühlt, oder nur neue Enttäuschung den Rest von Willens- und oft auch wirklicher Lebenskraft raubt.

Grausames Gaukelspiel, wenn in solchen Augenblicken in weiter Ferne eine Fata morgana glänzende Wasserspiegel und Palmen zaubert, die durch

die windstille Luft begünstigt, über dem übermäßig erhitzten Boden plötzlich entstehend, bei der Annäherung in Nichts zerstieben, die durch Durstesqualen oder auch selbst durch die drückende Hitze erregte Phantasie kann leicht Thürme, Paläste, Moscheen und Anderes mehr zu erkennen glauben, in den meisten Fällen reducirt sich die Fata morgana auf die Wasserflächen und eine Vegetationslisière, aus der Palmen auftauchen.

Peinlich wirkt nicht minder die scheinbare Nähe einer entfernten Gegend auf den ermüdeten Reisenden. Man wähnt die Strecke bis zum nächsten Dünengrat, der sich deutlich und scharf vor uns abzeichnet, in wenigen Stunden erreichen zu können, es wird uns versichert, daß hinter ihm der ersehnte Brunnen und Halteplatz liegt, und doch will der Weg kein Ende nehmen, trotzdem wir in gerader Linie durch keinerlei Terrainhinderniß beirrt auf das Ziel lossteuern. Schon hat die Himmelskönigin längst der Erde ihren letzten Kuß aufgedrückt, schon wirft die Caravane im hellen fahlen Mondlichte ihre weitreichenden Schatten auf die eigenthümlich mattleuchtende Sandfläche, und noch bedarf es eines letzten Aufraffens, eine Stunde Wegs, um das grausige Leiden zu beenden.

Jeder Vorsicht spottend, stürzt sich der Unerfahrene, und oft auch drängt es Jedermann dazu, auf die Brunnen, rasch ist das Wasser aus den 2—3 Meter tiefen Brunnen emporgeschöpft. Entsetzliche Täuschung! Das Wasser ist brackisch, gesalzen, mit Kameel- und Schafmist zur Consistenz verunreinigt, der letzte Gebli hat es mit Unmassen von Sand versetzt, trotzdem schlürfen wir es mit Begierde, um in kurzer Zeit darauf den früheren Durst zu empfinden.

Wie das Füllhorn einer gütigen Fee in unseren anmuthenden Märchen oft aller Noth ein Ende macht, so senkt sich unendlich wohlthätig die stille, heilige Nacht über die müden Reisenden. Endlich Ruhe, Kühlung, Linderung, freies Aufathmen nach namenloser Müh' und Drangsal!

Nicht überall und immer spielt sich dieses Bild ab, im Winter, und auf vielen gangbaren Caravanenstraßen trifft der Reisende bei jedem Halte hinreichendes und trinkbares Wasser — an das köstliche, erfrischende Naß unserer Quellen darf man wohl auch in diesem Falle nicht denken, aber die Qualen des Durstes, der Erschöpfung bleiben uns ferne.

In Hinsicht auf diese Leiden verschwinden die übrigen, wie Fieber, Rheumatismen, Augenleiden, die durch den Stich des Scorpions, der Tarantel und des Tausendfüßlers erzeugten Schmerzen; der Biß der gehörnten Viper oder der Gauklerschlange ist in seltenen Fällen tödtlich, gefährlicher ist jener der Pyramidenviper (Echis carinata), welche sich einem Pfeile gleich auf den Verfolger schnellt. Gegen alle diese Gefahren lassen sich Vorsichtsmaßregeln ergreifen, der Mensch hat gelernt, ihnen auszuweichen, sie zu eliminiren.

Daß wir mit diesem Bilde nicht übertreiben, werden wir in der Folge aus den Berichten der wissenschaftlichen Forschungsreisenden nachzuweisen Gelegenheit finden, wir wollen hier nur an die ergreifenden Schilderungen Denham's und Clapperton's, der ersten Europäer, welche 1822—1824 die Sahara zwischen Mursuk und Kuka durchquert haben, auf ihrer Rückreise von Kuka nach Mursuk erinnern. Sie war an Mühseligkeiten, Gefahren und Schreckensbildern überreich. Zusammenbrechende Kameele, denen hungrige Sclaven noch im letzten Todeszucken den Dolch in's Herz stießen und die Stücke Fleisch warm vom Leibe rissen, um sie roh zu verschlingen, Kinder, die kaum auf Händen und Füßen mehr weiter konnten, trotzdem mit der Peitsche vorwärts getrieben wurden, Skelete und halbverweste Leichen, über welche die Reitthiere stolperten, alles dies und noch mehr mußte überstanden werden.

In welchem Grade müssen nun gar die Leiden einer Sclaven-Caravane sich steigern, die erbarmungslos vorwärts getrieben, in welcher das Leben des Einzelnen zu einem Nichts herabsinkt!

Reisen durch die Wüste würden — das wird aus den vorhergehenden Zeilen erhellen — nicht so hoch im Werthe stehen, wenn sie kein ungewöhnliches Maß von Gefahren, Leiden, Entbehrungen und Ungemach aller Art mit sich brächten. Fast überall und immer begegnen wir in den Erzählungen der Wüstenreisenden dem Bilde eines beständigen Kampfes mit der Hitze und dem Wassermangel, mit Krankheit und Geldmangel, beständigen Verzögerungen, herbeigeführt durch die Unkenntniß der Nomaden vom Werthe der Zeit oder durch Feindseligkeiten benachbarter Länder und Stämme, fortwährender Gefahr durch Rohheit, Aberglauben und Mißtrauen der Bevölkerung und ihrer Machthaber.

Wenn Gerhard Rohlfs, einer der ersten Wüstenreisenden, sich dahin ausspricht, daß es das erste Erforderniß eines Afrika-Reisenden sei, sich selbst gründlich zu kennen, so soll damit gesagt sein, daß es einer solchen Kenntniß dringend bedarf, um im Verkehre mit dem Menschen mit einiger Aussicht auf Erfolg bestehen zu können. Selbst dann ist ja der glückliche Ausgang einer größeren Wüstenreise für den Europäer noch eine Gunst, eine Laune des Zufalls. Nur nach einer strengen und unparteiischen Selbsterkenntniß darf man hoffen, sich die genügende Menschenkenntniß anzueignen, und diese ist nirgends so unentbehrlich als bei Reisen in der Sahara, wo es täglich darauf ankommt, fremde Völker und Menschen richtig zu beurtheilen, die größten Gefahren drohen nur von diesen; wie schwer wird es hier, den Freund vom Feinde zu unterscheiden, um so schwieriger, eine je höhere Stufe von Halbcivilisation die Menschen, die einzelnen Stämme einnehmen. Ein zweites Haupterforderniß des Wüstenreisenden ist Geduld im denkbar höchsten Grade, er muß in Ausübung dieser Tugend ein Meister sein, denn wie oft kommt er in die Lage, Kränkungen und die gröbsten Beschimpfungen gelassen ertragen zu müssen. Wehe dem Reisenden, der sich in der Aufwallung auch des berechtigtesten Zornes zu einer drohenden Geberde oder übereilten Gewaltthat hinreißen ließe, sein Leben wäre unerbittlich verfallen.

Die Gefahren von Seite der Menschen wurzeln vor Allem im religiösen Fanatismus, sie werden aber auch noch verschärft durch die Befürchtung derselben, in ihrem Handelsinteresse geschädigt zu sein. Ausschließlichkeit und Hochmuth sind die hervorstechendsten Züge der Bekenner des Islams, insbesondere in Afrika. Ursprünglich zu engerem Zusammenhalten durch die mächtige, heidnische Umgebung genöthigt, entwickelte sich unter ihnen jener Geist, der später, als die Zahl der Anhänger sich in rapider Weise mehrte, zum Hasse gegen alle Andersgläubigen wurde. In ihrem Streben, ihren Machtkreis zu erweitern, ahmten die Muselmanen nur den Löwen nach, der vor dem Sprunge alle Muskeln und Sehnen zusammenfaßt und dann mit concentrirter Wucht den tödtlichen Schlag mit der Tatze versetzt. In Afrika hat der Islam seine ganze Expansionskraft der ersten Anhänger bewahrt, und sie zeigt sich am deutlichsten in den religiösen Genossenschaften, die mit den religiösen christlichen Ritterorden des 12. Jahrhunderts in ihrem inneren Wesen einige Aehnlichkeit haben.

Die strengen, intoleranten und jede Gemeinschaft mit Andersgläubigen verpönenden, politisch wie religiös Gesetzeskraft innehabenden Satzungen dieser Genossenschaften erklären es, warum, entgegen den ausdrücklichen Vorschriften des Koran, der in keinem Falle den freiwilligen Mord eines Christen billigt, so viele christliche Reisende dem Mordstahle der arabischen Muselmanen erlagen. Es ist also nicht eine überflüssige Sache, sondern für den Wüstenreisenden dringend geboten, sich durch specielle Studien der Doctrinen des Islams, der Regeln und Tendenzen der einzelnen Secten und Orden, die derselbe in sich schließt, gehörig vorzubereiten, dann nur darf der Reisende hoffen, den Fanatismus zu besiegen, indem er ihn mit seinen eigenen Waffen auf religiösem Gebiete bekämpft.

Die Sahara ist der Sitz zahlreicher Genossenschaften fanatischer Marabuts (geistlicher Würdenträger, geistlicher Aristokratie); die mächtigste und jene, welcher die meisten Morde christlicher Reisenden zur Last fällt, ist der Orden von Es-Senusi. Von seinem Hauptquartier, den islamitischen Klöstern in der Cyrenaïka und in den Oasen der libyschen Wüste, hat er seine Missionäre durch ganz Nordafrika ausgesandt, und seine Doctrinen, die im glühendsten Hasse der Christen und Europäer gipfeln, über einen großen Theil der arabischen und berberischen Bevölkerung der Sahara verbreitet, während er durch einflußreiche Abgesandte in steter Verbindung mit den fanatischen Marabuts der heiligen Städte von Hedschas in Arabien steht. Indem der Orden von Es-Senusi einsehen mußte, daß er im offenen Kampfe mit den Christen an jenen Orten, die der europäische Einfluß sich botmäßig gemacht, nicht aufkommen könnte, hat er sein Wirken darauf concentrirt, allen Anderen, selbst Muselmanen, mit Ausnahme seiner Anhänger, die Wege vom Mittelmeere nach Wadai zu sperren, seine Missionäre haben, wo sie konnten, die Bevölkerung der centralen Sahara von jener der Küstenländer zu isoliren gesucht und in ihnen den Haß gegen Christen geschürt, sie waren und sind die rührigsten Beförderer aller Aufstandsversuche der arabischen Bevölkerung in Algerien, sie leiten die Kriegszüge einzelner fanatischer Stämme gegen die im Glauben lau gewordenen Nachbarn, sie sind das mächtigste Hinderniß in der Erforschung der Sahara, die größte Gefahr für den europäischen Forschungsreisenden. Zu diesem religiösen Hasse kommt nun auch die Furcht, daß europäische Händler sich des Zwischenhandels, den die eingebornen

Kaufleute von der Küste zum Innern unterhalten und vermitteln, bemächtigen könnten, und diese Besorgniß steigert den Neid, den religiösen Haß oft zur Wuth. Alles dies erheischt vom Wüstenreisenden ein seltenes Maß von Selbstbeherrschung, Klugheit, Geduld, politischer Ueberredungsgabe, Schlauheit und in der Noth kräftiger Energie, um mit Aussicht auf Erfolg seine Reise unternehmen zu können. Jeden Augenblick in seinem richtigen Werthe, jede Gefahr in ihrer wahren Größe zu beurtheilen, mit größter Ruhe und Kaltblütigkeit alle Vorkehrungen zu treffen, die dem drohenden Ausbruche der Wuth erregter Araber die Spitze abbrechen sollen, rasche Geistesgegenwart sind unerläßliche Dinge für den Wüstenreisenden, Furcht kann, nur als Feigheit gedeutet, das Aeußerste und Schlimmste herbeiführen.

Und wie zahlreich sind die Gelegenheiten für einen Wüstenreisenden, mag er nun selbstständig eine Caravane ausrüsten, oder in Hinsicht beschränkter Mittel sich einer größeren, fremden anschließen, alle diese Eigenschaften auf die Probe stellen zu müssen! Wie schwer wird es, den Ernst der Drohung von leerem Wortschwall zu unterscheiden, wenn ein in seiner Eitelkeit verletzter Chef eines Trubi's oder eines Duars beim Barte des Propheten und bei allen Heiligen den Tod des Reisenden beschwört und sich wie rasend geberdet, wie schwer wird es für den Reisenden, unter den einzelnen Würdenträgern jedem einzelnen das ihm gebührende und eifersüchtig geforderte, nebenbei von den übrigen mit neidischen und scheelen Augen beobachtete Maß von Höflichkeit zu erweisen, alle jene subtilen Formen des guten Tons im Umgange und Verkehr, die sich auf nichtssagende Kleinigkeiten erstrecken, zu beachten, deren Außerachtlassung oder Vernachlässigung nicht selten den Anlaß zu gefährlichen Reibungen geben. Die Etikette in der Sahara ist complicirter als in den Salons der europäischen Gesellschaft und sie wird mit peinlicher Sorgfalt beobachtet. In wie vielen Fällen ist der Reisende genöthigt, seinen Glauben zu verleugnen, um überhaupt lebend ein Gebiet durchmessen zu können, und wie schwierig wird es selbst unter der Maske eines Muselmanes, die fanatischen Marabuts und Tholbas zu täuschen, denn der entdeckte Betrug ist meist das Signal zum Morde.

Wenn schon die klimatischen Verhältnisse eine Accomodation des europäischen Reisenden an die Kleidung des Arabers erheischen, so ist dies um so

dringender durch den Verkehr mit den Menschen geboten. Einige Handlungen des täglichen Lebens der Europäer sind in den Augen des Mohamedaners so anstößig, daß es von einem einzelnen machtlosen Reisenden wahnwitzig wäre, sich in dieser Hinsicht den Gebräuchen und Anstandsgefühlen derselben nicht unterzuordnen.

So gefährlich für den Reisenden ein großer Aufwand, die Schaustellung von Gold- und Silbergegenständen, ein luxuriöses Leben sind, da sie die Habgier des armen Nomaden, oder des von Haus aus räuberischen Tuareg reizen, so hemmend und traurig ist Geldmangel für den Reisenden, wenn man bedenkt, daß Wüstenreisen stets den Schutz eines mächtigen, einflußreichen Mannes, eines Stammchefs oder geistlichen Chefs nothwendig machen, und dieser Schutz nur durch reiche Geschenke erkauft werden kann, daß sich dieser unfreiwillige Durchgangszoll auf der Reise sehr oft wiederholt, da man im Tage manchmal durch die Gebiete zweier und mehrerer Stämme zu reisen hat, und daß mit dem Geschenke an den Herrn die Reihe derselben erst beginnt. Der Vers des Korans: „Gott wird nur dem gläubigen Barmherzigen seine Barmherzigkeit erweisen, spendet Almosen und wäre es nur die Hälfte einer Dattel! Wer heute Almosen giebt, wird morgen gesättigt werden", wird bis zur äußersten Consequenz ausgebeutet. Barth bekennt freimüthig, daß ein großer Theil der ihm von den Eingebornen gezollten Anhänglichkeit dem ansehnlichen Almosen, das er gespendet, zuzuschreiben ist.

Eine sichere und gute Waffe ist für den Wüstenreisenden ein treu zu behütender Schatz, ein Freund in der Noth, das Gefühl der Wehrlosigkeit ist niederschlagend und schmälert die Autorität des Reisenden bei seinen Dienern und Begleitern. Wie könnte ein waffenloser Reisender hoffen, Länderstrecken zu durchziehen, die im fortwährenden Kriegszustande stehen, wo der alljährliche Krieg gegen die Ungetreuen zu einer Institution im Organismus der Gesellschaft geworden ist, wo die durch Geschenke erkaufte Huld eines Häuptlings den Reisenden nur durch eine bewaffnete Escorte gegen fremde Stämme, oft aber auch gegen seine eigenen Untergebenen schützen kann, und diese bei der ersten wirklichen Gefahr, bei einem Angriffe zumeist gewiß Fersengeld bezahlt. Dabei ist aber die äußerste Vorsicht im Gebrauche der Waffen dringend geboten, eitle Prahlerei kann nur schaden.

Die größte Vorsicht und Umsicht, die regste Wachsamkeit erfordert die Nacht, sie ist der Verbündete aller Mord- und Raubanschläge, leiser Schlaf wird dem Wüstenreisenden mit der Zeit zur zweiten Natur.

Eine Quelle fortwährender Reibungen und Zänkereien ist der hochentwickelte Diebssinn der nomadischen Bevölkerung, und eine der größten Plagen des Reisenden, sich davor zu wahren; besonders den Waffen gilt das Liebäugeln der Wüstensöhne. Sich bei seinen Dienern, bei der Begleitung stets die volle Autorität, das ungeschmälerte Ansehen zu erhalten, ist eine weitere Hauptsorge für den Reisenden. Ein Zaudern und Schwanken rächt sich oft bitter, während im Gegenfalle das Vertrauen der Umgebung zum Reisenden eine Folge der heilsamen Furcht vor Ahndung etwaiger Uebergriffe ist.

Wie häufig kommt der Wüstenreisende in die Lage, sich Leuten anschließen zu müssen, deren Gemeinschaft ihm den größten Widerwillen, den berechtigtesten Abscheu einflößt; der gebildete Europäer muß, um seine Aufgabe durchführen zu können, sich einer Sclavenjäger-Caravane anschließen, da diese das einzige Mittel ist, das Geheimniß einer unerforschten Gegend zu lüften, muß die einfachsten Pflichten der Humanität, menschlicher Behandlung mit Füßen treten sehen und darf nichts zu Gunsten der Opfer grausamer Raubgier thun, im Gegentheile den Vorwurf im Blicke der hilfeflehenden Gefangenen aushalten. Weiche Regungen seines Herzens, seine besten Vorsätze müssen der gebieterischen Nothwendigkeit weichen.

Wie wir daraus ersehen können, ist der Beruf eines wissenschaftlichen Forschungsreisenden in der Sahara ein dornenvoller und erfordert ein eigenartig begabtes Menschenwesen. Nie ist ihm der nächste Tag sicher, denn der Tod lauert unter tausendfachen Gestalten auf die Beute, die ihm leider oft leicht wird.

Wesentlich leichter gestalten sich die Verhältnisse für den einheimischen Handelsmann; ein Gläubiger, hat er nur vor dem Wegelagerer der Wüste sich vorzusehen, ihm und seinen Waaren droht nur von dieser Seite Gefahr, mit der Natur der Wüste vertraut, scheitert er nur in seltenen Fällen, durch außergewöhnliche, hereinbrechende Elementar-Ereignisse oder durch leichtsinniges Gebahren mit den Wasservorräthen auf seinem Zuge durch die Wüste.

Der landschaftliche Charakter der Sahara und die obenerwähnten Schwierigkeiten und Gefahren ihrer Bereisung haben die Menschen auf die Association ihrer materiellen und intellectuellen Mittel angewiesen, für den Einzelnen sind nur kleine Theilstrecken der Wüste passirbar; der Eilbote, der in höherem Auftrage von Duar zu Duar auf windesschnellem Rosse reitend, die Stämme zum Kriege, zur beschlossenen Razzia auffordert, Nachzügler und Ausgeplünderte auf den großen Caravanenstraßen, das sind die Typen, die wir isolirt antreffen; zu einer größeren Reise oder gar zu einer Durchquerung der Sahara, der Areg, ist die Organisation einer Caravane (Kafla) nothwendig. Der bemittelte europäische Reisende wird sich eine selbstständige Caravane ausrüsten und er thut wohl, dessen Mittel aber beschränkt sind, muß den Abgang der größeren Caravanen nach dem Innern abwarten. Am häufigsten ziehen die Caravanen von Tripoli nach Mursuk und nach Rhadames. Die Zeit der Vorbereitung und Organisation einer Caravane ist für den Europäer von größter Wichtigkeit, schon dabei bietet sich ihm die reichlichste Gelegenheit, seine Thatkraft, seine Umsicht, sein Talent zum Reisen zu entfalten, denn es giebt tausenderlei Dinge, die jetzt vorzusorgen und zu ordnen sind. Glücklich Derjenige, dem ein mit Platzkenntnissen von Tripoli vertrauter Freund dabei behilflich ist, ihm die Wege zu ebnen, die Verträge mit den Dienern und dem Führer der Caravane abzuschließen, das Miethen oder den Ankauf der nöthigen Kameele perfect zu machen und ihn vor der schamlosen Uebervortheilung seitens der Händler zu bewahren. In dieser Hinsicht wetteifern Europäer und Eingeborne, zudem hat der Einkauf für den Uneingeweihten, wie G. Rohlfs bestätigt, seine Schwierigkeiten. Geht man z. B. auf den Markt, um ein Kameel zu erstehen, so nennt der Verkäufer nie den Preis desselben, sondern wartet auf das Angebot des Käufers, den zu fixiren für den Neuling sehr schwer wird, da es doch ein Gegenstand ist, dessen gewöhnlichen Preis er auch nicht annähernd kennt.

Nicht ohne tieferen Sinn nennt der Araber das Kameel das „Schiff des Meeres“, wenn es von uns das Schiff der Wüste genannt wird, denn zu einer Reise durch die Sahara gehört eine ähnliche Ausrüstung wie zur Seereise mit einem Segelschiffe. So wie der Capitän eines Segelschiffes nie mit Bestimmtheit vorhersagen kann, an welchem Tage er den bergenden

Hafen am Ziele seiner Fahrt erreichen werde, ebensowenig vermag der Chabir, der Führer einer Caravane, zuverlässig zu behaupten, an diesem oder jenem Punkte Wasser zu finden, oder in so und so viel Tagen die Oase zu erreichen. Wie auf einer längeren Seefahrt muß auch bei der Caravane für ausreichenden Proviant gesorgt werden, denn die Fälle, sich unterwegs den Proviant zu ergänzen, sind sehr selten. Auf das Zusammenhalten und die Conservirung des Proviants muß der Reisende stets große Sorgfalt verwenden, ein Verschleppen oder übermäßiger Verbrauch, zu welchem er bei Anlaß der öfteren Bewirthung von Gästen und Leistung von Gegengeschenken beim Durchzug durch die Ksors und Duars auf der Route sich leicht verleiten lassen kann, rächt sich oft bitter. Das Hauptaugenmerk hat jedoch der Reisende auf gute Wasserschläuche zu richten. An der weisen und mit Strenge überwachten Vertheilung des Wassers hängt auf manchen Routen durch die Wüste das ganze Wohl der Caravane in so höherem Maße, je größer dieselbe ist. Die Beaufsichtigung derselben soll der Reisende, wenn thunlich, sich selbst oder seinen bewährtesten Dienern vorbehalten. Als die besten Wasserschläuche gelten nach Rohlfs die von sudanesischen Ziegen, ihrer Größe und Dauerhaftigkeit wegen; aus dem ungenähten ganzen Fell eines Thieres bestehend, werden sie innen, um die Fäulniß zu vermeiden und des Kühlerhaltens wegen, getheert und können bis 36 Kilogramm Wasser halten. An den Halteplätzen angelangt, ist es eine kluge Vorsicht der Araber, die Wasserschläuche aufzuhängen, indem sie befürchten, daß der Sand das Wasser aus den Schläuchen sauge, auch ist es ein zäher Aberglaube der Araber, daß der Mond das Wasser trinke und die Schläuche bei Mondlicht zerplatzen, weshalb sie in diesem Falle dieselben mit Matten zudecken.

Die Beschaffung der zur Wüstenreise erforderlichen „Schiffe", Kameele, ist eine weitere Hauptsorge des Reisenden, von ihrer Brauchbarkeit und Ausdauer hängt die Dauer der Reise wesentlich ab; die Auswahl der Kameele erheischt ein kundiges Auge, ein Versehen, eine Irrung in dieser Hinsicht bereitet auf der Reise die ärgsten Verlegenheiten und Quälereien. In Nordafrika, in den Berberstaaten und in den Oasen des nördlichen Sahara-Randes wird nur das einhöckerige Kameel, das arabische Dromedar gezüchtet und ausschließlich als Lastthier verwendet. Vor Einführung des Kameels, die, nach

dem Fehlen von Kameelzeichnungen an den Felssculpturen der garamantischen Epoche zu urtheilen, erst zu Beginn unserer Zeitrechnung geschah, war der Esel, und da zu dieser Zeit die Sahara jedenfalls wasserreicher war, auch das Rind Lastthier und der Vermittler des Handels zwischen Nord- und Central-Afrika; am spätesten gelangte das Kameel nach Maghreb (Marokko) und in die westlichen Randgebiete der Sahara.

Das durch den landschaftlichen Charakter der einzelnen Partien der Sahara bedingte verschiedene Futter, der Vorrath an süßem Wasser, die Länge der Märsche und die verschiedene Belastung haben mehrere Varietäten des eingeführten arabischen Einhöckers zur Folge gehabt. Eine Art zeichnet sich durch raschen Gang, die andere durch Kraft und Ausdauer aus; nach diesen Eigenschaften wird die Befähigung des Kameels als Sattel- oder Reit- und als Lastthier bestimmt. Im östlichen und südöstlichen Theile der Sahara werden die stärksten Lastkameele gezüchtet, Lasten von 4—500 Kilogramm sind gewöhnlich, während den Kameelen Nordafrika's und jenen vom Südrande der Sahara nie mehr als 250—300 Kilogramm und dann nur auf kurzen Märschen aufgebürdet werden können, hingegen übertreffen diese letzteren das erstere an Fähigkeit, Hunger, Durst und Anstrengungen zu ertragen.

Die Renner unter den Kameelen, die vorzüglichsten Sattel- oder Reitkameele sind das in der Central-Sahara heimische, von den Tuareg gezüchtete Meheri und das von den Bischari in der nubischen Wüste gezüchtete Hedschin. In ihrer Bauart und Entwicklung weichen sie so sehr von dem gewöhnlichen Dromedar ab, daß man sie als eine eigene Race bezeichnen darf. Das Hedschin der Bischari ist von zierlichen Formen, kurzem, glattem Haar von weißer oder lichtgrauer, selten falber Farbe oder gefleckt, die Unterlippe hängt herab, die Ohren stehen und sind kurz, die Stirne breit und gewölbt, das Auge verständig und hell. Es schreitet mit leichtem Tritte, scheint den Boden kaum zu streifen und reitet sich ungemein sanft, bei größter Lenksamkeit erträgt es die größten Beschwerden. Außer dem langsamen abgemessenen Schritt hat es einen ihm eigenthümlichen Paßgang, mit welchem es leicht 8—10 Kilometer in der Stunde zurücklegt. Gehorsam und den Worten seines Reiters zugänglich, bedarf es keines Schlages, ist für gute Behandlung erkenntlich, rächt sich aber auch für Mißhandlungen.

Eine ungleich weitere Verbreitung hat das Meheri der Tuareg, für Wüstenreisen, insbesondere für das Durchqueren der Sahara ist es dem Menschen unentbehrlich, ja ohne selbes wäre das letztere eine Unmöglichkeit, da es auch als Lastthier verwendet wird. Es trägt verhältnißmäßig große Lasten, nimmt mit der dürftigsten Nahrung vorlieb und zeichnet sich durch einen hochentwickelten Ortssinn aus, so daß nicht selten verirrte Caravanen blos durch die Spürkraft der Meheri zu einer Oase oder zu einem Brunnen geleitet wurden. Trotz ihrer passiven Natur zeigen sie Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit an ihre Wohlthäter und wissen von selbst das Zelt ihres Herrn unter dem ganzen Lager einer großen Caravane herauszufinden.

Die vorzüglichste Eigenschaft des Meheri als Reitkameel ist seine seltene und bewunderungswürdige Ausdauer im Laufe; wenn es auch an Schnelligkeit hinter einem tüchtigen Vollblutaraber zurückbleiben wird, übertrifft es aber an Ausdauer, consequenter Einhaltung einer mäßig schnellen Gangart jedes Pferd und ist im Stande, mehrere Tage (3—4) ohne Unterbrechung den Reiter zu tragen und 7—8 Tage nacheinander täglich 80—90 Kilometer zurückzulegen, Leistungen, zu denen es bei den Rhessis (Razzias) der Tuareg oft genöthigt wird. Im äußersten Nothfalle vermag das Kameel, und zwar ein gutes Meheri, 12 Tage ohne Wasser zu bestehen, gewöhnlich läßt man es aber alle 2—3 Tage trinken; die zahllosen Uebertreibungen, welche in dieser Hinsicht gang und gäbe sind, ebensowie die Fabel, daß der Araber das Kameel schlachte, um das Wasser in dessen Magen zur Zeit der Noth zu erhalten, tragen zu sehr den Stempel des Unwahrscheinlichen, als daß sie noch einer Widerlegung bedürften.

Alle diese oberwähnten Eigenschaften und Vorzüge des Kameels sind durch den Ausspruch Barth's, daß an dem Kameel das Leben Afrika's hänge, am treffendsten illustrirt.

Die Kameele sind gemiethet, nach langem Feilschen ist der Reisende mit dem Besitzer übereingekommen, und der Miethpreis für die Reise nach Mursuk zu 7 Mahbub (35 Francs oder 21 Mark) für jedes Kameel bestimmt worden, da in Tripolitanien nicht wie im westlichen Theile der Sahara der Miethpreis nach dem Gewichte der Ladung, sondern für eine bestimmte Route bezahlt wird.

Es tritt nun die Sorge an uns heran, einen kundigen, geschickten, verläßlichen und willigen Führer, die nöthige Dienerschaft und Kameeltreiber zu engagiren, keine leichte Aufgabe, unter dem drängenden Haufen von nichts weniger als Vertrauen einflößendem Gesindel aller Hautfarben zu wählen, da doch Jeder im Stillen nachrechnet, wie hoch sich die zu stehlende Extrabeute belaufen wird. Hier ist der Rath eines in die Verhältnisse eingeweihten Freundes, die Bürgschaft eines Gewährsmannes dringend geboten, denn der Reisende ist auf weiteren Wüstenreisen, fern von allem Schutze, diesen Herren auf Gnade und Ungnade überliefert, zudem ist das Amt des Chabirs ein an Verantwortlichkeit schweres und wichtiges.

Nicht nur, daß er Richtung und Länge der ganzen zu durchmessenden Strecke und ihre einzelnen Abschnitte genau kennen und, wie der Seemann mit dem Meere, mit der Wüste vertraut sein muß, so ist ihm auch die Kenntniß der Umgebung und Lage der Brunnen, die am und in der Nähe des Weges liegen, unerläßlich, um bei einem, auch bei dem geübtesten Führer, besonders nach einem länger andauernden Gebli möglichen Irrthum, die Caravane, wie ein kundiger Lootse das Schiff in den Hafen, zu einem Brunnen zu bringen. In den steppenartigen, am Nord- und Südrande der eigentlichen Wüste sich ausdehnenden Gebieten, mit zahlreichen Dörfern, Ksors und Duars, deren Heerden im Frühjahre in der Steppe die üppigste Weide finden, in bergigen Strichen, wo die frappanten Formen der Berge zahlreiche Richtpunkte und natürliche Wegweiser abgeben, ist das Amt des Führers ein wesentlich erleichtertes, ein Abirren vom Wege selten, auch die Gefahr des Wassermangels ist eine geringere, da sich in den Wadis stets an geschützten Stellen Wasser findet. Ungleich schwieriger wird seine Aufgabe auf der weiten undulirten, vegetationslosen Hammada und im Dünengebiete, doch auch hier entdeckt der außerordentliche Ortssinn, das Orientirungstalent des arabischen Caravanenführers Anhaltspunkte, die jedem Anderen unbemerkbar bleiben müssen. Ein schmaler Sandstreifen, eine Kluft im ausgebrannten Thonboden oder eine unmerkliche Anhöhe, ein Skelet sind oft die einzigen Anhaltspunkte. Er kennt die eigenthümlichen Veränderungen in der Bodengestaltung, welche die Nähe von Wasserlachen und Brunnen anzeigen, für die Variationen in der Gestalt der Sanddünen seit der letzten Reise hat er ein wunderbar scharfes Auge.

Für die Verwendung der Magnetnadel würde der Chabir nur ein mitleidiges Lächeln haben, und was könnte sie ihm auch nützen, wenn er nicht die Lage der Brunnen genau kennen würde. Zu einer aufmerksamen, unablässigen Beobachtung der Boussole paßt sein träumerisches, die Bequemlichkeit liebendes Wesen nicht, er beobachtet Sonne und Sterne und diese sind ihm der beste Führer. Ohne die mindesten theoretischen Vorkenntnisse zu besitzen, weiß er zu jeder Stunde der Nacht die Stellung der Gestirne zu einander, kennt die für ihn bedeutungsvollen und weiß demnach die Richtung des Weges einzuhalten, bei Tag kennt er zu jeder Jahreszeit die Declination der Sonne und weiß danach genau die Himmelsrichtungen zu bestimmen. Der überwiegend klare Himmel in der Sahara hat nur zur Entwicklung dieser angeerbten Fertigkeit beigetragen, sie eigentlich geschaffen. Ebensowenig bedarf der Chabir einer Uhr, er theilt den Tag nicht in Stunden, sondern nach den Abständen der Sonne von ihrem Aufgangspunkte und weiß zu jeder Zeit nach ihrer Stellung und nach der Länge (nicht nach der Richtung) des Schattens den Zeitabstand zu bestimmen, der bis zum Untergang der Sonne noch verstreichen muß. Indem der Koran den Sonnenaufgang als Cardinalpunkt der Weltgegenden bestimmt, ist es erklärlich, daß von diesem aus alle Orientirung sich nach dem Laufe des Tagesgestirns richten mußte.

Der Chabir versteht sich ferner noch auf die Deutung der Spuren (Darb, Ethar), die er im Boden ausgedrückt findet. An den Spuren der Tritte eines Thieres im Sande erkennt er Alter und Geschlecht desselben, weiß ferner das Alter der Spuren selbst zu bestimmen und stellt sich auf diese Weise aus zahllosen unmerklichen Anzeichen eine ganze Chronik der Route zusammen; er weiß genau nach den Spuren zu unterscheiden, ob eine friedliche Handels-Caravane vor uns herzieht oder ob eine Razzia den Weg gekreuzt. Außer diesen Eigenschaften, die den Caravanenführer auszeichnen müssen, ist es von Vortheil, einen Mann zu wählen, dessen Heimat der Zielpunkt der Reise ist, da erstens nur die in der Wüste heimischen Nomaden die vorerwähnten gründlichen Kenntnisse der Wüstennatur und der Wüstenwege besitzen, ferner aber der Wunsch, selbst ungefährdet den heimischen Duar zu erreichen, den Chabir zu größerer Aufmerksamkeit und Energie anspornt.

Ist auf diese Weise die Begleitungsmannschaft der Caravane angeworben und bewaffnet, so gilt es noch, neben der Ausrüstung der Caravane (Proviantkisten, Taue, Werkzeuge, Kameelschlösser u. s. w.), für Geschenke und Tauschmittel zu sorgen. Die nomadisirenden Araber, die Tuareg, sind beiweitem anspruchsvoller als die Neger des Sudans, ihnen genügt nicht ein Halsband von Glasperlen, Nähnadeln und allerlei Flittertand, mit dem Werthe eines Geschenkes besser vertraut als jene, beanspruchen sie schöne und gute Burnusse von Tuch, die je nach der Würde des Wirthes einfach oder mit Gold gestickt sein müssen, Turbane bis 25 Meter lang, Sammt und Seidenstoffe, aromatische Essenzen, Schmuckgegenstände und Corallen und vor Allem, mit heißer Begier verlangt, silberbeschlagene und gute Waffen und europäisches Pulver, da ihr eigenes gewöhnlich wenig werth ist.

Der wissenschaftliche Forschungsreisende muß schon in Europa sich mit den nothwendigen Instrumenten und Apparaten versehen haben — denn in Tripoli fände er nichts.

Und nun zum Reisenden selbst. Das Klima und der Verkehr mit den Menschen erheischen die sorgfältigste Vorbereitung. Um den Einwirkungen des Klima's mit Erfolg widerstehen zu können, ist es nothwendig, sein Augenmerk auf die Bekleidung zu richten. Kleider aus Wolle sind zu jeder Jahreszeit unerläßlich, sie geben allein den nöthigen Schutz gegen den raschen und großen Temperaturwechsel und erlauben, die Hitze des Tages und die Kühle der Nächte ohne Schaden für die Gesundheit zu ertragen. Die ungewöhnlich starke, directe Sonnenstrahlung empfiehlt die Wahl heller Farben und die Kleidungsstücke selbst dürfen niemals den Körper beengen. Eine weite bequeme Tuchhose, ein leichtes Wamms aus Baumwollenstoff, ein Wollburnus als Schutz für die Nacht sind die geeignetste Bekleidung. Ein breiter und mehrmals um den Leib gewickelter Flanellgürtel ist aus Vorsicht gegen die möglichen Folgen einer Abkühlung des Schweißes sehr empfehlenswerth. Der Kopf sei stets durch einen breitrandigen, dichtgeflochtenen und hohen (am besten spitz auslaufenden) Strohhut bedeckt; das Gesicht durch einen leichten, grünen oder blauen Schleier zu bedecken, das Hinterhaupt und den Nacken durch ein breites, weißes Couvernuque, wie es die europäischen Truppen der Franzosen in Afrika und die Russen in Turkestan tragen, ist für den Neuling

im Wüstenreisen sehr vortheilhaft. Der Schleier hält den feinen Sandstaub ab, der durch die Kameele aufgewirbelt wird, und schützt das Auge vor den ungewohnten Lichtreflex-Wirkungen, die oft zu hartnäckigen Augenleiden führen, das Couvernuque schützt wesentlich vor Sonnenstich.

Da die meisten Brunnen in der Wüste brackiges, mehr oder minder salzhaltiges Wasser haben, das den natronhältigen Boden auslaugt, durch die große Hitze gewöhnlich 20—25° Celsius und auch mehr Wärme besitzt, durch verwesende Insecten und den Koth von Kameelen, Schafen, Gazellen verunreinigt, bei dem Hinabsteigen auch der Sand aufgewühlt wird, in vielen Fällen das Wasser sogar in Fäulniß übergehend, grün oder schwarz, klebrig wird, sehr übel riecht, einen äußerst faden Geschmack hat und in heftigem Grade purgirend wirkt, so ist wenig trinken und schlechtes, brackiges Wasser durch Cognac oder Kaffee zu verbessern, eine Hauptbedingung für die Erhaltung der Gesundheit, sich mäßig nähren und nur zu bestimmten Stunden eine weitere.

Bei aller Vorsicht ist aber der Reisende vor Krankheiten nicht gefeit, er muß daher auch sich selbst Arzt sein und sich mit den nöthigen Medicamenten versehen, zu denen vorzüglich Chinin, Opiumextract, Hirschhorngeist und flüssiges Ammoniak (gegen den Stich des Scorpions, der Tarantel und der Viper), Schwefelsäure, Zinkpräparate (gegen die Ophthalmie), Brechweinstein, Jodkali, Citronensäure zur Limonadebereitung, ferner gegen Verwundungen Heftpflaster, Charpie und Compressen gehören.

Meister in der Technik des Wüstenreisens, wie Barth, Rohlfs und Duveyrier, empfehlen es dem Reisenden, vor Antritt einer größeren Tour sich auf kleinen Ausflügen an die Entbehrungen und an die Sonnenhitze zu gewöhnen, insbesondere das Leben unter dem Zelte zu erproben; nichts ist bedenklicher für den Reisenden, als der plötzliche Wechsel von der Bequemlichkeit einer kühlen, den directen Einflüssen des Klima's entzogenen Wohnung in der Stadt, mit der Anstrengung einer langen Reise über gluthheiße Steppen.

Die Gefahren und Schwierigkeiten im Verkehr mit den Menschen, die wir bereits kennen gelernt haben, geben auch die Anhaltspunkte für das Benehmen, Gebahren und Unterlassen des Reisenden. Es sei nur noch

hinzugefügt, daß besonders auf der Hammada und bei Ueberschreitung der Sanddünenregion der Reisende es bestimmt vermeide, sich in die Discussionen der Führer über die zu nehmende Richtung einzumischen oder eigenmächtig dieselbe abzuändern; ist man von der Fähigkeit des Chabirs überzeugt und dieselbe von Vertrauensmännern bestätigt, so kann eine Einmengung als Zweifel gedeutet, den Führer in seiner Eitelkeit verletzen und Mißhelligkeiten hervorrufen, deren Folgen nur dem Reisenden von Nachtheil sein würden. Freigebigkeit gegen die Führer und Diener, sowie gegen die Reisegenossen sei ferner jedem Reisenden empfohlen.

Von wesentlichem Vortheile für den Reisenden in Fessan, so lange er innerhalb dem der türkischen Herrschaft unterworfenen Territorium bis an die Grenzen des Tuareglandes und bis über Mursuk hinausreist, ist ein Bu-Djeruldi (ein Regierungspaß), er ebnet so viele Wege und behebt viele Schwierigkeiten im Verkehr mit den Ortsvorständen.

Unsere Caravane ist endlich reisefertig, Alles geordnet und die Perspective auf die zukünftigen Erlebnisse spannt unsere Erwartungen, beflügelt unsere letzten Vorkehrungen. Wir lagern unter dem Palmenschatten der, Tripoli im Süden einrahmenden Oase Mschia, jenseits welcher uns die Bekanntschaft mit den Beschwerden der Durchquerung einer Dünenregion winkt. Wir folgen dem Rathe erfahrener Meister und unternehmen vor dem Aufbruche nach Mursuk einen Probemarsch in die Umgebung von Tripoli, an interessanten Punkten fehlt es nicht, wer irgendwie Sinn für die Geschichte der Cultur hat, dem drängen sich hier Schritt für Schritt die Wahrzeichen einer versunkenen weltbeherrschenden Culturmacht auf. Auch in landschaftlicher Hinsicht fehlt es nicht an Anblicken, die den Naturfreund erfreuen müssen.

Prächtig sind die Alleen kerzengerader Palmen, von Johannisbrot- und Orangenbäumen unterbrochen, zwischen denen Granatäpfel und Opuntien niedrige Hecken bilden, Turteltauben girren in den Wipfeln der Palmen, eine balsamische Luft, mit Orangenduft vermischt, weht dem Reisenden aus dem Dickicht der Hecken entgegen, nur dann und wann unterbricht ein durch die Palmenallee im weißen Burnus, auf dunklem, feurigem Rosse einhersprengender Araber die Scene ländlichen Friedens. Wohlthuend wirkt die Beobachtung, daß die Palmenpflanzungen sich der besten Pflege erfreuen, und es ist schwer zu

verstehen, wie dieselbe in anderen Oasen unbeachtet bleibt, da sie für das Leben der Oasenbewohner von unschätzbarer Wichtigkeit ist. Der herrliche Baum gewährt ihnen nicht blos den kühlenden, erquickenden Schatten und spendet die Materialien zum Baue ihrer Hütten, er liefert auch mit seinen Blättern und Bast (zu Flechtwerken, Stricken und Matten) den Stoff zur Betreibung der wenigen Industrie, mit seinen Datteln eine köstliche Nahrung und Branntwein und aus seinem Stamm den Lakbi, der frisch ein süßes und angenehmes, gegährt ein stark berauschendes Getränk abgiebt. Die Bewohner der Oase, seßhafte Ackerbauer und Gärtner, stechen in ihrem leichten sanguinischen Temperament wohl von der Gravität und dem Hochmuth der Städter ab. Stets rührig und gewandt, trotz einer erdrückenden Steuerlast und der erpressungsgewandten Wirthschaft der türkischen Behörden heiter, keine Mühen und Strapazen scheuend, sind sie im Stande, tagelang neben einem ziemlich schnell gehenden Reitesel einherzulaufen, ohne eine Spur von Ermüdung oder übler Laune zu zeigen, im Gegentheile verkürzen sie sich und Anderen noch die Zeit und die Langweile des monotonen Rittes durch lustige Geschichten und originelle Bemerkungen über die Passanten, über Dörfer, durch welche der Weg führt.

Nach zwei kleinen Stunden erreicht man die Ostgrenze der Mschia; nur durch einen schmalen, sebchaartigen Landstrich von ihr getrennt, liegt die Oase Tadschura, ein Dattelhain, in dessen Mitte sich eine von der Bevölkerung sehr heilig gehaltene Moschee (Dschemma) erhebt, deren alte Architektur (48 mit korinthischen Capitälern versehene Säulen) auf ihren christlichen Ursprung hindeutet. Nachdem wir die sehr fruchtbare Oase verlassen, folgt eine Strecke unbebauten Landes und dann jene trostlose Sandregion, welche die Oasen Sensur im Westen, Mschia im Süden und Tadschura im Osten wie ein Gürtel umspannt. Bald ist auch diese überwunden und schon im Osten des Wadi Msid erreichen wir einen reichen, fruchtbaren Landstrich, der durch das immer näher an die Küste tretende Messalata-Gebirge immer schmäler wird. Die Gegend ist von zahlreichen Araber-Duars belebt und bietet ihren großen Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden eine treffliche Weide. Der Archäologe stößt hier auf zahlreiche Spuren der phönicischen, griechischen und römischen Ansiedler.

Wenige Stunden später betreten wir Choms oder den Bezirk von Lebda. Fünfzehn Meilen von Tripoli in ostsüdöstlicher Richtung entfernt und an der Küste gelegen, war Leptis magna zur Zeit der Phönicier eine Pflanzstadt dieser ersten Handelsleute zur See, und noch unter den Römern blühte die Stadt, bis Vandalen und Araber sie zerstörten. Ihre Trümmerreste bilden aber noch gegenwärtig ein verlockendes Studiumfeld für den Alterthumsforscher. Ungeheure Pfeiler, Mauern, Thorbögen aus dem schönsten Granit gearbeitet, Marmortafeln mit punischen, griechischen und römischen Inschriften, Reste einer großartigen Wasserleitung, bewunderungswürdiger Tempel, Bäder und eines Amphitheaters sind die stummen Zeugen versunkener üppiger Pracht, heroischer Leistungen auf dem Gebiete der Kunst, aber auch die Wahrzeichen für das Schicksal verweichlichter, im Genusse aufgehender Völker.

Den schärfsten Gegensatz zu diesem glanzvollen Bilde bietet ein Blick auf die heutige Bevölkerung und ihre Behausungen. Einstens Marmorpaläste mit prunkhaften Bädern, jetzt elende, kaum irgendwelchen Schutz gewährende Hütten aus roh übereinander gelegten Steinen die Wohnungen der seßhaften Bevölkerung, oder schlechte, dürftige und kleine Zelte der nomadisirenden Araber. Die ziemlich dicht bevölkerte Gegend, sie trägt in dem Aussehen der Wohnungen und Menschen den Stempel der Bedrückung durch die Gewalthaber. Angesichts der herrlichsten Baudenkmäler und verfallenen Paläste, die nur einer geringen Ausbesserung bedürften, um mehreren Familien als solides und gesundes Obdach zu dienen, fristen die Araber ihre erbärmliche Existenz und schleichen stumpfsinnig an allen diesen Herrlichkeiten vorbei. Wie Rohlfs erzählt, versteigt sich höchstens ein Thaleb oder Mederres zu der Aeußerung: „Das sind Werke der Rumi (Christen), sie standen mit dem Teufel im Bunde, als sie diese Schlösser erbauten, verflucht seien die Christen.“

Ueber Messalata kehren wir nach Tripoli zurück, der Weg ist reich an romantischen Schönheiten und überraschenden Fernsichten. Zahlreiche Ruinen von festen Schlössern, Castellen, Grabmälern und Privatbauten verleihen der Gegend einerseits eine melancholische Staffage, während die mit Gerste, Weizen, Mais und Tabak bebauten Felder, die Obstgärten voll Wein, Feigenbäumen, Johannisbrot, Oliven und Orangen den tröstlichen Gedanken erwecken, daß zwischen jenen Resten verschwundener Geschlechter neue Menschen

leben und weben. Auch des wilden Pflanzenschmuckes ermangelt die durch zahlreiche Quellen und Rinnsale bewässerte Berglandschaft nicht. Am Wege stehen wilde Oliven oder die kleinblätterige Eiche, Tamarisken und Oleander umsäumen den Rand der Bäche, und an den Berglehnen, wo sie nicht mit Rasen bedeckt sind, wachsen duftende Artemisia und andere aromatische Kräuter. Seitwärts von der großen Straße schneiden Gebirgsthäler ein, die dem Jäger einen willkommenen und ergiebigen Jagdgrund bieten. Unmassen von Tauben nisten in Löchern an den Abhängen der steilen Kalkwände, Rebhühner durcheilen die Büsche und wilde Enten beleben die einsamen Tümpel, Wüstenfüchse und Schakale jagen die ängstlich in ihre Schlupfwinkel eilenden Hasen und Kaninchen.

Der Blick nach Süden wird auf der ganzen Strecke von Messalata bis Tripoli durch die Wände der Boudara- und Tarhonaberge, die eine durchschnittliche Höhe von 350 Meter mit Gipfeln bis 420 Meter haben, abgesperrt. Weite Strecken zeigen den kahlen, weißen Kalkfelsen, entblößt von jeglicher Erde, in seltenen Ausnahmsfällen finden sich in einem geschützten Wadi oder an einer Quelle Gruppen von Datteln oder Oelbäumen. Im Frühjahre hingegen grünen die Bergtriften und sanftgeneigten Abhänge und bieten den Schaf- und Ziegenheerden reichliche Nahrung; Hahnefußarten, lebhaft gefärbte Tulpen und andere Liliengewächse, gemischt mit eßbaren Zwiebeln (ein Lieblingsgericht der Nomaden), schmücken die Hochflächen, unter dem versengenden Athem des Gebli verschrumpfen und zerfallen im Sommer die letzten Spuren des Grüns, und todt, kahl, öde wird's wieder auf den Höhen.

Die zahlreichen, von den Tarhonabergen in die Küstenebene herabreichenden Wadis zeigen überall noch die Spuren der einstigen römischen Landwirthschaft, riesige Querwälle zur Stauung des Wassers, Reservoirs und Irrigationscanäle zur Berieselung der Felder zur Zeit der Sommerdürre.

Nahezu in gleicher Entfernung wie Lebda im Osten, liegen im Westen von Tripoli die Ruinen von Sabratha. Ueber die Oase Sensur, an einem der schönsten Theile der Küste von Tripoli gelegen und ihres fruchtbaren Bodens und Wasserreichthums halber hervorzuheben, erreichen wir, abwechselnd durch Sandebenen und Palmenpflanzungen reisend, die Ruinen von Sabratha, der einstigen phönicischen Handelscolonie und später zur Römerzeit als

Geburtsort der Flavia Domitilla, Gemalin Vespasian's und Mutter des Titus, sowie einer der Bischofssitze im 3. Jahrhundert n. Chr. Die Zerstörung der einstigen Prachtbauten ist hier gründlicher als bei Lebda gewesen, indem man heute nur wenige Mauerreste, meistens nur die Spuren der Fundamente antrifft.

Von diesem Ausfluge zurückgekehrt, gönnen wir uns noch einige Rasttage inmitten des Palmenhaines der Mschia, und brechen dann endlich in der Morgenfrühe nach dem Innern, einem ungewissen Schicksale entgegen, auf. Das Wehklagen der Weiber, deren Herren und Ehegatten unsere Caravane begleiten, verstummt endlich, der Führer und die Kameeltreiber mit dem Beladen der Kameele, die nur widerwillig unter einem eigenthümlichen unharmonischen Gurgeln, Brüllen und Fauchen die Bürde auf sich nehmen, sind fertig, gegen Osten sich verneigend, empfehlen sie ihre Seele Gott, seinem Propheten, allen heiligen Marabuts und erflehen ihren Schutz für die Reise. Wir selbst nehmen von dem im Sonnenglanze herrlich aufleuchtenden Spiegel des Mittelmeeres Abschied, und nun gilt es den Blick nur nach vorwärts mehr zu richten, vor uns und zur Seite des Weges giebt es eine Fülle von Objecten, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. „Allah il l'Allah, ssalam ala rassul oua nebbina“ (Gott ist der Höchste, Heil und Frieden über unseren Gesandten und Propheten), ertönt es in eintönigen Klängen aus dem Munde unserer Begleiter, dazwischen schreien die Kameeltreiber ihr E—o—a! E—o—a! um die Thiere zum Ausschreiten anzuspornen.

Es währt nicht lange und wir stehen am Rande der Düne, bei einem Brunnen, wo die Wasserschläuche sorgsam gefüllt werden, und nun geht es bergauf, bergab durch die breiten Dünengürtel mit beweglichen Sandhügeln. Nur mühsam dringen die Kameele durch und über den weißen, im grellen Sonnenlichte blendenden Sand. In einzelnen Einsenkungen mit Wasserlöchern und einer Kräuterdecke stoßen wir auf einzelne Araber-Duars, die ihre Ziegenheerde überwachen; aus der Sandebene heraus breitet sich vor uns eine fruchtbare, wellenförmige Ebene mit Gerstenfeldern, der östliche Theil des Unterlandes „El Dschefara“ aus, das sich von dem halbmondförmigen Gebirgskranze im Süden von Tripoli bis zur Küste erstreckt. So gut das

Land auch angebaut ist, so ärmlich sind die Bewohner und ihre Zelte. An vielen Stellen ist das Land mit dichtem Buschwerk der Lotusstaude (Lotus zizyphus), hier Ssodr genannt, bedeckt, die mit ihren zahllosen Dornen, weit und tief verzweigten Wurzeln fast unausrottbar ist und im Tell die Verzweiflung des ackernden Colonisten bildet. Ueber zahlreiche Wadis, im Winter reißende Wildbäche, zur übrigen Jahreszeit trockene Flußthäler und durch schöne Weidegründe erreichen wir am zweiten Tage den felsigen Abhang der Ghurianberge, wo wir am Rande eines Wäldchens von Olivenbäumen und bei einem Brunnen mit erträglich gutem Wasser unser Nachtlager aufschlagen. Wir würden vielleicht selbst noch gerne weitergekommen sein, doch der Führer und die Kameeltreiber legen ihr Veto ein und da giebt es keine höhere Appellinstanz. Die verhältnißmäßig kleinen Tagemärsche erklären sich aus der Gewohnheit der Araber, die Thiere getrennt für sich hinziehen zu lassen, die natürlich von jeder Gelegenheit am Wege, sich schmackhafte Kräuter abzuweiden, Gebrauch machen, während bei den Tuareg die Kameele eines hinter dem anderen in einer Linie, mit einer Leine verbunden sind und dem Willen des Führers an der Spitze des Zuges folgen müssen.

Das Abladen der Kameele, die sich jetzt viel williger zeigen, geht rasch von statten, das Zelt ist in Kürze aufgeschlagen, die Matten ausgebreitet, bald erquicken wir uns an einer kräftigen Mahlzeit, die eine Tasse Kaffee beschließt; die Diener und Kameeltreiber sind unterdessen auch mit Kuskus und Galetten zufriedengestellt worden. Auf den bloßen Boden zwischen den Waarenballen sich kauernd, den Burnus, der in seiner aschgrauen Farbe die Zeit seiner letzten Reinigung nicht mehr erkennen läßt, fester um sich gezogen, schlafen die Wüstensöhne bis zum Aufbruch am nächsten Morgen, während andere, und zwar jene, welchen die Wache für die Nacht obliegt, sich um ein gemächliches Feuer, und zwar in eine für uns ungemüthliche und erschreckende Nähe, oder aber gar in die noch warme Asche eines verglimmenden Feuers legen, von den Heldenthaten ihrer Vorfahren und was noch näher liegt, von uns und unserer zu erwartenden Freigebigkeit sich gegenseitig unterhaltend. Für uns ist endlich auch nach einer Runde um das Lager die Zeit der Ruhe gekommen, die schußbereite Waffe neben uns, dürfen wir die Schläfer bei den Kameellasten nachahmen. Die Kameele sind an ihren Vorderbeinen

durch ein Schloß eng aneinander gefesselt, um ihr Entfernen vom Lager, besonders aber ihre Entwendung zu verhindern. Je nach dem Grade der Sicherheit der Gegend müssen sich natürlich auch die während der Nacht zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln richten.

An diesem Lagerplatze sind wir mit Ausnahme von Dieben vor ernsteren Bedrohungen sicher. Die Nähe des Gebirges macht sich in den Frühstunden merklich fühlbar, das Zelttuch ist naß und steifgefroren, das Wasser in den Schläuchen kalt, ein lustiges Feuer und ein Trunk heißen Kaffees oder Thees bringt uns in Bewegung. Das Zelt wird abgebrochen, Alles wieder in gehöriger Ordnung auf die Kameele geladen, deren Gurgeln und das bunt durcheinander tönende Geschrei der Kameeltreiber in der Stille der Gegend nachhallen. Die Sonne ist wieder in voller Majestät über die Hochfläche der Tarhonaberge aufgestiegen, die letzten Nebelschleier in den Wadis und am Nordhorizonte zerreißend, in ihrem Lichte erglänzt der fahle Boden, über den die langen Schatten der Caravane hingleiten. Die noch hie und da matt aufflackernden Wach- und Kochfeuer hinter uns sind die letzten Merkzeichen, daß wir hier gelagert haben. Mit frischer Kraft geht es den Bergen zu, die wir erklimmen müssen, um auf die Hochfläche von Ghurian zu gelangen. Der Nordabhang der Ghurianberge, denen wir zustreben, ist fast ganz kahl, nur die Formen der Berge bieten einen malerischen Anblick.

Die Baumlosigkeit der Tarhonaberge wird hier in den westlich davon gelegenen Ghurianbergen durch üppige Pflanzungen innerhalb bewässerter Wadis gemildert. Hier und dort durchbrechen Basaltkegel vielfach die Kalk- und Sandsteinlager, die letzteren verleihen durch ihre abwechselnde Färbung, vom tiefen Braun in's grelle Gelb übergehend, den zerrissenen Thalschluchten oft ein phantastisches, wildes Colorit, von welchem das herrliche Grün der Palmen-, Orangen-, Oliven- und Feigenwälder, die diese Schluchten erfüllen, sich wirksam und dem Auge erquickend abhebt. Zu unserer Rechten steigt der durch seine regelmäßige, conische Form auffallende Dschebel Tkutt, wahrscheinlich ein erloschener Vulcan, bis zur Höhe von 900 Meter (der höchste Punkt des ganzen Ghuriangebirges) empor. Der tief in den mergeligen Boden eingeschnittene Weg steigt nun rasch zur steilen Höhe, von der Ferne wie eine zusammenhängende Gebirgskette aussehend, zeigt sich eine steile,

zerklüftete Wand, wie Rohlfs annimmt, ehedem wahrscheinlich die Grenze des nordafrikanischen Ufers. In einer engen Schlucht aufwärts klimmen die Kameele empor und erreichen ohne Unfall die Höhe und bald darauf den malerisch und 700 Meter hoch gelegenen Kasr Ghurian, das türkische Castell, die Residenz des Kaids des Ghurian-Districtes. An den tiefen Abgründen vorüber schreitet das Kameel mit derselben Sicherheit wie das Maulthier, es geschieht sehr selten, daß ein Thier verunglückt, hingegen ist beim Bergabreiten die äußerste Vorsicht nöthig, denn sich selbst überlassen, gerathen die Thiere in's Rennen und halten nicht eher im Laufe, als in der Ebene an. Die Situation des Reiters in einem solchen Falle ist keine beneidenswerthe, eigentlich eine sehr gefährliche. Die Stöße sind unerträglich, und wem es nicht gelingt, sich an der nächsten günstigen Stelle herabgleiten zu lassen, läuft Gefahr, an die Felswand oder in den Abgrund geschleudert zu werden. Das Festhalten am Sattel wird bei dem schnellen Laufe des Reitkameels fast unmöglich. Auch für die Lastthiere ist der Abstieg schwierig und erfordert eigenthümliche Vorsichtsmaßregeln der Treiber. Durch die heftigen Stöße geräth die zu beiden Seiten des Höckers an den Flanken des Thieres gleich vertheilte Ladung aus dem Gleichgewicht und löst sich los, oder was das Gefährlichste ist, rutscht dem Thiere auf den Hals, worüber es wüthend vorwärts rennt, sich die Beine bricht oder an eine Felswand anprallt. Um dies zu vermeiden, hängen sich die Treiber an den Schwanz des Thieres, lassen sich nachschleifen und hemmen so den Lauf desselben.

Nördlich und westlich schweift der Blick vom Kasr Ghurian in ein tiefes Thal hinab, von Oliven-, Wein-, Feigen- und Granatpflanzungen durchzogen.

Die einzelnen Partien des Ghuriangebirges und seiner westlichen Fortsetzung, des Dschebel Yefren, sind reich an Thälern von hohen landschaftlichen Reizen. Barth, der den ganzen Gebirgskranz von Lebda bis über Kasr el Dschebel hinaus mit Overweg durchforscht hat, entwirft uns ein anziehendes und wechselvolles Bild. Besonders reizend ist der durch massenhaft in die Ebene vortretende Bergsporne malerisch gestaltete, schroffe Abfall des Plateau's im Wadi Ghassaß. Die erhabene und höchst eigenthümliche Scenerie ist ohne Zweifel durch die schöpferische und zugleich zerstörende Gewalt des Wassers

hervorgerufen, das in vorgeschichtlichen Zeiten den Abhang herabstürzte und noch gegenwärtig zur Zeit großer Regengüsse als verheerender, die Ackererde herabschwemmender Bergstrom bis zur Oase Sensur und darüber in's Meer stürzt. Hier eine von Palmen umstandene Quelle schönsten, klaren Bergwassers zwischen Felsblöcken hervorbrechend, dort wie im Thale Rumieh, ein tiefer Felsschlund von einem schäumenden Quellstrome durchrauscht, der zahlreiche Gruppen von Palmen-, Granat-, Feigen- und Aprikosenbäumen bewässert. Einstens in der alten Berberzeit von einem rührigen und wohlhabenden Völkchen bewohnt, ist das Gebirge jetzt die Zuflucht einer ärmlichen, in Erdhöhlen oder Steinhütten wohnenden, zum Theile arabischen, zum Theile jüdischen Bevölkerung. Auf dem ganzen Rande des Plateau's trifft der Reisende auf zahlreiche Baudenkmäler der Römerherrschaft und Ruinen arabischer Bauten aus dem 13. Jahrhundert.

Bis zur Südgrenze des Districts von Ghurian, zugleich die Südgrenze des Oelbaums, stößt man am Wege durch das fruchtbare Land, dessen fetter, rother Lehm die üppigsten Pflanzungen und den Anbau von Safran, Korn u. s. w. begünstigt, auf zahlreiche Dörfer, über wie unter der Erde. Einige dieser unterirdischen Dörfer sind von Juden bewohnt, die hier ganz die Sitten und Gebräuche der eingebornen Gebirgsbewohner angenommen haben, während sie sich äußerlich durch die lichtere Hautfarbe unterscheiden, auch an dem lispelnden Jargon des Berberischen sind sie nebst den Locken an den Schläfen leicht herauszufinden. Im Ganzen stehen sie mit der Bevölkerung auf gutem Fuße, weil sie als geschickte Handwerker ihr unentbehrlich sind und sich namentlich mit dem Ausbessern der Flinten und der Erzeugung von Schmucksachen beschäftigen. Ihre Hütten sind übrigens selbst im Falle der Wohlhabenheit aus Furcht, von den türkischen Paschas ausgesaugt zu werden, ebenso dürftig und elend wie die ihrer berberischen Mitwohner.

Durch den Paß und das Dorf Ksebah, an dem isolirten Dschebel Toesche vorbei, betreten wir die Landschaft Ghadama und damit die Grenze der eigentlichen Wüstenlandschaft. Im Osten taucht der hohe Berg Bibel auf, dessen Spitze bis Tripoli sichtbar sein soll. In den Dörfern stoßen wir wiederholt auf große steinerne, oben überwölbte oder blos mit Balken und Erde zugedeckte Cisternen, die in der Regen- und Schneezeit (Schnee ist im

Winter auf dieser Hochfläche nichts Seltenes) sich füllen und dann sorgfältig verschlossen werden, da sie im Sommer oft das einzige und jedenfalls das beste Wasser in weitem Umkreise geben.

Der Weg führt uns nun fortwährend durch eine Reihe tief eingeschnittener Mulden und Thäler, über beschwerliche Pässe und zahlreiche Wadis, in denen wir als neue Erscheinung der Pflanzenwelt den Batumbaum (Pistacia atlantica) begrüßen, auch Halfagras und Schih (Artemisia odor) treten häufiger auf. Der Lauf der Wadis zeigt uns, daß wir uns im Quellgebiete des großen Wadi Sufedjin befinden, der den größten Theil der Gewässer des Ghuriangebirges sammelt und sie zur großen Syrte führt.

Einzelne römische Meilensteine mit halbverlöschten Inschriften geben uns Nachricht, daß einst eine Heerstraße hier nach Süden, nach dem Hauptorte der Garamanten, nach dem heutigen Alt-Dscherma führte. Die öden steinigen Thäler, die wir durchmessen oder überschreiten, sind durch blutige Treffen dem Volke in Erinnerung, welche hier zur Zeit des kühnen Araberhäuptlings Abd el Djelil zwischen den Urfilla (Bergbewohnern) und den Ulad Bu Sfaef (Beduinen der Vorwüste) geschlagen wurden.

Schwalben und Sperlinge, die unsere Caravane umschwärmen, kündigen uns die Nähe einer Oase an, wie der Schiffer auf hohem Meer können auch wir „Land“ ausrufen. Tagelang folgen oft kleine Vögel der Caravane auf der Wanderung durch die Sahara, um die Brosamen und Speisereste aufzupicken und an den Tropfen eines Wasserschlauchs (Girba) ihren Durst zu löschen. Diese durch Hunger und Durst erklärliche Anhänglichkeit und Zutraulichkeit giebt den Kameeltreibern zu dem Aberglauben Veranlassung, daß Derjenige, in dessen Zelt oder auf dessen Kameel sich ein solcher geheiligter Vogel (Marabut) setze, auch ein Marabut, ein Verwandter eines Heiligen sein und gleich Sliman (Salomon) die Sprache der Thiere verstehen müsse.

Eine uns entgegenkommende Sclaven-Caravane ist ein weiterer Beweis, daß wir uns einer Oase nähern, aber auch der, daß entgegen allen leeren Redensarten und hohlen Versprechungen der türkischen Regierung der Sclavenhandel im Lande noch immer im Schwunge steht und die Kaïmakams und anderen türkischen Beamten sich für jeden durchgeführten Sclaven eine Kopfsteuer zahlen lassen. Bei Tage wird der Schein des Versprechens, den

Sclavenhandel zu unterdrücken, zur Noth erhalten, bei Nacht werden die Thore geöffnet und die Sclaven-Caravane ein- und ausgelassen.

Eine kurze Strecke über eine steinige, hammadaartige Fläche und vom Rande derselben blicken wir hinab in das breite und fern im Osten unter dem Horizont verschwindende Flußthal des Wadi Sufedjin, des größten aller Thäler zwischen den Ghurianbergen und der Hammada, einer der fruchtbarsten



Misda (nach Barth).

Gegenden der Regentschaft Tripoli, von den Guntaran, Sintan und Ulad Bu Ssaef bewohnt. Unter uns breitet sich am Westrande einer Gruppe von beweglichen Sandhügeln die Oase Misda aus.

Der Anblick der Gärten, die in Folge künstlicher Bewässerung außer dem nie fehlenden Gerstenkorn, trotz des, seines zu großen Kalkgehaltes wegen wenig fruchtbaren Bodens, den Anbau von Zwiebeln, Tomaten, rothem Pfeffer, Kürbissen und Wassermelonen erlauben, von Dattelpalmen, die leider etwas

verwahrlost aussehen, umrahmt, entschädigt uns für die Anstrengung der siebentägigen Reise.

Aus zwei getrennten Ortschaften bestehend, hat Misda doch nur eine Bevölkerung von circa 500 Seelen, deren Haupterwerb der Caravanenbetrieb bildet. Nach Barth ist es wahrscheinlich das östliche Musti Kôme des Ptolemäus und eine sehr alte Niederlassung der ursprünglichen Eingebornen von Nordafrika, der Berber, gegenwärtig aber haben sich die Bewohner durch den Verkehr und die Vermischung mit den Arabern gänzlich arabisirt und ihr Ruf ist nicht der beste geworden. In früheren Zeiten lebten die Bewohner der beiden, nur einige hundert Schritte von einander getrennten Ortschaften in beständigem Kriege, der bei dem geringfügigsten Anlaß ausbrach, unter der gegenwärtigen türkischen Herrschaft sind ihre Beziehungen bessere; die Oase liegt in einem Zweige des Wadi Sufedjin, das die besten Weidegründe birgt und die Mittel zu einer guten und ausgiebigen Kameelzucht bietet, wie denn auch die Kameele des Ulad Bu Sfaef gesucht und gerühmt werden.

In Misda treffen sich die beiden Caravanenstraßen von Rhadames aus Westen und von Mursuk aus Süden und darin liegt auch die Bedeutung der Oase Misda.

Die Eingebornen gehören sämmtlich dem fanatischen Es-Senusi-Orden an, der sich durch strenge Vorschriften (eine Unzahl Extra-Abwaschungen und Gebete), aber auch durch den intensivsten Christenhaß auszeichnet.

Der Bu-Djeruldi des Pascha's von Tripoli veranlaßt auch hier, wie an den vorhergehenden Orten, wo wir mit unserer Caravane das Lager aufschlugen, den Kaid des Orts, uns mit einer „Diffa“ (Gastmahl) zu bewirthen, sowie auch für Diener und Kameele zu sorgen, eine Aufmerksamkeit, die unsere eigenen Vorräthe erschreckend lichtet; die Artigkeit und die Wüstengebräuche erheischen eine erhöhte Freigebigkeit in solchem Falle; wären wir diesen Gegenbeweis schuldig geblieben, so hätte man uns in deutlicher Weise zum Teufel gescholten. Ueberhaupt ist es gut, nie zu sehr auf die Gastfreundschaft zu sündigen, denn selbst bei den Arabern, dem gastlichsten Volke der Erde, gilt das marokkanische Sprichwort: „Den ersten Tag ist der Gast willkommen, am zweiten wird er geduldet, am dritten wünscht man ihn zum Teufel.“

Da uns kein weiteres Interesse an Misda fesselt und wir auch von keinem Unfall betroffen wurden, setzen wir nach einem Rasttage und Füllung der Wasserschläuche unsere Reise nach Mursuk fort. Der Caravanenstraße, die auch Barth benützte, folgend, ersteigen wir das südliche Ufer des Wadi Sufedjin und damit das Plateau, welches dieses von der Hammada trennt. Weiter im Osten ist der Aufstieg zu diesem Plateau, wie Rohlfs berichtet, weit schwieriger, glatte Felsplatten, vom Wasser polirte Kalksteinwände, im Wege liegende große und kleine Blöcke und loses Geröll hemmen den Tritt des Kameels und erheischen die größte Vorsicht.

In den zahlreichen Wadis, die wir zu überschreiten haben, gesellen sich zu dem Batumbaum der in ganz Nordafrika verbreitete Ethelbaum und der Talhabaum oder die arabische Akazie, deren Stämme und Aeste oft mit Gummiharz über und über bedeckt sind, das aber in der Sahara nur den unzähligen Fliegenschwärmen zugute kommt, die sich in ihrer Nähe sammeln; von den Arabern wird der Gummi nicht eingesammelt, obwohl er dem des Sudans und vom Senegal wenig nachsteht.

An geschützten Stellen ist der Boden auch mit Domrahn und Gelgelan bedeckt, die ein ausgezeichnetes und beliebtes Kameelfutter abgeben. Der letztere Strauch, eine Conifere, hat das Eigenthümliche, daß er das Wasser aus der Luft sehr energisch in sein Zellengewebe aufsaugt; selbst wenn kein Thau fällt und andere Pflanzen völlig trocken sind, hängen Morgens die Zweige des Gelgelan voll großer Wassertropfen. Für die Caravane sind solche Weideplätze immer ein unliebsamer Aufenthalt und die Ursache zu Zänkereien mit den Kameeltreibern, die Thiere sind natürlich schwer von der Lieblingsnahrung wegzubringen.

Nach zweitägigem Marsche erreichen wir nach Misda, am dritten Tage das zweitgrößte Wadi von Tripolitanien, das Wadi Semsem, das ebenso wie Sufedjin sich der großen Syrte zuwendet. Bei den Arabern der Umgegend steht das Wadi des guten Wassers seiner Brunnen halber in gutem Rufe, obwohl es europäische Reisende etwas brackisch finden werden.

Die Landschaft wird bisher vielfach durch römische Ruinen belebt, die bald von Grabmälern, bald von Castells oder Denksäulen herrühren und den Beweis liefern, daß die heute verödeten Landschaften einst von einer reichlichen

Vegetation bedeckt waren und eine dichtere und seßhafte Bevölkerung besaßen. Viele dieser Denkmäler und Ruinen sind noch in leidlich gutem Zustande. Barth schreibt über diese Baureste, die er eingehend beschreibt: „Es ist eben nicht zu verwundern, daß die fast jeder Kunstthätigkeit unfähigen Bewohner dieser Gegenden so hoch emporstrebende und reich geschmückte Grabmäler der Vorzeit als Götterbilder oder Cultusstätten der Heiden betrachten und sie „Ssanem“ nennen. Ich selbst, als ich einsam und allein in diesem breiten, verödeten Thale (Wadi Tagidje), das gegen Osten von der großartigen Wand des Plateau's überragt wird, diesem wunderbaren, reichgeschmückten, wie von Genien getragenen Denkmale gegenüberstand, fühlte mich von einem gewissen unheimlichen Gefühle ergriffen. Wiederholt, während ich seinen kunstvollen Zierrath in meinem Skizzenbuch zu entwerfen suchte, sah ich mich gezwungen, einzuhalten und mich bedächtig nach allen Seiten umzusehen. Aber kein menschliches Wesen ließ sich blicken, ja nicht einmal ein lebendes Wesen überhaupt. Und für wen baute der Römer hier sein kunstreiches Denkmal? Konnte er ahnen, daß es nach so vielen Jahrhunderten von einem Nachkommen jener Germanen, die er verachtete wie die Garamanten, der gebildeten Welt zur Bewunderung wieder vorgeführt werden möchte? Wie einsame Leuchtthürme von Macht und Bildung heben sich diese Denkmäler aus der meerähnlichen Fläche der wüsten Hochebene, die augenscheinlich die Eroberer der alten Welt nicht abzuschrecken vermochte, als in Stein geschriebene Urkunden einer Zeit höher entwickelten Lebens empor.“

An einem malerisch gelegenen Lager der Urinssa-Araber weiterziehend, erreichen wir den Brunnen Taboniëh am Nordrande der großen Hammada, wo wir Halt machen und unser Lager aufschlagen.

Abgesehen von den obenerwähnten römischen Denkmälern und Grabmalruinen, fesselt die Landschaft zwischen Misda und dem Brunnen Taboniëh durch die mannigfaltig zerrissene und an wildromantischen Stellen reiche Bodengestaltung, bald ist ein beschwerlicher Paß, der die Thäler zweier Wadis trennt, zu erklimmen, bald steigen wir in eine tief eingeschnittene Mulde hinab. Die Kameeltreiber müssen ihre größte Aufmerksamkeit den Thieren zuwenden und so fehlt es dabei nie an komischen Episoden. Von den Paßhöhen aus gewinnen wir überraschende Aussichten über diesen eigenthümlichen Boden.

Das felsige Hochland liegt vor uns, zerrissen und durchbrochen von felsigen Schluchten und Klüften, so daß nur einzelne stehen gebliebene klippenartige Wände die Höhe desselben angeben; zuweilen nehmen diese Wände höchst groteske Formen eines hohen zerklüfteten Grates mit jählings abstürzenden Mauern an, das mit seinen natürlichen Zinnen einer Geisterburg ähnelt. In der Nähe des Tabonieh-Brunnens hört der steinige und unwegsame Charakter der Gegend auf, hingegen erscheint der Boden mit Salz untermischt und in Folge dessen ist die Vegetation weniger reich als in den bisher passirten Wadis. Oestlich des Brunnens von Taboniech bei dem Orte Gharia el gharbia finden sich die wohlerhaltenen Reste einer römischen befestigten Station, aus mehreren Thürmen und drei Thorwegen bestehend, deren Schlußsteine in einem Siegeskranze römische Inschriften tragen, welche vermuthen lassen, daß diese Befestigungen zur Zeit des Marcus Aurelius Severus, also 232 n. Chr., erbaut wurden.

Schon des Abends wußten unsere arabischen Begleiter, der Chabir voran, uns nicht genug die Schrecken der Hammada auszumalen, in ihren Erzählungen, die nur auf das Versprechen einer außergewöhnlichen Gratification mahnen sollen, kehren die verdurstenden Fremdlinge oft wieder, und nun wir am nächsten Morgen die Abdachung des Hochlandes hinaufsteigen und vor uns unabsehbar die trostlose, steinige, wasserlose und heißglühende Ebene liegt, so begreifen wir ihre Schilderungen. Die grüne Krautrinne, welche an der Abdachung des Randes der Hochfläche hinzieht, bietet durch ihre Domrahn- und Rtembüsche den Kameelen ein willkommenes Futter, die kleinen, weißlichen Blüthen der letzteren duften wie ein Gemisch von Reseda und Jasmin, ihre Blätter aber sind von äußerst bitterem Geschmacke und das trockene Holz der Staude entwickelt beim Verbrennen einen stark ätzenden Rauch.

Wir stehen an der Schwelle der Hammada, der sog. einen wohlbekannten, durchglühten, daher „El homrah" genannt, und fügen gleich allen früheren Reisenden, die je die Hammada gekreuzt, der Sitte gemäß, den zur Seite des Weges liegenden großen Steinhalden unseren Tribut, einen Stein, hinzu. Von dieser Pflicht jedes vom Norden kommenden Reisenden schreibt sich auch der Name dieser Stelle Bu saffar (Reisevater) her.

Wenn auch der öde und einförmige Charakter der unabsehbaren Fläche, gesteigert durch die versengende, vom Boden reflectirte Hitze, das Ueberschreiten

der Hammada el homrah zu keiner angenehmen Reise-Etape gestaltet, so würde man doch fehl gehen, sie als völlig vegetationslos sich vorzustellen. Es nimmt uns Wunder, wenn wir stellenweise auf Einsenkungen stoßen, die durch ihre Bedeckung mit dem Grün der Domrahn- und Beggelpflanze (Anabasis articulata), beide Futterpflanzen für die Kameele, das Monotone des Bodens angenehm unterbrechen. Nicht selten findet man in solchen



Wüsten-Gazelle.

Einsenkungen Trüffeln, die eine erwünschte Zugabe zur Abendkost werden. Ein kleiner grüner Ammer folgt unserer Caravane seitdem wir die Hammada betraten, und ernährt sich damit, daß er das Ungeziefer von den Füßen der Kameele aufpickt, auch Felsenschwalben folgen uns auf dem Zuge über die steinige Hochfläche. Wiederholt werden wir auf fest ausgetretene, bestimmt verlaufende, schmale Pfade, die von einer Einsenkung zur anderen führen, aufmerksam, der

Zufall begünstigt uns am nächsten Morgen, die Erklärung dafür zu finden, denn wir erblicken in weiter Ferne ein kleines Rudel schlanker Gazellen hintereinander auf diesen Pfaden dahineilend. Sie gehen auf der Hammada, die mit spitzen Kieselsteinen übersäet ist, ausschließlich auf solchen schmalen Pfaden, die sie sich seit Jahrhunderten selbst austreten. Immer einzeln, eines hinter dem anderen, bereiten sie sich diese steinlosen Wege, um ihre schlanken Füße nicht an den spitzen Steinen zu verletzen.

In der Vorwüste und in den mimosenreichen Wadis der Steppenzone, in den Alpenlandschaften der Sahara und selbst auf der Hammada kreuzt der Pfad des Menschen sehr oft jenen der Gazellen. Ihr ärgster Feind ist der Mensch, denn ihr Fleisch ist eine gesuchte, leckere Kost und für einen Wüstenreisenden nach mehrtägigen Entbehrungen eine ambrosianische Speise; aber auch der Panther, der Löwe, der Hyänenhund, Schakal und der Todesvogel der Wüste, der Geier, stellen ihr beharrlich nach. Der Anblick eines Gazellenrudels in der Wüste ist so reizend, so anmuthig, daß die Dichter des Orients seit alten Zeiten ihn mit aller Gluth ihrer Seele besungen haben. Selbst der Fremdling aus dem Abendlande, welcher sie in Freiheit sieht, muß es verstehen, warum sie gerade dem Wüstensohn, dem Morgenländer als ein so innig befreundetes Wesen erscheint, denn auch über ihn kommt, wie Brehm sich so treffend ausdrückt, ein Hauch jener Gluth, welche zu den feurigsten Lobliedern dieses Thieres die Worte läuterte und die Reime flüssig werden ließ. Das Auge, dessen Tiefe das Herz des Beduinen erglühen und erblühen macht, vergleicht er mit jenem der Gazelle; den schlanken weißen Hals, um den sich seine Arme ketten in trauter Liebesstunde, weiß er nicht schmückender zu bezeichnen, als wenn er ihn jenem der Gazelle gleichstellt. Der fromme Marabut und Tholba findet in der zierlichen Tochter der Wüste ein sinnlich wahrnehmbares Bild, um des Herzens Sehnsucht nach dem Erhabenen verständlich zu machen. Für die schönsten Reize des Weibes nach morgenländischem Begriffe hat der Dichter des hohen Liedes nur den einen Vergleich: sie sind ihm wie zwei junge Gazellenzwillinge, die unter den Rosen weiden, die Dichter der Wüste werden nicht müde, sie zu preisen.

Mit unerklärlichem Eifer sehen wir unsere Kameeltreiber eine kleine plattköpfige Eidechse verfolgen und alle, deren sie habhaft werden, tödten.

Der Aberglaube, das unschuldige Thierchen vergifte durch seinen Hauch die Speisen, könne dem Menschen Ausschläge anspritzen und durch seinen Blick (Basiliskenblick) Mißgeburten (gefleckte Kinder) der Frauen verschulden, verleitet sie dazu. Wie bittere Ironie nimmt sich eine verkrüppelte Akazie (ein Talhabaum) auf dieser öden Hochfläche aus, deren eigentliche Gefahren und Schwierigkeiten darin bestehen, daß sie wasserlos, ohne Brunnen und völlig unbewohnt ist, und der steinige Boden, bald aus kleinem weißen und rothen Kalkstein und Kiesel, bald aus gelbem Feuerstein und spitzem rothen Geröll, oder wieder aus rothem und schwarzem Sandstein mit verstreuten Stücken von schwarzem Eisenerz bestehend, für Mensch und Thier beschwerlich und im höchsten Grade ermüdend ist, wozu sich die gänzliche Schattenlosigkeit gesellt, die den Durst zur Pein erhöht. Ungefähr nach drei Tagemärschen erreichen wir einen kleinen, grünen Platz, in dessen Nähe der höchste Punkt der Hammada, die Wasserscheide, in einer Höhe von 500 Meter über dem Meere liegt. Zu beiden Seiten dieses Punktes, nach Norden und Süden etwa je einen Tagemarsch breit, hat die Hammada den Namen el homrah und bildet den ödesten, unfruchtbarsten, obgleich weniger steinigen Theil der Hochfläche. Am vierten Tage lagern wir in einer tieferen Einsenkung in einem Wadi mit dichtem Gebüsch, ziehen am zweiten Tage darauf an einem schwarzen Bergzuge vorüber und nähern uns dem südlichen Rande der Hammada, nachdem schon einige Zeit der Abfall des Terrains bemerkbar wurde.

Die Aussicht vom Rande der in's Wadi Haeran steilabfallenden Hammada nach Süden ist großartig, düster und uns befremdend, man glaubt endlose Lavahügel vor sich zu haben, zu deren Füßen sich Linien von gelbem Sande ausdehnen, deren helle Farbe eigenthümlich von dem schwarzen Gestein absticht. Bei näherer Untersuchung erkennt man, daß man es mit einem röthlichgelben Sandstein zu thun hat, den eine über zolldicke Kruste von Brauneisenstein schalenförmig bedeckt und einhüllt. Diese Rinde ist härter als das darunterliegende Gestein und löst sich stets nur in seiner ganzen Dicke ab, das gelbe Gestein damit bloßlegend. Theile dieser schwarzen Schale haften den Felsen oft noch an und lassen so die frühere Oberfläche derselben erkennen. Die Ränder dieser Schalstücke sind äußerst scharfkantig und verwunden leicht den Fuß des Reisenden. Solche schwarze Steine sind es, die, durch den

Transport und die abwechselnde Hitze und Kälte zerkleinert, weithin die Hammada bedecken und ihr jenen überaus trostlosen Charakter verleihen, der nur mit einen Lavafelde zu vergleichen ist, aber noch verschärft wird durch die enorme und fast ununterbrochene horizontale Ausdehnung der Fläche, so daß das Auge ermüdet, über die schwarz glänzende Ebene zu schweifen. Dieser schwarze Sandstein begleitet uns nun bis Rhat und selbst weit hinein in die Alpenlandschaft der Hogargebiete. Bei dieser außerordentlichen Ausdehnung liefert das Gestein durch seinen Zerfall einen großen Theil des Sandes, der, den Winden preisgegeben, nur in tiefen Mulden oder hinter Höhenzügen zur Ruhe kommt. Ueber fast senkrechte Klippen schlängelt sich in einer rauhen, im gewundenen Laufe tief eingerissenen Felsenkluft der Pfad in die mit großen Massen schwarzen Sandsteines übersäete Flugsand-Ebene des Wadi Haeran zum Brunnen El Hassi, dem ersten Brunnen nach sechstägigem Marsche über die Hammada. Der Abstieg über diese südliche Wand giebt uns Gelegenheit, die sie bildenden Schichten zu beobachten. Von oben nach unten folgen sich kreidiger Kalkstein mit Quarz, gelber Mergel, brauner, gelber und weißer Sandstein mit schwarzer Oberfläche, in den oberen Schichten einige Fossilien. Der Sandstein hat bei dem ersten Anblick das Aussehen von Basalt, wenn nicht der Bruch den wahren Charakter enthüllte.

Nachdem wir über eine Stunde lang in dieser engen, von steilen, düsteren Wänden eingeschlossenen Schlucht hinabstiegen, erweitert sich dieselbe zusehends, ohne daß die Landschaft aber von ihrem unheimlichen Aussehen verliert; die Thalsohle ist mit großen Blöcken schwarzen Sandsteines bedeckt, zwischen welchen wir uns mit den Kameelen mühsam hindurchwinden müssen, wodurch unser Zug sich bedenklich in die Länge zieht.

Unwillkürlich erhoffen wir, durch den Anblick eines Palmenwaldes, einer Oase erfreut und gelabt zu werden, doch nichts von alledem, durch tiefen, losen Sand müssen wir uns zum Brunnen hindurcharbeiten, der das Ende aller Furcht vor Wassermangel bedeutet und uns erlaubt, die leergewordenen Schläuche mit dem belebenden Element zu füllen.

Es ist eben der eine wohlbekannte Brunnen auf dieser Caravanenstraße. Hammada und Brunnen, diese beiden Worte schließen eine ganze Welt des

afrikanischen Nomaden in sich. Wasser hat der Brunnen in Fülle, so daß auch die größte Kafla sich damit versorgen könnte, ohne daß er erschöpft wäre, denn der Vorrath ersetzt sich immer wieder, indem das Wasser fortwährend aufsteigt, wie es eben die Natur eines „Hassi“ erheischt. Ohne Zweifel ist hier eine Einsenkung in der Thalebene und eine unter dem losen Sande liegende Felsenschicht sammelt die Feuchtigkeit.

Dieser Brunnen schließt die Hammada und den nordafrikanischen Saum der Sahara ab und eröffnet die Zone der Oasen und zugleich die der Wohnstätte der äthiopischen Racen.

Die öde Umgebung des Brunnens hat nichts Einladendes und deshalb beeilen wir uns am folgenden Tage, nachdem die Kamele gierig das ihnen gereichte Wasser geschlürft, aufzubrechen. Einem unvollendeten Gebiete der Schöpfung gleicht die von uns zu durchziehende Wüste; anfänglich etwas ruhiger, indem selbst der Boden durch das Auftreten von Granit zur Abwechslung beiträgt und die Thalsohlen mit Schih überdeckt sind, bald aber treten wir in eine Region beweglicher Sandhügel, die von felsigen Erhebungen und Klippen durchzogen wird. An Pflanzenarmuth der Hammada el homrah nicht nachstehend, ist das Terrain nur dadurch nicht so monoton als in jener, da zahlreiche Hügel von Sandstein die Wüste durchziehen; meist sind alle Felsabhänge bis hoch hinauf in Flugsand gehüllt, so daß nur die schwarzen Gipfel und Kanten des Gesteines daraus hervorragen.

Langsam steigen die Kameele die steilen Pfade in die Höhe, winden sich zwischen den Sandhügeln durch, die gleich einer von Schneewehen begrabenen Landschaft den Boden bis an den fernen Horizont bedecken. Unter diesen Verhältnissen kommen wir auch sehr langsam vorwärts, bald stürzt ein Kameel, bald muß einem die Ladung abgenommen und auf ein kräftigeres Thier ein Theil verladen werden, bald ist es wieder ein störrisches Thier, das trotz aller hageldichten Prügel nicht vorwärts zu bringen ist und die ganze Caravane zum Stillhalten im versengenden Sonnenbrande verurtheilt, oder einer der mit Gerste gefüllten Säcke ist durch einen Stoß leck geworden und beschäftigt alle Hände, den kostbaren Inhalt zu retten, dazwischen ertönt das Zetergeschrei der Treiber, so daß wir wirklich aufathmen, als uns am dritten Tage nach Ueberschreitung mehrerer steiler Pässe und Durchquerung tiefliegender Wadis die

Dattelpflanzungen des Wadi e Schati in bläulicher Ferne entgegenwinken. Noch eine letzte Anstrengung, um aus der glühenden und blendenden Sandwüste hinauszukommen, und wir gelangen an die ersten wilden Palmen, die in vereinzelten Gruppen, ganz ihrem eigenen Naturwuchse überlassen, ihre Federkrone und Wedel in die Luft erheben, wie der Zufall sie geordnet; darauf überschreiten wir einen Gürtel nackten schwarzen Bodens, dessen weißliche Salzkruste auf große Entfernungen hin im grellen Sonnenlichte glitzert und funkelt. Auf dem Gipfel eines breiten, terrassenförmigen Felsens erblicken wir die Stadt Ederi und schlagen endlich am Fuße des Felsens inmitten des Palmenhains unser Lager auf. (Siehe Farbendruckbild III: die Oase Ederi.)

Eine Stadt, auf dem Gipfel eines steilen, terrassenförmigen Felsenhügels gelegen, ist in diesem Landstriche im Gegensatze zur westlichen algerischen und marokkanischen Sahara, wo die Ksors in großer Mehrzahl auf isolirten Bergkegeln erbaut sind, eine ebenso seltene Erscheinung, als ihre Lage vortheilhaft ist, so daß diese dem Orte von jeher große Wichtigkeit geben mußte, und auch die Vermuthung naheliegt, daß schon die Römer diese Burg der Garamanten erobert und ihre Bedeutung erkannt hatten. Lange Jahre wußte Ederi auch diese seine Bedeutung zu erhalten, bis die Tyrannei Abd el Djelil's, des grausamen Häuptlings der Ulad Sliman, in den Jahren 1830—40 den unabhängigen Sinn der Bewohner beugte und brach. Die alte Stadt, welche auf dem Gipfel des Felsens lag, ist zerstört worden und da unter dem Drucke der gegenwärtigen aussaugenden türkischen Herrschaft Aufstandsversuche nicht zu fürchten sind, hielt man die Befestigung für überflüssig und verlegte das neue Dorf an den nördlichen Fuß des Hügels, woselbst auch einige Capellen im Rufe besonderer Heiligkeit stehender Marabuts liegen. Durch die Thore des neuen Dorfes ersteigen wir die steilen, engen Straßen der alten Stadt, die in ihrer Anlage den Beweis für ihre ehemalige dichte Bevölkerung liefert. Der Aufstieg wird von dem höchsten Punkte aus, der circa 60 Meter über der Sohle des Wadi e Schati liegt, durch eine überraschende und anmuthende Aussicht gelohnt. Ein Bild der eigenthümlichsten Gegensätze entwickelt sich vor unseren Augen; hier der an seiner Oberfläche geschwärzte Sandstein, oft Hügel von bedeutender Ausdehnung bildend, dort grüne Felder mit wogenden Gersten- und Weizenhalmen, hier



OASE EDERI.

ein großer, dichter Dattelhain, der von Gärten schachbrettförmig unterbrochen, sich über weite Räume erstreckt, dort die hohen, fahlen Sandhügel, welche das Thal im Süden begrenzen, hier der mit glitzernder Salzkruste überzogene Boden, dort der ganze Thalgrund mit Krautwuchs bedeckt.

Die Bewohner haben sich einen Rest gewisser Wohlhabenheit erhalten und unterhalten Tauschhandel mit den durchziehenden Caravanen, wozu ihnen die ausgedehnten und gut bewässerten Dattelpflanzungen und Gärten des Wadi e Schati die Producte liefern.

So anmuthig und malerisch auch Ederi liegt, wir können nicht länger am Orte verweilen und brechen am nächsten Tage wieder auf, der Weg ist nur eine Fortsetzung jenes, der uns in den letzten Tagen oft in eine verzweifelte Stimmung brachte, Sandhügel an Sandhügel gereiht, tiefeingeschnittene Wadis, steile und beschwerlich zu ersteigende Thalwände; zu unserem Troste stoßen wir an mehreren Stellen auf gutes, genießbares Wasser, das im Wadi Tigidaesa sogar frisch ist und uns wirklich labt. Ueberhaupt verräth sich die Existenz des Wassers sogleich durch einige Palmen und Talha- oder Ethelbäume, sowie durch üppigen Krautwuchs, und es ist ein überraschender, fremdartiger Anblick, wenn wir zwischen hohen, bergartig aufsteigenden Dünen feinen, weißen Flugsandes begraben, einen Streifen, eine Gruppe von Palmen finden, einige auf dem Gipfel kleiner Hügel, von anderen in den Höhlungen begrabenen kaum noch die Krone sichtbar. Auf der Oberfläche des Bodens sehen wir kein Wasser, auch kein Anzeichen eines Brunnens, aber tiefer unter dem Sande und ober der nächstfolgenden undurchlässigen Felsschicht rieselt es beständig durch und ernährt die Wurzeläste der Palmen, die nach dem Sprichworte des Arabers im Meere wurzeln, während ihre Kronen in die Gluth der Hölle tauchen. Wir können manchmal die Thatsache beobachten, daß sich diese grünen Einsenkungen in der Wüste in einer bestimmten Linie folgen, ohne daß ein zu Tage tretender Brunnen uns das Fortkommen der Vegetation erklären würde, wir finden vielmehr darin die Erklärung, daß diese Reihe von Einsenkungen den Lauf eines einst offenen und wasserführenden, gegenwärtig aber vom Sande mehrere Meter hoch bedeckten Wadi bezeichnet, es sind dies Erscheinungen, denen wir oft unter noch auffälligeren Verhältnissen begegnen werden, da die Wüste so recht das Terrain für unterirdische Wasserläufe bildet.

Der lange und ermüdende Ritt auf dem Kameele verleitet uns, unser Glück in einer Fußpartie zu versuchen, doch nach kurzer Zeit beeilen wir uns, das Kameel wieder zu besteigen, denn der Sand brennt uns mit seinen 60° Celsius durch das Schuhwerk; wie die Sclaven mit nackten Füßen und die Kameeltreiber mit dünnen Sandalen dieser Hitze zu widerstehen vermögen, scheint uns unbegreiflich.

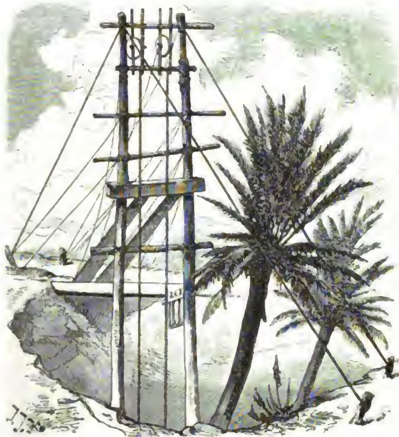
Am vierten Tage nach unserem Aufbruche von der Oase Ederi tauchen am Südhorizonte vor uns steile und jähe Felswände auf, die den Südrand des Thales Wadi Gharbi bezeichnen und einen wunderbaren Gegensatz zu den weißen Sandhügeln am Nordrande des Thales bilden; indem die schwarzen Linien des oberen Felsrandes sich horizontal und gegen die Enden auf beiden Seiten schwächer werdend ausdehnen, veranlassen sie das trügerische Bild eines Sees in weiter Ferne. Ueber den erwähnten Kranz von Sanddünen, der bis 180 Meter Höhe erreicht, steigen wir in das Wadi Gharbi hinab, das, auch kurzweg El Wadi genannt, den fruchtbarsten Bezirk von Fessan bildet und einen Reichthum an guten Brunnen und Quellen, an Dattelpalmpflanzungen enthält. Die Gärten der einzelnen Dörfer produciren Weizen, Gerste, Negerkorn und zahlreiche Gartenfrüchte, in den Palmenhainen girren Tauben und wohnt der Wiedehopf, die Bewohner besitzen Heerden von Kameelen, Ziegen und Eseln.

Im Osten der Taytawüste beginnend, zieht sich das Wadi Gharbi in ostnordöstlicher Richtung in einer Länge von 240 Kilometer als Grenze zwischen den Dünen von Edeyen, die wir eben überschritten, und der Hammada von Mursuk hin und heißt in seinem östlichen Theile Wadi e Scherki, d. h. das östliche Wadi im Gegensatze zu Gharbi, d. i. das westliche. Seine Fruchtbarkeit muß in älteren Zeiten eine hervorragende gewesen sein, wofür die Lage der alten Garamanten-Hauptstadt Dscherma (Garama) ein Beweis ist.

Ungefähr in der Mitte des an der Uebergangsstelle unserer Caravane beiläufig 9—10 Kilometer breiten Thales zieht sich ein Gürtel von Salzkrusten hin, der die einzelnen Palmenpflanzungen von dem eigentlichen Palmenwalde von Ugraefe scheidet. In den Pflanzungen erregen die Chattara oder Ziehbrunnen, große, teichartige Brunnen, deren Fördergestelle aus den höchsten und mächtigsten Palmstämmen gebaut, eine beiläufige Höhe von 20—25 Meter

erreichen, unsere Neugierde. Das Wasser wird durch Esel aufgezogen und in die Bewässerungscanäle der Felder und Gärten geleitet.

Von den Ruinen des alten Dscherma ist nur mehr wenig zu sehen, einige Ueberreste von großen, starken Lehmthürmen verrathen die große Ausdehnung der schon lange verlassenen Stadt, in deren Nähe ein armseliges, aus einigen dreißig Lehmhütten und Palmzweigzelten bestehendes Dorf, Neu-



Wasser-Schöpfapparat in Fessan (nach Duveyrier).

Dscherma liegt. Als eines der südlichsten Denkzeichen der Macht des Römervolkes finden wir in einer Einbuchtung des Wadi Gharbi in geringer Entfernung der Ruinen von Alt-Dscherma ein römisches Grabmal. Im Wadi Gharbi nach Osten ziehend, erreichen wir eine geeignete Stelle, um auf das Hochland von Mursuk zu gelangen, und muntern unseren Führer auf, die Reise zu beschleunigen, die uns als vorläufiges Ziel nach Mursuk

bringen soll. Einzelne kleine Dattelhaine in Einsenkungen abgerechnet, ist der Charakter der Hammada von Mursuk ein öder, trauriger und wüster, nur von den Plagen, die mit dem Ueberschreiten der Sanddünen verbunden sind, bleiben wir ziemlich verschont. Am zweiten Tage nach dem Verlassen des Wadi



Mursuk (nach Vogel).

Gharbi, nach nahezu einmonatlicher Wüstenreise, stehen wir vor den von Salztheilchen durchsetzten, daher flimmernden Lehmmauern von Mursuk, der Capitale Fessans.



II.

Fessan und seine Oasen.

In gehobener Stimmung ziehen wir durch das Ostthor und dem Dendal (der Bazarstraße) entlang in Mursuk ein, ohne von neugierigen Negern belästigt zu werden, suchen wir das schützende Dach eines niederen kleinen Lehmhauses auf, das uns zur Wohnung dienen soll; wie anders war der Einzug Denham's und Clapperton's, die unter größtem Pomp als erste Europäer ihren Einzug hielten, wie Leute aus einem Märchenlande angestaunt und betastet. Seither freilich hat Mursuk den Weißen sehr oft die Thore geöffnet und der Einzug von Europäern, die zur Zeit Barth's einen Vertreter in der Person des englischen Consuls Gagliuffi daselbst hatten, erregt kein Aufsehen mehr.

Mehrtägige Rast ist uns dringend geboten, unsere Vorräthe bedürfen einer Ergänzung, auch die Kleidung trägt die Spuren der Wüste, der leidige Wüstensand ist sogar, wie wir bei Untersuchung des Chronometers bemerken, durch das Gehäuse in das Uhrwerk eingedrungen, wohl der sprechendste Beweis, wie schwer es wird, etwas davor zu schützen. Allah hat uns gnädig behütet und uns wohlerhalten hierher nach der ersten großen Etapenstation in der Sahara geführt, wir beweisen in den Augen unserer arabischen Begleitung unsere Dankbarkeit am besten, indem wir dem Chabir und den Kameeltreibern ein reichliches Geschenk in die Hände drücken; das Ansehen des weißen Sidi (Herrn) ist dadurch bedeutend emporgeschnellt.

Bis auf unsere eigenen Diener verlassen uns die bisherigen Begleiter und ihre Kameele, denn sie waren nur für die eben zurückgelegte Strecke

gemiethet und kehren mit einer nächsten Kafla nach Tripoli zurück, während der Chabir nach seinem Heimatdorfe in einer Oase Fessans eilt und vom Verdienste dieser Reise seinen Palmenbesitz zu vermehren trachtet.

Obwohl die äußere Erscheinung Mursuks nicht ohne einen gewissen malerischen Zug ist, so macht sich doch, besonders bei längerem Aufenthalte, ihr außerordentlich trockener Charakter fühlbar und gestaltet das Verweilen zu einer sehr unangenehmen Ruhepause. Abgesehen von der im Sommer wirklich unerträglichen Hitze, schließt die eigenthümliche Lage der Stadt alle reinigenden Luftbewegungen aus; der nur selten (oft in Pausen von jahrelanger Dauer) von schwachem Regen befeuchtete Sandboden erfüllt die Luft stets mit Sandtheilchen, welche die Gluth der Sonnenstrahlen empfindlich vermehren, zugleich verpesten die Salzlachen am Nordrande der Stadt, in denen sich immer faulendes Wasser ansammelt, die Luft mit ungesunden, mephitischen Dünsten. Der Europäer kann der drückenden Hitze nicht anders entfliehen als in den schattenspendenden Räumen seiner Behausung, die leider zu oft durch das viele Ungeziefer, besonders zur Nachtzeit, zur Hölle wird, und da er kaum irgendwo eine ablenkende Erheiterung findet, wird er leicht verleitet es den Eingebornen nachzuthun und im übermäßigen Genusse von Palmwein (Lakbi) die Zeit zu tödten, umso eher als in diesem Genusse die Bewohner ein Präservativ gegen die Fieberluft des Ortes suchen. Selbst die Pflanzungen im Umkreise der Stadt leiden an diesem heißtrockenen Charakter. Nur an wenigen bevorzugten, von Dattelpalmen dichter beschatteten Plätzen sind Granatäpfel, Feigen und Pfirsiche angepflanzt, Gemüsearten mit Ausnahme der bei den Arabern beliebten Zwiebel selten, Milch außer kärglicher Ziegenmilch ganz unerschwinglich.

Die Stadt selbst liegt in einer Einsenkung, „Hofra", der auch der Landesname für den Stadtdistrict entspricht. Diese Einsenkung ist von einem leicht ansteigenden Sandrücken umgeben, auf dem sich die Pflanzung ausbreitet, aber ohne die geringste Symmetrie oder Spur des ordnenden menschlichen Geistes. Hier bildet sie einen schmalen Streifen, der sich weithin in die Länge zieht, dort ein isolirtes Wäldchen, und an der Südostseite der Stadt tritt die Wüste in einem tiefen Golf bis unmittelbar an die Mauern. An der Nordseite der Stadt trägt die Pflanzung den fruchtbarsten Charakter, hier sind

auch die meisten Felder, auf welchen Weizen, Gerste und etwas Gemüse mit vieler Mühe fortgebracht werden, jedoch sollen nach Rohlfs und Duveyrier, die Mursuk später als Barth, von dem diese Darstellung herrührt, besuchten, leicht alle südeuropäischen Gemüse gezogen werden können. In diesem Theile der Pflanzung liegen auch die meisten von Palmzweighütten eingeschlossenen Landhäuser der wohlhabenden Kaufleute aus Sokna, Tripoli und Rhadames.

Vor mehr als fünfhundert Jahren, gegen das Jahr 1310, fand ein Scherif aus dem Stamme der Ulad Mohamed, auf der Pilgerfahrt nach Mekka, an der Stelle des heutigen Mursuk einige Palmhütten, die Leutseligkeit und Gastlichkeit ihrer Bewohner veranlaßte ihn, hier sein Zelt aufzuschlagen, und da er ein im Rufe der Heiligkeit stehender Mann war, zog die von ihm eröffnete Schule bald eine große Zahl gelehriger Schüler an den Ort, die sich dauernd niederließen. Bald konnten seine Nachfolger dazu schreiten, ein befestigtes Rednit zu bauen, denn dem Raubgesindel der Umgebung war die Sauya ein Dorn im Auge, und so entstand die Kasbah im westlichen Theile der Stadt; um diesen Krystallisationspunkt gruppirte sich im Laufe der Zeit die heutige Stadt (nach europäischem Begriffe ein größeres Dorf, von den Märkten des ungarischen Alföld weit überflügelt) mit ihren Umwallungsmauern. Gegenwärtig bildet Mursuk ein Viereck, dessen Nord- und Südseite etwas länger sind als die West- und Ostseite; die wiederholt einer Restauration unterzogenen Mauern erreichen 7—8 Meter Höhe und sind von 20 zu 20 Meter von viereckigen Thürmen flankirt. Eine breite Straße, die einstige Herrschaft der Neger durch ihren Namen verrathend, „Dendal", führt in gerader Linie von dem Ost- zum Westthore und in sie münden alle Seitenstraßen, durch welche Mursuk in eine Anzahl von Quartieren getheilt wird, auch dadurch an die Negerdörfer des Bornureiches erinnernd und im Gegensatze zu den engen und winkeligen Gäßchen der arabischen Städte stehend. In unmittelbarer Nähe des stets von einem Militärposten bewachten Thores steht das Zollhaus, zur Zeit, als Rohlfs die Stadt besuchte, unbenützt, da außer für Sclaven kein Zoll für ein- und ausgehende Waaren erhoben wurde. Den Dendal weiter verfolgend, finden wir die Hauptwache und die Wohnung des Kaïmakams, des Gouverneurs des Kaïmakamlik Fessan, ihr schräg gegenüber das ehemalige (zur Zeit Barth's durch den englischen

Consul Gagliuffi bewohnte) Consulatsgebäude und nun folgt zu beiden Seiten der Straße eine Reihe hölzerner oder Lehmhütten — der Bazar von Mursuk. Seine Physiognomie ist eine ziemlich verschiedene von jenen der Tripoliner, vergeblich suchen wir nach den reichen Costumen der jüdischen Händler, kein weißes Gesicht ist zu sehen, dafür finden wir die dunkel oder blau verschleierten Targi, die rothhäutigen Fessaner und Tebu, Bewohner aus dem Alpenlande der Wüste Tibesti, in überwiegender Majorität vertreten, das europäische vermittelnde Element der Küstenstadt ist verschwunden, wir sind im Inneren. Hier tauschen diese Völker die Erzeugnisse des Sudans: Elfenbein, Straußenfedern, Rhinocerosshäute und Hörner, mit den Kaufleuten der Oasen von Rhat, Rhadames, Tuat, Tafilelt und Dschalo gegen europäische Waaren aus, auch Sclaven sind eine vielbegehrte Waare, sie werden aber nur in geschlossenen Höfen verhandelt, und der Muschir-Pascha in Tripoli drückt ein Auge zu, denn der Kaïmakam sendet ihm als Gegendienst jährlich eine Auswahl schöner Sudankinder, hebt aber dafür nicht nur in Mursuk, sondern im ganzen Kaïmakamlik Fessan von jedem durchgeführten Sclaven eine Kopfsteuer von 25 Francs ein, so daß jährlich eine Extra-Gratification von 80—100.000 Francs in seine Taschen fließt. Es hat auch Eile damit, denn einerseits sind die Tage der Herrlichkeit bei dem öfteren Wechsel in der Besetzung des Postens sehr kurz, ferner ist das Klima für den Fremden zu ungesund, um längere Zeit am Orte auszuhalten.

Zwischen diesen Kaufleuten bieten junge Mädchen im Alter von 10—12 Jahren, meist von goldrother Farbe, die Landesproducte, Getreide, Melonen, Eier, Hühner und Datteln, feil.

In der Nähe des Westthores mündet der Dendal auf einen freien Platz, dessen nördliche Seite die Kasbah, das Schloß, einnimmt. Trotz des Verfalles, in welchen die türkische Regierung das Schloß, die ehemalige Residenz der Sultane von Fessan, gerathen ließ, imponirt es noch äußerlich durch seine Masse, indem die Mauern nach Rohlfs mindestens 25 Meter hoch und 6 Meter dick sind. Das Innere hingegen macht den Eindruck eines riesigen, von labyrinthischen Gängen und engen Kammern durchsetzten Erdklumpens, in welchem nur der ehemalige Thronsaal, worin die feierlichen Audienzen ertheilt wurden, durch seine ansehnlichen Dimensionen hervorsticht.

An das Schloß stoßen eine von den Türken erbaute Kaserne und die Dschemma (Moschee), in welcher die Sultane ihre Gebete zu verrichten pflegten. Außerdem erhebt sich östlich von dem Platze die Hauptmoschee Mursuks. Die übrigen Häuser sind, wie bereits erwähnt, einfache, aus einem Hochparterre bestehende Lehmklumpen mit platten Dächern.

Im Osten der Stadt liegen die Friedhöfe, auf deren einem der englische Reisende Ritchie als Opfer des Klima's von Mursuk begraben liegt. Die Gräber machen sich, da die Leichen ohne Sarg, in einfaches Leinentuch eingewickelt, beerdigt werden, durch muldenförmige Vertiefungen und die als Schmuck dienenden Straußeneier und Scherben von zerbrochenem Thongeschirr bemerkbar, nur ein etwas breiterer Raum und größere Scherbenmassen unterscheiden die Grabstätten der einstigen Sultane und Tyrannen von Fessan.

Ist es selbst in den von einer seßhaften Bevölkerung bewohnten, unter europäischer Oberhoheit stehenden Gebieten Afrika's schwierig, die Zahl der Bewohner einer Provinz, Stadt &c. anzugeben, so wird es in Fessan bei dem gänzlichen Mangel sicherer Anhaltspunkte noch schwieriger, eine fixe Zahl für die Einwohner anzugeben; in der Natur der Sache liegt es daher, wenn die Schätzungen der einzelnen Reisenden unter einander sehr differiren. So giebt Vogel für Mursuk 2800, Barth desgleichen, Richardson 2000, Rohlfs hingegen 8000 Einwohner an, während Duveyrier sich jeder Schätzung enthält. Ohne weit fehl zu gehen, läßt sich die Einwohnerzahl auf 5000, die Vorstädte, d. h. die Landhäuser und die Palmhütten in den Pflanzungen um Mursuk einbegriffen, abschätzen. Bei dem Charakter Mursuks als Durchgangs- und Zwischenhandels-Station der Sudan-Caravanen ist es selbstverständlich, daß die flottante Bevölkerung zuweilen diese Zahl um tausend und mehr Seelen vermehrt und Rohlfs zu der hohen Schätzung Anlaß gab. Als Sitz der Landesregierung hat Mursuk eine Besatzung von circa 500 Mann unter dem Befehle des zweithöchsten Würdenträgers, des Kolrassi, als dritter Beamter fungirt der Katab-el-mel (Finanzdirector) und als vierter der Kawasbascha (Polizeiminister), die Posten des Richters und Bürgermeisters sind durch Eingeborne besetzt, welche beide Aemter in einer Familie erblich sind.

Und nun, bevor wir uns von Mursuk trennen und für die Weiterreise die nöthigen Vorbereitungen treffen, zum Lande Fessan selbst. An Flächeninhalt

das deutsche Reich fast übertreffend, reicht Fessan im Norden bis Bondschem, dessen Mudir noch dem Kaïmakam in Mursuk untersteht, im Westen bezeichnen die Dünen von Edeyen und das Hochland der Asdscher-Tuareg, im Süden und Osten die Tebuländer die Grenzen Fessans. Dieses weite Gebiet zerfällt nach seiner landschaftlichen und geographischen Natur in zwei Regionen: wovon die eine die Oasen, die andere Hammāda und Serirflächen, sowie die Dünenlandschaften in sich begreift. Dem Charakter der Hammada-Landschaft gleicht auch jener der Serirflächen (vorzüglich im östlichen Theile der Sahara so genannt); ein blitzender und blendender Steinteppich, eine unabsehbare Mosaikfläche, mit buntfarbigen, kaum haselnußgroßen Kieseln dicht übersäete Ebene, in welcher das ermüdete Auge keinen Ruhepunkt findet, keinen Strauch, keine Pflanze, kein Thier erblickt, nur zuweilen schimmert es in der Ferne wie Wasser, dessen Oberfläche sich zu kräuseln scheint, doch ist es nur Täuschung — das Spiel einer Fata morgana. Nackte, steinige Berge und Sandhügel an Sandhügel gereiht, im Sonnenlichte glitzernde, salzauswitternde Sebchas auf der einen, anmuthige Palmenhaine und kleine Wäldchen von Talhabäumen in den wasserlosen, trockenen Wadis, in deren Tiefe 3—4 Meter unter der Bodenfläche das ernährende Naß rieselt, auf der anderen Seite. Drei große Haupteinsenkungen durchziehen Fessan von West nach Ost; als erste, wenn wir von Norden kommen, das Wadi e Schati, sodann durch einen 10—80 Kilometer breiten Zug der großen Dünenregion Edeyen davon getrennt das Wadi Gharbi, in seiner östlichen Fortsetzung Wadi e Scherki genannt, das im Osten der Taytawüste beginnend, am Fuße der Amsakberge hinziehend, eine Länge von über 350 Kilometer besitzt, und südlich dieser Einsenkung die Hofra-Einsenkung, in der auch Mursuk in einer Seehöhe von 503 Meter liegt und die, in ihrer östlichen Fortsetzung Chergiya genannt, Fessan in einer Länge von 250 Kilometer durchzieht, zahlreiche kleinere Einsenkungen, wie das Wadi Aschna im Nordosten von Mursuk, das Wadi Gatron im Südosten und das von Bornemann besuchte Wadi Wan unterbrechen die Hammadaflächen des Landes. Eigenthümlich gestalten sich dadurch die hydrographischen Verhältnisse, indem gerade in der Dünenregion und in den von Sandhügeln durchzogenen Einsenkungen die Natur das Wasser angesammelt, diese also die Reservoirs für das belebende Element bilden.

So furchtbar auch der Anblick der Dünenformation für den Reisenden scheinen mag, so ist gerade hier durchgehends in geringer Tiefe Wasser, wenn auch oft brackischer Natur, zu finden, während die wenigen Brunnen in den seichten Einsenkungen auf der Hammada erst bis zu 45 Meter Tiefe Wasser zeigen. An diese glückliche Eigenschaft des Bodens knüpft sich ja die ganze Existenz Fessans, der eigentlichen Wüstenlandschaften überhaupt. Wie vermöchten Pflanzen und Thiere, wie der Mensch zu existiren ohne diese Eigenschaft des Bodens, in einem Lande, das zu den regenärmsten der Erde gehört! Quellen mit frischem kühlenden süßen Wasser, wie jene von Ganderma in der Nähe der Oase Traghen im Osten von Mursuk sind allerdings nicht zu häufig, und die Reste alter Irrigationscanäle und Galeriebrunnen, wie sie in Fessan hie und da angetroffen werden, beweisen, daß auch in früheren Zeiten kein Ueberfluß an Wasser herrschte.

Der reiche Gehalt des Bodens an alkalischen Stoffen und Salzen ist ein markanter, an den zahlreichen salzauswitternden Flächen, wie wir solchen schon auf der Reise nach Mursuk begegneten, namentlich aber in der nördlich vom Wadi e Scherki liegenden, zwischen 180 Meter hohen Sandhügeln eingebetteten Gruppe von zehn Natronseen, ausgesprochener, die zuerst von Dr. Eduard Vogel, später von Duveyrier besucht und beschrieben wurden. Das salz- und natronhaltige Wasser quillt bei einigen aus dem Grunde empor, während andere nach längeren Dürreperioden austrocknen und von den Bewohnern als natürliche Salzlager ausgebeutet werden. Große schattenspendende Palmen und Ethelbäume umrahmen die Seen, und wunderbar, während das Wasser des Sees derart mit Salz gesättigt ist, daß es wie Syrup aussieht, fließt in einer Entfernung von 2—3 Meter vom Südufer des einen (Wurmsee genannt) eine süße Quelle zu Tage. Zuweilen ertönt unter dem Wasser eines dieser Seen ein dumpfes, einem fernhallenden Donner ähnliches Geräusch, das die Araber zu einer Fluth von Verwünschungen veranlaßt, aber in dem Absturze einer Partie der das Ufer bildenden Sanddünen seine natürliche Erklärung findet. Die Fieberkranken Fessans pilgern in großen Schaaren zu dem letztgenannten See, dessen syrupdickes Wasser heilkräftig wirken soll, Baumwollenstoffe, die in das Wasser des Sees getaucht werden, glimmen im getrockneten Zustande wie Feuerschwamm. Den Namen

„Wurmsee“ erhielt der eine dieser Seen von einem kleinen, in ihm lebenden Insect, das von den Fessanern gegessen wird und wie Caviar schmecken soll.

In den aus der Hammada el homrah östlich der Route, die wir genommen, aufsteigenden schwarzen Bergen, den „Dschebel es soda“, erreicht Fessan seinen Culminationspunkt. Durch Hornemann zum ersten Male in seinem östlichen Theile, später von Lyon, Denham und Clapperton, Vogel,



Dr. Eduard Vogel.

Barth auf seiner Rückreise, Duveyrier und Beurmann in der mittleren Ausdehnung und von Rohlfs in seinem höchsten und westlichsten Theile überschritten, zieht sich das Soda-Gebirge in Form eines Bogens in einer Länge von über 400 Kilometer von Westen nach Osten, und Rohlfs glaubt in ihm den Mons-Ater des Plinius zu erkennen. In dem zuckerhutförmigen Gipfel des Dschebel Nabet-es-Djrug erreicht das Gebirge eine Höhe von 902 Meter, nimmt aber nach Osten stetig an Höhe ab, so daß es an der Uebergangsstelle

Hornemann's, wo es den Namen Harrutsch el aswad führt, nur mehr 400 Meter Höhe behält. Aus der Ferne sieht das Gebirge wie von einer dunklen Wolke überschattet aus, daher der Name „schwarze Berge", sein zerrüttetes und schauererregendes Aussehen wird den einstmaligen vulcanischen Ausbrüchen zugeschrieben. Vogel vergleicht die Gegend in diesem unheimlichen, öden und wildzerklüfteten Wüstengebirge, des zertrümmerten, schlackenartigen Gesteins halber, den Landschaften im Monde, und Hornemann eine Höhle in einer engen, dunklen Schlucht mit dem Eingange zur Unterwelt. Der düstere Eindruck, den die schwarze Färbung der Steine hervorbringt, wird noch dadurch eigenthümlich verstärkt, daß in die pechschwarzen Felswände und die mit schwarzem Geröll überdeckten Abhänge häufig weiße Sandsteinlager eingefügt sind.

Die Oasen Fessans lassen sich in zwei Gruppen scheiden, in eine südliche, die dem Phazania der Römer entspricht und wozu auch Mursuk gehört, und in eine nördliche mit dem Hauptorte Sokna an der östlichen, eigentlichen Caravanenstraße von Tripoli nach Mursuk, die ihres großen Reichthums an Brunnen und Kameelfutter halber hauptsächlich frequentirt wird. Zu ihr gehören die auf der Hammada in einer Einsenkung südlich der schwarzen Berge liegende Stadt Fugha und die nördlich dieser Berge gelegenen Oasen Bondschem, Sella und Tacrift. Unser Interesse fesselt besonders durch ihren Palmenreichthum die südliche Gruppe. Einem grünenden, anmuthigen doppelten Kranze gleich, reihen sich die Oasen von Ederi, Temsana, Unserig, Braak, Sebha, Temissa, Wau und Gatron zum äußeren, jene von Ubari, Mandra, Nschua, Zuila, Traghen und Mursuk zum inneren, gleichzeitig die Fruchtspeicher des weiten, großen Landes bezeichnend, zu welchen der Nomade zieht, wenn seine Vorräthe zur Neige gehen. Den Reichthum dieser Oasen, des ganzen Landes bilden die Dattelpalmen. Palmenwälder von der Ausdehnung und Dichtigkeit wie jene der Oase Sebha würde man, wie Rohlfs bestätigt, in keinem anderen Theile der Sahara finden. Den Fessanern gilt die Oase Traghen als die eigentliche Heimat der Palme, weil hier die meisten und vorzüglichsten Arten vorkommen. In der Güte und Qualität unterscheidet der Fessaner mehr als zweihundert Varietäten und giebt ihnen specielle Namen. Getreide wird drei- bis viermal geerntet, im Winter baut man Weizen und Gerste, in den übrigen Jahreszeiten die verschiedenen Hirse- und Dhurrah-Arten.

Die Baumwollstaude gedeiht außerordentlich gut, Feigen- und Mandelbäume beschatten die Gärten.

Nicht alle Oasen sind bewohnt und in wenigen übersteigt die Bevölkerung des Hauptortes der Oase die Zahl 1000, so daß die Gesammtbevölkerung des ganzen Landes Fessan mit 140.000 Einwohnern eher zu hoch als zu niedrig angegeben ist.

Bei der umfassenden Bedeutung der Dattelpalme, als dem Hauptreichthum des ganzen culturfähigen Landes, ist es selbstverständlich, daß sowohl der Baum selbst als auch seine jährliche Ernte von der Regierung besteuert wird; unter geordneten Verhältnissen würde der Ertrag dieser Steuer, trotz ihrer mäßigen Höhe, bei einem Bestande von mindestens 20—30 Millionen Bäumen, ein hübsches Einkommen der Regierung bilden, so ist der Ertrag der Dattelsteuer eine unter den Beamten getheilte Beute, denn nach Tripoli und nach Stambul kommt, wie Rohlfs sich äußert, außer Geschenken an Sclaven und Sclavinnen nichts, im Gegentheile müssen alle Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände und selbst die Lebensmittel für die Soldaten nach Fessan gesandt werden; der Himmel ist eben hoch und Stambul sehr weit.

Der größte Theil der Dattelpalmen ist in festem Besitze, doch giebt es einzelne Oasen, deren Bäume herrenlos sind und von den Bewohnern der nächsten Oase abgeerntet werden, die Ernte selbst aber in sogenannten Silos (den Getreidespeichern der Araber) vergraben wird. Jedem Vorüberziehenden ist es gestattet, von diesen Datteln, so lange sie am Baume sind, so viele zu pflücken und zu essen, als ihm beliebt, nur darf kein Vorrath mitgenommen werden.

Der Gebrauch, Vorräthe an bestimmten Orten zu vergraben, wird auch von Caravanen beobachtet, und es gewährt wohl in kritischen Momenten die angenehmste Ueberraschung, auf ein solches Proviantlager zu stoßen — um so größer aber die Enttäuschung, wenn eine Bande Wegelagerer oder eine vorausgezogene Caravane den Schatz schon gehoben und die Nachfolgenden das Nachsehen haben.

Das Aussehen der Palmen ist hier meistens ein von jenem an der Küste verschiedenes; da hier Niemand die Palmen verschneidet, so ist der Stamm

mit bis zum Boden herabhängenden Zweigen besetzt, die ihnen ein eigenthümliches, malerisches, buschartiges Aussehen geben.

Besonderer Pflege bedarf der Baum nicht, leider werden die Pflanzungen ganz vernachlässigt, der Lakbi-Erzeugung fallen viele Stämme zum Opfer und sterben ab; so darf es auch nicht verwundern, daß trotz des ergiebigen Bodens in einzelnen Oasen die Trägheit, Unwissenheit der Bewohner, die Mangelhaftigkeit aller ihrer Einrichtungen keinen Wohlstand aufkommen lassen.

Es widerspricht so ganz und gar den landläufigen Vorstellungen über das Klima der Wüste, wenn wir erfahren, daß in Fessan in den Wintermonaten December bis Februar (wohl in sehr seltenen Fällen) Schnee fällt, wie Barth berichtet; die hohe Lage der Hammada und der Umstand, daß der Boden, durch keine schützende Wolkenschicht behindert, die ganze Wärme in den Weltraum ausstrahlt, bewirken, daß in den Morgenstunden im Winter das Wasser sich mit einer Eiskruste belegt und Temperaturen von — 5° Celsius vorkommen können, wie sie von Rohlfs im Jahre 1865 beobachtet wurden. Versetzen wir uns in das entgegengesetzte Extrem des Sommers, in welchem 44° Celsius im Schatten häufig sind, so können wir das Klima Fessans als ein ausgeprägt continentales bezeichnen. Nur selten erreichen, vom Südwinde getrieben, die tropischen Regen Fessan, und wenn dies geschieht, ist es immer um die meisten Wohnungen der Oasenbewohner geschehen, die aus salzhaltigen Thonklumpen erbaut, sich unter dem Regen auflösen; die Bewohner Fessans beten daher gleich jenen von Tuat und anderen Oasen der Sahara zu Gott, er möge es nicht regnen lassen.

Die Natur des Landes spiegelt sich auch in den ethnographischen Verhältnissen des Landes ab, sie theilt, entsprechend der zweifachen Form der Landschaft, die einheimische Bevölkerung in eine seßhafte und nomadisirende, unstät von Weideplatz zu Weideplatz wandernde, und drückt ihren Stempel den Gebräuchen und Sitten dieser beiden Familien auf; ihrer Abkunft nach bilden beide Familien ein buntes Völkergemisch, das durch langjährige Fehden und erbitterte, blutige Kämpfe gegenwärtig so herabgeschmolzen ist, daß selbst blühende Oasen unbewohnt bleiben.

Nicht nur hier, überall auf der Erde läßt sich die Erscheinung verfolgen, daß der Mensch, seine Lebens- und Anschauungsweise, seine Sitten

und Gebräuche, seine Culturstufe und Geschichte in gewissem Grade von der ihn umgebenden Natur abhängig sind, während aber in gemäßigteren, von der Natur freigebiger bedachten Erdstrichen, die vorzüglich auch durch ihre reiche Gliederung und Berührung mit dem sowohl trennenden als auch verbindenden Elemente, dem Meere, dem Fortschritte offen liegen, der Mensch sich mehr oder minder von diesen Einflüssen zu emancipiren verstanden hat, hat hier die Natur ihre Rechte zur vollsten Geltung gebracht und den Menschen ihren Spiegel stets vorgehalten. Dazu tritt der dem Islam eigenthümliche fatalistische Grundzug, der in diesem Erdstriche den Einfluß der umgebenden Natur verstärken mußte.

In früheren, der aus unumstößlichen Thatsachen schöpfenden Geschichtsforschung entfremdeten Zeiten war es ohne Zweifel in geringerem Maße der Fall, dafür sprechen zahlreiche Anzeichen, die der Erdboden uns aufbewahrt, als auch Racen-Verschiedenheiten der Bevölkerung.

Der Tradition nach, die durch die Ethnologie einen positiven Grund erhält, waren die Beranna die ältesten Bewohner der fessanischen Oasen, ein Volksname, unter welchem die Araber die Negervölker Bornu's und die Tebu's vereinigen. Die älteste Dynastie der Herrscher dieses Volkes ist jene von Nesur, deren Ursprung im Sudan zu suchen ist. Sie regierte in der Oase Traghen, woselbst man noch gegenwärtig die Ruinen des Sultanschlosses und das Grab des Sultans Maï-Ali findet. Vor ihnen hatten die Römer das Land im Besitz und residirten zu Garama, dem Djerma der Garamanten, die nach den geschichtlichen Daten als die ältesten Bewohner Fessans anzunehmen sind. Ob die Garamanten (von den Römern Phazanier genannt) von weißer oder schwarzer Hautfarbe waren, läßt sich vorläufig nicht definitiv aufklären, wir wissen nur, daß schon vor der Occupation Fessans durch die Römer ein heidnisches Volk das Land bewohnte, das auf einer Culturstufe stand, wie sie später von keinem nachfolgenden Volk mehr erreicht wurde, und deren Beweise wir in einigen hinterlassenen Bautenresten noch wahrnehmen können. Diese Spuren weisen darauf hin, daß das Volk über einen großen Theil der Sahara, bis Wargla, Rhadames, Insalah und im Osten bis zu den libyschen Oasen verbreitet war.

Wenn wir uns in Erinnerung halten, daß die Entfernung zwischen Traghen, dem Sitze der Beranna-Dynastie, und Djerma, der Capitale der

Garamanten, nur 130 Kilometer beträgt, wenn wir die Ruinen beider Orte und die Baumaterialien, die Form und den Charakter derselben vergleichen, die Grabstätten beider Orte aufmerksam prüfen und nicht vergessen, daß in allen Oasen Fessans noch gegenwärtig eine schwarzhäutige Bevölkerung vorherrscht, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß wir in der gegenwärtigen schwarzen Bevölkerung die Nachkommen jener Garamanten sehen, deren Identität mit den Berauna höchst wahrscheinlich ist und noch durch den Umstand erhöht wird, daß man im südlichen Fessan bei jedem Schritte auf Namen von Orten stößt, die der Kanurisprache (in Bornu gesprochen) entnommen sind. Nicht anders lassen sich die verschiedenen Felsensculpturen, die merkwürdigen Galeriebrunnen und hydraulischen Arbeiten von eigenthümlich bestimmter Construction erklären, die wir in verschiedenen Theilen der Sahara antreffen.

Die Fluth der islamitischen Völkerwanderung, welche im 7. bis 10. Jahrhunderte die Sahara überschwemmte, besiegte und entthronte auch nach jahrhundertlanger Herrschaft die Nesur-Dynastie, und zwar war es speciell der Araberstamm der Khorman, welcher die Bewohner zu Sclaven machte und sie mit grausamer Härte behandelte, die Residenz wurde nunmehr nach Fugha verlegt.

Während in der folgenden Zeit das Volk unter dem ihm aufgenöthigten Joche seufzte, zog ein Scherif aus Marokko durch das Land, auf einer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen; ihm klagte das Volk sein Leid, und bat ihn, es zu befreien, was derselbe auch mit einer Schaar verwegener Stammesgenossen nach seiner Rückkehr von Mekka that. Dieser Scherif, der die Khorman besiegte und sie aus Fessan jagte und den das Volk aus Dankbarkeit für die Befreiung vom verhaßten Joche zu seinem Sultan wählte, hieß Sidi el Monteser-uled-Mohamed, er war der Gründer der Ulad-Mohamed-Dynastie und der Begründer der Stadt Mursuk.

Während einer fünfhundertjährigen Herrschaft war die Dynastie, den Traditionen der Fessaner nach zu urtheilen, das Glück des Landes, dessen Grenzen sich in Folge weiser Eroberungen nach und nach bis über Sokna nach Norden ausdehnten. Wie in allen Herrschergeschlechtern des Orients, traten die Folgen der Degeneration, der Verwilderung gegen das Ende der

Herrschaft dieser Dynastie darin zu Tage, daß sich die Fälle von Brudermord häuften. Das Volk, müde der schwachen Regierung, die es gegen die Einfälle der Tripolitaner nicht zu schützen vermochte, unterwarf sich, nachdem der Letzte der Sultane der Dynastie bei Traghen 1811 von El Mukni (III.), einem Unterbefehlshaber Jussuf Pascha's, des letzten Souverains der unabhängigen Karamauli-Dynastie in Tripoli, im Kampfe getödtet wurde, dem neuen Eroberer, der sich zum Sultan von Fessan proclamirte. Es brach nun eine entsetzliche Zeit für Fessan herein, Gräuelthaten sondergleichen bezeichneten die Tage seiner Herrschaft, Raub, Mord und Brandschatzung seine Züge, die sich bis nach Borku und Bagirmi erstreckten und auf denen er Tausende von Sclaven in die Gefangenschaft schleppte; die wenigen gegenwärtig noch lebenden Zeugen dieser Herrschaft können, wie Rohlfs berichtet, nur mit Schaudern davon erzählen. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung fielen die Ulad Sliman in Fessan ein und belagerten Mursuk, Mukni schlug jedoch mit einem ihm von Tripoli gesandten Hilfsheere die Eindringlinge und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an, einige konnten sich hinter die Mauern von Temsana im Wadi e Schati flüchten, doch nach vierzigtägiger Belagerung wurde die Stadt erstürmt, worauf der Sieger sämmtliche Bewohner, Greise, schwangere Weiber und Kinder nicht ausgenommen, ermorden ließ.

Im Jahre 1831, nach zwanzigjähriger Regierung dieses Wütherichs, bemächtigte sich Abd-el-Djelil, der berühmte Häuptling des arabischen Stammes der Sliman, der Herrschaft, das Land kam aber dadurch nur aus dem Regen in die Traufe, denn der neue Eroberer gab dem Sultan Mukni nichts an Grausamkeit nach. Die Herrlichkeit des Araberchefs währte nicht lange, 1841 nach zehnjähriger Regierung, verlor er in einer Schlacht Leben und Thron an die Türken, die nunmehrigen Herren des Landes. Auch noch unter den ersten türkischen Paschas, die hier wie in Stambul mit unbeschränkter Willkür hausten, waren Hinrichtungen und Grausamkeiten an der Tagesordnung; wenn Abd-el-Djelil auf die drei Thore Mursuks abgeschnittene Menschenköpfe pflanzen ließ und täglich 3—4 Hinrichtungen befahl, so mordeten Bekir Bei und Hassan Pascha mehr im Geheimen, so mancher Einwohner verschwand auf räthselhafte Weise auf Nimmerwiedersehen, während es hieß, er sei entflohen. Die seinerzeitige Installation eines englischen Consuls

in Mursuk und der Einfluß der übrigen Consuln in Tripoli haben endlich dem Blutvergießen ein Ende gemacht, überdies ist die Zahl der Bewohner ohnehin nur zu sehr herabgeschmolzen.

Die gegenwärtige, seßhafte Bevölkerung der Oasen Fessans gehört zum großen Theile einem Negertypus an, den Duveyrier sub-äthiopisch nennt, und die er als die Nachkommen der Garamanten betrachtet, zum kleinen Theile gehört



Weibliche Typen der sub-äthiopischen oder garamantischen Race in Fessan. (Nach einer Photographie von Duveyrier.)

sie dem Tebuvolke, einem semitisch-nigritischen Mischlingsvolke, einer Familie der Asdscher-Tuareg (besonders in den Oasen westlich von Mursuk) und verschiedenen Mischlingsracen an, die aus der Accomodation und Kreuzung der islamitischen Eroberer mit den schwarzen Ureinwohnern hervorgegangen sind. Dieser Mischungsproceß, der sich von den ältesten Zeiten an überall da vollzieht, wo das weiße mit dem schwarzen Element zusammentrifft, ist auch heute

noch in Wirkung, wie wir dies in den verschiedenen Theilen der Sahara finden werden, dabei drängt sich uns die Erscheinung auf, daß in den Tiefländern und Depressionsgebieten der alten Sebchas fast ausnahmslos Schwarze und auf den Hochländern, die diese Tiefebenen umranden, Weiße wohnen. Diese Thatsache ist mehr als die Folge der Einführung der Sclavenarbeit bei den Arabern, da diese ja gleichmäßig bei den Bewohnern beider Regionen statthatte, es ist vielmehr der Ausdruck eines Naturgesetzes, wie Duveyrier es nachweist, daß das schwarze Element das weiße überall dort aus dem Felde schlug, wo das Klima des Gebietes sich jenem des Sudans annäherte, umgekehrt hat sich die weiße Race überall dort die Herrschaft erhalten, wo sie ein dem Klima der ursprünglichen Heimat analoges, d. h. fieberfreies fand; wir dürfen in diesem Processe nur den Ausdruck des allgemein giltigen Kampfes um's Dasein finden, nach welchem gleich wie im Pflanzen- und Thierreiche das lebenskräftigere Individuum das schwächere verdrängt.

Aus der Vermischung schwarzer mit weißer Race entstehen auch hin und wieder Individuen, deren Haut an einzelnen Partien des Körpers weiß, an anderen mehr oder weniger dunkel gefärbt ist. Mit den Kopfhaaren verhält es sich ähnlich; man sieht einzelne Schwarze mit langem, schlichtem, und einzelne Weiße mit krausem, wolligem Haar. Diese Erscheinungen sind unter der seßhaften Bevölkerung Fessans nicht so selten, daß sie etwas besonders Auffälliges an sich hätten.

Dem Gemisch der Bevölkerung in physischer Beziehung entspricht auch die Mannigfaltigkeit der Sprachen. Am allgemeinsten und auch von den Kindern wird das Kanuri (die Bornu-Sprache) gesprochen, ihm zunächst hört man das Arabische, sehr Viele verstehen die Tuareg-, die Teda- und Haussasprache.

Ueber den Charakter und die Eigenschaften der seßhaften Bevölkerung Fessans sind die Angaben sehr widersprechend; während Barth und Rohlfs, sowie auch Richardson die Fessaner als ein gutmüthiges und ehrliches Volk bezeichnen und die Sicherheit im Lande als eine lobenswerthe darstellen, so daß man mitten in einer Oase Werthsachen offen liegen lassen könne, ohne zu fürchten, daß sie gestohlen würden, berichten Nachtigal, v. Bary und Andere das Gegentheil, bei den sehr gemischten Elementen der Fessaner mögen beide

Theile Recht haben. Die Landestracht besteht nach Rohlfs bei den Männern aus dem Haïk oder Barakan, dem weiten Hemde (Mansuria), kurzen Hosen, dem Fes und rothen oder gelben Pantoffeln, doch sieht man auch häufig die dunkelblauen oder weißen Toben der Sudanvölker, wirksam heben sich davon die in ihren Litham und durch Risse ausgezackten Fellkleider gehüllten Tebu und Tuareg ab. Noch einfacher tragen sich die Frauen, die in ihrer Jugend ziemlich üppige Formen und, da sie meistens von kleiner Statur sind, eine fast kugelige Gestalt haben. Ihr einziges Kleidungsstück ist der Barakan, den sie rings um den Körper wickeln und festbinden, statt der Pantoffel tragen sie gewöhnlich aus Palmblättern geflochtene Sandalen. An Armen und Beinen tragen sie fast durchgehends schwere messingene, die Wohlhabenderen werthvolle, silberne Ringe. Das Haar, dick mit Butter bestrichen, klebt in unzähligen Flechten, durch den Staub zu einer schmutzigen Kruste verhärtet, um den Kopf. Wenn auch mitunter schöne Physiognomien unter den jungen Mädchen angetroffen werden, so sind die Fessaner im Allgemeinen keineswegs hübsch, und da sie überdies sehr früh altern, so währt die Dauer der Schönheit nicht lange; säugende Mütter von 12, ja sogar 10 Jahren sind nichts Seltenes; haben sie einmal das Alter von 30 Jahren überschritten, so bieten sie meist ein abschreckendes Bild. In ihren Sitten, die im wechselseitigen Verkehr der Geschlechter äußerst lax sind und auch die Oasen mit den Schattengestalten europäischer Großstädte bevölkern, verräth sich desgleichen ihr Negerblut. Das Volk lebt sorglos in den Tag hinein, des Abends kauert Jung und Alt im Kreise und schaut den pantomimischen Tänzen der Mädchen zu, dabei wird reichlich dem Lakbi zugesprochen.

Die türkische Herrschaft macht sich auch in dieser Hinsicht bemerkbar. Fessan ist in deutlicher Decadenz begriffen, so wie einerseits die Bebauung des Bodens vernachlässigt wird, die Dörfer in Ruinen verfallen, so wandert der Fessaner nach dem Sudan oder zur Küste, wo er bessere Lebensbedingungen zu erlangen hofft. Trotz der verhältnißmäßig guten Kost und des beschaulichen Lebens der in Fessan garnisonirenden türkischen Soldaten, zieht es jeder Fessaner vor, zu hungern, die Scheu vor dem Militärdienste überwindet auch den Hunger.

Duveyrier besuchte mehrere Orte, die bei einer Bevölkerung von 100 Seelen nicht mehr als 12 Männer besitzen.

In Charakter, Lebensweise und Sitten gänzlich verschieden von der seßhaften Bevölkerung der Oasen ist die nomadisirende der Hammada und des Dünengebietes. Drei große arabische Stämme (Tribus) durchziehen mit ihren Heerden das weite, öde und culturunfähige Gebiet des Landes. Die Hotma und Megar=ha schlagen im Wadi e Schati, in den Dünen von Edeyen, auf der Hammada von Mursuk und im südlichen Theile der Hammada el homrah ihre Zelte auf, im nördlichen Theile derselben und in den Thälern der vulcanischen schwarzen Berge streifen die Riah. Ihr tief im Wesen der Wüste begründeter Wandertrieb wurzelt auch im Charakter des Islam, wohin der Araber seine Religion tragen kann, da findet er eine Heimat, er hat kein eigentliches Vaterland, keine Anhänglichkeit an die Scholle, im Gegentheile, er verachtet und verspottet die Städter und seßhaften Ackerbauer, er bildet keine Nation, erkennt aber auch keine andere Nation an, für ihn giebt es nur Religionsgenossen oder Ungläubige.

Zwischen den Nomaden und der seßhaften Bevölkerung, insbesondere den Bewohnern der Küstenstriche, besteht eine fortwährende Eifersucht, ein kleiner in Ränken und listigen Uebervortheilungen bestehender Krieg. Die hochmüthigen Städter versäumen keine Gelegenheit, um ihre Abneigung gegen die Nomaden (besonders gilt dies von der berberischen Stadtbevölkerung dem Araber gegenüber) zu zeigen, rühmen sich ihrer Wohlhabenheit, die sie unter dem Zelte für unmöglich halten, werfen ihnen den geringen Grad von Civilisation, das fortwährende Kriegführen vor, sie sind auch überzeugt, daß die Gebete der Nomaden Gott minder wohlgefällig sind, da sie weder Moscheen noch Bäder besitzen und in ihren von der Religion vorgeschriebenen Waschungen nachlässig sind. Woher auch das Wasser nehmen, wo es kaum zur Stillung des Durstes oft reicht!

Der arabische Nomade hingegen verachtet die Städter, nennt sie nur Weiber und feig, dort, wo das Pulver das große Wort führen soll wirft ihnen vor, an unreinen Stätten zu wohnen, die Pflicht der Gastfreundschaft zu mißachten und ihr Leben im Nichtsthun, im Verkauf und im Betrug zu verbringen; diese Abneigung geht so weit, daß es zu den größten Seltenheiten gehört, wenn ein Nomade seine Tochter einem berberischen Städter zur Frau giebt.

Es ist selbstverständlich, daß diese gegenseitige Abneigung zuweilen in hellen Streit ausartet und jede Partei den Eindringling in ihr jeweiliges Territorium die Folgen dieses Streites bitter empfinden läßt.

Im Allgemeinen sind jedoch die nomadisirenden Araber von weit reineren Sitten als die verweichlichten Oasenbewohner und Städter, und von sprichwörtlicher Gastfreundschaft. In ihren steten Wanderzügen sehen wir noch ein Miniaturbild des großen religiösen Eroberungszuges bis zur Westküste Afrika's, der aber in späteren Jahrhunderten eine allgemeine Rückwanderung zur Folge hatte, denn überall in der ganzen nördlichen Sahara trifft man Araberstämme, welche behaupten, ihre Vorfahren hätten den Ocean gesehen; thatsächlich wohnen auch heutzutage nur maurische Stämme im westlichen Theile der Sahara, während die Araber nur als kleine Enclaven in der großen Masse eingeschlossen sind. Es läßt sich geschichtlich nachweisen, daß die Zeit der Völkerwanderung in Afrika bis in das 16. Jahrhundert reichte, während sie in Europa schon lange vorher ein Ziel fand. Der geringste Anlaß, ein Streit, eine blutige Fehde, einige Geblistürme, Enttäuschung über den Ertrag des Weidegrundes, schließlich der nothwendige Wechsel der Weide, genügt dem nomadisirenden Araber, seine Zelte aufzupacken und einen anderen Wohnsitz aufzusuchen, Allah wird ihn führen.

Ein mächtiges und unbezähmbares Freiheitsgefühl ist ein Schatz, den er sorgsam behütet und eifersüchtig bei seinen Nachkommen bewahrt, den Nomaden drückt nicht die Last der Abgaben, unter deren Wucht der Oasenbewohner verarmt, wer die Steuer von ihm einheben will, der muß sich sie erst holen und ihm auf seinen Wanderzügen nachspüren.

Ueber diese in der Wüste verstreuten Nomadenstämme hatten die Sultane von Fessan und haben selbst gegenwärtig die Türken wenig Macht, wenn aber eine so geringe Militärmacht, wie sie die Türken in Fessan halten, genügt, um das Land zu regieren, so darf nicht vergessen werden, daß die Türken als Glaubensgenossen, nicht als fremde, ungläubige Bedrücker und Feinde angesehen werden.

Sich überhaupt den möglichsten Grad von Unabhängigkeit zu erhalten, ist unter jeder Regierung das Streben dieser Stämme. Besser als eine wortreiche Beschreibung wird das folgende Gedicht den Nomaden charakterisiren.

In weiter Eb'ne hauset der arabische Nomade,
Nichts unterbricht um ihn das tiefe Schweigen
Als der Kameele laut Gebrüll bei Tag,
Bei Nacht der Schrei des Schakals und der Todesvogel.
Sein Haus ist ein Stück Zeug wohl ausgespannt
Und mit Gebein befestigt in dem Sand.
Erkrankt er, ist Heilmittel ihm — Bewegung,
Will er sich selbst bewirthen und die Gäste,
Jagt er vorerst den Strauß und die Gazelle.
Die Gräser, die Gott wachsen läßt im Feld,
Sie dienen seinem Vieh zur Weide,
Bei ihm im Zelte weilt sein treuer Hund,
Der ihm es anzeigt, wenn ein Dieb sich naht;
Er hat sein Weib, deß ganzer Schmuck besteht
Aus Münzen, die zum Halsband sind gereiht,
Gewürznäglein und Perlen der Koralle.
Er kennt nicht anderen Wohlgeruch als Theer
Und bisamduftenden Gazellenkoth.
Und doch ist glücklich dieser Muselman,
Er preist sein Schicksal, segnet seinen Schöpfer.
Die Sonne ist der Herd, der mich erwärmt,
Das Licht des Mondes meine Fackel.
Der Erde Gräser sind mein ganzer Reichthum,
Die Milch meiner Kameele ist mir Nahrung
Und Kleidung mir die Wolle meiner Schafe;
Ich schlafe, wo die Nacht mich überrascht.
Zusammenstürzen kann mir nicht das Haus,
Geborgen bin ich vor des Sultans Laune,
Der Kinder Launen haben die Sultane
Und Löwenklauen doch; mißtrauet ihnen!
Ich bin der Vogel, dessen Spur kaum sichtbar,
Er sorgt auf seinem Flug für Vorrath nicht,
Er säet nicht, er erntet nicht:
Gott spendet, was zum Leben er gebraucht.

Damit nehmen wir von Fessan Abschied, es gilt jetzt die Vorbereitungen zur Reise in das Tuaregland zu treffen, und dieselben erheischen die vollste Umsicht, denn es heißt sich vorher das sichere Geleit eines verläßlichen Tuaregchefs zu erkaufen und überhaupt unsere Begleitung unter den Tuaregs zu wählen. Die Beschaffung der Kameele, die Ergänzung des Proviants stößt nicht mehr auf so große uns unbekannte Schwierigkeiten, wichtiger als die rein materielle Seite der Reise ist die Sicherung des Geleits bis Rhat. Wir gehen einem bisher nur an seinen äußersten Marken bekannten Lande

entgegen, über dessen Bewohner wir wohl durch Duveyrier, der auch unser Führer für die nächste Zeit bleiben wird, eingehende Nachrichten haben, die sich auch als richtig erweisen werden. Die immerwährenden Fehden und Razzias unter den einzelnen Stämmen haben aber bisher die Möglichkeit ausgeschlossen, sicher in's Land zu dringen, um das Geheimniß des Inneren aufzudecken, bisher wäre es immer ein von vorneherein mit eminenter Todesgefahr verbundenes Unternehmen gewesen, auch nur den Versuch des Eindringens zu machen; daß er gemacht wurde, verdanken wir einem Duveyrier, Rohlfs, Soleillet, Say und dem jüngsten Opfer der Erforschung Afrika's, v. Bary, Allen aber boten die kriegerischen Verwicklungen oder die offene Weigerung der Grenzbewohner, den Durchlaß zu gewähren, eine unübersteigliche Schranke, auch wir werden nur den nordöstlichen und nördlichen und später den südöstlichen, sowie südwestlichen Theil direct kennen lernen, doch wird unser Führer uns einen weiteren Einblick in das interessante und höchste Berg- und Alpenland der Sahara eröffnen.



III.

Von Mursuk nach Rhat.

Zwei verschiedene Caravanenstraßen führen von Mursuk nach Rhat; bis zum Wadi Aschurra identisch, trennen sich beide in der Oase Tiggerode, die südliche, welche Barth, Overweg und Richardson 1850 gewählt, folgt diesem Wadi nach Westen, die zweite überschreitet die Hammada von Mursuk und erreicht die Oase Ubari, um von hier im Wadi Gharbi an's Ziel nach Rhat zu gelangen. Wir wählen die erstere und kürzere. An isolirten Palmenpflanzungen vorüber führt uns der Weg über eine öde Ebene mit dicker Salzkruste überzogen, nach Tiggerode, einem Dorfe der Tinylkum-Tuareg, deren Zeltlager über die ganze Hammada von Mursuk zerstreut sind. Von einer dichten Gruppe Dattelpalmen umgeben, zwischen welchen zahllose Ethelbüsche das Unterholz des Wäldchens bilden, bietet das Dorf mit seinen verfallenen Lehmhütten von der offenen Thalebene aus gesehen einen interessanten Anblick. Im Schatten dieses Wäldchens, das von dem Girren einer Tauben-Colonie widerhallt, schlagen wir unser Lager auf, nach der drückenden Tageshitze erquicken wir uns an dem schönen Abende, und auf einer Matte ausgestreckt vergessen wir die Mühen der bisherigen Reise; vom prachtvollsten Mondlichte umflossen, liegt phantastisch, von dem Palmenwäldchen gehoben, die Landschaft vor uns. Die Stille des Abends unterbricht nur der Gebetchor der Tinylkums, der im tonreichen Gefälle, oft mit dem langgezogenen Laute „hu", „hu" begleitet, bald zu mächtiger Fülle anschwillt, dann wieder zu einem melancholischen, geisterhaften Ton sich senkt und in ascetischer Weise sich in die Länge zieht. Am nächsten Morgen brechen wir, durch einige Orteinsassen mit

ihren Kameelen an Zahl verstärkt, wieder auf, und erreichen bald den Brunnen Scharba, der uns die Ermordung des unglücklichen Fräuleins Alexandrine Tinné in Erinnerung ruft. Kaum eine Tagereise westlich des Brunnens, im Wadi Aberdschudsch wurde sie das Opfer unbezähmbarer Raubgier.

Auf den Vertrag Frankreichs mit den Tuaregchefs der Asdscher zu Rhadames vertrauend und nachdem sie noch durch reichliche Geschenke in



Fräulein Alexandrine Tinné.

klingendem Golde die Abgesandten des Chefs Ikhenuckhen, denen das sichere Geleite der Reisenden nach Rhat obliegen sollte, befriedigte, brach sie mit einer selbstständig ausgerüsteten Caravane und einem ganzen Troß von Bedienten von Mursuk auf. Zu der Caravane gesellte sich bald eine Bande von sechs Arabern und acht Tuareg und wollte sich dem Weitermarsche der Caravane widersetzen, doch kam es zu einem Vergleich, in Folge dessen diese Bande die

Reisende begleitete. Am 1. August 1869 soll es angeblich zwischen den Arabern und Tuareg zu einem Streit gekommen sein, bei welcher Gelegenheit sich die Araber der Waffen der Dienerschaft bemächtigten, um sich vor den angreifenden Tuareg zu schützen. Fräulein Tinné warf sich mit ihren beiden weißen Begleitern, zwei holländischen Matrosen, zwischen die Streitenden, doch im Augenblicke war einer derselben niedergestochen und ein Tuareg hieb der Reisenden die ausgestreckte rechte Hand ab, während ein Araber sie durch einen Schuß in die Brust tödtete. Daß der Streit nur eine Finte, der Plan zur Ermordung und Beraubung der Reisenden von Arabern und Tuareg gemeinsam gefaßt war, bewies die Thatsache, daß die Beute, das Gepäck der Reisenden, unter beide vertheilt wurde, die Mörder aber blieben bei der Ohnmacht der türkischen Regierung unbehelligt im Genusse ihres Raubes. Fräulein Tinné und ihre beiden holländischen Begleiter wurden zu Birgnig begraben.

Die bisher meistens öde Gegend gewinnt nun an Abwechslung, kleine Palmengruppen, langgezogene Linien von Ethelbüschen und Talhabäumen unterbrechen die hier und dort zu beiden Seiten des Weges aufsteigenden Sandhügel, zahlreiche Wadis, in denen reicher Krautwuchs, nicht minder wie die zerrissenen Thalwände dafür sprechen, daß zuweilen reißende Regenströme die Landschaft durcheilen, um nach kurzem Laufe im Sande zu ersterben, durchqueren meist in der Richtung von Südost nach Nordwest die Hammada, die hier einen weit mannigfaltigeren Anblick als die „el homrah“ benannte bietet und nur stellenweise ihren charakteristischen Kieselteppich aufweist; auch beginnen wir, indem wir den Brunnen verlassen, allmälig auf die Höhe der Hammada von Mursuk wieder emporzusteigen, nachdem wir bisher um nahezu 120 Meter von der Seehöhe Mursuks herabgestiegen sind. Im Norden säumt die Amsak-Kette den Horizont ein, während nach Westen die einzelnen Erhebungen des Plateau's, das wir betreten haben, den Fernblick abschließen.

Unsere Caravane bietet eine eigenthümliche Physiognomie; anstatt daß, wie auf unserem Zuge nach Mursuk, die Kameele nach Belieben einzeln ihres Weges ziehen und mit Mühe von den sich allfällig bietenden Weideplätzen ohne größeren Aufenthalt fortzubringen sind, erblickt jetzt unser Auge die Kameele eines an das andere gebunden, in einer Reihe von einem einzigen

Mann geführt, im gleichmäßigen Gange ohne Halt und Unterbrechung fortschreiten. Dieser Gebrauch der Tuareg ist, so unbequem er den Thieren sein mag, für den Reisenden eine wesentliche Erleichterung und erspart ihm viele Anlässe zu Meinungsverschiedenheiten mit den Kameeltreibern. Wir sind nicht so sehr an die Ueberwachung des Ganzen gebunden und können auf einem hohen und wacker ausgreifenden Meheri während des Marsches der ganzen Caravane das Land zur Seite des Weges näher kennen lernen, einzelne uns befremdende Formen und Objecte in Augenschein nehmen. Auch in anderer Hinsicht hat sich die Physiognomie unseres Zuges verändert; während früher unter den arabischen Begleitern und der Dienerschaft die Conversation kaum auf einige Zeit unterbrochen war, vor Allem die bewaffneten Geleitsmänner, die Tschautschen, ihr Möglichstes in dieser Hinsicht leisteten, herrscht jetzt eine uns befremdende Ruhe, unsere dicht verschleierte Tuareg-Begleitung, theils zu Fuß oder auf dem gerühmten Meheri, hüllt sich in tiefes Schweigen, wir verspüren auch durchaus keine Lust, mit diesen unheimlich aussehenden Gesellen ein intimes Gespräch anzuknüpfen, und der Verkehr durch den Dolmetsch beschränkt sich auf das Nothwendige; der ganze Zug erhält dadurch einen eigenthümlichen Ernst, der auch der Natur entspricht, die uns umgiebt.

Abweichend von den Arabern, legen diese Tuareg-Führer den ganzen Tagesmarsch ohne Unterbrechung zurück, am Lagerplatz, der wo möglich in der Nähe eines krautreichen Weideplatzes gewählt wird, angelangt, lassen die Tuareg die Kameele frei auslaufen, wodurch am nächsten Tage der Aufbruch oft sehr verzögert wird.

Für das Leben in der Sahara ist das Meheri durch seine Dienste, die es dem Menschen leistet, von zu großer Wichtigkeit, um hier nicht Einiges über seine näheren Eigenschaften und seine Erziehung zu sagen, wir werden noch vielfach Gelegenheit finden, das Thier zu bewundern. Viel schlanker in allen Formen als das gewöhnliche Kameel, hat es die biegsame, weiche Gestalt des Straußes, die zierlichen Ohren der Gazelle, den eingezogenen schmalen Leib des Windhundes, seine Augen schwarz und hervorragend, seine Lippen lang und das Gebiß verbergend, der Höcker klein, hingegen die Brust stark entwickelt, die Beine abwärts des Knies schmal und schlank, zeigen

oberhalb desselben bis zum Rumpfe besonders kräftige Sehnen und Muskeln, die Ballen seiner Füße sind schmäler als jene des gewöhnlichen Kameels und nicht schwulstig, die Mähne spärlich, der Schweif sehr kurz, die Haare sind sehr fein, von blaßfalber Farbe, sich jener des heimatlichen Bodens nähernd, der es ernährt. Seine Ueberlegenheit im Ertragen von Hunger, Durst und Strapazen über das Dschemel (gewöhnliches Lastkameel) kennen wir bereits. Auf den Raubzügen (Razzia) der Tuareg wird es nie mit Gerste gefüttert, ist hingegen das heimatliche Zeltlager wieder erreicht, so wird es mit Kameelmilch, in der zerstoßene Datteln weichen, gefüttert und erfrischt. Während das Dschemel, verwundet oder erschreckt, ein unerträgliches Gurgeln und Geheul ausstößt, ist das Meheri geduldiger und muthiger und verräth nie durch sein Wehklagen dem Feinde den Hinterhalt des eigenen Herrn, es ist unter den Kameelen das, was der Edle unter den Dienern, wie sich der Tuareg ausdrückt.

Die größte Sorgfalt wird auf die Erziehung des Meheri verwendet, es ist dem Tuareg nicht gleichgiltig, aus welcher Kreuzung das junge Thier hervorgeht, wie beim Racenpferde kennt und behütet man die durch Bastarde unbefleckte Genealogie eines vorzüglichen Meheri. Nach zwölf Monaten bringt die Stute (tasaghârt im Tefinagh oder in der Tuaregsprache) ein Junges zur Welt. Kaum geboren, wird das junge Meheri (Aura, wenn es ein Männchen, Tauraït, wenn es ein Weibchen, genannt) mit einem breiten Gürtel bedacht, der um den Leib gezogen, dessen Entwicklung beschränken soll, nach acht Tagen jedoch wieder entfernt wird; das junge Meheri ist nun für die nächsten Monate ein Zeltgenosse, ein Spielzeug der Kinder, es lernt im Herrn seinen Freund kennen, gewöhnt sich an ihn und entwickelt den Instinct der Erkenntlichkeit und Anhänglichkeit. Im Frühjahre wird es geschoren, bei welcher Gelegenheit es wieder den Namen wechselt. Dieser Wechsel des Namens erstreckt sich nicht nur auf die beiden Geschlechter, sondern nach jedem zurückgelegten Jahre erhält es einen neuen Namen, die im gewissen Zusammenhange mit der zunehmenden Leistungs- und Tragfähigkeit stehen und für deren Bemessung in der Sahara bestimmte Sprichwörter gang und gäbe sind. In ungebundener Freiheit wächst das junge Meheri auf, der Mutter nach Belieben folgend und bis zum erreichten ersten Jahre säugend.

Am Tage der Entwöhnung vom Säugen wird dem Thiere ein Nasenflügel mit einem spitzen Holze durchbohrt und dasselbe darin gelassen und dadurch das Thier an das Aufsuchen vegetabilischer Nahrung gewöhnt. Im zweiten Frühjahre wird es nochmals geschoren und nach zurückgelegtem zweiten Jahre beginnt seine eigentliche Erziehung, die Dressur. Es wird vor Allem daran gewöhnt, auf den Ruf des Herrn zu folgen, nach diesem seine Bewegungen zu regeln und stille zu stehen; diese Periode der Dressur erreicht erst dann ihren Abschluß, wenn das Thier einen vollen Tag auf dem ihm angewiesenen Platze ruhig aushält. In der Folge wird durch den rechten Nasenflügel ein eiserner Ring gezogen, den das Thier bis zum Ende behält und durch welchen der Zügel aus Kameelhaut läuft, zugleich wird das Thier an das Tragen des Sattels gewöhnt. Der schwierigste Theil der Dressur beginnt nun, indem das Thier auf den Ruf des Reiters sich niederknien und wieder aufstehen lernen muß und weiters seine Ausdauer im Laufe, seine höchst erreichbare Geschwindigkeit den härtesten Proben und Uebungen unterworfen wird. Endlich ganz seinem Berufe gewachsen, als Reit- wie als Streitthier gleich brauchbar, ist es der Stolz und der Reichthum des Besitzers; von der Schnelligkeit des Meheri hängt es oft ab, unter dem Schutze der Nacht dem Feinde zu entkommen oder den Räuber der Habe einzuholen. Bei dem Mangel an Pferden im Tuareg-Lande wird das Meheri zum Schlachtroß; auf ihm mit der Sicherheit des gewandten Reiters, mit unterschlagenen Beinen sitzend und an die hohe Rückenlehne des Sattels gelehnt (Steigbügel hat der Kameelsattel keine), stürmt der Targi, den todbringenden Speer in den Lüften schwingend (Feuerwaffen verschmäht er als unehrliche und heimtückische Kriegsmittel), auf seinen Gegner los, durcheilt in sternheller Nacht zur Rhessi die weite Sandebene, welche das feindliche Zeltlager von der Heimat scheidet.

Lebendig und todt ist das Meheri der Reichthum seines Besitzers, lebend folgt es ihm auf friedlichen Handels- und verwegenen Kriegszügen und erträgt, da es Gott ohne Galle geschaffen (nach der Tradition der Araber), alle Strapazen ohne Murren; aus seinem Haare ist das Zelt gefertigt, das den Herrn vor der Hitze des Tages und der Kühle der Nacht schützt, ist sein Burnus gewoben, den er trägt und der ihn wärmt, ebenso der Teppich,

auf dem der reiche Scheikh seine Glieder streckt, die Milch der Stute nährt Reich und Arm, erhöht den Wohlgeschmack der Dattel, ist eine Quelle, die nie versiegt; todt bietet sein Fleisch dem Besitzer Nahrung, der Höcker sogar ist die Krone der Diffa (des Gastmahls), die Haut giebt Schläuche, aus denen weder der Wind noch die Sonne das Wasser trinkt (nach arabischer Sprachweise), giebt Sandalen, die vor dem Bisse der gehörnten Viper und



Ein Targi.

den Brandwunden des heißen Sandes schützen (der heiße Sand erzeugt förmliche Brandblasen an den nackten Füßen), der Haare entblößt und naß über die Sättel gespannt, hält es die Theile desselben fest zusammen und verleiht ihm die größte Dauerhaftigkeit.

Kehren wir nun zur Reise zurück. Im Süden erglänzt die Ruine des Kasr Scharba, in den früheren Kämpfen der Tebu und Fessaner ein

vielumstrittener Posten, bald verschwindet sie unserem Auge, durch die an Höhe stetig zunehmenden Thalwände des Wadi Aberdschudsch verdeckt, wir überschreiten mehrere Wadis, alle mit reichem Krautwuchs bedeckt und von Gruppen von Talhabäumen durchzogen, und erreichen den nächsten Lagerplatz im Wadi Telissarhe. Der natürliche Charakter des Wadi gewinnt an Interesse, wenn wir die von Barth beschriebenen merkwürdigen Sculpturen in den steilen Sandsteinwänden des Thales beobachten. Es sind nicht Kritzeleien, sondern Zeichnungen einer ruhigen und festen Hand, die in solcher Arbeit wohlgeübt sein mußte und die von Barth wie von Duveyrier den Ureinwohnern des Landes, den Garamanten, zugeschrieben werden. Eine dieser Sculpturen stellt nach Barth eine Kampfesscene zwischen dem garamantischen Apollo und Hermes dar, die um den Besitz der libyschen Gottheit Urania (hier unter dem Bilde einer Kuh) streiten. Andere Sculpturen zeigen Rinderheerden abgebildet, vergeblich aber würde man ein Kameel suchen, ein Beweis, daß zu jener Zeit das Rind noch als Lastthier in der Sahara diente. Viel späteren Zeiten gehören zahlreiche Tefinagh-Inschriften an, die man an den Thalwänden erblickt. Ein weiterer Gegenstand der Verwunderung sind die regelmäßig angelegten Steinkreise oder Ringe, welche gleich jenen in anderen Theilen Nordafrika's gefundenen wahrscheinlich in enger Beziehung zum Gottesdienst der Ureinwohner des Landes, als Opferstätte, dienten.

Unser nächster Tagemarsch führt uns durch ein ungeordnetes Gewirr von Einsenkungen und Ebenen zwischen dem Plateau, welches selbst höchst imposante Vorgebirge und gänzlich isolirte Strebewände bildet. Wir steigen in einer Art breiten und offenen Thalfläche aufwärts, der Abhang des Plateau's, der aus regelmäßigen Schichten besteht, deren oberste gleich den Mauern eines steilen Bergschlosses jähe Abgründe bildet, während die unteren sich allmäliger abdachen, bietet uns einen pittoresken Anblick. Immer höher steigend, erreichen wir den Rand eines Passes, die vollkommene Wasserscheide, das Terrain senkt sich in unbemerkbar ineinander übergehenden Stufen nach Osten bis zum Brunnen Scharba, während es nach Westen einen höchst interessanten, tief eingerissenen Abzugscanal gegen die ebene Tayta-Wüste bildet. Die höhere Ebene, welche den Paß noch um 100 Meter überragt, scheint an dieser Stelle eine beträchtliche Einsenkung zu haben, in welcher sich

zu Zeiten ansehnliche Wassermassen sammeln; nur dadurch läßt sich ein so merkwürdig ausgeschnittener Abfluß erklären. Die ganze Passage bis in die um 200 Meter tiefere Ebene der Tahta-Wüste ist reich an wildromantischen Reizen, der Paß ist stellenweise auf 2 Meter Breite eingeengt, von 30 Meter hohen Steilwänden eingeschlossen und schlängelt sich in zahlreichen Windungen, welche die unverkennbaren Spuren der enormen Gewalt herabstürzender Wassermassen zeigen, zur Ebene hinab. Auf der weiten, nach Norden ganz offenen Ebene angelangt, gewinnen wir einen großartigen Ueberblick auf die hohen, jähen Felswände des Hochlandes, die in langgestreckten Vorgebirgen weit in die Ebene hinausreichen.

Die kahle, steinige, von Sandstreifen durchzogene Ebene bietet nicht das geringste grüne Weidefleckchen und nöthigt uns, obwohl schon der Tag zur Neige geht, unseren Marsch fortzusetzen, bis wir in später Nachtstunde das Lager erreichen.

Das Bild einer in mondheller Wüstennacht einherziehenden Caravane ist ein so fesselndes, so reich an eigenthümlichen, ungeahnten Reizen, daß es sich im Gedächtniß jedes Reisenden in der Sahara tief einprägen wird. Ein tiefazurblauer Himmel spannt sich über die schwachgewellte, sandige Ebene, die scheinbar unermeßlich in den duftigen Schleier des Horizonts übergeht. Das Blau des Himmels ist von einer Intensität, für die der Nordländer keine Vorstellung hat, die Atmosphäre von einer Klarheit und Durchsichtigkeit, von einer Dampfarmuth, die unser Staunen erregt. Wie helles Gold und Silber fluthet das fast blendende Mondlicht über den Sand- und Kieselteppich der Ebene, matt glänzen die scharfen Ränder der Kiesel, die bleichen, am Wege liegenden Gebeine todter Kameele, der Boden scheint Leben zu bekommen, das zu Stein gewordene graugelbe Wellenmeer in Bewegung zu kommen; die kühle, frische Nachtluft begierig durch die Nüstern schlürfend, zieht die lange Reihe schwerbeladener Kameele, uns den klugen Blick zuwendend, an uns vorüber, ihre scharfbegrenzten dunklen Schatten schreiten wie sie selbst am Boden weiter, wie dem Grabe entstiegene, in blendend weiße Lacken gehüllte Geister wandeln gemessenen Schrittes die Kameeltreiber zwischen den Thieren, während der auf schlankem Meheri dahineilende Schatten eines Reiters Alle überragend, gespenstig und lautlos am Zuge vorbeihuscht. Im

ganzen langen Zuge herrscht tiefer Ernst und kaum durch einen einzelnen Ruf des Führers unterbrochene Stille, wir begreifen bei diesem Anblicke die Majestät der Wüstennatur. Wir fühlen nicht nur unser Gemüth eigenthümlich bewegt, unsere Sinne werden schärfer und empfänglicher, die Brust athmet mit Lust in tiefen Zügen die reine, trockene, kühlende Wüstenluft ein, jede Muskel und Sehne spannt sich an und in uns regt sich eine unbekannte Thatenlust. Und heben wir den Blick empor zum weiten Sternenzelt, so steigert sich unser Staunen in noch höherem Grade, ungeahnte Pracht hellen Sternenglanzes thut sich vor uns auf, es ist wirkliche Glorie der Natur, wie eine Sonne steht Jupiter am Horizonte, wie ein glühendes Meteor, das die Umgebung verdunkelt, so strahlt Venus mit uns unbekannter Helle, Scorpion und Cassiopea und wie sie alle heißen, die Großherren am Firmamente, entwickeln einen blendenden Glanz, fast scheint es uns, als würden die einzelnen Gegenstände noch einen zweiten schwachen Schatten werfen; wie übersäet mit hellglänzenden großen und kleinen Sternen erscheint das Firmament, ein wahres Himmelszelt, Sterne, die wir in der Atmosphäre unserer Breiten nur mit gut bewaffnetem Auge wahrnehmen können, zeigen sich in hellster Pracht dem freien Auge, in dieser durchsichtigen, klaren Atmosphäre nehmen wir auf große Entfernungen jeden Gegenstand wahr, und nur die Uebereinstimmung der Bodenfarbe mit jener des Burnus erlaubt es zuweilen einem verwegenen Diebe, sich unbemerkt in das Lager in einer Mondnacht einzuschleichen. Wie ein großes aufgeschlagenes Buch, in dem mit unvergänglichen Lettern die Majestät der Natur zu lesen ist, liegt die Wüste in einer Mondnacht vor uns, und obwohl tiefes Schweigen uns einhüllt, so glauben wir doch all' die Geschichten zu hören, die uns der Boden erzählen könnte. Wenn nach längerem Aufenthalte in einer Oase, im Verkehr mit dem ganzen Troß habgieriger, eitler und stumpfsinniger Händler, uns das natürliche Unbehagen übermannt, welche Wohlthat, in heller Mondnacht auf flüchtigem, feurigem Rosse einer Caravane das Geleite zu geben, diesem Zauber der stillen Mondnacht in der Wüste sich ganz und voll hinzugeben.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn in den lyrischen Ergüssen der Poesie des Beduinen die Nacht eine so große Rolle spielt, wenn er sie lobpreist, nach versengender Tageshitze ist ihm eine frische, kühle, helle Mondnacht

ein Geschenk des Propheten (Heil und Frieden über ihn), in ihr verherrlicht er die unergründliche Weisheit und Barmherzigkeit des Höchsten, die Wüstennacht ist ihm eine Perle im Kranze seiner Wohlthaten. Der Beduine vergleicht sie auch einer Geliebten und widmet beiden die schwungvollsten Verse. (Siehe Farbendruckbild II: „Mondnacht in der Wüste".)

Am nächsten Morgen führt uns der Weg der langgestreckten, wildgezackten Kette der Akakusberge entgegen, die wir überschreiten müssen, um in das Thal von Rhat, „Tanessuf" genannt, zu gelangen. Die Passage bietet, gleich der letzten über den Westrand des Hochlandes von Mursuk, überraschend wildromantische Scenerien. Im Thale eingetroffen, wird uns ein höchst interessanter Anblick zu Theil, vor uns liegt ein isolirter zinnenähnlicher Kamm, der Berg Idinen, zur Linken die lange Akakuskette, in ihren zerrissenen Kämmen von der untergehenden Sonne prachtvoll beleuchtet und ein Relief in den verschiedensten Farben darstellend, der höchste, jähe Kamm mit seinen burg- und thurmähnlichen Zinnen entwickelt ein helles, flimmerndes Weiß. Die untere, sanftere, aber wildzerrissene Abdachung mit den regelmäßig eingelagerten Mergelbänken erscheint in helles, kräftiges Roth getaucht. Gegen Westen schließen hohe Sandhügel das Thal, von denen der Wind den weißen Sand über die Thalsohle hingepeitscht hat.

Bevor wir unsere Reise nach Rhat fortsetzen, wollen wir auch der zweiten Caravanenstraße von Mursuk nach Rhat, die sich hier im Thale Tanessuf mit der von uns zurückgelegten vereinigt, einige Aufmerksamkeit schenken, umsomehr als sie vom letzten Opfer der Erforschung Afrika's, dem jungen, hochverdienten deutschen Forscher Dr. v. Bary begangen, auch vorher schon von Richardson und Duveyrier zurückgelegt wurde. Doch während Barth und die eben Genannten unter dem Schutze mächtiger Tuaregchefs reisten, mußte v. Bary in steter Furcht vor den Tuareg immer auf das Aergste gefaßt sein; seit der Ermordung des Fräuleins Tinné vermutheten dieselben in jedem Europäer den Besitzer großer Reichthümer, überhaupt gestalteten sich in den letzten Jahren die Verhältnisse in Fessan für den Reisenden äußerst ungünstig. Schon in Ubari, dessen hübsche Gärten v. Bary hervorhebt, mußte der Führer des Reisenden, Hadsch Mustafa, allen Scharfsinn aufbieten, um ihn vor Verlegenheiten zu



MONDNACHT IN DER WUSTE.

bewahren, und gab v. Bary als einen türkischen Militärarzt aus, der nach Rhat bestimmt sei.

Dr. v. Bary schreibt über diese seine Reise nach Rhat: „Für den nächsten Morgen war uns der Besuch aller bedeutenden Männer Ubari's angesagt, d. h. man wollte sich gründlich an unseren Vorräthen gütlich thun und mit Geschenken beladen heimkehren. Nicht weniger als 15 Tuareg meldeten sich an. Da faßte Hadsch Mustafa, der seine Freunde nur zu gut kannte, den weisen Entschluß, Nachts in aller Stille unser Lager zu verlassen und eiligst das Weite zu suchen. So zogen wir denn im tiefsten Dunkel weiter nach Westen, dem Fuße des Gebirges entlang, und erreichten am Morgen den Brunnen el Kasr, so genannt von den Ruinen eines quadratischen Baues, und tief in der Nacht bei hellem Mondschein den Brunnen Tin-Abonda. Unser Weg entfernte sich allmälig vom Plateau-Abfall und führte uns endlich über die öde, pflanzenleere Ebene Tayta. Der Boden wird stets von demselben braunen Sandsteine gebildet, der uns vom Südrande der Hammada an begleitet. Auch in der Ebene Tayta ist die horizontale Lagerung seiner Schichten ungestört und man steigt von Terrasse hinab zu Terrasse, ohne je eine Neigung der Schichten zu bemerken. In den kleinen Wadis, die alle nach Norden zu laufen und in den Dünen verschwinden, tritt oft bunter Schwefel auf, dessen feine Blättchen von weißer, rother und grauer Farbe weite Flächen bedecken, und der auch nur in horizontalen Schichten angetroffen wird. Erst nach fünf Tagen hatten wir diese monotone Gegend hinter uns und trafen in Anënat oder Serdeles ein, dessen grüne Felder von Negerhirse, zahlreiche Ethelbäume, sowie die gezackte Bergkette im Westen uns als herrliche Landschaft erschien, nachdem wir die Tayta-Ebene durchzogen hatten.

Einige Strohhütten waren von Tuareg bewohnt, die bald herbeikamen und Hadsch Mustafa als Bekannten begrüßten. Auch ihnen wurde mitgetheilt, in jenem fremdartigen Zelte sei ein türkischer Militärarzt, der für Ghat bestimmt sei. Ob nun die Tuareg diesen Worten keinen Glauben schenkten, oder von den Kameeltreibern andere Informationen erhielten, kurz, Hadsch Mustafa kam mit ernster Miene zu mir und meinte, es sei den Leuten nicht zu trauen, namentlich sei ein Marabut zu fürchten, der mit Schech Bubekr,

dem Anstifter der Ermordung und Beraubung Miß Tinné's, in näherer Beziehung stehe. Hadsch Mustafa ging so weit in seiner Vorsicht, daß er mich ersuchte, mein Zelt stehen zu lassen und mich ganz allein, nur von einem Sclaven als Führer begleitet, auf den Weg zu machen, er selbst wolle noch zurückbleiben und zusehen, ob meine Abwesenheit wirklich kein Aufsehen errege. Den Leuten trug er auf, zu sagen, ich sei nur auf einem Spaziergang, um die Gegend kennen zu lernen. In der größten Sonnenhitze bestieg ich mein Kameel und wandte mich den Bergen zu, die im Westen von Auënat den Horizont einnehmen."

Lang andauernde Erosion und die Zerklüftung des Gesteins haben in diesen Bergen die eigenthümlichsten Formen geschaffen. Würfelähnlich liegen die Sandsteinblöcke übereinander, bald hohe Obelisken vorstellend, die jeden Moment zu fallen drohen, bald lange, senkrechte Mauern mit fensterartigen Nischen, oder lange Reihen von Ruinen bildend. Die dunkle Farbe des Gesteins, sowie die absolute Kahlheit der Höhen und Abhänge, die mannigfachen, sonderbaren Formen der Felsen, sowie die Stille, die in den Thälern herrscht, verleiht dem Gebirge einen düsteren, unheimlichen Charakter, kein Thier, keine Pflanze fesselt das Auge des Reisenden, oder verräth, daß das Leben in diesen Räumen nicht ganz erstorben ist.

Auch auf dieser nördlichen Route führt ein Engpaß in das Wadi Tanessuf hinab, der so steil und unwegsam ist, daß selbst ein Fußgänger sich beim Herabklettern oft an den Felswänden festhalten muß. Sobald man aus den Bergen herausgetreten ist, erblickt man auch im Süden die zackigen Contouren des Kasr Djenuun, während sich die Akakusberge als eine ununterbrochene Wand zur Linken bis an den fernen Südhorizont ausbreiten; der lehmige Boden des Wadi zeigt oft Spuren von Salz.

Die phantastischen und schauerlich klingenden Berichte unserer Begleiter über das verzauberte Schloß Djenuun (Geisterschloß) erregen unsere Einbildungskraft auf das höchste, und da uns der Weg ganz nahe an dem Idinenberge vorüberführt, so scheint das Schloß trotz oder vielmehr noch in Folge der Warnungen der Tuareg, das Leben nicht an so gefährliche und gotteslästerliche Unternehmen, wie es ein Besuch in dieser Wohnung böser Geister sei, zu wagen, eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu besitzen. Wir

selbst brauchen dieser Verlockung nicht nachzugeben und wollen hier Barth sprechen lassen, dem der Versuch, das Schloß zu besuchen, fast das Leben gekostet hätte.

Fest überzeugt, daß es ein Platz alterthümlicher Gottesverehrung sei und daß es wahrscheinlich einige sehr merkwürdige Sculpturen oder Inschriften bergen würde, hatte Barth beschlossen, es zu untersuchen. Ueber diese Excursion schreibt nun der berühmte Reisende: „Mein dies ater brach an. Overweg und ich hatten beschlossen, uns zeitig am Morgen nach dem Geisterberg aufzumachen, den wir sowohl in geologischer, als in archäologischer Beziehung nicht seitwärts liegen zu lassen vermochten. Wir hatten uns indeß von unseren Begleitern keinen Führer verschaffen können, welcher uns nachmals von dem Berge aus, bis zum nächsten Brunnen, wohin sich die Caravane eben auf der geraden Straße zu begeben beabsichtigte, hätte bringen sollen. Schon früh am Morgen waren wir zum Marsche bereit, versahen uns mit einem kleinen Vorrath Wasser und einem Imbiß und wandten uns nochmals an unseren Tuareg-Führer, aber ohne Erfolg. Abgesehen von religiösen Scrupeln erklärten sie einen Besuch des Kasr Djennun für unthunlich wegen seiner großen Entfernung vom Lager, auch würde es sehr schwierig sein, vom Berge aus den nächsten Brunnen zu finden, da die Ungleichheiten des breiten Thales beträchtlich seien.

Da ich mich überzeugte, daß ferneres Unterhandeln mit diesen Leuten nutzlos sein, ja nur die beste und kühlste Zeit des Morgens uns rauben würde, und da ich einmal entschlossen war, den Berg um jeden Preis zu besuchen, machte ich mich, mit meinem kleinen Wasserschlauch auf dem Rücken, auf den Weg. Ich hegte die Zuversicht, daß ich im Stande sein würde, den Brunnen, den mir gemachten Angaben nach, später wohl zu finden. Bei mehr Zuvorkommenheit unserer Führer hätte man sich die Sache ganz leicht machen können, indem man zu Kameel bis an den Fuß der Berghöhe gegangen wäre und sie dann mit frischen Kräften erstiegen hätte, aber sie behaupteten, Kameele könnten diesen Weg nicht machen. Zu meinem besonderen Mißgeschick war unser Vorrath von Sesamota, einem kühlen, erfrischenden Teige aus geröstetem Gerstenmehl, worin gewöhnlich unser Frühstück zu bestehen pflegte, gerade am Tage zuvor verbraucht, so daß ich als Stärkung trockenen

Zwieback und Datteln, die möglichst unpassendste Kost, wo Wasser selten ist, mit mir nehmen mußte.

Im Anfange ging Alles gut. Ich verfolgte meinen Weg durch die Sandhügel, welche wahrlich keine angenehme Passage darboten, mit gewohnter Rüstigkeit, dann betrat ich eine große, nackte, öde Ebene, die mit schwarzen Kieselsteinen bedeckt war und von welcher einige Anhöhen von derselben düsteren Farbe aufstiegen. Ich durchschritt hier den Anfang eines reich mit Gras überwachsenen Rinnsales, welches sich durch die Sandhügel nach der Thalsohle hinschlängelte. Es war der Aufenthalt eines Paares sehr schöner Marcia, einer besonderen, von den Arabern „Mohor" genannten, größeren Antilopen-Art, welche, wahrscheinlich um ihre Jungen besorgt, sich durch meine Annäherung nicht auf weite Entfernungen verscheuchen ließen, sondern bald stehen blieben, mich ansahen und mit den Schwänzen wedelten. Da ich nur mit einem Paar Pistolen versehen war, die ich ohnehin schwer genug fühlte, weil der entkräftende Einfluß des Klima's mich schon stark angegriffen hatte, ließ ich sie in Ruhe und verfolgte meinen Weg über den schwarzen, steinigen Boden. Ich hatte allmälig anzusteigen, bis ich an eine bedeutende Schlucht kam, die sich vom westlichen Theile des Berges herabsenkte, wo ich wieder eine andere Gesellschaft von Antilopen aufscheuchte, welche sich ruhig unter dem Schutze eines großen Felsblockes gelagert hatten. Obwohl diese Thiere die Einförmigkeit der Scene angenehm unterbrachen, fing ich doch schon an, mich vom Marsche über die spitzen Steine ein wenig ermattet zu fühlen. Auch erwies sich die Entfernung viel bedeutender, als ich selbst gedacht, und es hatte fast den Anschein, als hätte ich mich dem Fuße des verzauberten Berges noch nicht um Vieles genähert. In der That zeigte sich denn auch, daß der Kamm eine Art von Hufeisen bilde, so daß der mittlere Theil, dem ich vorzugsweise meine Schritte zugelenkt hatte, weil er mit seinem Sattel ein leichteres Hinansteigen erlaubte, sich allerdings als der entfernteste herausstellte. Ich änderte daher meine Richtung mehr nach Osten, traf aber nur auf ein noch größeres Hinderniß. Indem ich nämlich eine Abdachung in der Hoffnung hinanstieg, bald die Berghöhe erklommen zu haben, kam ich plötzlich an eine tief eingerissene, breite Schlucht, welche mich vom Kamm trennte. Ermüdet wie ich war, konnte diese Enttäuschung nur entmuthigend auf mich

einwirken, und es erforderte alle meine Kraft, um die Kluft hinunter- und an der anderen Seite derselben wieder hinaufzusteigen.

Es war nun 10 Uhr geworden und die Sonne fing an mit aller Macht zu scheinen. An Schatten war nicht zu denken. In einem Zustande höchster Ermattung erreichte ich denn endlich den engen, mauerähnlichen Kamm, die höhere Kuppe stieg neben mir zur Rechten auf. Am Abhange entwickelte sich ein wildes Meer herabgefallener Felsmassen. Von Inschriften oder Sculpturen war ebensowenig etwas zu sehen, wie von den im Gehirne unserer Tuareg-Freunde spukenden, zauberhaften Palmenhainen.

Unbefriedigt, erschöpft und ängstlich schaute ich umher. Eine beträchtliche Fernsicht nach Südwest und Nordost ließ mich doch nicht die Spur unserer Caravane entdecken. Obwohl ohne den geringsten Schutz gegen die Sonnenstrahlen, war ich doch genöthigt, auf meiner hohen Warte mich niederzulegen, aber die Ruhe ohne Schatten und ohne einen stärkenden Imbiß, war mir nicht erfrischend, denn so schwach wie ich war, konnte ich doch nicht einen Bissen des trockenen Zwiebacks oder eine Dattel verzehren und mein geringer Wasservorrath mußte mich sorgsam machen, so daß ich mich nur durch einen ungenügenden Trunk aus meinem Schlauch erquickte.

Ich hatte nicht die Ahnung davon, daß Overweg mir in größerer Entfernung gefolgt war, noch hörte oder sah ich etwas von ihm, obgleich ich erwartet hatte, daß er kommen würde. Da die Zeit verstrich, wurde ich ängstlich bei dem Gedanken, daß unsere kleine Truppe, in der Meinung, daß ich schon vorausgegangen sei, ihren Weg am Nachmittag fortsetzen möchte, und dem hoffnungslosen Zustand meiner Kräfte zum Trotz, beschloß ich den Versuch zu machen, das Lager zu erreichen. Ich stieg also in die nackte Kluft hinunter, um ihrem Laufe zu folgen, was mir nach der Tuareg Angaben das Rathsamste schien, um den Brunnen aufzufinden. Die Hitze war groß und da mich dürstete, nahm ich den geringen Vorrath von Wasser, der mir übrig geblieben, mit einem Male zu mir, diese Labung für besser erachtend, als das Wasser in kleinen, ungenügenden Zügen zu verbrauchen. Das war etwa um Mittag. Ich fand jedoch bald, daß der Trunk bloßen Wassers mich keineswegs gestärkt habe.

Die Schlucht, welcher ich folgte, zieht sich an dem niedrigen Abhange einer höheren Fläche zur Linken hin und war an der nördlichen Seite von vereinzelten, obwohl nicht unbedeutenden Höhen begrenzt, deren eine ein eigenthümliches Aussehen hatte, indem ihr spitziger Kegel aus schneeweißem, ihr unterer Theil dagegen aus schwarzem Sandstein bestand. Im Allgemeinen aber besteht der Kamm dieser Berggruppe aus horizontalen Schichten von Mergel und im unteren Theile aus Kalkstein. Endlich erreichte ich die breite Thalsohle und machte einen Augenblick Halt. Ich konnte meine Tuareg-Führer nicht begreifen, die mir immer gesagt, daß sie in geringer Entfernung vom Berge lagern würden; denn ich erblickte kein lebendes Wesen, so weit meine Augen reichten.

Allerdings war es ein unglückliches Zusammentreffen, daß man, wie ich nachher hörte, nicht einmal die Zelte aufgeschlagen hatte. Ich warf einen letzten Blick auf den Berg. Er schien mir von hier aus beiweitem großartiger und eigenthümlicher als von der Nordseite, von wo man die Hufeisenform nicht erkennen kann.

Indem ich von der Anschauung der eigenthümlichen, wildzerrissenen Berghöhe wieder an meinen Pfad dachte, ward ich an meiner Richtung irre, und indem ich so schnell als es bei meinen abnehmenden Kräften mir möglich war, vorwärts eilte, erstieg ich mit Mühe einen kleinen Sandhügel, der mit Ethelbüschen bewachsen war. Nachdem ich mich vergeblich umgesehen, feuerte ich eine meiner Pistolen als Zeichen ab, aber ich wartete vergeblich auf Antwort. Der starke Ostwind, der gerade wehte, mochte allerdings den Schall nach der Wüste zu getragen haben. Ich überdachte einen Augenblick meine Lage und indem ich über den in Hügeln aufgehäuften Sand fortschritt und eine andere Anhöhe erklomm, that ich einen zweiten Schuß. Zu der Ueberzeugung gelangt, daß Niemand in dieser Richtung nahe sein könne, gab ich der Vermuthung Raum, daß unsere Caravane noch zurück sein möchte, und hielt mich unglücklicherweise mehr ostwärts, während bisher meine Richtung Süd von Ost gewesen war. Das Thal war hier reich mit Ssebot bewachsen und während ich mich umschaute, erblickte ich mit unaussprechlicher Freude in einiger Entfernung kleine runde Hütten, die sich an Ethelbäume anlehnten und mit hohem Grase gedeckt waren; nach vorne waren

sie offen. Im höchsten Jubel eilte ich ihnen zu, aber sie waren verlassen; weder ein lebendiges Wesen war zu sehen, noch ein Tropfen Wasser zu finden.

Meine Kraft hatte mich jetzt völlig verlassen, ich setzte mich nieder, vor mir die volle Aussicht auf das breite Thal. Meine Besorgniß war noch nicht rege. Mit einiger Zuversicht erwartete ich die Caravane, ja einen Augenblick glaubte ich in der Entfernung einen Zug Kameele vorüberziehen zu sehen; es erwies sich als Täuschung. Nichts in der Welt ist so voll täuschender Gebilde als die von der Sonnengluth erhitzten Thäler und Flächen der Wüste. Deß waren sich selbst die wegkundigen Araber von alter Zeit her bewußt und drückten ihre Empfindung aus, indem sie diese Wüstenräume mit Geistern füllten, die den einsamen genossenlosen Wanderer irremachen und seitabwärts in's Verderben locken.

Ich erhob mich endlich wieder, um mich umzusehen, aber ich war jetzt so schwach, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte. Die Sonne neigte sich zum Untergang und ich mußte sehen, wo ich die Nacht zubringen könnte. Es blieb mir die Wahl zwischen einer der Hütten oder einem Ethelbaume, welcher mir in geringer Entfernung zuwinkte und eine Zeitlang als Brunnenschwengel meine durstige Phantasie getäuscht hatte. Ich wählte den Baum, weil er auf einem höheren Platze stand. Mit ungeheurer Anstrengung schleppte ich mich hin, er war von ehrwürdigem Alter, mit großen, dicken Aesten, aber ohne ein einziges Blatt. Ich hatte die Absicht, mir Feuer anzuzünden, das als Signal fast untrügliche Rettung versprach; aber mir fehlte die Kraft, auch nur ein wenig Holz zusammenzusuchen. Ich war gänzlich zusammengebrochen und fühlte, wie Fieber sich meiner bemächtigte; fast bewußtlos legte ich mich nieder.

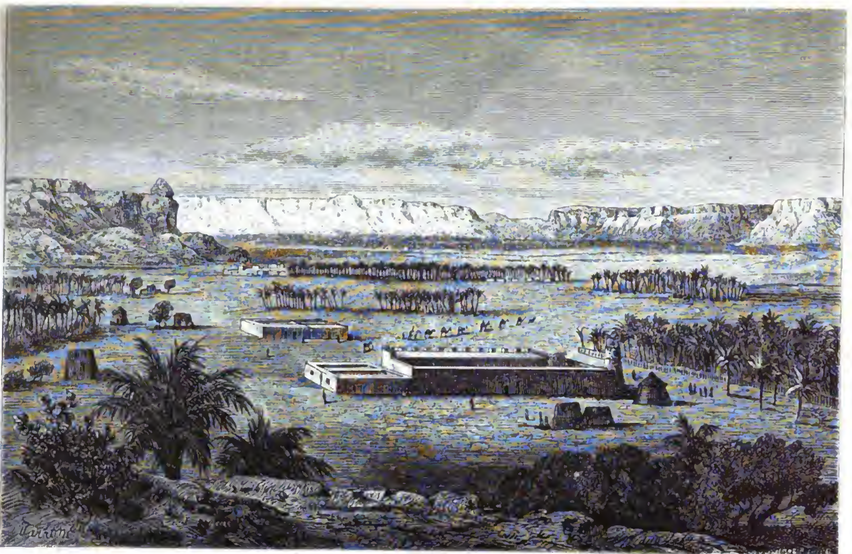
Nach einer Rast von etwa zwei Stunden, als es völlig dunkel geworden war, erhob ich mich und schaute um mich. Da erblickte ich zu meiner höchsten Wonne in südwestlicher Richtung abwärts im Thale ein großes Feuer; Hoffnung lebte in mir auf. Es konnte nur das Feuerzeichen meiner mich suchenden Begleiter sein. Mich hoch emporrichtend, feuerte ich eine meiner Pistolen ab. Wie dies das einzige Mittel war, welches mir zum Verkehr mit ihnen blieb, so schien es mir unfehlbar. Mit fester Zuversicht folgte ich dem gewaltigen Schalle, wie er das Thal hinab der Flamme zurollte. — Ich

horchte, horchte lange; Alles blieb todtenstill. Nur die Flamme schlug hoch zum Himmel auf, als ein Zeichen unerreichbarer Hilfe. Ich hatte lange, lange gewartet; da feuerte ich ein zweites Mal, aber auch jetzt kam keine Antwort. Ich legte mich wieder nieder, mich ruhig in mein Schicksal ergebend. An Schlaf war nicht zu denken; rastlos und in heftigem Fieber warf ich mich auf dem Boden umher und erwartete den nächsten Tag halb sehnsüchtig, halb mit Furcht.

Endlich wich die Finsterniß und Zwielicht trat ein, Alles war Ruhe und Stille. Ich war überzeugt, daß ich keinen günstigeren Augenblick wählen könne, meinen Freunden ein Zeichen von mir zu geben. Ich sammelte daher alle meine Kräfte, die mir noch geblieben waren, und lud die Pistole mit einem gewaltigen Schuß. Ich feuerte einmal, zweimal; — ich glaubte, der Schall hätte die Todten erwecken können, so mächtig brach er sich am entgegengesetzten Abhange und rollte das Thal hinunter, aber keine Antwort traf mein Ohr. Ich begriff nicht, wie die Entfernung so groß sein könne, daß meine Begleiter meine Schüsse nicht gehört hätten.

Die Sonne stieg auf, obwohl ersehnt, sah ich ihr doch mit Furcht und Schrecken entgegen. Mit der steigenden Hitze ward mein Zustand immer unerträglicher. Ich kroch umher, jeden Augenblick meine Lage verändernd, um ein wenig Schatten, welchen die laublosen Aeste gaben, zu genießen. Um Mittag wich auch der geringste Schatten; nicht einmal genug blieb, um mein fieberkrankes Haupt zu schützen. Ich litt unsäglich vor Durst, obwohl ich an meinem Blute sog. Endlich ward ich besinnungslos und verfiel in eine Art von wahnsinniger Träumerei. Ich kam erst wieder zum Bewußtsein, als die Sonne sich hinter die Berge senkte, und indem ich mich aufraffte, kroch ich aus dem Schatten des Baumes hinweg und warf einen trüben, schwachen Blick über die Ebene.

Da plötzlich traf der Schrei eines Kameels mein Ohr, der klangreichste Ton, den ich je im Leben gehört! Ich erhob mich etwas vom Boden und sah einen Targi in einiger Entfernung langsam, nach allen Seiten umherspähend, vor mir vorbeireiten. Er hatte meine Fußstapfen im Sande bemerkt und da er die Spur auf dem steinigen Boden verloren, suchte er ängstlich, nach welcher Richtung ich mich wohl gewendet. Ich öffnete meine



Rhat und seine Pflanzungen (nach Barth).

trockenen Lippen und mit meiner geschwächten Stimme „áman, áman“ — „Wasser, Wasser“ rufend, war ich entzückt, zur beruhigenden Antwort das bejahende „iwua, iwua“ zu erhalten. In wenigen Augenblicken saß der Targi an meiner Seite, wusch und besprengte meinen Kopf, während ich unwillkürlich in ein oft wiederholtes „el hamdu lillahi“ ausbrach. Nachdem mein Retter mich vorsichtigerweise so erfrischt hatte, reichte er mir einen Trunk. Bei dem gänzlich ausgetrockneten Zustande meines Gaumens und in meinem fieberhaften Zustande fand ich ihn gallenhaft bitter; dann hob er mich auf sein Kameel, stieg vor mir auf und eilte den Zelten zu. Sie waren in beträchtlicher Entfernung. Die Freude des Wiedersehens, nachdem man mich schon aufgegeben hatte, war groß. Anfänglich konnte ich nur wenig und undeutlich sprechen und war während der ersten drei Tage fast unfähig, etwas zu essen, bis ich allmälig wieder zu Kräften kam.

Es ist in der That auffallend, daß der Europäer wenigstens in diesen Gegenden ganz ausschließlich nur von dem lebt, was er augenblicklich zu sich nimmt, und daß er, sowie er einen Tag durch Kränklichkeit oder sonst verhindert ist, das gewöhnliche Quantum von Nahrung zu sich zu nehmen, sehr bald um alle seine Kräfte kommt.“

Diese wahrheitsgetreue Schilderung aus dem Berichte des Reisenden selbst giebt uns eine lebendige Vorstellung, wie gefährlich es wird, in der Wüste nur auf die Abschätzung einer Entfernung hin, ohne hinreichenden Proviant und Wasservorrath, ohne Begleitung eines des Weges kundigen Führers selbst verhältnißmäßig kleine Ausflüge zu unternehmen.

Der Berg Idinen selbst, der unser Interesse fesselt, ist eine riesige Felsmasse von einer Tagereise Umfang, mit einem sägeförmigen, circa 700 Meter hohen Kamm und thurmähnlichen, bis 800 Meter hohen Spitzen aus vertical geschichtetem Sandstein, die ihm aus der Entfernung das Ansehen einer Schloßruine geben und die von den Tuareg als ein Palast des Dschinn (eines mächtigen Götzen) als Kasr Djennun angesehen und bezeichnet werden. Wir sind im Lande der Dämonen, wie die Tuareg es nennen, auf dem Berge vermuthen sie eine Moschee, eine Rathshalle und eine Schatzkammer, hierher kommen die Geister der Wüste aus den entferntesten Theilen zusammen, um zu verhandeln und zu beten. Kein Targi wird es wagen, diese Titanenwohnungen

zu durchforschen, denn einem alten Vertrage gemäß sind die Stämme der ganzen Gegend übereingekommen, sich unverschämter Neugierde zu enthalten, unter der Bedingung, daß sie von den Geisterbewohnern ihres Vaterlandes Rath und Beistand erhalten. Schon als Richardson 1845 den Versuch wagte, den Berg zu durchforschen, hätte er beinahe sein Leben eingebüßt.

Wir setzen nach dieser Abschweifung unsere Reise fort und erreichen am folgenden Tage nach sechzehntägigem Marsche den Rand der Dünen, südlich deren die zweite große Station unserer Reise, die Oase Rhat, liegt. Wir rasten einige Stunden, um das Gepäck zu ordnen und unsere staubigen Reisekleider gegen Galagewänder umzutauschen, es würde immer einen ungünstigen Eindruck ausüben, sich in defectem Aufzuge den neugierigen Blicken der Kaufleute und der Würdenträger einer Stadt auszusetzen. Endlich haben wir auch die Ebene durchschritten, die, von Palmenhainen gleich Inseln bedeckt, Rhat von den Dünen trennt; ein dunkles Gewirr von Lehmmauern, das einen kleinen Hügel überdeckt, taucht vor uns auf, das Ganze hat einen festungsartigen Charakter, denn von außen sieht man nur wenig kleine Thore in den langen braunen Lehmmauern, die ohne Unterbrechung die ganze Stadt einschließen. Große Männergestalten, in lange weiße Gewänder gehüllt, treten aus den kleinen Thüren, wobei sie sich tief bücken müssen, hie und da gewahren wir einen türkischen Soldaten in strengster Apathie sich den Liebkosungen der Sonne aussetzen; im Ganzen sind wir überrascht von der auffallenden Ruhe und Stille.

Alle Thore sind von Soldaten besetzt, die den Eintretenden die Waffen abnehmen und sie erst beim Verlassen der Stadt wieder einhändigen. Indem wir in die Stadt einziehen, betreten wir eine neue Welt, deren ethnographische wie landschaftliche Seite unser ganzes Interesse fesselt.



IV.

Im Lande der Imoschagh oder Tuareg.

Ohne als Stadt an und für sich besondere Bedeutung zu besitzen, da sie kaum 600 Häuser mit 4000 Einwohnern zählt, hat Rhat hingegen als Markt in der ganzen Sahara besondere Tragweite und Anziehungskraft, im Gegensatze zu Mursuk vergrößert sie sich alljährlich durch die Gründung kleiner Dörfer in ihrer Nähe, sowie gegenwärtig schon die beiden Orte Taderamt und Tunin, ehemals 6—800 Meter von den Mauern der eigentlichen Stadt entfernt, als Vorstädte Rhats zu betrachten sind.

In dieser Hinsicht ist auch die Ansicht der Stadt, welche wir Barth verdanken, zu berichtigen, die beinahe in Kreisform angelegte Stadt ist auf einem kleinen Hügel terrassenförmig aufgebaut, von dem im Centrum der Stadt liegenden kleinen Platze, Eseli genannt, laufen sechs enge Gäßchen zu den sechs Thoren und theilen dadurch die Stadt in sechs Häusercomplexe. Straßen giebt es keine, nur enge Fußwege, und da überall reichlich Sand vorhanden ist, hört man keinen Schritt und Tritt. Ein steiler Weg führt hinauf zu den Ruinen eines einstigen Schlosses (Kasr). Die Bauart der Häuser ist ungemein primitiv, meist tritt man durch die Vorhalle (Skifa) in den viereckigen Hofraum, von dem aus nach allen Seiten kleine Thüren in die Zimmer und Magazine führen, von denen je eines der einen Seite des Hofraumes entspricht.

Ein zweites Stockwerk kennt man nicht, ebensowenig giebt es Fenster; das Licht fällt durch die Thüröffnung und durch kleine Löcher beliebiger Form, die durch die Lehmmauern gearbeitet sind. Nirgends sieht man eiserne Nägel

in den Wänden, da der Lehm zu leicht zerbröckelt; statt dessen schlägt man lange Holzpflöcke in die Wand, die viel besser dienen. Die Thüre ist ebenfalls ohne Hilfe von eisernen Nägeln oder Angeln verfertigt, nämlich aus flachen Stücken von Palmenstämmen mit Lederstreifen zusammengebunden. Auch das Haus des Kaïmakam unterscheidet sich in nichts von dieser Bauart.

Reichliches Wasser in der Stadt und in der ganzen Ebene, die Rhat umgiebt, sowie seine Lage am Ausgange eines breiten flaschenhalsähnlichen Thales ist die Erklärung, daß gerade an dieser Stelle die seßhafte Bevölkerung eine feste Ansiedlung errichtete. Der Wasserreichthum ernährt auch die ausgebreiteten Palmenpflanzungen, die, zu kleinen Wäldchen und Hainen gruppirt, besonders im Süden der Stadt der Ebene ein anmuthiges Ansehen geben.

Im bunten Gemisch seiner Bevölkerung spiegelt sich auch die Bedeutung des Platzes als Markt der centralen Sahara, indem ein und dasselbe Handelsinteresse alle Nationen und Stämme der großen Wüste zu einem Rendezvous versammelte; wir finden nicht nur alle Hautfarben vertreten, sondern auch alle Costume, Sudan-Neger als Sclaven, Araber, Berber; Kaufleute aus Tuat, Timbuktu, aus Agades und aus Tibesti versammeln sich auf der Ebene vor Rhat, wo die großen Caravanenmärkte abgehalten werden.

Eigenthümlich genug, repräsentiren die Frauen, die hier wie bei den Tuareg geachtet und respectirt werden, den eingebornen edlen Stamm der berberischen Gründer der Stadt, und nachdem nach berberischem Gesetze die Frauen selbst in der Ehe ihr Eigenthum unabhängig verwalten dürfen, so verfügen auch sie als Eigenthümer der Häuser, Gärten, Quellen und des ganzen Bodenreichthums des Landes. Diesem Verhältnisse ist es zuzuschreiben, wenn Rhat in seiner Physiognomie reinlicher als arabische Orte gehalten und die ausschlaggebende berberische Bevölkerung ihre eigenen Sitten und Dialect der Sprache sich erhalten hat, es ist ferner diesem Rechtsverhältniß zuzuschreiben, wenn die geistige Entwicklung und die Thatkraft der Einwohner diese vortheilhaft von den Fessanern unterscheidet. Wir dürfen hier nicht vergessen, daß Rhat eine berberische, von den Tuareg unabhängige Stadt ist, wenngleich diese in der ganzen Umgebung das Land bewohnen und sich bis in die jüngste Zeit zu Protectoren der Stadt aufwarfen.

Die Tradition verlegt die Gründung der Stadt in's 14. Jahrhundert und nennt den edlen Berberstamm der Ihadschenen als Gründer. Duveyrier vermuthet aber die eigentlichen Gründer in dem Stamm Kel-Rhassa, den Bewohnern des römischen Rapsa, das zur Zeit der Expedition des Cornelius Balbus nach Phazania von diesem besiegt und Rom unterthan wurde. Die Bewohner des alten Rapsa, die Kel-Rhassa der neueren Zeit, zu schwach, aus eigenen Kräften die wichtige Stellung, die als Schlüssel zur centralen Sahara betrachtet werden kann, gegen Feinde zu vertheidigen, verbanden sich wahrscheinlich mit den Edlen der Ihadschenen, die selbst wieder durch Blutsbande mit den Tuareg verbunden waren, zu einem gemeinschaftlichen Schutzbündniß.

Wie bei allen Berbern, führte der hoch entwickelte Gemeinsinn bald nach Gründung, respective Wiedererbauung der Stadt durch die Ihadschenen, zur Bildung einer administrativen Verwaltung, die Rhat vor arabischen Städten auszeichnete. Im Innern eine gewählte Gemeindevertretung, nach außen vertrat ein Scheikh, dessen Würde in seiner Familie erblich war und der den Titel eines Amghar führte, die Interessen und die Unabhängigkeit der Stadt. Nach dem Tode des letzten Scheikhs aus dem Stamme der Ihadschenen blieb nur dessen ältere Schwester am Leben, und da sich dieselbe mit einem reichen Handelsherrn aus Tuat verehelichte, überging die Herrschaft auf den Sohn, der dieser Ehe entsproß; dieser Wechsel war jedoch den Tuareg vom Stamme der Asdscher nicht erwünscht, umsomehr als ihre Chefs schon seit zwei Jahrhunderten die eigentlichen Herrscher im Lande waren und die Herrschaft der Amghars der Ihadschenen nur eine nominelle war; ihrer Hilfe hatte Rhat die Abwehr eines heftigen Angriffes zu danken, den zu Beginn dieses Jahrhunderts der Sultan von Fessan aus Eifersucht über das Aufblühen des Handels in Rhat unternahm. Die Folge dieses Wechsels in der Herrschaft war, daß die einstigen guten Beziehungen zwischen den Bewohnern von Rhat und den Tuareg einer unleidlichen Rivalität weichen mußten.

Hadsch-el-Amin, der Scheikh und Sproße aus der vorerwähnten Ehe, erkannte die Gefahren, die aus dieser Rivalität für Rhat und insbesondere für seine Nachkommen in der Scheikhwürde erwachsen konnten, und betrieb mit ernstem Eifer den Anschluß Rhats an Tripolitanien, war unermüdlich thätig, Rhat unter die Oberhoheit der Pforte zu bringen, doch fand er in mehreren

hervorragenden Kaufherren der Stadt zähen Widerstand und konnte es selbst nicht mehr erleben. Für die Tuareg war die in Aussicht stehende Besetzung Rhats durch die Türken als ein großes Unglück anzusehen, da sowohl Edelmann wie Diener die hauptsächlichsten Existenzmittel in diesem Falle verloren, da das Protectorat des Marktes und der ihn besuchenden Caravanen ihre Einnahmsquelle bildete; auch gab es keinen Targi, der es nicht als sein unbestreitbares Recht angesehen hätte, von den Städtern ein Mittagmahl oder anderweitige Geschenke zu fordern — das nahm Alles mit dem Einzuge der Türken ein Ende, und darum waren die Tuareg der vom Scheikh geplanten Einführung der Türken feindlich. Dem Zwiespalte zwischen diesen zwei Parteien und dem Aberglauben der Bewohner von Rhat an Zauberer, die im Stande seien, Jemanden schuß- und hiebfest zu machen, ihn vor Krankheit und dem Biß wilder Thiere zu schützen oder umgekehrt den Menschen in irgend ein beliebiges Thier zu verwandeln, verdankte Henri Duveyrier die Möglichkeit, Rhat zu besuchen, trotzdem der Scheikh Hadsch-el-Amin der ergebenste Schutzherr des fanatischen Ordens von Es-Senusi war und mit seinem Anhange tobte, heulte und schwor, falls der Christ es wagen sollte, Rhat zu betreten, ihn diese Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen zu lassen.

Als jedoch Duveyrier trotzdem unter dem Schutze des mächtigen Scheikhs der Asdscher, Ikhenuckhen, vor den Mauern Rhats erschien, konnten sich einige der wüthendsten Gegner nicht enthalten, diesen verfluchten Christenhund in Augenschein zu nehmen; ihre Enttäuschung war groß, als sie einen jungen, der arabischen Sprache mächtigen Mann fanden, der seine Zeit mit Schreiben, Zeichnen und dem Beobachten der Sterne zubrachte, welche Beschäftigung ihn bald in den Ruf eines Zauberers brachte. Der Beweis war in ihren Augen unumstößlich erbracht, als Duveyrier auf Grund seiner meteorologischen Beobachtungen einen Witterungswechsel vorhersagen konnte, der thatsächlich eintraf. Der Scheikh mied es in Folge dessen mit größter Sorgfalt, dem Zauberer und Christen in die Nähe zu kommen, und so konnte der Reisende ohne Gefahr seinen Studien obliegen.

Was dem Vater nicht gelungen war, erreichte der Sohn; Es-Safi, der Nachfolger des Scheikh Hadsch-el-Amin, rief die Türken in die Stadt und wurde 1874 von der Pforte als Kaïmakam von Rhat installirt. Dr. v. Bary

fand bei diesem die beste Aufnahme. Seine ersten Worte waren: „Diese Stadt gehört dem Sultan, Du bist hier ebenso sicher als in jeder anderen Stadt der Osmanli; innerhalb der Stadt haben die Tuareg nichts zu sagen, sollte Dich ein Targi belästigen, so setze mich sogleich davon in Kenntniß und Du sollst sicherlich Ruhe haben.“ Und v. Bary konnte es in der Folge bestätigen, daß diese Worte des Kaïmakam, der ein ebenso energischer als intelligenter Mann ist, nicht leere Phrasen waren.

Eine Garnison von circa 200 Mann sichert den Besitz der Stadt und verleiht dem Kaïmakam großen Einfluß und hohes Ansehen, selbst in weiter Ferne. Auf dem freien Platze zwischen der Moschee und Kaserne steht eine Hinterlader-Gußstahlkanone mit der Inschrift: „Carlsruhe 1872“. Bei religiösen Feierlichkeiten und anderen Festen wird dieses Geschütz abgefeuert und versetzt die Tuareg in Staunen über die starke Explosion; sie stellen sich den Effect desselben im Kriegsfalle ganz enorm vor, so daß die moralische Wirkung dieser einzigen Kanone sehr bedeutend ist.

Die Einwohner von Rhat, sowie die fremden Kaufleute sind jetzt über die Occupation durch die Osmanli sehr erfreut, denn vorher waren sie der Willkür der Tuareg gänzlich preisgegeben und eine Sicherheit von Leben und Eigenthum gab es nicht. Der Scheikh jedes einzelnen Stammes mußte befriedigt werden, bevor der Kaufmann das Gebiet der Tuareg betreten konnte, und diese Schutzgelder waren sehr ansehnlich; ein einziger Unzufriedener genügte, um den erkauften Schutz der Anderen in Frage zu stellen.

In der Stadt Rhat selbst benahmen sich die Tuareg ganz als die Herren und Besitzer derselben; wurde eine Thüre dem pochenden Targi nicht schnell genug geöffnet, so brach er sie in Stücke und die Insassen durften froh sein, wenn sie ohne Schläge davon kamen. Sah er etwas, was ihm gefiel, so nahm er es ohne Weiteres, und wehe Dem, der protestiren wollte, die rohesten Gewaltthätigkeiten folgten unmittelbar. Dies war früher in Rhat der gewöhnliche Zustand. Jetzt ist dies Alles anders geworden. Vor dem Eintritt in die Stadt muß der Targi seine Waffen abgeben und erhält sie erst wieder beim Austritt, umsonst verlangt er in seiner stürmischen Weise nach Bewirthung, selten öffnet sich ihm eine Thüre, meist wird er mit Schimpfworten fortgewiesen, und läßt er sich von seinem Hang zu Gewaltthätigkeiten

fortreißen, so wird ihm vom Kadi unerbittlich Gefängnißstrafe auferlegt, die ihm unerträglich ist. Hungrig und schlecht gekleidet, irrt er auf den Wegen umher und verwünscht im Stillen die Türken, mit denen fremdes Gesetz und fremder Zwang in die Stadt einzog.

Die Vornehmen, Edlen der Tuareg sind allerdings besser daran; wenn sie auch innerhalb der Stadt nichts mehr zu sagen haben, so sind sie doch noch die alleinigen Herren draußen in der Wüste und auf der Hammada, wo sie den Caravanen Abgaben auferlegen für den ungehinderten Durchzug. Um unter sich nicht in Streit zu gerathen, sind die Rechte der Besteuerung ein- für allemal unter den einzelnen Scheikhs vertheilt, ja selbst durch Erbschaft übertragbar. So z. B. hat jeder Rhadamsi-Kaufmann einen oder mehrere Beschützer unter den Asdscher-Tuareg, denen er jedesmal, so oft er Rhat besucht, 25 Francs für sich und 2 Real für jeden Kameeltreiber zahlen muß. So viel ist der Kaufmann gezwungen zu geben nach altem Herkommen; damit ist es aber beiweitem nicht abgethan. Will er mit den Tuareg-Scheikhs auf gutem Fuße stehen, so muß er Geschenke bringen, deren Werth bei dem reichen Rhadamsi die Höhe der eigentlichen Abgaben weit übersteigt. Es ist unter solchen Umständen selbstverständlich, daß diese Einnahmsquellen für die Tuareg vom größten Werthe sind und daher eifersüchtig gehütet werden. Ein Streit über das Recht, von einem reichen Rhadamsi-Handelsherrn Abgaben zu erheben, war die erste Veranlassung zu dem langjährigen Kriege, der noch zu Ende des Jahres 1876 zwischen Asdscher und Ahaggar geführt wurde. Eigenthümlich ist es, daß ein Rhadamsi, der auf dem Wege nach dem Sudan Rhat passirt, keine Steuer zu zahlen hat, kommt er aber auf seinem Rückwege vom Sudan in dieselbe Stadt, so zahlt er 40 Real.

Von Seite der türkischen Regierung sind diese Verhältnisse unangetastet geblieben und für die ersten zwei Jahre der Occupation wurde keinerlei Zoll oder Steuer erhoben, in der Folgezeit dürfte eine Veränderung zum Nachtheile der Tuareg eintreten, die überhaupt allmälig ihre Freiheit einbüßen werden. Es fehlt nicht an Symptomen, aus denen man schließen kann, daß selbst der bis jetzt ausgeübte Zwang den Herren der Wüste unerträglich scheint. Scheikh Ikhenuckhen hat zwar den Burnus der Investitur erhalten und erwartet

täglich seinen Ferman-von Stambul, allein die übrigen Häupter der Asdscher hielten sich durch den Schritt ihres Chefs (Amenokal) nicht für gebunden und protestirten stets, wenn man sie an die Oberherrschaft des Sultans erinnerte, oft sogar in sehr unehrerbietiger Weise. Wenn nun die Türken die Zügel etwas straffer anziehen, namentlich von den Stämmen der Tuareg Steuer erheben werden, so darf man sicher sein, daß es zu argen Conflicten kommen wird, nennen doch die freien Tuareg ihre Nachbarn in Fessan, die Thuylkum, mit Verachtung die „steuerzahlenden Araber“.

Die Annexion der Stadt Rhat durch die Türken hatte zur Folge, daß der Scheikh Ikhenuckhen sich im Momente der größten Gefahr, nachdem ihm die Ahaggar die empfindlichsten Verluste beigebracht hatten, die Türken in's Land rief, da ihm sonst nichts übrig geblieben wäre als die Unterwerfung unter die Ahaggar. Sein Volk, die Asdscher, aber hat durchaus keine Sympathie für die Türken und blickt auf Ahitagel, den Amenokal der Ahaggar, als seinen künftigen Herrn, während Ikhenuckhen, der einst zur Zeit Duveyrier's so einflußreiche und mächtige Scheikh, all sein Ansehen und seinen Einfluß verloren hat.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Lande zu. Der westliche Rand der Thalweitung, in welcher Rhat und seine Pflanzungen liegen, gehört bereits jenem centralen Hochlande der Sahara an, das wir auf der Karte als das Plateau von Tasili finden und jenseits welchem das geheimnißvolle Bergland der Ahaggar liegt. Schon Barth's Expedition 1850—55, ihre Entdeckung der großen Oase Aïr, die Barth als eine wahrhafte Schweiz schilderte, führte zu einer förmlichen Revolution in den Vorstellungen über die Wüste; während seines Aufenthaltes in Timbuktu erfuhr aber Barth, daß Aïr noch weit übertroffen werde von dem Lande der Ahaggar. Sein intelligenter Freund und Beschützer Scheikh Sidi Achmed-el-Bakkay, der lange Zeit unter dem Volke der Ahaggar, ebensowie in Aïr zubrachte, versicherte ihn in der bestimmtesten Weise, daß das Hochland und insbesondere eine lange Bergkette auf demselben weit höher sei als die Berge der Oase Aïr, und daß die röthlichen Felsen äußerst zerrissen und zerklüftet wären. Man findet im Lande prachtvolle Thäler und malerisch schöne Schluchten und in einigen dieser Thäler, die von stetig fließendem Wasser durchzogen werden,

gedeihen die Feige und die Rebe. Also ein zweites großes Gebiet, das ganz aus dem Rahmen der Vorstellungen über die Sahara heraustrat.

Es ist das große Verdienst Henri Duveyrier's, diese Mittheilungen nicht nur bestätigt, sondern dieselben unendlich eingehender und erweiterter den Freunden der Erdkunde vermittelt zu haben. Was wir heutzutage über dieses geheimnißvolle Land, sein Volk, dessen Geschichte und dessen Handel



Henri Duveyrier.

und Wandel wissen, verdanken wir ihm in erster Linie, da Major Laing's Erfahrungen uns für immer verloren gegangen sind.

Welchen Unterschied bietet das Bild der nördlichen centralen Sahara vor und nach Duveyrier's Mittheilungen! Dort, wo wir ewig unfruchtbare, dürre Sandebenen vermutheten, finden wir unzählige Flußthäler mit periodischen Wasserläufen und unter diesen das Bett eines mehr als 1000 Kilometer langen Flusses; ja, was noch mehr überrascht, wir finden hier zahlreiche

Seen, Quellen und wirkliche Flüsse mit beständig fließendem Wasser, wahrhafte Wasserfälle, und am Ursprung aller dieser Gewässer hohe, massive Berggruppen und Hochflächen, von spitzigen, nadelförmigen Pics überragt, deren einzelne monatelang das weiße Schneekleid tragen. Und in dieser Alpennatur ein üppig entwickeltes organisches Leben. So eigenthümlich wie das Land ist auch das Volk, das es bewohnt, sich scharf von den Arabern und selbst von den heutigen Berbern und maurischen Stämmen der westlichen Sahara trennend, beherrscht die targische Nation, von den Arabern und mit ihnen von den Europäern mit dem Sammelnamen Tuareg bezeichnet, obwohl ihn die Nation selbst als fremd zurückweist, im Herzen der Sahara ein Gebiet, das an Flächeninhalt das deutsche Reich fünfmal übertrifft. Sowohl das Land als auch die Nation umfaßt vier große Abtheilungen, die in Bezug auf den Boden- und Landschafts-Charakter des Gebietes und die Gebräuche des Volkes natürliche sind. Im Nordosten des großen Gebietes bewohnen die Asdscher das nördliche Tasili-Plateau, das wir eben betreten haben, im Westen dieses Stammes herrschen wie in einer unzugänglichen Bergfeste, den Nordwesten des Territoriums einnehmend, die Ahaggar oder Hoggar, wenden wir uns in Rhat nach Südwesten, so liegt jenseits des Horizonts die Oase Aïr, bewohnt von dem Tuareg-Stamm der Kel-Aïr oder Kelowi, und endlich im Westen dieser und im Süden der Ahaggar tummelt sich bis über die trüben Fluthen des Nigerstromes der Stamm des Auelimmiden; derselbe hat im bergigen Theile des weiten Gebietes, Adghagh genannt, feste Wohnplätze. Die ersten zwei Fractionen begreift man unter dem Namen der nördlichen, die zwei letzteren unter jenem der südlichen Tuareg. Wenn wir einen Blick auf die Karte der Sahara werfen, so müssen wir über den Scharfblick, das natürliche strategische Gefühl des Volkes staunen, denn wir werden finden, daß jede einzelne der vier großen Abtheilungen der Tuareg-Nation sich als Kernpunkt ihrer politischen Stellung, als Reduit ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Macht ein System isolirter Berge oder ein mächtiges Hochplateau gewählt hat, die als eminentes Vertheidigungsobject, einer natürlichen Festung gleich, selbst vom kundigsten modernen Strategen nicht besser gewählt sein konnten. Sicher vor jeder feindlichen Invasion, wurden sie gleich den Raubrittern des Mittelalters in ihren Burgen die Herren der Caravanenstraßen

und der weiten Hammada, den Renner der Wüste, das Meheri, zur Verfügung, giebt es für sie keine Entfernung, die sie von einer vielversprechenden Razzia abhalten könnte. Dieses Gefühl der in den natürlichen Verhältnissen ruhenden Sicherheit vor dem rächenden Arme des Feindes, der Sultane der Nachbarstaaten, mußte sie zu dem machen, was sie sind: den gefürchteten Herren der Wüste.

Zwischen diesen vier Bergmassiven dehnen sich weite Ebenen aus, von wirklichem Wüstencharakter, theils mit Sand bedeckt, oft aber nackten Fels- oder Kalkboden zeigend, zuweilen stoßen wir auf salzhaltige Becken, die wir unter dem Namen Sebcha kennen, meistens aber ist der Boden echte Hammada, ein Kieselteppich, d. h. harte Erde, was im Arabischen die Bedeutung des Wortes „Sahara" bezeichnet. Obwohl feierliche Verträge in diesen Ebenen die Grenzen der Machtsphäre, des Rechtes, die Caravanen zu geleiten, für jeden einzelnen Stamm genau regeln, so geschieht es sehr oft, daß diese nicht respectirt werden, und zwar sowohl von den arabischen und berberischen Nachbarn, als auch von den einzelnen Tuareg-Stämmen selbst. Insbesondere im Norden, wo eine Linie vom Brunnen El Hassi im Süden der Hammada el homrah über Rhadames nach Insalah das Tuareg-Territorium abgrenzt und die Nation von den arabischen Stämmen der Schaanba, Suafa und Ruagha trennt, sind erbitterte Kämpfe an der Tagesordnung und oft währen sie Jahre hindurch; ebenso unfriedlich sind die Beziehungen der Ahaggar und Auelimmiden zu ihren westlichen Nachbarn, den arabischen und maurischen Nomadenstämmen, trotz der entsetzlichen Tanesruft und der Region hoher Sandhügel, die zwischen den beiden Feinden liegen, färbt sich der Boden oft roth von dem Blute der Kämpfenden. Im Süden sind es die auf einer höheren Stufe der Civilisation stehenden Fellatareiche, welche die Tuareg zu Nachbarn haben. Die Fehden fehlen auch hier nicht und das einstige Kaiserreich oder Sultanat Sourhai, es wurde zum großen Theile den Wüstensöhnen zur Beute, so daß die Grenze ihres Gebietes heute weit über das Süduser des Niger hinausreicht. Im Osten endlich wehren sich die Tebu vor den Raubzügen der Kelowi-Tuareg und nördlich diesen im Paschalik Fessan streifen die Asdscher, ohne bisher die Oberhoheit der Pforte irgendwie anzuerkennen.

Aus der Vogelperspective angesehen, würde sich das centrale Berg- und Hochland der Wüste, das Massiv der Tuareg, als eine Reihe von übereinander gelagerten Hochflächen dem Auge entrollen, die, sich allmälig in Stufen- oder Terrassenform erhebend, Höhen von 500—2000 Meter absoluter Seehöhe erreichen. Aus diesen ganzen Plateaumassen würde das Plateau der Ahaggar als höchster Punkt emporragen, ihm zunächst würde das nördliche Tasiliplateau und die Inhefkette sich anreihen, während an der Peripherie dieses Raumes, als zweithöchste Terrasse, die Akakusberge, die Amsak-Kette, die Hammada von Tinghert, das Plateau von Tademayt, Muydir, die Baten Ahenet-kette und das südliche Tasiliplateau aus dem Plan der Sahara aufragen. Der Culminationspunkt des ganzen centralen Hochlandes, das Ahaggar-Hochland, stellt nach den Erkundigungen Duveyrier's ein ausgedehntes kreisförmiges Plateau dar, aus dessen höchster Terrasse, Atakor-n-Ahaggar genannt, zwei scharfkantige Pics, Zwillingen gleich, in den Aether ragen, die den Namen Uatellen und Hikena führen. Duveyrier ist der Ueberzeugung, daß sie gleich den Puys der Auvergne vulcanischer Natur sind, der Fund lava-artigen Gesteins im Wadi Irharhar, das vom Plateau der Ahaggar gespeist wird, läßt diese Darstellung als höchst wahrscheinlich gelten. Auch aus den, dem höchsten Kern des Massivs terrassenförmig vorgebauten Hochflächen ragen zahlreiche Pics empor, deren Bildung sie als erloschene Vulcane annehmen läßt. In der äußeren Form sind sowohl die Berge als Plateauränder ungemein zerrissen und zerklüftet und größtentheils von schwarzer Farbe, die um so greller von einzelnen weißlichen Felsenpartien absticht.

Durch die Amadghor-Ebene und ihre östliche Fortsetzung, die Ebene von Admar, von diesem Centralstocke getrennt, erhebt sich in Gestalt eines großen isolirten, schiefwinkeligen Parallelogramms, mit fast senkrecht aus der Ebene aufsteigenden Mauern, das nördliche Tasili (d. h. Plateau), auch das Plateau der Asdscher genannt. Wo möglich noch zerklüfteter und von wildester landschaftlicher Romantik, ist es von zahllosen engen und steilwandigen Thälern durchfurcht und im südlichen Theile von dem Pic Esokal überragt. In den Thälern stoßen wir auf zahlreiche Wasserlachen und Seebildungen, die Duveyrier als einstige Krater bezeichnet. Am nördlichen Rande stellt sich das Plateau als ein ausgedehntes Tafelgebirge dar, das auf große

Strecken hin denselben zerrissenen Charakter behält. Jener rechtwinkelig zerklüftete Sandstein, der uns vom Südrande der Hammada el homrah bis hierher begleitete, bildet auch hier die Masse des ganzen Gebirges. Dadurch wird die Landschaft monoton, man mag auch noch so tief in's Gebirge eindringen, so begegnet man stets denselben Bergformen; alle Gipfel und Kämme liegen im gleichen Niveau, alle Profile zeigen dieselben staffelartigen Absätze der einzelnen Schichten und alle Thäler haben denselben Verlauf, eingesenkt in den groben Schotter, der sich auf beiden Seiten in langen Terrassen ausdehnt und gleichsam die unterste Stufe des Gebirges bildet. Ohne jeden Pflanzenwuchs und mit schwarzen Steinen überstreut, tragen diese Flächen ganz den Charakter der Hammada und bilden eine schroffe Grenze für die Vegetation der tieferliegenden sandigen Wadis. Nur an den Vereinigungsstellen zweier Thäler erweitert sich das Flußbett auf Kosten der Schotterterrassen; sonst kommen eigentliche Thalweitungen oder eingeschlossene Ebenen sehr selten vor.

Durch die Admar-Ebene völlig isolirt, erhebt sich im Süden des nördlichen Tasili die Inheffette, wie die beiden vorhergehenden von zahlreichen Pics überhöht, in einzelnen Thälern dieses Gebirgszuges trifft man blühende Oasen, Lachen hellsten klaren Bergwassers zu Seen vereint und von einer üppigen Vegetation umrahmt. Der Abstieg vom Südrande des Tasiliplateau's zum Wadi Tafassasset führt durch einen der wüstesten und wildesten Theile der Wüste, die großartige Ansicht einer wildzerrissenen Natur bietet das Wadi Egeri, eine enge Schlucht, durch welche die Caravanenstraße von Rhat nach Aïr führt. Wir verdanken Barth eine Ansicht derselben und lassen sie hier folgen.

Drei größere Längenthäler laufen radienartig vom centralen Kern des Tuareg-Landes aus, sie bezeichnen zugleich die drei Hauptwasserläufe, und zwar sind es nach Norden der Irharhar, nach Südosten das Wadi Tafassasset, nach Westen das Wadi Tirhehert; heute fast das ganze Jahr und selbst auf längere Perioden hinaus trocken, mußten sie in früheren Epochen, dafür spricht die Bildung des Flußthales mit steilen, die Gewalt des Wassers verrathenden Uferrändern, mächtigen Flüssen als Bett gedient haben. Der bedeutendste und das Interesse des Geologen wie Topographen am meisten in Anspruch



Wadi Egeri.

nehmende Flußlauf ist der Irharhar; aus einem der höchsten Theile des Atakor-n-Ahaggar entspringend, sammelt er alle Wasserrinnsale dieses Massivs und des nördlichen Tasili, durchläuft das Plateau von Tinghert und würde in felsigem Terrain vielleicht auch als wasserführend die Küste erreichen, doch jener breite Sanddünengürtel, den wir als El Erg oder Areg kennen, consumirt selbst die durch tropische Regen angeschwollenen Fluthen und ein dünner Wasserfaden schleicht sich bis Ghug, einem Dorfe in der Nähe des Depressionsgebietes des Schott Melrhir, wo auch das letzte Anzeichen eines Flusses sich im Sande verliert.

Wir finden bei Ptolemäus und später bei Plinius den augenscheinlichen Beweis, daß der Irharhar in den Tritonsee und da dieser mit dem Golf von Gabes oder der kleinen Syrte in continuirlicher Verbindung stand, indirect in das Mittelmeer floß. Gegenwärtig ist das Bett des Irharhar in seinem unteren Theile fast beständig trocken, die aus den tiefen und geschützten Schluchten des Ahaggar- und Tasiliplateau's rieselnden Wasser verlieren sich schon nach sehr kurzen Strecken im Boden. Wir können uns kaum die Wassernoth eines ganzen Landes vorstellen, wie sie in den Jahren 1851—60 hier herrschen mußte, in welchem Zeitraum von neun Jahren nach Duveyrier's Mittheilungen kein einziger ausgiebiger Regen gefallen war.

Wenn nun aber auch das Flußbett trocken, so soll damit nicht gesagt sein, daß der Fluß überhaupt kein Wasser führe, wir brauchen nur einige Meter tief zu graben und werden auf der ganzen mehr als 1000 Kilometer betragenden Strecke im Flußbette überall auf Wasser stoßen. Es ist nun eine höchst eigenthümliche Erscheinung, daß das im Flußbette zu Tage geförderte Wasser bitter und salzig ist, ebensowie jenes, welches einige artesische Brunnen im Depressionsgebiete des Wadi Righ, dort wo der Irharhar sich definitiv im Sande verliert, liefern, während das Wasser, welches wir auf der ersten Terrasse der Uferabdachung ausgraben, sich gut trinkbar zeigt. Die allgemeine Richtung des Flußlaufes von Süd nach Nord, das plötzliche Ende seines Bettes in der vorgenannten Depression, die gleichartige Beschaffenheit des Wassers in den Brunnen seines Flußbettes mit jenem in den unterirdischen Galeriebrunnen von Tuggurt lassen es als höchst wahrscheinlich gelten, daß die im Depressionsgebiete des Wadi Righ vorgefundene unterirdische

Wasserschichte von den Gewässern des Ahaggar- und Tasiliplateau's gespeist wird, wodurch sich auch die permanent hervorsprudelnden Brunnenwässer im Depressionsgebiete erklären.

Wenige Kilometer südlich der Quelle des Irharhar vereinigen sich die Gewässer des Südabhanges des Atakor-n-Ahaggar und bilden das Wadi Tin-Tarabin, ebenso sammelt das Wadi Tafassasset die Wasser der südlichen Abdachung des nördlichen Tasili und des Inhefgebirges, im Südwesten des Brunnens Asiu an der Caravanenstraße nach Aïr vereinigen sich beide Flußthäler und verlaufen in der Richtung des Adghagh-Plateau's, dessen Gewässer das Flußthal sammelt. Einst mochte wohl der Fluß den Nigerstrom erreichen, gegenwärtig verhält es sich ebensowie mit dem Irharhar, das Wadi Tafassasset ist ein trockenes Flußthal, das nur zur Zeit der Schneeschmelze und mächtiger Regengüsse Wasser führt, westlich des Brunnens Asiu ist übrigens der Lauf des Flußbettes noch ganz unerforscht.

Aus den eben dargestellten hydrographischen Verhältnissen können wir auch die Bedeutung des Tuareg-Berglandes ermessen, es bildete vor kaum mehr als 2000 Jahren die Hauptwasserscheide zwischen dem Mittelmeere und dem atlantischen Ocean, war also nicht nur der Centralkern in der Oberflächengestaltung des Bodens, sondern auch das Hauptwasserreservoir der westlichen Sahara. In seinen gegenwärtigen Verhältnissen als das größte abflußlose Gebiet der Welt (selbst die großen Wassermassen des Tzadsee und seines mächtigen Zuflusses, des Schari, verlieren sich in den wüsten Tiefländern Egai und Bodele), ist die Sahara eines der lehrreichsten Objecte für das Studium der Veränderung der Erdoberfläche in historischer Zeit.

Die Bodengestaltung des westlichen Theiles des Tuareg-Gebietes, die beiden südlichen Massive und die in ihnen Ursprung nehmenden Flußthäler werden wir später kennen zu lernen Gelegenheit finden.

Wenn der Wasservorrath der centralen Sahara blos auf das periodische Vorkommen dieses Lebenselementes in den Wadis (schon das Wort bezeichnet ein Flußbett ohne Wasser) beschränkt wäre, so müßte es im höchsten Grade Wunder nehmen, das Land überhaupt bevölkert zu wissen; glücklicherweise für ihre Bewohner ist die centrale Sahara nicht so arm an Wasser, wie man es allgemein annimmt, wenngleich wir an keinerlei Ueberfluß denken

dürfen. Der überaus größte Theil des Wassers liegt, durch eine undurchlässige Erdschicht gestaut, in wechselnder Tiefe unter der Oberfläche, und würden die Bewohner der Wüste mehr Zeit anwenden und genügendere technische Förderungsmittel besitzen, um diesen Schatz zu heben, so würden sie kaum über empfindlichen Wassermangel zu klagen haben. In den meisten Wadis, in den Dünenthälern sickert das Wasser durch die obere Sandschichte und sammelt sich in der Tiefe, ebensowie die in den Bergen des Ahaggarplateau's entspringenden Gewässer nach einem kurzen sichtbaren Lauf in der Erde verschwinden, um hier, geschützt vor der enormen Verdunstung, ihren Lauf fortzusetzen. Je nach der Tiefe, in welcher die undurchlässige Fels- oder Thonschicht sich ausbreitet, und der Mächtigkeit des infiltrirten und zufließenden Wassers unterscheiden wir in der Sahara die Gattungen der einzelnen Brunnen, die, wenn sie permanentes Wasser liefern, Bir, Hassi oder Ogla heißen, wenn nur temporär Wasser führend, Themed genannt werden. Auf dem ganzen centralen Plateau der Sahara kann man mit Sicherheit in den trockenen Flußbetten der Wadis in einer Tiefe von 4—5 Meter auf genießbares Wasser rechnen, außerdem stößt man in den Felsklüften der Thalwände auf größere und kleinere Lachen trinkbaren Wassers, die in diesem Falle Rhedir heißen und gewöhnlich Regenwasser enthalten, das, dank der geschützten Lage, dem Verdunsten längere Zeit Widerstand leistet.

Im Herzen des Gebirgslandes, in steilwandigen Thälern finden wir aber auch Quellen, deren Wasser von köstlicher Frische ist, daß sie zugleich auch die Brennpunkte für die Ansiedelungen der seßhaften Bewohner sind, ist in der Wüste selbstverständlich, wo an das Wasservorkommen das Gedeihen organischen Lebens gebunden ist; solche Quellen laben und versorgen die Bewohner der Ahaggar-Residenz Ideles, des Eldorado des Tuareg-Landes, die Oase Dschanet, den Caravanenknotenpunkt, Temassint u. s. w.

Wie wir aber schon früher durch Duveyrier erfahren haben, sollen selbst wahrhafte Seen das Tuareg-Land schmücken, und zwar sollen dieselben am häufigsten auf dem nördlichen Tasili und im Hochlande der Ahaggar vorkommen. Von bedeutendem Rufe und mit dem Nimbus des Legendenhaften umgeben, waren von jeher die Seen von Mihero, in einem Seitenthale des Wadi Ighargharen im Wadi Tikhammalt, ein Gegenstand der Forschungsneugierde

europäischer Reisender. Vergebliche Mühe bisher, selbst Duveyrier war es versagt, dieselben zu besuchen, obwohl er in geringer Entfernung von ihnen auf seinem Zuge von Rhadames nach Rhat vorbeikam. Erst in jüngster Zeit, zu Ende des Jahres 1876, war es dem jungen Forscher Dr. v. Bary möglich geworden, das Geheimniß zu lüften und die allgemein bezweifelte Kunde von der Existenz von Crocodilen in jenem Wasserbecken im Herzen der Sahara als völlig wahr zu bestätigen.

Ein Ausflug nach diesen Crocodilteichen von Mihero, nach dem Hauptbecken auch Sebarhbarh genannt, wird uns die günstigste Gelegenheit bieten, das eigenthümliche Land und sein Volk näher kennen zu lernen. Wir brauchen zudem uns blos Dr. v. Bary auf seiner interessanten Excursion anzuschließen.

Dr. v. Bary's Ankunft in Rhat rief bei den Tuareg lebhafte Debatten hervor, um zu entscheiden, wer auf seine Geschenke Anspruch habe. Nach langem Hin- und Herstreiten kam man zu dem Resultate, daß der Erbe Hatita's, des Beschützers der englischen Expedition unter Richardson, allein dazu berechtigt sei. Nach Targi-Sitte erbt der älteste Sohn der ältesten Schwester, demnach wurde Osman, Scheikh der Imangasaten, sein Protector. Er ist also sozusagen der Consul der Deutschen in Rhat.

Wegen der fortdauernden Feindseligkeiten zwischen den beiden großen Abtheilungen der nördlichen Tuareg, den Asdscher und Ahaggar, konnte v. Bary an die Ausführung des Hauptzweckes seiner Reise, nämlich das centrale Gebirgsland der Sahara, des Ahaggarplateau, zu erforschen, nicht denken, er wollte es aber doch versuchen, den vielgenannten See Mihero zu erreichen und das Vorhandensein von Crocodilen zu constatiren.

Die allgemeine Ansicht seiner Beschützer, der Imangasaten, ging dahin, daß dieser Versuch nur unter dem Schutze einer Edschen (Rhessi der Araber) gewagt werden könne, da das Wadi Tikhammalt ziemlich nahe an der Machtgrenze der Asdscher liegt. Der Aufruf zu einem neuen Kriegszuge gegen die Ahaggar war schon ergangen und dem entsprechend mußten die Reisevorbereitungen beschleunigt werden. Als Sammelpunkt für die Asdscher war Dider gewählt worden, wohin nun von allen Seiten die kriegslustigen Tuareg strömten, so daß v. Bary ohne Gefahr das Land durchziehen konnte, da Dider südlich von Mihero im selben Wadi Tikhammalt liegt.

Bevor sich jedoch ein Stamm zum Kriegszuge (Amdscher) oder zur Razzia (Edschen) entschließt, bevor das Pulver das große Wort führt, wird wie bei den höchstcivilisirten Völkern eine Art Conferenz, eine Miääd einberufen und ein friedlicher Ausgleich angebahnt, denn der Targi, so sehr er ein geborner Streithahn und Krieger ist und mit Stolz sich seiner Tapferkeit bewußt zeigt, liebt es nicht minder, auch die Lorbeern diplomatischer und rhetorischer Erfolge zu ernten, umsomehr als stets damit ein homerisches Gastmahl verbunden ist (sowohl vor der Eröffnung als nach Schluß einer Rathsversammlung), das seinen in der Sahara sprichwörtlichen Appetit, dem er unter normalen Verhältnissen, bei der Armuth des Landes und seines Volkes, äußerst selten Genüge leisten kann, reizt, und ihm schon der Gedanke, in Tafelfreuden schwelgen zu können, der angenehmste Sinnenkitzel ist. Die Wahl des Versammlungsortes ist stets eine wichtige Sache, da jede Partei ihre Gegner in eine möglichst ungünstige Position zu bringen sucht, um im Falle, daß Verrath oder später ausbrechender Zwist die Versammlung heimsuchen sollten, alle Vortheile der Vertheidigung, der Localkenntniß ausbeutend, sich den Sieg über die Gegenpartei im vorhinein zu sichern, gewöhnlich wird jedoch ein neutrales Gebiet als Versammlungsort gewählt, ebensowie die Zahl der Bewaffneten auf jeder Seite in vorhinein bestimmt wird.

Ist der Tag der Zusammenkunft angebrochen, so bietet der Chef jedes der betheiligten Stämme Alles auf, um auf der Versammlung mit aller Würde und seiner Stellung entsprechendem Staate, der sich in der Kleidung und Bewaffnung äußert und durch die Würdenträger seines Stammes noch erhöht wird, zu erscheinen. Dem Targi-Sprichworte gemäß, daß, wenn der Magen befriedigt, auch das Gehirn nahe daran ist, es zu sein, wird ein der Anzahl der Anwesenden entsprechendes Mahl, aus einem gebratenen Kameel oder einigen Schafen bestehend, hergerichtet, die ausgesuchteste und minutiöseste Höflichkeit dictirt das beiderseitige Verhalten, und die Begrüßungen und Complimente währen die ganze Zeit, die das Garwerden des Mahles in Anspruch nimmt. Noch ist vorläufig von der zu erledigenden Streitsache keine Rede, die erste Zusammenkunft dient nur dazu, daß die Theilnehmer der beiden Parteien einander mit sorgsam prüfenden Blicken betrachten und die feindlichen oder friedlichen Gesinnungen der einflußreichen Mitglieder kennen zu lernen suchen,

im Uebrigen erwarten beide Theile, daß die Nacht, der Schlaf ihnen einen Weg zum beiderseitig zufriedenstellenden Ausgleich vorbereite. Die Verhandlungen beginnen nun am nächsten Morgen und werden gleich jenen der alten Germanen und aller Naturvölker unter freiem Himmel und vor dem ganzen Auditorium gehalten. In zwei doppelten Halbkreisen gruppirt, von welchen die inneren durch die Bevollmächtigten und anderen Würdenträger jeder Partei, die äußeren durch die Menge der Zuhörer gebildet werden, beginnt das entscheidende Wortgefecht. Gravitätisch mit untergeschlagenen Beinen sitzend und zwischen den Fingern die einem Rosenkranz ähnlichen Gebetschnüre gleiten lassend, bezeichnen die beiden in den inneren Halbkreisen sitzenden Notablen zugleich den Raum, der den jeweilig zum Worte sich meldenden Rednern gegönnt ist; in malerischer Gruppirung, stehend oder sitzend, das feierlichste Schweigen beobachtend, verhält sich das äußere Auditorium, begierig den Worten der Redner beider Parteien lauschend, um daheim darüber berichten zu können. In regelmäßigen Pausen wird das Schweigen durch den Ausruf „Möge Gott die Einflüsterungen des Bösen fernhalten“, unterbrochen, der als Beschwörungsformel des Dämons zum Ceremoniell gehört und auch sehr am Platze ist, indem der Böse in Gestalt des Verraths und hinterlistigen Treubruchs in der Versammlung selbst lauert. „Amîn“ bestätigt das Auditorium den Ausruf.

Dem Rangverhältnisse entsprechend, ergreifen die einzelnen Redner das Wort, immer nur an den gleich im Range Stehenden antwortend, wobei jener Redner sich das Schlußwort vorbehält, der das Resumé der ganzen Verhandlung geben soll. Es ist eine ruhige, deutliche und sparsame Sprache, die wir auf diesen Versammlungen hören könnten, nichts von jener glühenden und hinreißenden Beredtsamkeit der Südländer Europa's, aber auch nicht der Wortschwall, der sich bei civilisirten Völkern einbürgert; da wird jedes Wort reiflich überwogen und erst nach eingehender Ueberlegung der von der Gegenpartei angeführten Argumente mit Reserve ausgesprochen.

Kein Secretär oder Schriftführer verzeichnet die Reden oder notirt den Gang der Debatte, es wäre auch überflüssig, da Jeder ohne Mühe sich die einzelnen Reden im Gedächtniß zu behalten vermag, zu einem hitzigen Wortgefecht kommt es nie, wohl fallen hierzulande Schwertschläge hageldicht, nicht Worte.

Bei aller Einfachheit ermangeln diese Versammlungen sowohl ihrer äußerlichen Gestaltung als auch des ruhigen Tenors der in ihnen gehaltenen Reden halber nicht des Imposanten, der Ernst spricht aus allen Bewegungen und Vorgängen, wir könnten uns kaum eines unheimlichen Schauers erwehren, würden wir eine solche Gruppe schwarzgekleideter, verschleierter Männer sehen, hinter ihnen, zu Pyramiden geformt, die Lanzen und Schwerter, jeden Augenblick zum Appell an die Gewalt bereit. Der feierliche Moment des Endbeschlusses ist gekommen, mit Nachdruck und jedes Wort scharf betonend, wird er ausgesprochen, und wie dies nicht nur bei Natur-, sondern auch bei Culturvölkern zu sein pflegt, ist das Recht des Stärkeren auch das beste. Der Schiedsspruch giebt dem Stärkeren Recht. Die Gegenpartei kann sich damit jedoch nicht zufrieden geben, ist sie stark genug, so wird sie vielleicht am Platze noch, mit den Waffen in der Hand, die endgiltige Entscheidung suchen, wenn nicht die Wüstendiplomatie, d. h. die Marabuts vermitteln und eine zweite, ja selbst eine dritte Miáâd zu Stande bringen, wobei sie auf den Einfluß der Zeit rechnen, die auf die Erregung der Gemüther abkühlend wirken und die Schwierigkeiten verringern soll. In dieser Zwischenzeit entfaltet der Wüstendiplomat seine ganze Thätigkeit, von Zelt zu Zelt trägt er seinen beschwichtigenden Rath, hier mit Güte, dort mit Drohungen auftretend, worunter besonders das Mißfallen des Propheten figurirt, obwohl die Tuareg im Allgemeinen sehr laue Gläubige sind.

Ist sein Bemühen von Erfolg gekrönt und auf einer letzten Versammlung es ihm gelungen, beide Theile zu befriedigen, so trennt man sich nicht, ohne Brot und Salz untereinander zu theilen und das Bündniß feierlich zu besiegeln, wozu auch das eingangs erwähnte Gastmahl gehört, das jetzt nur noch reichlicher ausfällt, ja zuweilen wird, um das glückliche Resultat zu verewigen, an der Stelle des Versammlungsortes eine Pyramide aus Steinen errichtet.

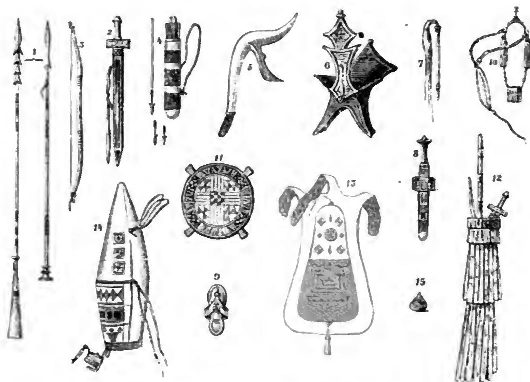
Stehen sich aber zwei im Lande hochangesehene und eigensinnig auf ihre Macht pochende Chefs im Streitfalle gegenüber, wie dies bisher zwischen den beiden großen Stämmen der nördlichen Tuareg, Asdscher und Ahaggar, der Fall war, so fruchtet es wenig, daß der Marabut seine ganze Beredtsamkeit verschwendet, trotz des allgemeinen Interesses des Landes, das den Frieden erheischt, wird zur ultima ratio, zu den Waffen gegriffen.

Die Kriegserklärung erfolgt, die Couriere besteigen ihre Meheri und verkünden den Aufruf im ganzen Lande; kriegslustig wie der Targi ist, bemächtigt sich eine freudige Aufregung des ganzen Stammes, die frohe Aussicht auf Beute läßt die Leute bald am bestimmten Raillirungspunkte erscheinen. Von einem planmäßigen Defensiv- oder Offensivkriege ist kaum die Rede und bei nomadisirenden Völkern auch undenkbar, nur die Ahaggar in den natürlichen Bergfesten ihres Landes könnten mit Erfolg an Vertheidigung ihres Heimatherdes denken. Der Ueberfall und die Flucht der besiegten Partei sind die beiden einzigen taktischen Momente der Kampfweise in der Sahara, dem Ueberfalle zuvorzukommen und vor Ankunft des Feindes das Zeltlager abbrechen, der Gegenzug auf dem Kriegs-Schachbrette. Der Natur dieses Krieges entsprechend, fällt den Eclaireurs und Vorposten, den fliegenden Patrouillen die Hauptrolle zu, sie kündigen das Erscheinen oder die Nähe der Beute an, beobachten und verfolgen den Feind in seinen Bewegungen und liefern ihn den heranstürmenden Freunden aus. Wenn schon der Targi im Allgemeinen ein unendlich scharfes und feines Auge und Ohr für Alles hat, was in der Wüste sich regt, und Gegenstände auf unglaubliche Distanzen wahrnimmt, so kommt diese Eigenschaft in noch höherem Maße den Eclaireurs zu. Auf große Entfernungen der Haupttruppe voranseilend, wissen sie stets zu ihr zurückzufinden und verlassen sich auf ihre bewunderungswürdige Orientirungsgabe.

Treffen diese auf ihrem Wege einen Fremden, so wird er einem peinlichen Verhöre unterzogen, und es wäre mehr als gewagt, diese Herren durch falsche Aussagen irrezuführen. Die Schnelligkeit, mit welcher sich die Nachricht bedeutender Ereignisse im Lande verbreitet, ist unglaublich. Henri Duveyrier führt mehrere Fälle an, die ihm höchstes Staunen entlockten. Ist der Feind entdeckt, so sucht die angreifende Truppe ihn unerwartet zu überfallen, legt sich in einen Hinterhalt, an welchen es im Gewirre von steilwandigen Wadis nicht fehlt, und wirft sich mit betäubendem Kriegsgeschrei auf den unvorbereiteten Feind, oder war es ein einfacher Raubzug, auf eine reichbeladene Karavane, auf die ahnungslosen Wanderer. Die Edlen und Reisigen auf den Meheri kämpfen von der Höhe ihrer Streitkamele, die Leibeigenen kämpfen zu Fuß. Der Mangel an Feuerwaffen erklärt es, daß das Gefecht gleich

zum Handgemenge führt, Leib an Leib, Brust gegen Brust, der persönlichen Tapferkeit und Kampfesgeschicklichkeit den weitesten Spielraum gönnend.

Betrachten wir uns nun den ausgerüsteten und kampfbereiten Targi-Reiter näher. Der vollständig bewaffnete Targi trägt ein langes, gerades zweischneidiges Schwert, auf welches er seinen größten Stolz setzt und mit ihm im Kampfe die Entscheidung sucht, die Klinge des Schwertes wird theils



Bewaffnung und Ausrüstung eines Targi.

1 Lanze, Speer, 2. Schwert, 3. Bogen, 4. Pfeile und Pfeilköcher, 5. Schangermanger (Wurfwaffe), 6. Sattel, 7. Peitsche, 8. Dolch, 9. Sandalen, 10. Kameelzaum, 11. Polster, 12. Waffensack, 13. Pretiosentasche, 14. Proviantsack, 15. Kleine Kupferbüchse.

im Lande erzeugt, theils aber finden wir sehr viele Solinger-Klingen, die aus Deutschland durch englische Vermittlung eingeführt wurden. Eine Waffe, von der sich der Targi nie trennt und die er selbst im Schlafe bei sich behält, ist der Dolch, der an der inneren Fläche des linken Vorderarmes getragen wird und durch eine Spange an dem Arm befestigt ist, auch bei ihm ist die Klinge gewöhnlich europäisches Fabrikat. Der vornehme Targi verwendet auf diese

Handwaffe großen Luxus; der schwarze Ebenholzgriff ist mit Kupfer- oder Silberbeschlägen oder mit eingearbeiteten Verzierungen versehen, die Stahlklinge weich und damascirt, die Scheide von rothem Leder mit reichem getriebenen Kupferbeschlag, die Armspange von rothem Maroquin mit eingestickten Ornamenten von Seide oder gelbem Leder. Die Spange ist mit der Scheide des Dolches fest verbunden und hindert die Beweglichkeit des Armes nicht im mindesten.

Unzertrennlich von der Bewaffnung ist die 2·7—3 Meter hohe, circa 4 Centimeter im Umfange habende eiserne Lanze; im Kampfe eine fürchterliche Waffe, da sie unter der zweischneidigen Spitze 4—5 gleichzeilige Widerhaken führt; aus der Wunde gezogen, zerreißt sie den Körper, und nicht selten geschieht es, daß ein Theil der Lungen oder Eingeweide mitgerissen wird, je nachdem sie den Feind in der Brust oder im Unterleibe traf.

Etwas kleiner ist der Wurfspeer des Targi, der ebensowie die Lanze mit Widerhaken versehen ist und nur auf ganz geringe Entfernungen hin geschleudert wird; Bogen und Pfeile, die niemals vergiftet sind, verschwinden allmälig aus der Rüstkammer des Targi, nur bei den südlichen Stämmen in Aïr stehen sie noch im Gebrauche. Am rechten Arme trägt der Targi einen eisernen Ring, einestheils um die Wucht des Säbelhiebes zu vermehren, anderentheils um den Kopf des Feindes im Handgemenge zu zerschmettern. Die einzige Defensivwaffe ist der mit einer starken und dichten Antilopenhaut bedeckte Schild in Form einer großen länglich-ovalen Scheibe, die mit Ausnahme des Kopfes und der Füße den Körper, wenn auch nicht gegen die Kugel, so doch gegen Pfeile, Lanzen-, Speer- und Säbelwunden schützen kann, es ist der Stolz des Targi, wenn sein Schild von zahlreichen Narben bedeckt ist. Feuerwaffen sind, mit Ausnahme von Paradewaffen der Häuptlinge und der Jagdwaffen einiger friedlicher Leibeigenen-Stämme Fessans, im Lande wenig verbreitet und meistens von den Arabern übernommene Feuersteinschloß-Gewehre mit dem bekannten langen Rohre.

In der Zukunft kann es jedoch nicht ausbleiben, daß auch der Targi die modernen Feuerwaffen kennen lernen wird, und jener Stamm, der zuerst das Pulver wird sprechen machen können, darf darauf rechnen, die Geschicke der übrigen Stämme nach seiner Willkür zu lenken.

Vollständig bewaffnet, besteigt der Edle unter den Tuareg-Stämmen sein Streitkameel, sein Meheri; Pferde sind im Lande selten, und Duveyrier glaubt, daß der ganze große Stamm der Asdscher kaum mehr als 20—30 Sattelpferde besitzt. Die Ausrüstung des Meheri ist jener des Pferdes ähnlich; der gewöhnliche, wie der Prachtsattel des Vornehmen gleichen dem arabischen Pferdesattel, nur ist die Rückenlehne schmäler und niedriger, der Vordertheil in Kreuzesform und erhöht gearbeitet, Steigbügel sind am Kameelsattel überflüssig, da der Reiter die Beine auf dem Halse des Thieres kreuzt. Als Ersatz der Steigbügel ist der Sattel mit zahlreichen vielfarbigen und lang herabhängenden schwachen Lederriemchen verziert, die dem Kameel bis auf die Füße herabreichen und die Bewegungen des Thieres begleiten; einen weiteren Zierrath und Aufputz des Reitkameels bilden die Zinn- oder Kupferglöckchen, welche vor und hinter dem Sattel befestigt sind und durch ihr ununterbrochenes Tönen das Meheri munter erhalten. Der Sattel ist durch einen aus mehreren feinen Riemen von Kameelhaut bestehenden Gurt am Widerrist des Thieres, vor dem Höcker, befestigt.

Zur vollständigen Ausrüstung des vornehmen Targi gehört, da der Krieger Alles, was er für die Dauer des Feld- oder Beutezuges bedarf, mit sich führen muß, ein großer Waffensack, der sein ganzes Waffenarsenal aufnehmen muß; von Leder gefertigt, mit langen, vielfarbigen Riemchen und Fransen, sowie eingestickten Zeichnungen verziert, hängt er zur rechten Hand des Reiters am Sattelknopfe befestigt, um jeden Augenblick zur Verfügung desselben zu stehen, und wird durch den Schild bedeckt und geschützt. Ein zweiter Ledersack zur Linken des Reiters enthält die Proviant- und Mundvorräthe, sowie die Rauchutensilien und ist sowie der Waffensack in verschiedene Fächer getheilt; dazu kommt bei den Chefs der Stämme noch eine reichgestickte und verzierte Tasche, welche die Kostbarkeiten verwahrt. An der Rücklehne des Sattels befestigt, finden sich ein oder mehrere getheerte Wasserschläuche, deren Inhalt für mehrere Tage reichen muß. Mehr nimmt der in's Feld ziehende Targi nicht mit sich, Lastthiere sind bei solchen Gelegenheiten unbekannt, denn glückt der Raubzug, so wird die gemachte Beute auf den dem Feinde abgenommenen Kameelen transportirt, im Gegenfalle will man nicht auf der Flucht durch die langsamer ausschreitenden Lastkameele behindert sein.

Kehren wir nun zu den Kämpfenden zurück. In der linken Hand den Schild, in der rechten den Wurfspeer, stürzt die Reiterei und das Fußvolk auf einander, das Gefecht beginnt mit dem Werfen des Speers, der mit dem Schilde abgewehrt wird; doch diese Phase währt nicht lange, das an der Seite hängende Schwert wird entblößt und nun erdröhnt die Luft von den Streichen, die hageldicht auf die Schilde fallen. Das Gefecht wird hitzig und die Scene lebendig, die Beweglichkeit der Kämpfenden, ihre Geschicklichkeit in der Handhabung des Schildes ist erstaunlich, die langjährige Uebung im Handgefechte schiebt die Entscheidung lange hinaus; so lange also nicht eine Partei im Kampfe ermüdet und sich zur Flucht anschickt, ist von einer entscheidenden Wendung keine Rede. Doch wehe dem Flüchtigen, der Speer fliegt ihm sicher in die Weichen, nagelt ihn am Boden fest und überliefert ihn auf Gnade und Ungnade dem sieghaften Angreifer. Im Allgemeinen sind trotz des hitzigen Gefechtes, dank der bewunderungswürdigen Geschicklichkeit der Tuareg, die Kämpfe selten mörderisch; bedecken einmal einige Todte und Verwundete auf beiden Seiten oder nur auf einer Seite das Schlachtfeld, so ist der Waffenehre Genüge geleistet und der Kampf nimmt ein Ende; doch werden auch Kämpfe berichtet und in den Zeltlagern der Ahaggar und Asdscher besungen, die nur mit der gänzlichen Vernichtung des unterliegenden Theiles ein Ende fanden. Besonders erbittert waren die langjährigen Fehden der Ahaggar und Asdscher gegen die arabischen Schaanba, welche im Norden des Tuareg-Landes, an der Südgrenze der algerischen Sahara wohnen.

General Daumas, ein vorzüglicher Kenner der Sahara, erzählt eine Episode aus diesen Kämpfen, die wir hier wiedergeben wollen, weil sie uns eine lebendige Vorstellung der Kampfesweise und der Motive des Kampfes giebt. Ein Trupp Schaanba von Wargla überraschte vor einigen Jahren in der Nähe des Dschebel Baten eine Häuflein von mehr als zwanzig Ahaggar, die sich von ihrer gerade auf einer Razzia befindlichen Haupttruppe getrennt hatten, um im Wadi Mia (siehe die Karte) ihre Meheri zu tränken; im Kampfe, der sich nun entspann, fiel Scheikh Kheddasch, der Chef im Ahaggar-Plateau, lebend in die Hände seines Todfeindes, des Scheikh Ben Mansur, der die Schaanba von Wargla befehligte, trotzdem die überlebenden Ahaggar, nachdem zehn ihrer Brüder gefallen waren, Alles aufboten, ihren Chef dem

Feinde zu entreißen. Nach einigen Tagen fanden die Ahaggar den todten Körper ihres Chefs im Wadi Mia und zugleich erhielten sie die, sie in Wuth versetzende Nachricht, daß Ben Mansur den Leichnam je einen Tag an den sieben Thoren Wargla's zum öffentlichen Hohne ausgesetzt hatte. Das war ein böser Tag für das Land, im Ahaggar-Plateau herrschte tiefe Trauer; die öffentlichen Versammlungsorte waren leer und öde, alle Verlobungen und Heiratsversprechungen rückgängig gemacht, die Männer aßen in ihren Zelten allein, hielten sich von ihren Ehefrauen ferne, die Würdenträger und Krieger ließen ihren Bart wachsen und schwuren in einer großen Versammlung, ihre Zelte mögen zerstört werden, wenn Kheddasch nicht gerächt würde. Der gemordete Scheikh hatte eine Frau, „Fetum“, und ein kleines Kind hinterlassen. Fetum war eine Schönheit im Lande, groß und blauäugig (ein Attribut der Schönheit bei den Tuareg) und von edlem Charakter. Oft war sie auf dem flinken Meheri ihrem Gemal auf den Kriegszügen und zur Rhessi gefolgt, durch Wort und Geberde die Krieger anfeuernd, mit ihnen alle Beschwerden, Hunger und Durst theilend.

Nach Targi-Gesetz war sie nun berufen, bis zur Großjährigkeit des Kindes mit dem Rathe der Edlen zu regieren; ihre Schönheit und die hohe Stellung, die ihr zukünftiger Gemal einnehmen würde, zog eine ganze Schaar von Freiern herbei, die edlen Krieger der Ahaggar wetteiferten, Fetum zu erringen. Eines Tages, als die Krieger in ihren Zelten versammelt waren, da die ausgesandten Spione eine Bewegung im Stamme der Schaanba angekündigt hatten, und Fetum sie zu Rathe zog, sagte sie: „Meine Brüder, wer unter Euch mir den Kopf Ben Mansur's bringt, dessen Weib will ich werden.“ Der Abend desselben Tages vereinigte die ganze bewaffnete und waffenfähige Jugend des Ahaggar-Gebirges vor dem Zelte Fetum's, und diese grüßend, rief der Chor der Krieger: „Morgen schon brechen wir mit unseren Dienern auf, um Dir das Hochzeitsgeschenk zu bringen.“ — „Und ich gehe mit Euch!“ rief Fetum. In fieberhafter Hast wurden alle Vorbereitungen getroffen und mit Tagesanbruch (Fedscher) des nächsten Tages brach Fetum mit dreihundert kampfeslustigen Ahaggar gegen Wargla auf. Es war im Monat Mai, zur Zeit, wo die Caravanen nach dem Sudan aufbrechen, wo die nomadisirenden Stämme der Sahara ihre Zelte abbrechen, um mit ihren Heerden

nach grünen Weideplätzen zu ziehen, und wo die Tuareg nach der Wüste zurückkehren; der Sandboden war mit einem grünen Grasteppich geschmückt und in den Wadis floß reichliches Wasser.

Die kleine Armee, von Uld Biska, Vetter des ermordeten Scheikhs, befehligt, zog in Eilmärschen nach Nordost und lagerte am achten Tage im Wadi Mia, kaum 15—20 Meilen von Wargla. Die Eclaireurs wurden ausgesandt und kehrten am nächsten Abend mit der Nachricht zurück, daß ein großer Trupp Schaanba mit zahlreichen Heerden gegen das Wadi Nessa ziehe. — Die Schaanba waren ihrerseits avisirt, daß man in der Gegend einige Tuareg verdächtig herumschleichen sah, und wußten, daß die Haupttruppe in einem Wadi versteckt lagerte, denn selbst unter den Ahaggar hatte sich ein Verräther (sein Herz hing wahrscheinlich an einer Schaanba-Schönheit) gefunden, der, auf Umwegen der Truppe voranseilend, die Schaanba gewarnt hatte.

Ben Mansur veränderte auf diese Nachricht die Richtung des Zuges seines Tribus wie der Heerden und hieß seinen Stamm gegen Norden ziehen, in der Meinung, die Ahaggar würden es nicht wagen, in das Herz des Landes, das ihrem so fern lag, einzudringen und sich der Gefahr auszusetzen, abgeschnitten zu werden. — Doch die Stunde der Vergeltung für Ben Mansur war gekommen, es stand geschrieben und Allah ließ es zu, daß, jeder Vorsicht spottend, Ben Mansur, anstatt seine Leute vereinigt zu einem Haupttrupp zu halten und gemeinschaftlich zu lagern, die einzelnen Abtheilungen der Schaanba isolirte, kleine Zeltlager aufschlugen, die zu weit von einander lagen, um sich im Angriffsfalle gegenseitig unterstützen zu können.

Ein Gewaltmarsch Tag und Nacht hindurch führte die Ahaggar in das Thal des Wadi Mzab, kaum 40 Kilometer vom Lager der Schaanba, wo die Truppe sich in den Seitenschluchten des Flußthales und in den Ethelgebüschen verbarg. Die folgende Nacht setzten sie im Galop ihrer Meheri den Marsch fort und um Mitternacht begrüßte sie bereits das Gekläffe der wachenden Hunde; im funkelnden Sternlichte entdeckten sie am Fuße eines kleinen Hügels ein aus 15—20 Zelten bestehendes Lager. „Das ist der Duar Ben Mansur's!" flüsterte der ausgesandte Spion. Ein heller Schrei Uld Biska's gab das Signal zum Angriff, wie ein Blitz, ein Bergsturz, fielen die Ahaggar, den Kriegsruf wiederholend, auf das ahnungslose Lager. Es war eine blutige Arbeit, das

Blut floß in Strömen, kaum retteten sich einige der Schaanba und selbst einen dieser Flüchtlinge heftete die Lanze des Ahaggar-Führers an die Erde.

Mit Tagesanbruch ließ Fetum alle zerstörten Zelte durchstöbern, unter jedem lagen nur Leichen, Männer, Frauen, Kinder und Greise, 66 an der Zahl, waren zum Opfer gefallen, durch Allah's gnädige Fügung war ein einziges acht- bis zehnjähriges Kind allein dem Blutbade entronnen; ein Targi fand es unter einem niedergerissenen Zelte zwischen zwei Wasserschläuchen eingezwängt, unversehrt, nur von Blut ganz bedeckt: „Kennst Du Ben Mansur?" frug Biska das Kind. „Es war mein Vater!" war die Antwort. „Wo ist er?" „Wenn er todt ist, so liegt er hinter jenem Strauche, er zog mich, sich flüchtend, mit, als die Lanze eines der Euren ihn niederstreckte und wir Beide zu Boden fielen. All dies Blut ist von ihm!" sagte das Kind, die Augen voll Thränen, und hob den blutbedeckten Burnus von seinem Antlitze.

„Fetum, ich bin es, der ihn tödtete!" rief Uld Biska. „Meine Brüder!" sagte Fetum zu den sich an sie herandrängenden Ahaggar, „diese Nacht hat uns Todfeinde erstehen lassen, verschonen wir das Kind, denn eine hochherzige und milde That hat die andere im Gefolge und verlangt Vergeltung." Zwei Targi brachten darauf den Körper Ben Mansur's und legten ihn vor Fetum nieder; es war ein Mann von edler Race, von fast völlig weißer Hautfarbe, die Lanze Uld Biska's war ihm in den Rücken gedrungen und hatte den Körper ganz durchbohrt. Unbeweglich, aber mit zusammengekniffenen Lippen, beobachtete Fetum die Leiche ihres Todfeindes. „Ich bin Dein, Uld Biska," sagte sie, „wie ich es versprochen, aber nehme Deinen Dolch und öffne den Leib des Verfluchten, reiße ihm das Herz aus dem Leibe und werfe es unseren Slugui (Windhunden) vor." Und es geschah, wie sie es angeordnet.

Seit diesem Tage trugen die Schaanba an Stelle des Riemens aus Kameelhaut, den sie um den Kopf wickeln und schnüren, eine Schnur aus Halfagras und schwuren, den ersteren nur nach vollzogener Rache und Vergeltung wieder zu tragen; sie benachrichtigten ihre Brüder in Metlili und El Golea, sich bereit zu halten, denn allein waren sie zu schwach, in das Herz des Ahaggar-Landes einzubrechen. Auch diesmal wie bei früheren Gelegenheiten leisteten sie nach dem Buche des Abd-Allah den geheiligten Schwur: „Wir sterben Deinen Tod, wir verlieren, was Du verloren, und wir verzichten nicht

eher darauf, Dich zu rächen, als bis unser Hab und Gut, unsere Kinder verloren und unsere Köpfe gefallen sind." Bisher war es ihnen aber noch nicht möglich gewesen, den Schwur zu halten, im Gegentheile holten sich seit diesem Tage die Asdscher- und Ahaggar-Tuareg noch manches Rudel Kameele und Schafe aus den Heerden der Schaanba heraus.

Beliebter und häufiger als solche Kriegszüge, die stets mit Gefechten und heftigen Kämpfen verbunden sind bei den Tuareg die Edschen oder Rhessis, der Ueberfall. Die überraschten Tribus leisten keinen Widerstand, sondern fliehen, ihre ganze Habe dem Feinde überlassend; die Angreifer, eifrig beschäftigt, die Beute zu sammeln, verzichten auf die energische Verfolgung des Feindes und trachten nur, so schnell als thunlich die Beute in Sicherheit zu bringen.

Die Flucht der Angegriffenen ist jedoch nur eine taktische Finte, denn in entsprechender Entfernung sammeln diese ihre Meheri, appelliren an ihre Freunde und Alliirten und setzen den Plünderern nach, mögen selbst vier und fünf Tage dazwischen liegen. Diese offensiven Gegenzüge sind es, welche die Tuareg zu den gefürchtetsten Gegnern machen; im Besitze ihrer Meheri, giebt es für sie keine Entfernung, am ersten Brunnen, wo die mit der Beute enteilenden Plünderer halten müssen, um die Thiere zu tränken, sind die Verfolger sicher, ihr ganzes Hab und Gut zurück zu erobern. Die beutebeladenen Plünderer, denen die vielen fremden Lastthiere und die Heerden nur mit Widerwillen und im langsamen Schritte folgen, müssen die ganze Schlauheit aufbieten, um ihren Marsch verheimlichen zu können, ein Unternehmen, das so feinspürigen und berühmten Landstreichern gegenüber, wie es die Tuareg sind, schwierig wird. Duveyrier berichtet über eine solche offensive Verfolgung der Schaanba durch die Asdscher-Tuareg unter dem Scheikh Ikhenuckhen. Die Schaanba hatten eine Fraction Asdscher überfallen und ihnen alle Kameele abgenommen, nach vier Tagen erst konnten die Asdscher die Verfolgung einleiten und doch erreichte Ikhenuckhen mit seinen Leuten nach einigen Gewalt-Eilmärschen, wobei die Meheri 90—100 Kilometer täglich zurücklegen mußten, die Räuber, und nahmen ihnen nicht nur die ganze Beute wieder ab, sondern tödteten auch mehr als die Hälfte der Schaanba.

Umringt von Nachbarn, die seit Jahrhunderten ihre erbittertsten Feinde, dabei zahlreicher und besser bewaffnet sind als sie selbst (besonders gilt dies

von den nördlich des Landes wohnenden arabischen Stämmen der Schaanba u. a.), sehen wir in der anerkannten und gefürchteten Kampflustigkeit und wilden Verwegenheit der Tuareg nur eine natürliche Folge der ethnographischen Verhältnisse und der Armuth des Landes, die das Volk nöthigt, Ersatz in den Reichthümern anderer Stämme zu suchen.

So wurde der Tuareg von Natur, von Temperament aus ein tüchtiger und tapferer Krieger; abgesehen von dieser natürlichen Anlage, sind die Tuareg zur Tapferkeit noch durch ihre Frauen angeeifert, die in ihren Gesängen, in ihren poetischen Ergüssen und Improvisationen die Feigheit brandmarken und den Muth verherrlichen. Ein Targi, der vor dem Feinde fliehen und durch seine Abtrünnigkeit den Erfolg des Kampfes für seine Mitbrüder gefährden würde, dürfte es nicht mehr wagen, im Kreise der Seinen zu erscheinen, der Fall ist auch ein äußerst seltener. Bei Kämpfen untereinander gellt der unterliegenden Partei das wilde und schneidende Geschrei der Sieger: „Ḥia ḥia! ḥia ḥia!“ „Es wird Euch nicht mehr der Rebâsa erklingen!“ in den Ohren.

Die Scheu vor dem abfälligen Urtheil der Frauen ist bei den Tuareg so groß, daß die Unterlegenen den Kampf nochmals aufnehmen, bis endlich das Schicksal nicht mehr abzuwenden ist; dem Sieger erklingt hingegen das Loblied der Frauen, das sie auf dem Rebâsa (eine Art Streichinstrument) begleiten, und womit sie die Tapferkeit ihrer Ritter verherrlichen.

In den Kriegsgesängen spiegelt sich Motiv und Eigenart ihrer Kämpfe am deutlichsten, wir erhalten eine lebendige Vorstellung des Hasses, den das Volk auf die arabischen Nachbarn im Norden, auf die Schaanba wirft, wenn wir den folgenden Kriegsgesang kennen lernen, dessen Uebersetzung wir Duveyrier verdanken.

Kriegsgesang der Tuareg.

Gott fluche Deiner Mutter, Ma'talla, denn den Teufel hast Du im Leib,
Diese Männer, die Tuareg, Feiglinge seien sie, wähnst Du,
Und doch versteh'n sie das Reisen und das Kriegführen nicht minder,
Sie eilen früh des Morgens dahin, und wissen des Abends zu schreiten,
Und überfallen, ihn überraschend, in seinem Bette den Mann.
Den Reichen besonders, der schläft in Mitte der lagernden Heerde,
Ihn, der hochmüthig streckt die Glieder im weiten Gezelt,
Ihn, der voll ausgebreitet die Teppiche hat und die wolligen Decken,

Ihn, dessen Magen gefüllt ist mit Korn, das man kocht mit dem Fleisch,
Und getränkt ist mit geschmolz'ner Butter und warmer Milch aus dem Euter seiner Kameele,
Sie nageln ihn fest, mit der dem Dorne gleich spitzigen Lanze
Und er hebt zu schreien an, bis seine Seele entschwebt,
Wir werden ihn rein waschen von seinem Gut — selbst das Wasser ihm nimmer vergönnen.
Und sein gefräßiges Weib — erliegen wird es der Verzweiflung.

Der berühmte Wüstenreisende bemerkt hierzu, daß die Uebersetzung nicht im Stande ist, die lakonische Kürze und den Reim dieser wilden Poesie des Originaltextes wiederzugeben.

Welcher Inhalt in diesen wenigen Worten! Der Krieg ist heilig, denn Ma'talla ist ein Anhänger des Teufels, er ist gerecht, denn Ma'talla beschimpft die tapfersten Männer der Erde als Feiglinge; um ihn zu rechtfertigen und die Kampfeslust der Genossen zu entzünden, folgt die Aufzählung aller Genüsse, die das Herz eines Targi bewegen, seine Phantasie begeistern können, und die er im eigenen Lande nicht kennt; welche Wollust für einen Targi, einen so wohlgefüllten Leib mit der spitzigen und widerhakigen Lanze zu untersuchen, nicht das Leben Ma'talla's, sondern auch sein Hab und Gut gehört damit ihnen — für sein Weib, das von der Lanze verschont, wird eine noch größere Marter in Aussicht gestellt, die, als an Ueberfluß von Speise und Trank verwöhntes Weib, so zu hungern wie die Tuareg-Frauen, aber sie wird diese ungekannten und ungewohnten Entbehrungen nicht ertragen, sondern der Verzweiflung erliegen.

Und nun, da wir das Volk in seiner Wehrhaftigkeit kennen gelernt, zurück zu unserem Ausfluge mit Dr. v. Bary.

Am Morgen des 22. October 1876, schreibt v. Bary, fand sich Scheikh Osman bei mir ein und musterte mein Gepäck, die Wasserschläuche und die Vorräthe an Lebensmitteln. Alles, was nicht absolut nöthig war, wurde zurückgelassen, dagegen an Proviant so viel mitgenommen, daß es für einen Monat für drei Personen genügte; auch für Bewaffnung und Munition wurde reichlich gesorgt. Mein Führer Osman hatte jedoch zuvor endlose Debatten mit den Tuareg zu bestehen, die entweder überhaupt nicht wollten, daß ich ihr Land sehen sollte, oder ihrerseits Geldgeschenke forderten. Endlich war jedes Hinderniß beseitigt, ein Uebereinkommen erzielt und wir zogen auf der Ostseite eines Hügelzuges, der den Namen Kokumen trägt, nach

Norden. Vor uns hatten wir die steilaufragende Geisterburg, deren merkwürdige Zinnen und Zacken selbst ein an Gebirgsschönheiten gewohntes Auge mit Macht fesseln. Zwischen dieser und dem Kokumen breitet sich ein mächtiger Dünenstreifen aus, dessen Höhe von Nord nach Süd allmälig abnimmt. Der Weg führte uns über eine weite Ebene, deren Lehmboden von einem regelmäßigen Netz von Rissen durchzogen ist, worin sich stets die Form eines Pentagon wiederholt. Diese durch Austrocknung entstandenen Figuren findet man sehr häufig in der Sahara, namentlich auf der Hammada el homrah, deren horizontale Flächen ohne die geringste Bodenerhebung oder Neigung für die genaue Darstellung dieser Figuren besonders günstig sind. Jene Ebene trägt den Namen Etaches, wir durchzogen sie in nordnordwestlicher Richtung, zur Rechten hatten wir hohe Sanddünen und vor uns das Idinengebirge; nach einigen Stunden waren wir im Wadi Ralle angekommen, welches kaum merklich tiefer liegt als die Umgebung und nur durch reichere Vegetation sich unterscheidet, im Osten hatten wir eine Reihe von flachen Hügeln, deren Oberfläche im gleichen Niveau lag, es sind dies offenbar die Reste einer früheren Hammada, die nun durch fortwährende Erosion in viele kleine Tafelberge getheilt ist. Links erblickten wir den Rand des Tasili, eines Plateau's von geringer Höhe, dessen schwarzes Gestein sich endlos nach Westen erstreckt. Später gingen wir vom nach Norden führenden Wege ab, um im Wadi Tanesso,' einem Zweige des Wadi Uararet (an dessen südlichem Ende Rhat liegt), unser Lager aufzuschlagen. Die Tuareg haben stets die Gewohnheit, nie mitten in der Wegstraße zu übernachten, sondern suchen zu diesem Zwecke immer einen versteckten Punkt aus, so daß Nachkommende vorübergehen, ohne das Lager in der Nähe zu bemerken. Als die Nacht herannahte, bereiteten sich die Tuareg ihre Schlafstätten auf folgende Weise: Jeder grub mit den Händen eine ovale Vertiefung im Sande und entfernte sorgfältig jeden Stein daraus, dann stellte er den Sattel der Meheri (ărhazer bei den Tuareg, rachla bei den Arabern) an das eine Ende der Mulde und lehnte den mächtigen Lederschild dagegen, so daß der Wind dadurch abgehalten war. Die Lanze steckte daneben im Sande, das Schwert lag gleichfalls stets zur Hand. In seine wollene Decke gewickelt, schlief der Targi bald in seinem primitiven Bette, nachdem er sich zuvor noch mit einem Blicke überzeugt hatte, in

welcher Richtung sich die grasenden Meheri entfernten. Da ich mein schweres Zelt zurückgelassen hatte, um mein Gepäck möglichst zu vereinfachen und meinen Begleitern keine Mühe zu verursachen, blieb mir nichts Anderes übrig, als das Beispiel der Tuareg nachzuahmen. So brachten wir alle Nächte unter freiem Sternenhimmel zu.

Am Morgen des 23. October erblickten wir im Norden den Kegelberg Telut, dessen conische Gestalt täuschend einem Vulcan gleicht, der aber ebenfalls nur aus Sandstein aufgebaut ist, wie ich mich bei einer späteren Gelegenheit überzeugte. Wir hoben zeitlich Morgens das Lager auf, hielten die bisher eingeschlagene Richtung Nordnordwest ein und kreuzten das Wadi Uararet, das hier besonders reich an Talhabäumen ist. Vor uns in der Ferne zeigen sich die hohen Dünen von Titersin. Gegen Mittag steigen wir den Rand der Hammada hinan, die uns bisher zur Linken begleitete, und ziehen über die steinige Wüste, die keinen Strauch, auch keinen Grashalm nährt und nicht einmal Sanddünen zeigt, sondern überall nur den nackten Felsboden darbietet, so weit das Auge nach Westen reicht. Die Sonne hatte den Zenith bereits überschritten, als wir, einer Senkung des Terrains folgend, in's Wadi Ahánaret kamen, von wo aus ein Wald von Ethelbäumen eine halbe Stunde weit bis zur Quelle Ihanaren reichte. Diese liegt inmitten von Dünen, wo ein Fremder gewiß keine Quelle vermuthen würde. Zahlreiche Binsen überziehen den Sandhügel, aus dem das kostbare Naß hervorquillt. Ein Sclave, den Tuareg gehörig, ist dort stationirt, um den Ankommenden im Füllen der Schläuche und Tränken der Kameele beizustehen. Er hat sich seinen einsamen Wohnort verschönert durch Anpflanzung von Dattelpalmen, ja selbst Weinreben wußte er zu ziehen; ein kleiner Gemüsegarten sorgt für Zwiebel und Melonen.

Das ganze Territorium der Tuareg liefert in dieser Richtung den überraschenden Beweis, daß trotz Dünen und Hammada, trotz der sengenden Hitze, die Vegetation in der Sahara, außer den ihr endemischen Formen, auch solche der Mittelmeer- und innerafrikanisch-tropischen Flora umfaßt, und zwar dort, wo das Grundelement alles Lebens, das Wasser, die Existenz organischen Lebens sichert. Duveyrier, der ja doch nur den nördlichen Abhang des centralen Plateau's der Tuareg durchforschte, führt in seinem Werke mehr als 200 Pflanzenarten

an, die zum größten Theile der Wüstenflora eigenthümlich sind, und spricht die Ueberzeugung aus, daß wenn einmal das Ahaggar-Massiv erforscht wäre, diese Zahl sich noch verdoppeln würde, ebensowie das Forschungsresultat die landläufige Vorstellung über den Wüstencharakter bedeutend modificiren muß. Alle Wüstenreisenden stimmen in ihren Berichten überein, daß auch in der Sahara, in den Dünenregionen, die Vegetationslosigkeit eine periodische ist und mit der Zeit der Regenlosigkeit, der heißen Sommermonate zusammenfällt, und daß nach jedem Regen fast unmittelbar aus dem Boden ein Pflanzenteppich sprießt, an Stellen, wo solches nie vermuthet werden konnte, ebensowie die Pflanzenart selbst. Duveyrier hatte die Gelegenheit, einen Fall solch fabelhaft schnellen Wachsthums zu beobachten, als während seines Aufenthaltes am Rande des nördlichen Tasili-Plateau's nach neun Jahren absoluter Trockenheit, reichliche Regengüsse die Erde netzten. Unter seinen Augen sah er das Wunder sich vollziehen, daß ausgedehnte, unübersehbare Flächen, nackt und öde vorher, zwei Tage darauf sich in die schönsten, im hellsten Grün prangenden Weideflächen verwandelten; sieben Tage hatten genügt, um die Gräser so hoch entwickelt zu sehen, daß die Heerden sie abweiden konnten. Die Tuareg nennen diese spontane Entwicklung der Vegetation „Rebià“.

Nach kurzem Aufenthalte an der Quelle setzten wir unseren Weg fort, kreuzten Wadi Imakas und erreichten die weite grüne Ebene von Titersin, dem Sammelpunkte einer Menge großer und kleiner Wadis und einer der fruchtbarsten Weideplätze der Tuareg am Fuße des Berges Telut. Dort trafen wir mehrere Imrhad im Sande gelagert, die im Begriffe waren, nach Tider, dem allgemeinen Sammelplatze für die Rhessi, sich zu begeben. Ein Rabe, den ich unterwegs, der Aufforderung eines Targi nachkommend, geschossen hatte, wurde mit allen Federn und uneröffnet in's Feuer geworfen und so wie er außen verkohlt war, mit großem Appetit von den Imrhad verzehrt. Die vornehmen Imoschagh machten sich darüber lustig und meinten, für die Imrhad sei Alles eßbar: Fisch, Vogel und Reptil.

Die Gesellschaft bestand aus Tuareg von den verschiedensten Stämmen, selbst der Stamm der Imetrilalen aus Fessan war vertreten. Es wurden zur großen Erheiterung Kampfscenen dargestellt, die an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig ließen; mit gellendem Ausruf und den großen Lederschild

an das Knie schlagend, näherten sich die Gegner und kämpften mit ihren Schwertern, bis einer von Beiden sich eine Blöße gab, was durch allgemeines Gelächter verkündet wurde. Bis spät in die Nacht dauerte die Unterhaltung, deren Thema die bevorstehende Rhessi bildete, von der sich Jeder werthvolle Beute versprach. Während der Nacht wurden wir durch strömenden Regen unangenehm überrascht.

Am nächsten Morgen trennten wir uns von den Imrhad und durchzogen die buschreiche Ebene, bis wir an die niedrigen schwarzen Berge Ihelan, nördlich von Titersin kamen; von da wurde unsere Richtung nordwestlich, vor uns hatten wir einen Streifen niedriger Dünen, zur Linken unseres Weges bemerkte ich auf einem Hügel mehrere Ruinen von Grab-Tumuli. Ich ritt vom Wege ab und fand innerhalb des früheren Tumulus, von dem gegenwärtig nur ein Kreis der untersten Steine übrig war, zwei wohlerhaltene Kammern, die von Steinplatten gebaut waren und offenbar früher Leichname in kauernder Stellung zusammengebunden, enthielten, denn sie waren ziemlich quadratisch und so eng, daß in keiner anderen Stellung ein menschlicher Körper darin Platz finden könnte. Die Tuareg nennen diese Ruinen „e debbeni" und kennen recht wohl ihre Bedeutung, da sie beim Suchen nach Schätzen stets menschliche Gebeine trafen und oft Armspangen, irdenes Geschirr u. dgl. fanden. Leider konnte ich keinen Fund zu Gesicht bekommen. Die ganze Umgegend von Rhat, sowie besonders Tadrart ist reich an solchen Gräbern. Die Tuareg erzählten mir, diese Begräbnißweise sei bei ihnen Sitte gewesen bis zur Einführung des Islam. Um Mittag machten wir Halt im Wadi Taherhait, das an Fruchtbarkeit der Ebene Titersin gleichkommt. Hier traf ich Zilla macroptera in Blüthe. In Tihobar, im Schatten von Palmen und Ethelbäumen, am Rande einer erfrischenden Quelle ließen wir uns zur Rast nieder. Die ganze Nacht strömte der Regen auf uns herab und erinnerte mich lebhaft an den Winter, der sich hier mitten in der Sahara deutlich genug sichtbar und fühlbar macht. Am folgenden Tage setzten wir unseren Weg fort, der schwarze Telut lag hinter uns, während sich das flache Tasili vor uns ausbreitete und durch seine dunkle Farbe eigenthümlich abstach von den hellen Sandbergen, deren lange Reihe sich rechts daran anschloß. Wie gestern, so führte auch heute der Weg größtentheils über

niedrige Dünen, auf welchen Ethel Getaff und Tauedfert (eine noch unbestimmte Composite mit zahlreichen gelben Blüthen) prächtig gedeihen. Mehrmals kamen wir an Felsen vorbei, deren Form und Gestalt Pilzschwämmen ähnlich sah, indem ein mächtiger Block nur auf schlanker Basis ruht, über die er mit ausgehöhltem Rande weit hinaus ragt. An einer Stelle fand ich drei dieser Steintische, die, dicht nebeneinander stehend, ganz analoge Erosionserscheinungen darboten. Es war daraus deutlich zu erkennen, daß an diesem Punkte einst Wasser mit großer Gewalt sich zwischen den Felsen einen Weg bahnten und deren säulenähnliche Unterlagen schäumend umgaben. Gegenwärtig ist keine Spur eines früheren Flußbettes vorhanden. Durch einen Engpaß, von wild übereinander gehäuften Sandsteinblöcken gebildet, treten wir in's Wadi Imakkas, das sein Wasser nach Tihobar sendet. Züge von Gangahühnern flogen vor uns auf. Die Gegend wurde immer öder und monotoner, bis wir schließlich über die steinige Hammada hinzogen und nur mehr den schwarzen Sandstein vor uns sahen. An Stellen, wo sonst kein Grashalm wächst, trafen wir die Jerichorose in solcher Menge, daß der Boden damit wie übersäet war. Ihre braunen verdorrten Zweige, concentrisch zusammengeballt, sind kaum vom Boden zu unterscheiden und lassen die Gegend um so todter erscheinen. Viele Grab-Tumuli lagen über das Land zerstreut, und es muß auffallen, daß gerade an den verlassensten Punkten, mitten auf der flachen Hammada, deren so viele anzutreffen sind.

In der eingeschlagenen Richtung weiterziehend, trafen wir mehrere Tuareg, die ebenfalls nach Dider zogen und über die bevorstehende Edschen (Raubzug) voll Vergnügen waren. Sie stiegen von ihren hohen Meheri ab, steckten die eisernen Lanzen vor sich in den Boden und, einen Kreis bildend, waren sie bald im eifrigsten Gespräch. Als Scheikh Osman ihnen mittheilte, unser Ziel sei Mihero, wo ich weiter nichts wollte, als die Crocodile sehen, brachen sie in lautes Gelächter aus. Manche glaubten, es sei dies nur ein Vorwand, um meine wahre Absicht zu verbergen, auch waren sie der Ueberzeugung, daß mein Führer große Summen Geldes erhalten habe, sonst würde er mich nicht so weit begleiten. Meine Vorräthe von Datteln wurden bald bemerkt und Jeder wollte davon haben, so daß mir für unseren Proviant bange wurde. Schon die Imrhad, die uns in Titersin begegnet waren, hatten

sich daran gütlich gethan, wie sollte das mit der Zeit werden! Endlich bestiegen die hungerigen Tuareg ihre Meheri und waren bald in weiter Ferne. Wir machten uns gleichfalls wieder auf den Weg und erblickten über dem Profil der Hammada den langen Rücken des Ikohanen. Strömender Regen zwang uns, in den Felsen von Tintorha Schutz zu suchen, wo wir eine zahlreiche Gesellschaft von Tuareg trafen, die gleichfalls vor dem drohenden Wetter hierher geflüchtet waren. Unter überhängendem Felsendache wurde ein mächtiges Feuer entzündet und Jedermann suchte sich so bequem als möglich einzurichten. Mit besonderer Sorgfalt wurden die großen Lederschilde, die aus dem Lande der Tebu stammen, gegen die Nässe geschützt, da sie beim Trocknen nach dem Regen ihre Form verlieren und dieselbe nie wieder gewinnen. Der Targi deckt sich damit beim Schwertkampf vom Kopf bis zu den Knien vollständig gegen Hieb und Stoß seines Gegners, allein gegen Pulver und Blei sind die Schilde ohnmächtig, und ich sah manche Derga-Schilde von Kugeln durchlöchert, die dem früheren Besitzer im Ahaggar das Leben geraubt hatten.

Den 26. October blieb ich in Tintorha, da mein Freund Osman Kameele in der Nähe auf der Weide hatte und danach sehen wollte. Ich verbrachte also den Tag in Mitte der Tuareg, die ebenfalls keine Eile hatten, sondern auf Kameraden warteten, um so vereint nach Dider zu ziehen. Viele benützten diese Rast zur Erneuerung ihrer Haartracht, so daß sich mir eine gute Gelegenheit bot, ihre Frisur zu beobachten. Sie schoren die linke Seite des Kopfes vollständig, ließen aber in der Mitte einen schmalen Streifen stehen, der von der Stirn bis zum Nacken läuft, auf der rechten Kopfseite bleibt über und hinter dem Ohr ein behaarter Fleck, der mit dem Mittelstreifen verschmilzt. Die Haare auf dem Scheitel werden sorgfältig getrennt und aufgerichtet, so daß ein fortlaufender Kamm von etwa 10 Centimeter Höhe von der Stirn bis zum Nacken sich erstreckt. Hiermit ist die Frisur beendet und nun wird jener blauschwarze Cattun in zahlreichen Touren um das Haupt gewunden, der nach unten über das Kinn laufend zur Verhüllung des Mundes, oft auch der Nase dient, während von den Windungen des Cattunstreifens von oben herab ein Schirm für die Augen ausgebreitet wird. In dieser Weise kann der Targi sein Gesicht vollständig verhüllen, so daß auch nicht einmal die Augen sichtbar sind, und trotzdem sieht er

selbst genügend durch das leichte Gewebe. Diese Vermummung des Gesichtes und der über dem Haupte emporragende Haarkamm verleihen der Figur des Targi einen besonders wilden, unheimlichen Charakter.

Den nächsten Tag kam ein Trupp Imrhad nach Tintorha und nun zog die ganze Schaar kampflustiger Tuareg von dannen. Osman war unterdessen auch wieder eingetroffen, so daß wir gleichfalls unser felsiges Obdach verließen und in westlicher Richtung aufbrachen. Wir betraten bald nach Aufbruch Wadi Ineſſan, welches vollkommen von dem Charakter der bisherigen Wadis abweicht; diese waren meist niedere Auswaschungen, oft zu weiten Flächen ausgedehnt, hier aber befanden wir uns in einer steilen Felsschlucht, die nur das frühere Flußbett zwischen ihren senkrechten Wänden einschloß. Nur wenige Pflanzen fanden auf dem steinigen Boden ihre Nahrung. Uns zur Linken lag der Flugsand, oft bis hoch hinauf zum Rande des Plateau's, während unsere rechte Seite stets ganz frei davon war, ein unumstößlicher Beweis, daß der Wind recht wohl im Stande ist, große Massen von Sand fortzuführen und sie an fernen Punkten anzuhäufen. Wir verfolgten das Wadi aufwärts, bis wir auf die Höhe des Plateau's kamen und nun wieder die nackte Hammada sich ringsum ausdehnte. Das Ikohanen-Gebirge erschien jetzt deutlich erkennbar und bildete unsere Wegmarke. Nach Mittag machten wir Halt, dort wo das kleine Wadi Tifergasin in eine weite Ebene gleichen Namens mündet. Wiederholter Regen zwang uns, den Tagemarsch für heute zu beschließen und in der Nähe einer Imrhad-Hütte uns niederzulassen. Gegen Abend kam eine zahlreiche Schaar vornehmer Tuareg, begleitet von einigen Imrhad, und brachte Osman die Nachricht, in Folge eines von Mursuk eingetroffenen Briefes sei die Rhessi aufgegeben. Zu gleicher Zeit ließ uns Ikheunckhen sagen, es sei nicht rathsam, bis Mihero vorzudringen, da wir den Ahaggar begegnen könnten, wir thäten besser, heimzukehren und den Ausflug für bessere Zeiten zu verschieben. Damit glaubte Osman Alles abgethan und wollte den nächsten Tag die Rückreise antreten. Für mich aber, der dem Ziele schon so nahe war und nun mit einem Schlage alle Hoffnungen aufgeben sollte, wenigstens einen Schritt weiter in's Land der Tuareg zu thun, für mich war die Idee, unverrichteter Dinge umzukehren, unerträglich. Ich suchte Osman durch erneuerte Versprechungen zu gewinnen, stellte ihm vor,

welche Schande es auch für ihn sei, wenn man in Rhat erführe, daß er auf halbem Wege umgekehrt sei, daß ich von fernem Lande gekommen sei, um den See Mihero zu sehen und nun nicht mich auf's Unbestimmte vertrösten könne. Alles umsonst! Die übrigen Tuareg schalten Osman einen Thoren, daß er wegen einer solchen Laune sein Leben auf's Spiel setzen wollte, und schwuren hoch und theuer, wir würden sicherlich den Ahaggar in die Hände fallen, und Osman war so ziemlich gleicher Ansicht. Schließlich wurde ich der Discussion müde und entgegnete nur: Gut, wenn Du aus Furcht vor den Ahaggar nicht mit mir gehen willst, gehe ich zurück nach Rhat und suche mir eben einen Führer, der mehr Muth besitzt als Du. Das half. — Wie von einer Viper gestochen, fuhr der Targi in die Höhe, stieß die Lanze in den Boden und schwur, daß er bereit sei, mit mir zu sterben, daß er überhaupt nicht aus Rücksicht für sich selbst heimkehren wollte, sondern nur weil er meinen Untergang voraussehe und fürchte, in meinem Lande möchte man glauben, er, Osman, habe mich getödtet, und so nicht Schande über seinen Stamm bringen wolle! Von nun an wurde weiter kein Wort darüber verloren, das Ehrgefühl hatte bei Osman den Sieg davongetragen.

Die nächste Schwierigkeit war die, einen Begleiter zu finden, denn es war vorsichtshalber nöthig, daß ein Targi stets vorausreite und den Weg auskundschafte, während der andere an meiner Seite bleibe. Es gelang uns, um gutes Geld einen Mann zu finden, der als erfahrener Krieger bekannt war und genaue Localkenntniß besaß. Er war merkwürdigerweise vom Stamme der Tedschehe-Mellen — also Ahaggar; trotzdem haßte Amma, dies war sein Name, seine früheren Stammgenossen ebenso gründlich als ein Asdscher-Targi. Er war von kleiner, gedrungener Gestalt, besaß große Körperkraft und Ausdauer für Strapazen jeder Art. Seine Physiognomie verrieth Grausamkeit und Rohheit, so daß dies Exemplar der bisherigen Beschreibung der Ahaggar vollkommen entsprach. Wenn Amma gegen die Ahaggar Abschen empfand, so müssen sie wahrhaftig schlimme Gesellen sein! Seine Talente kamen mir aber im hohen Grade zugute, denn Niemand hatte ein schärferes Auge, ein feineres Gehör als er, Niemand wußte Fußspuren besser zu deuten, selbst auf der steinigen Hammada irrte er sich nie darin. Nichts entging ihm, ich möchte fast sagen, selbst im Schlafe blieb er wachsam. Für

mich war er stets sehr rücksichtsvoll und zu jedem Dienste bereit; trotzdem hatte ich eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn, wegen der unglaublichen Rohheit, mit der er die Kameele behandelte.

Den 28. October Mittags verließen wir Drei unser Lager im Tifergasin und zogen über die Hammada dem Ikohauen zu. Die Nachricht vom Unterbleiben der beabsichtigten Rhessi hatte alle Imrhad mit Schrecken erfüllt und lange Züge von Kameelen kreuzten die Ebene am Tifergasin, um nach Rhat in Sicherheit gebracht zu werden. Alle Imrhad verließen das offene Land und zogen mit ihren Heerden nach Fessan oder Rhat. Eine menschenleere Gegend lag vor uns und Osman meinte: Sobald Du einen Mann erblickst, magst Du sogleich schießen, denn es kann nur ein Ahaggar sein. Im Süden war der kegelförmige Telut noch immer sichtbar, vor uns erhob sich immer mächtiger das Ikohauen-Gebirge, an dessen Fuß wir Halt machten und in einer engen kleinen Schlucht unser Lager wählten. Unter dem Namen Ikohauen versteht man mehrere Gebirgsrücken von gleicher Höhe, die sich von Ost nach West erstrecken.

Den 29. October Vormittags verließen wir unseren Schlupfwinkel, nachdem meine Begleiter die heiße Asche des Lagerfeuers mit Wasser gekühlt hatten, damit ein spähender Ahaggar aus dessen Wärme nicht unsere Nähe errathe. Die Schlucht, in der wir übernachtet hatten, abwärts verfolgend, kamen wir bald in's Wadi Imassala, das dem Wadi Tarat zufließt. Wir gingen am Südrande des Ikohauen entlang auf den Berg Adámulet zu, von dem uns scheinbar nur eine kleine Ebene trennte. Zur Linken breitet sich unabsehbar die steinige Fläche des Tasili aus, ohne die geringste Marke dem Auge zu bieten, überall nur schwarzglänzendes Gestein. — Zur Rechten haben wir die vollkommen kahlen Gehänge des Ikohauen, der gleich den übrigen Bergen vom Gipfel bis herab zum Fuße keinen grünen Halm trägt. Je weiter wir vorrücken, desto mehr wird eine lange Bergwand sichtbar, die den Namen Wäderus trägt und vorher vom Ikohauen verdeckt war.

Nach Mittag waren wir am äußersten Ende des ganzen Ikohauenzuges angekommen und wandten uns nun in nordwestlicher Richtung, indem wir allmälig das Westende desselben umgingen. Wir hielten nur kurze Rast, um meinen zerbrochenen Gewehrkolben zu repariren. Dabei ging Osman

folgendermaßen zu Werke: er steckte ein Stück trockener Kameelhaut, und zwar vom Fuß, in den Wasserschlauch; sobald dieselbe vollkommen erweicht war, wurde sie mit Sehnen um das zerbrochene Gewehr festgenäht und hierauf mit Windungen von Bindfaden bedeckt. Kaum war diese Haut in der Sonne getrocknet, so konnte ich mein Gewehr wieder handhaben, ohne die geringste Beweglichkeit an der Bruchstelle. Bis heute noch habe ich es vorgezogen, diesen Verband zu lassen, als das Gewehr einem Schmied zu übergeben. Bemerken muß ich noch, daß das Wasser, in dem die alte Kameelhaut weich geworden war, nichtsdestoweniger getrunken wurde. Nach diesem kurzen Aufenthalte nahmen wir unseren Weg wieder auf und kamen bald an den senkrecht abfallenden Rand des Wadi Ireren, welches zwischen Adámulet und Ikohauen nach Norden läuft. Die steilen Felswände, welche dieses Wadi einschließen, bilden ein schweres Hemmniß für Kameele und werden daher von den Tuareg gern gemieden. Wir zogen am rechten Ufer abwärts, bis wir an eine passirbare Stelle kamen. Obwohl wir sorgfältig unsere Kameele führten und vor jedem Schritt den besten Pfad aussuchten, war es für die Thiere eine harte Aufgabe, und mehr als einmal stürzten sie auf dem beweglichen Geröll, wobei leider auch mein einziger Aneroïd-Barometer zu Grunde ging.

Das Wadi Ireren ist eines der fruchtbarsten Thäler dieser Gegend. Auf weite Strecken dehnt sich das grüne Gebüsch von Tehak (Salvadora persica), Oleander und Ethel ununterbrochen aus und der betäubende Geruch des Tehak ist von weitem bemerkbar. So tief liegt das Wadi unter der Oberfläche der Hammada, daß die Sonnenstrahlen von den hohen Felswänden meist abgehalten werden, und die Temperatur hier unten merklich kühler ist. Osman eilte, aus diesem versteckten Paradiese zu entkommen, denn jedes Geräusch, namentlich das Blöken der Kameele, widerhallte so sehr an den Flächen des Gesteines, daß er fürchtete, es könnte uns den Ahaggar verrathen. Daher suchten wir in einem linken Nebenzweig, dem Wadi Adámulin, für die reichlichen Regen bringende Nacht unser Lager.

Den folgenden Tag, zeitlich Morgens, kehrten wir in's Hauptthal zurück und mußten nun ebenso mühsam seine linke Seite erklettern, als wir gestern die rechte herabgestiegen waren. Oben angekommen, gingen wir am linken

Ufer des Wadi Ireren aufwärts, dicht an der Ostseite des Adámulet, dessen Kamm von Nordost nach Südwest läuft, während der weiter südlich gelegene Wadersin sich fast genau von Nord nach Süd erstreckt. Derselbe trägt 4—5 Zacken von ziemlich gleicher Größe, während alle anderen Berge rings-um eine horizontale Kammlinie zeigen. Wir zogen in südlicher Richtung am Fuße des Wadersin entlang, bis wir sein äußerstes Ende erreicht hatten, und bogen dann nach Westen um. Sobald wir uns seinem Südende näherten, trat eine Reihe von Bergen hervor, die von Nord nach Süd an Höhe abnahmen. Die bedeutendsten davon sind der Nazareth und zur Rechten der Erruin, dessen Gipfel in drei obeliskenartige Zacken zerspalten ist, die fingerartig emporstehen. Daher vergleichen die Tuareg den Gipfel des Erruin einer auf-rechtstehenden Hand. Hinter ihnen erstreckt sich der lange Rücken des Tafelamin von Nord nach Süd. Wir zogen am rechten Ufer des Wadi Irharhar-Mellen abwärts, das einen Zweig des Wadi Tafelamin bildet und von den hellen Sanddünen in der Nähe seines Ursprungs so genannt wird. Diese Dünen liegen auf der Südseite einer hohen Bergwand, die sich von West nach Ost erstreckt und eigentlich nur einen Theil des Wadersin bildet. Es muß Jedem auffallen, hier, mitten im Gebirge, plötzlich auf hohe Dünen feinsten Flug-sandes zu stoßen, während bisher nirgends auf dem Tasili Sandanhäufungen vorkamen. Hier kann man gewiß nicht von Zersetzung des Gesteins an Ort und Stelle sprechen, da die ganze Gegend aus demselben Sandstein besteht und wohl überall denselben Gesetzen der Verwitterung unterworfen ist. Dieses ganz isolirte Auftreten von Dünen an dieser Stelle muß zu der Annahme führen, daß der Nordwind, über die querlaufende Bergwand streifend, den Sand dahinter anhäufte, ganz analog wie man in der ganzen Sahara an jedem Hügel, an jedem Strauch und Busch beobachten kann, wie der Wind hinter dem hemmenden Gegenstand einen Streifen von Sand zurückläßt. Wir über-schritten in nordwestlicher Richtung die Dünen und schlugen bald darauf unser Lager in einem kleinen Seitenzweige zur Linken des Wadi Tafelamin auf.

Am nächsten Tage im Wadi abwärts ziehend, trafen wir zahlreiche Ethelbäume, Talhabäume und Gebüsch, welche den sandigen Boden des Wadi bedeckten und dasselbe zu einem der fruchtbarsten des ganzen Landes machen; von hohen Bergen überall eingeschlossen, bietet es den Anblick einer großen Arena.

Gegen Mittag haben wir den hohen Berg Alumtaglil vor uns, der sich quer vor den Lauf des Wadi Tafelamin legt, so daß dasselbe hier eine starke Biegung nach Ost macht und den Berg links läßt. Jenseits dieses Berges vereinigt sich dieses Wadi mit dem Wadi Mihero. Sobald wir die gebirgige Scheidewand zwischen beiden Thälern überschritten hatten, betraten wir ein wahres Dickicht von Tehak und Ethel. Selbst im Wadi Jreren hatte ich so reiche Vegetation nicht gesehen. Eine Schlingpflanze, Arenkad genannt, mit gegenständigen herzförmigen Blättern, umgab die höchsten Ethelbäume und hing in langen Spiralen von deren Wipfel herab. Sie war so häufig, daß sie förmlich ein Netz bildete und ganze Gruppen von Ethelbäumen darin versteckte, so daß man nicht durchdringen konnte. Wir wanderten in westsüdwestlicher Richtung aufwärts, konnten aber nur mühsam unseren Weg finden. Obwohl wir hoch zu Kameel waren, schlugen uns doch allerwärts die Zweige der Ethelbäume in's Gesicht und die nickenden Federbüsche des Schilfrohres überragten uns weit. Die Kameele konnten schließlich nicht mehr durchdringen, so daß wir im sandigen Flußbett selbst unseren Weg nahmen, obwohl die Thiere bei jedem Schritte tief in den feinen, losen Sand einsanken; die hellblinkende Fläche dieses Sandes, der das Flußbett überall ausfüllt, macht den täuschendsten Eindruck von fließendem Wasser. Dazu halfen auch die hohen Grasbüschel, die vom erhöhten Uferrande herabhingen, das Schilf, das beiderseits hereinragte, und der glitzernde Reflex des Sonnenlichtes, das Bild noch ähnlicher zu machen. In den heißesten Stunden des Nachmittags machten wir vor einem Schilfdickicht Halt und Osman erklärte mir, dies sei Sebarhbarh. Ich hörte deutlich ein plätscherndes Geräusch aus dessen Mitte kommen und als ich mit großer Mühe und unter Beihilfe der beiden Tuareg das Schilfrohr durchdrungen hatte, wobei ich jeden Moment Gefahr lief, im Morastboden zu versinken, stand ich vor einem kleinen Bassin von etwa 1—2 Meter Durchmesser, in dessen Mitte fortwährend Luftblasen aufstiegen und jenes Geräusch hervorriefen, das der Quelle dem Namen Sebarhbarh gab; denn damit wollen die Tuareg dieses Plätschern der aufsteigenden Gasblasen ausdrücken. Die Tiefe des Bassins betrug am Rande 1½ Meter. Das Wasser ist ziemlich geschmacklos, ein klein wenig salzig; Geruch ließ sich keiner wahrnehmen. Für die Tuareg stellt dieses Aufwallen des Wassers natürlich ein

Aufkochen dar und sie meinen die Quelle siedend heiß; dem ist aber nicht so. Das Thermometer zeigte eine Temperatur von 37·5° Celsius, bei einer Lufttemperatur von 30°. Nach starken Regen soll die Quelle oft überlaufen und dann Sand mit sich führen. Ringsumher auf weiten Strecken läßt sich ein weißer salzähnlicher Absatz bemerken, der von solchen Ueberschwemmungen herrührt. Wenige Schritte von diesem befindet sich ein zweites Bassin, etwas näher dem linken Ufer des Wadi. Auch hier drang aus dem Schilfdickicht das Geräusch von aufsteigenden Gasblasen und Frösche ließen ihr Quaken vernehmen; allein beim Eindringen in den Morast wurde der Boden so nachgiebig, daß ich meinen Versuch aufgeben mußte. Es sollen noch an mehreren Stellen gleiche Quellen zu Tage treten, allein mehrere davon sind versandet und sickern nur schwach durch den Boden, andere sind durch die dichte Vegetation unzugänglich. Weiter oberhalb im Thale Mihero soll eine kalte Quelle, Inhólar genannt, zu finden sein. Ohne uns länger aufzuhalten, als die Besichtigung des ersten Bassins erforderte, gingen wir am rechten Ufer des Wadi aufwärts. Auf dem Wege fiel mir eine Grundmauer von 4½ Meter Länge auf, von rohen Steinen ohne Mörtel gebildet. Dem Anscheine nach war hier einst ein oblonger Raum davon umschlossen. Die Tuareg erzählten mir, die Jabbaren hätten diese gebaut, um darin zu schlafen. Dicht daneben ist die Quelle der Imangasaten, die in der Mitte einer niedrigen Terrasse, aus verwittertem Sandstein bestehend, zu Tage tritt. Auch an einer Stelle am Fuße derselben sickert das Wasser hervor; nur die höher gelegene Quelle zeigt Gasblasen, das Wasser ist deutlich salzig.

Es war in den späteren Nachmittagsstunden, als wir hier ankamen. Vorübereilende Gazellen veranlaßten mich, darauf zu feuern, und da eine davon stürzte, aber sogleich wieder auf und davon eilte, sprengte Osman mit erhobener Lanze dem verwundeten Thiere nach, konnte es aber doch nicht einholen. Ich war nur eine kurze Strecke weiter geritten, als ich zu meiner Ueberraschung eine Ziegenheerde erblickte, die ängstlich zusammengedrängt gegen uns Front machte. Umsonst sahen wir uns nach einem Hirten um, obwohl an einem Talhabaume in der Nähe zwei Ledersäcke aufgehängt waren, die Datteln enthielten. Osman errieth sogleich, daß mein Schuß die Leute erschreckt haben mußte, da sie nur Ahaggar erwarten konnten. Deshalb

schwenkte er auf der Spitze seiner Lanze den weißen Burnus und rief so laut er konnte: „El afia, el afia!“ (Friede, Gutes). Es half aber Alles nichts, Niemand wollte erscheinen; auf dem nackten Felsboden waren auch die Fußspuren nicht zu erkennen. Ich hatte mich schon auf frisches Fleisch gefreut, das uns seit Langem fehlte und dessen Mangel ich hart fühlte; hier hoffte ich wenigstens eine Ziege kaufen zu können. Wir machten daher in einem kleinen Wadi in der Nähe der Quelle Halt und erwarteten mit Ungeduld die Erscheinung des flüchtigen Hirten. Endlich erspähte ich mit meinem Fernrohr, hoch oben am Berge, über einen Stein vorschauend, den Flüchtling, aber trotz unseres Rufens kam er nicht herab; offenbar stehen die Ahaggar nicht im Rufe, ihr Wort zu halten. Dagegen erschien plötzlich in entgegengesetzter Richtung eine weibliche Gestalt, des Hirten Frau, um als Parlamentär zu verhandeln. Osman schob sogleich den schwarzen Cattun über sein Gesicht herab, während die Frau ebenfalls mit einer Falte ihres Gewandes eine Seite ihres Gesichtes zudeckte und sich auf einen Stein niederließ. In einiger Entfernung setzte sich Osman auf den Boden und so wurde mit abgewandtem Gesicht und ohne sich nahe zu kommen, die Unterhandlung geführt. Es stellte sich heraus, daß der Hirt durch den Schuß erschreckt war, und als gleich darauf ein vermummter Reiter mit erhobener Lanze einhersprengte, nicht mehr zweifelte, die Hoggar seien im Anzuge. Daher hatte er sein Heil in der Flucht gesucht! Als der Hirte von seinem hohen Versteck sah, daß seine Frau uns wieder verließ, kam er langsam auf weitem Umwege herab und begrüßte uns. Keinem der Tuareg fiel es ein, sich über den Flüchtling lustig zu machen und obwohl dieser kein Imoschagh war, wurde stets eine gewisse Zurückhaltung im Gespräch beobachtet. Ich fragte später Osman, ob er es nicht als erlaubt angesehen hätte, eine Ziege zu schlachten, falls der Hirte nicht erschienen wäre, da wir in Rhat stets den Eigenthümer der Heerde entschädigen konnten, erhielt aber die Antwort: Niemand würde dies wagen, denn kein Mädchen würde den Betreffenden mehr ansehen! Abends brachte uns der Sohn des Hirten eine Calebasse voll zerstampften Fleisches vom Wadan, da es aber mit saurer Milch gemischt war, blieb es für mich ungenießbar.

Am 1. November zogen wir an der Quelle der Imangasaten vorbei, auf dem linken Ufer des Wadi in südlicher Richtung aufwärts. Vor uns

hatten wir einen hellen Dünenstreifen, an den Abhang eines Berges gelehnt. Diese Dünen führen den Namen Idescheli. Ein dicht mit Schilf bewachsener Hügel, von drei Seiten mit Mauerresten umgeben, erregte unsere Neugierde, wir fanden in der Mitte der Umwallung ein mit Wasser gefülltes Bassin. Diese Quelle heißt Dschógog. Auf dem Weitermarsche wird der Berg Nazareth in der Ferne zur Linken sichtbar, die Gegend wird offener, die Berge rücken auseinander und rechts neben dem Nazareth sehen wir auf die offene Hammada. Wir kreuzen nun das Wadi Mihero, das hier durch den Eintritt mehrerer Wadis an Weite zunimmt, und gehen am rechten Ufer aufwärts. Hier fanden wir überall deutliche Spuren von früheren hohen Wasserständen, indem Grasbüschel hoch in den Büschen hingen und Holz und abgebrochene Zweige an hohen Stellen am Ufer angehäuft waren. Bis hierher sollen oft Crocodile herabkommen. Gegen Mittag kamen wir an eine Stelle, wo Wasser anzutreffen war, behutsam ritten wir vorwärts, um nicht etwa die Thiere zu verscheuchen, von denen meine Begleiter behaupteten, sie witterten wie das Wild die Nähe des Menschen durch den Wind. Mitten im Wadi machten wir Halt in dichtem Gebüsch, denn Osman blickte sorgenvoll nach der offenen Hammada, wo er Hoggar vermuthete. Wir gingen zu Fuß an den Rand des Wadi, wo das Flußbett felsig war und mehrere große Tümpel enthielt. Ringsumher sah ich wirklich zahlreiche Fußspuren von Crocodilen, die im Schlamme so genau abgedrückt waren, daß ich selbst den Schuppenpanzer der Sohle erkennen konnte. Der kleine Vorderfuß läßt eine fast sternförmige Figur zurück, während die des Hinterfußes der Fußspur eines Kindes nicht unähnlich ist; an den drei äußeren Zehen beider Füße fehlen die Krallen. Vom Wasserspiegel aus führen zahlreiche Gänge unter das überhängende Ufer, wo die Ungethüme Rast zu halten pflegen. Die Tuareg suchten mit langen Baumstämmen die Thiere aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben — Alles vergebens. Ich ging weiter thalaufwärts zu einem zweiten und dritten Tümpel, überall fanden sich frische Fußspuren, aber die Thiere selbst ließen sich nicht blicken. Weiter oben soll sich eine bedeutend größere Wassermenge befinden, wo sich die größten Crocodile aufhalten. Die von mir gesehenen Fußspuren gehören Thieren von 1—2 Meter Länge an. Ich versuchte Alles, um meine Begleiter zu weiterem Vordringen zu veranlassen, um

doch wenigstens ein Exemplar dieser Crocodile beobachten zu können, allein der Respect vor den Ahaggar vereitelte meine Versuche und beide Tuareg drängten zur Rückkehr. Sie wollten nicht einmal hier übernachten, sondern dazu einen versteckteren Punkt wählen, wo wir von der Hammada aus nicht bemerkt werden konnten. Obwohl ich daher kein Crocodil gesehen, kann über deren Vorkommen im oberen Laufe des Wadi Mihero kein Zweifel bestehen. Einen See Mihero giebt es nicht, denn auch jene größere Wassermenge höher oben, die von den Tuareg allerdings „Bacher“ genannt wird, ist weiter nichts als eine Stelle innerhalb des Wadi, wo das Wasser sich nie ganz verliert. Die Tuareg versichern mit Bestimmtheit, daß das Wadi auch dort keine Erweiterung erleidet, sondern die Wassermengen sich dem Flußbette entlang ausdehnen, dies entspricht wohl streng genommen nicht dem Begriffe des Sees. Die Nahrung der Crocodile soll in zahlreichen Fischen bestehen, von denen ich auch in jenen Tümpeln viele sah. Nach andauernden Regen sind alle jene Wasserstellen zu einem Flußteich vereint, was die Crocodile zu weiterem Herabkommen veranlaßt, sowie aber die Wassermenge abnimmt, sammeln sie sich an den tiefsten Stellen. Oberhalb Aherer kommen keine Crocodile mehr vor.

Duveyrier, welcher der Erste die Existenz von Crocodilen im Wadi Mihero der erstaunten Welt zur Kenntniß brachte, erfuhr von den Tuareg, daß solche an einem zweiten Orte im Tuareg-Lande, im Wadi Tedschudschelt am Südabhange des nördlichen Tasili, vorkämen. Die großen Ueberschwemmungen — das Wadi Tikhammalt war zur Zeit der Reise Duveyrier's ein respectabler Fluß, der seine steilen, hohen Ufer überschritt — verhinderten ihn seinerzeit, sich durch Augenschein von der Wundermähr zu überzeugen, doch lauteten die Mittheilungen der Tuareg zu bestimmt, um einen Zweifel aufkommen zu lassen. Der Schrecken, den die gefräßigen Amphibien den Imrhad der Umgegend einflößten, die Opfer, die sie sich regelmäßig unter den im Flußthale weidenden und an den Quellen tränkenden Heerden herausholten, ja selbst die Wundnarben, welche einige Tuareg an ihrem Körper zeigten, waren ebensoviele Beweise für die Richtigkeit der Nachricht. Während des Winters, der in dieser Höhenlage ziemlich kühl zu sein pflegt, in den unter dem Wasserspiegel liegenden Grotten der Uferwandung versteckt, streifen

sie im Frühlinge an den Ufern des Wadi, nach Beute spähend; zur Brunstzeit, sagen die Tuareg, stoßen die Weibchen oft einen demjenigen des Kameels ähnlichen Schrei aus.

Wie kommen nun die Crocodile, die doch an das Vorhandensein größerer Wassermassen und einer entsprechenden Fauna gebunden sind, in jene Süßwasserlachen im Herzen der Sahara? Wir finden in der Geschichte eine Erklärung und die Naturwissenschaft wird die Tradition der Geschichte nur bestätigen. Auf den Karten Nordafrika's der alten Geographen spielt der Fluß Nigris eine große Rolle, und Plinius berichtet, daß derselbe von Crocodilen bewohnt gewesen sei, nun ist dieser Nigris oder Ghir des Ptolemäus mit dem heutigen Irharhar identisch, einst ein großer Fluß, der unter dem Namen Triton, nachdem er drei große Seen durchströmt, sich in das Mittelmeer ergoß, zeigt heute nur ein trockenes Flußthal, das an einigen Stellen nicht weniger als 6 Kilometer Breite mißt, wie uns Duveyrier versichert, seinen Lauf an. In einem solchen Strome durfte die Existenz von Crocodilen nicht wundern, und es erklärt sich leicht, daß das Thier im selben Maße als der Fluß in seinem Unterlaufe versiegte, immer mehr aufwärts wanderte, bis es endlich auf das Quellgebiet sich beschränken mußte, das ihm allein noch die Existenzbedingungen bot. Sein heutiges Vorkommen im Wadi Mihero ist wohl der sprechendste Beweis, daß einst die Sahara bedeutend reicher an atmosphärischen Niederschlägen und in Folge dessen an Vegetation war, als gegenwärtig. Diese Auffassung wird weiter bestätigt, wenn wir im Plinius lesen, daß der Elephant in wildem Zustande an den Ufern des heutigen Ghir, der südlich von Tuat im Sande versiegt, lebte, desgleichen in den schönen Thälern des Dschebel Ghurian und im nördlichen Tasili. Ja, die Geschichte berichtet uns, daß die Carthager in ihren Kriegen sich gezähmter Elephanten bedienten. Damit aber der Elephant im Lande überhaupt in Freiheit leben konnte, war es nothwendig, daß dasselbe einst bewaldet und wasserreicher war, und da wir heute noch Elephant und Crocodil beinahe immer vereint antreffen, so ist es wohl außer Zweifel, daß das Crocodil dazumal auch im Lande leben konnte.

Wenn man übrigens den Mittheilungen der Eingebornen des Landes Tibesti glauben darf, sollen, wie Duveyrier berichtet, auch in diesem Lande,

und zwar im Domorsee an der Grenze von Borku, Crocodile vorkommen. Der noch in historischer Zeit vollzogene Wechsel des Klima's in der Sahara erstreckte seine Wirkung also nicht blos auf die Umgestaltung des äußeren Landschaftsbildes, sondern auch auf Flora und Fauna. Aus Mangel an Wasser wurde das Zebu durch das Kameel verdrängt und hat sich nur in einigen wasserreichen Oasen des Tuareg-Landes, wie Dschanet und Rhat erhalten, aus Mangel an Wasser ist der Elephant gänzlich verschwunden und hat sich das Crocodil in das Quellgebiet des Irharhar zurückgezogen.



Wadi Isauán am Nordrande des Tasili.

Jedenfalls war die Nachricht von dem Vorkommen von Crocodilen im Herzen der Wüste eine Thatsache, die unsere Vorstellungen über dieselbe wesentlich alteriren mußte. Kehren wir nun wieder zu Dr. v. Bary zurück.

Die Rückreise vom Wadi Mihero ging anfangs, obwohl von strömendem Regen stundenlang unterbrochen, glücklich von statten. Am 5. November wurde wieder die öde Fläche des Tasili erreicht, die nur selten durch flache Mulden mit etwas Gesträuch unterbrochen ist. Hier gefällt sich der Targi; mit seinem Adlerauge erspäht er die Annäherung des Feindes von weitem,

und sieht er ihn mit Uebermacht herankommen, so trägt ihn sein flinkes Meheri mit Windeseile über die steinige Ebene. Osman versicherte, mit dem Thiere, das er ritt, getraue er sich mitten in Feindesland, denn er wisse wohl, daß ihn keiner einhole. Mein langsames Kameel war freilich ein fatales Hinderniß, meine beiden Begleiter konnten sich vor den Hoggar schnell aus dem Staube machen, allein ich war an den Boden gebunden. Deshalb meinte Osman, trotz seines guten Meheri müsse er in jenem Falle mit mir sterben, denn nie würde er mich im Stiche lassen. Glücklicherweise blieb uns diese Probe erspart. Am weiten Horizont war nichts Verdächtiges zu sehen und singend zogen die Tuareg über die Hammada. Es waren meist Kriegslieder und sie klangen recht melodisch. Osman stimmte sein Liedchen an, so oft sich die weite Fläche vor ihm ausdehnte, im Gebirge zog er schweigsam das Wadi entlang, ganz Auge und Ohr für alles Verdächtige und jedes Geräusch vermeidend. Es war Abend, als wir in Tintorha eintrafen. Schon seit mehreren Tagen hatten meine Kräfte bedeutend abgenommen, denn der immerwährende Besuch von Tuareg am Beginne meiner Reise hatte meinen Proviant so geschmälert, daß bald nur Datteln und Bisquit übrig waren. Diese Kost konnte auf die Dauer nicht genügen. Als nun noch der wiederholte Regen dazu kam, der uns oft gründlich durchnäßte, ohne daß wir unsere Kleider trocknen und uns am Feuer erwärmen konnten, trat eine solche Erschöpfung meiner Kräfte ein, daß ich auf's Kameel gehoben werden mußte. In Tintorha war die Ermattung auf's Aeußerste gestiegen, so daß ich hier, zwischen Felsen gegen den kalten Nachtwind geschützt, mehrere Tage liegen blieb. Glücklicherweise hatten Verwandte Osman's hier ihre Hütten und strengten alle ihre Kräfte an, um mich gut zu pflegen. Sie überredeten mich, Kameelmilch zu trinken, die aber nur meinen Zustand verschlimmerte. Auf meine Bitte kochten sie mir aus Ziegenfleisch eine kräftige Brühe, die sogleich den besten Erfolg zeigte; sobald die guten Leute dies sahen, wurden sie nicht müde, mich fortwährend damit zu versehen. Ein Wink von mir genügte, um das Verlangte herbeizuschaffen, und auch Nachts war stets einer von ihnen zu meinen Diensten. Ich werde stets mit tiefster Dankbarkeit an die herzliche Pflege mich erinnern, die ich bei diesen armen Tuareg genossen habe. Den 9. November war ich so weit gekräftigt, daß ich wieder mein Kameel besteigen konnte. Amma hatte uns schon vor

Tintorha verlassen, da seine Familie dort in der Nähe wohnte; dafür begleitete uns ein Bruder des Ufennit, des Scheikh der Imangasaten. Wir zogen dicht am Fuße des Telut vorbei und hielten in Titersin an. Den folgenden Tag kamen wir an die Quelle Ihanaren, rasteten dort ein wenig, um zu kochen, und erhielten unterdeß durch einen ankommenden Targi die Nachricht, daß Ikhenuckhen neuerdings seinen Entschluß geändert habe und der Kriegszug gegen die Ahaggar stattfinden solle. Osman nahm diese Meldung mit Enthusiasmus auf und brannte nun vor Begierde, nach Rhat zu kommen, um mit seinen Freunden am Raubzuge theilzunehmen. Meinerseits sehnte ich mich nach meinem wohnlichen Hause in Rhat und der kräftigen Kost, so daß wir uns dahin einigten, die ganze Nacht hindurch zu reiten, bis wir in die Stadt kämen. Im Wadi Nazareth hielten wir eine kurze Rast bei Einbruch der Nacht und zogen bald über die nackte Fläche, welche sich westlich von den Dünen Rhats ausdehnt. Winterlicher Nebel bedeckte die Landschaft, so daß man trotz der sternhellen Nacht nur eine kurze Strecke weit sehen konnte. Gegen Morgen des 11. November, als der Schleier sich langsam hob, wurden die Palmenkronen von Tunin sichtbar und ein paar Stunden später knieten die Kameele vor dem Thore der Stadt nieder. Mein Diener, dem die Leute schon meinen Tod von den Händen der Ahaggar prophezeit hatten, begrüßte mich freudig und dankte Allah für meine glückliche Rückkehr.

Unser Aufenthalt in Rhat geht zu Ende und damit tritt an uns die Sorge heran, uns für eine der Routen, welche von hier nach der algerischen Sahara führen, zu entscheiden. Von großem Interesse wäre es, der Route folgen zu können, auf welcher im Jahre 1858 der in französischen Diensten stehende arabische Dolmetsch Ismail Bu Derba, von El Aruat ausgehend, Rhat erreicht hatte, sie würde uns durch das Thal des Ighargharen nach der im ganzen Tuareg-Lande berühmten Sauya Timassanin führen. Der Zustand der öffentlichen Sicherheit auf dieser Strecke, der wiederaufgenommene Kriegszug der Asdscher gegen die Ahaggar verbieten uns jedoch in vorhinein diesen Weg zu wählen — bei Wüstenreisen läßt sich ja nie ein bestimmter Reiseplan einhalten — es bietet sich hingegen die günstige Gelegenheit, uns einer größeren Kafla von heimkehrenden Rhadamsi-Kaufleuten anzuschließen, die wir denn auch benützen wollen.

Die Vorbereitungen zur Reise nach Rhadames sind bald getroffen, da wir nur für die Ergänzung des Proviants zu sorgen haben, der schwierigste Theil, die Anwerbung eines verläßlichen Führers und der entsprechenden Begleitung an Tuareg, entfällt, da die Rhadamsi dies schon besorgt. Die Caravane ist eine ziemlich große, die Kameele zählen nach Hunderten und die meisten sind mit Producten des Sudans beladen, welche für Tripoli bestimmt sind. Unsere bewaffnete Begleitung, Imangasaten, bürgt uns eine ungefährdete Reise. Unsere Route führt uns bis Rhadames durch das Gebiet der Tuareg dieses und anderer Tuareg-Stämme des Tasili, und wir werden Gelegenheit finden, einen Blick in das innere, häusliche Leben derselben zu thun.

Dem Stamme der Imangasaten fällt auch das Recht zu, von den Rhadamser Kaufleuten die Abgaben für die Sicherheit ihrer Caravanen zwischen Rhat und Rhadames zu erheben. Dieser Stamm hat für den europäischen Reisenden deshalb besondere Bedeutung, weil man sowohl von Tripoli als auch von Algier aus sein Gebiet durchziehen muß, will man auf directem Wege nach Rhat; auch sind Deutsche und Engländer seit der Expedition Richardson's durch das Herkommen verpflichtet, sich unter den Schutz dieses Stammes zu stellen, Franzosen hingegen müssen die Protection der Oraghen suchen, deren Werth durch die Persönlichkeit des einflußreichen Scheikh Bubekr leider sehr zweifelhaft geworden ist, da dieser die Ermordung der Miß Tinné plante und ausführte, obwohl dieselbe unter dem Schutze Ikhenukhen's reiste. Der Stamm der Imangasaten erkennt auch, seitdem Ikhenukhen aus türkischen Händen den Burnus der Investitur annahm, diesen nicht mehr als den Chef der Asdscher an, und v. Barth erzählt, daß, so oft als er bei den Imangasaten von ihm als ihren Chef sprach, er nur ein höhnisches Gelächter hervorrief. Ikhenukhen hat sich und seinen Stamm, die Oraghen, um allen Credit bei den Tuareg im Allgemeinen gebracht, selbst bei den Kelowi in Aïr wollte man nichts von ihm wissen, denn nichts erscheint dem Tuareg-Volke schmachvoller als Fremdherrschaft, wäre es auch die des Khalifen des Propheten.



V.

Von Rhat nach Rhadames.

Gemessenen, wiegenden Schrittes zieht die lange Reihe hintereinander schreitender Lastkameele an uns vorüber gegen Nordwesten, im Thale des Wadi Uararet, auf unseren flinken Meheris können wir jederzeit an die Spitze der Caravane eilen und zurückbleiben nach Gefallen. Immer weiter tritt der Hügel von Rhat und die Palmpflanzungen von Tunin zurück, dafür dränt uns zur Rechten Kasr Djennun seine wilden Zacken entgegen, während das Flußthal immer enger werdend und mit seinen steilen Wänden uns auch den Blick auf das Geisterschloß raubt. An der Quelle Ihanaren machen wir den ersten Halt. Das Abladen der zahlreichen Kameele beansprucht viele Zeit, endlich ist auch dies fertig, und ihrer Last ledig, beeilen sich die Thiere, von der grünen Weide so viel als möglich zu profitiren, wir aber träumen, in die Wolldecke eingehüllt, von allerlei Gefahren, Kämpfen und Abenteuern, die möglicherweise dem Wüstenreisenden zustoßen können. Früh des Morgens erweckt uns der betäubende Lärm der jetzt nur mit Widerwillen unter das caudinische Joch der Last sich beugenden Kameele, das Gurgeln und Brüllen will kein Ende nehmen und es bedarf so mancher Anstrengung, die Caravane wieder in Marschbereitschaft zu bringen. Jetzt geht es aber rüstig vorwärts, zur Linken winkt uns der Kegelberg Telut und in weiter Ferne die Spitzen des Ikohauen entgegen, es sind uns schon alte Bekannte. Die Sonne brennt uns scheitelrecht auf die Köpfe da wir den Brunnen Tarzulli erreichen, bei dem wir einige Stunden Halt machen, um die größte Hitze im Schatten einiger großer Ethelbäume vorübergehen zu lassen. Wir müssen die

Unempfindlichkeit der Kameele bewundern, die, am Boden knieend, oder apathisch in die Gegend starrend, die sengende Hitze gemüthlich zu ertragen wissen und kein Bedürfniß zeigen, das Naß des Brunnens zu schlürfen. Was würde der Wüstensohn, der Reisende ohne diese Wüstenschiffe thun?

Wir verlassen den Brunnen und erreichen nach einigen Stunden, die wir mit der Ueberschreitung einer mehrere Kilometer breiten Dünenzone verbringen, die offene Hammada, die im Nordwesten von den mauerähnlichen Abstürzen des Tukurahet-Plateau's eingerahmt erscheint, während nach Norden und Osten die Ebene endlos bis an den Horizont reicht. Die Caravanenstraße, die wir nach Rhadames zu verfolgen haben und vor uns Richardson im Jahre 1845 von Rhadames kommend, also in entgegengesetzter Richtung eingeschlagen hatte, verläuft von Tarzulli ab fast in linearer Richtung bis En Nasar, einem kleinen Wadi südöstlich von Rhadames, und durchschneidet auf eine Länge von mehr als 90 Kilometer den westlichen Theil der Dünen von Edeyen.

Wir ziehen zunächst immer näher an die Felsenmauer im Westen, deren untere Schotterterrasse von zahlreichen kleinen Wadis durchsetzt wird, die sich aber bald in der offenen Hammada östlich der Straße verlieren. Vor uns scheint ein steiler Kegel, Belgaghrar, den Weg abzusperren, wir umgehen ihn jedoch und haben wieder die endlose Hammada vor den Augen. In später Nachmittagsstunde werden wir durch eine allgemeine Bewegung unserer Tuareg aus der beschaulichen Stimmung gerüttelt; wie auf ein Losungswort jagt eine Gruppe derselben gegen das im Westen sich hinziehende Gebirge hin, ihre lebhaften Gesticulationen lassen etwas Besonderes erwarten, wir eilen ihnen nach und entdecken endlich, daß die Verfolgung einem jungen Wüstenfuchs, dem zierlichen Fenek gilt, dem ein ganzes Rudel von Springmäusen in pfeilartiger Geschwindigkeit voraneilt. Doch diesmal hatte selbst das Adlerauge des Targi den kleinen Räuber zu spät erblickt, urplötzlich war der listige Reineke der Wüste in der Erde verschwunden; ihn auszugraben, ist die Zeit zu kurz, denn die Caravane hat unterdessen ruhig ihren Marsch fortgesetzt. Das Thier verdient aber hier einer näheren Erwähnung. Zu der Gattung der Großohrfüchse gehörig, giebt es sich auf den ersten Blick als ein Kind der Wüste zu erkennen. Von den Tuareg wird der Wüstenfuchs arhóleh genannt. Wie alle Wüstenthiere,

zeichnet sich auch das Wüstenfüchslein nicht blos durch das Haarkleid, sondern noch mehr durch einen leichten und schönen Leibesbau aus. Das Kleid der Wüstenthiere hat unter allen Umständen mehr oder weniger die Färbung des Bodens; der Leib ist verhältnißmäßig klein, dabei aber äußerst zierlich und leicht gebaut und gleichwohl zu den schnellsten Bewegungen und zu überraschender Ausdauer befähigt. Dabei besitzen sämmtliche Wüstenthiere eine Schärfe der Sinne, wie sie in solcher Entwicklung nur bei wenig anderen Geschöpfen gefunden wird, und allen endlich wohnt ein frischer, fröhlicher



Wüstenfuchs (Fenek) und Springmäuse.

Geist inne, eine Liebe zur Freiheit, ein Hang zur Unabhängigkeit und ein Selbstbewußtsein ohne Gleichen. Nicht blos der gelbbraune Beduine ist frei, leiblich wie geistig, auch die höheren Thiere seiner Heimat sind es; auch sie leben und athmen blos, wenn sie ihre Wüste um sich haben. Die Wüste ist zu arm an Nahrung, als daß sie große Thiere ernähren könnte; es finden sich deshalb in ihr meistens nur verhältnißmäßig kleine, zierliche Geschöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und selbst diese spärliche Nahrung kann nicht so ohne Beschwerde errungen werden; deshalb verlieh

die Wüste ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer, schärfte sie ihnen die Sinne, um auch das Wenige wahrzunehmen, was sie ihnen bieten kann. Große Lauscher setzen den Wüstenfuchs und beinahe alle Wüstenthiere in den Stand, auch das geringste Geräusch zu vernehmen, scharfe Augen gestatten ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Nase bringt jeden Geruch zum Bewußtsein. Ihr dem Erdboden fast gleichgefärbter Balg verbirgt sie selbst auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraschender Weise.

Brehm, der Meister in der Darstellung der Lebensgeschichte der Thiere, schildert den kleinen Räuber, denn ein solcher ist der Fenek, äußerst zutreffend: Wenn die gluthstrahlende Sonne sich zum Horizonte neigt und alle Tagesgeschöpfe noch einmal in der Kühle des Abends neu lebendig geworden sind, denkt eine mehr oder minder düstere und dennoch so schmucke Schaar daran, ihr Nachtwerk zu beginnen, es ist dies der Wüstenfuchs, ein Thier, das noch besser als die Gazelle die Wüste kennzeichnet. Man denke sich ein Fuchsgesicht, zart und fein, listig, pfiffig und schlau im Ausdrucke, wie das unseres Reineke; aus diesem Gesichte aber treten ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor und zu beiden Seiten dieses Gesichtes strecken sich gewaltige Lauscher, so großartige Ohren heraus, wie sie nicht nur in der ganzen Fuchssippe, ja kaum in der gesammten Hundefamilie wiederzufinden sind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der schlanke Leib, und eine dicke, lange und buschige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenso gewandt als behend sein muß, und giebt schon äußerlich die vorzügliche Schärfe seiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leises Kreischen, welches nicht wohl beschrieben werden kann, und sieht, wenn man glücklich ist, zwischen den Sandhügeln, zwischen Geklüfte oder in den Niederungen zwischen den Gräsern den Fenek dahinschleichen, äußerst bedachtsam, äußerst vorsichtig, lauernd, äugend, witternd, lauschend nach allen Seiten hin. Da ist nichts, was der Aufmerksamkeit dieses ausgebildeten Raubgesellen entgehen könnte. Die Heuschrecke dort, welche den letzten Abendsprung macht, hat so viel Geräusch hervorgebracht, daß es die großen Lauscher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig als eßlustig, schleicht die zierliche Gestalt herbei, um ihr den Garaus zu machen; oder die gewandte, huschende Eidechse hat sich

geregt und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren, namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt. Sie ist verloren, wenn sie nur einmal die Flügel regt, ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen, ein einziges giebt einen leckeren Bissen, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine ganze hungerige Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in seine Nase eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat blos eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstreicht, aber das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl und sein Auge ist schärfer als das der meisten Reisenden, schärfer als das Adlerauge eines Targi. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen; denn seine Nase und sein prachtvolles Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwammse nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um sich zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ, dem Fenek entgeht es nicht. Siehe da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen und schleicht jetzt heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge wie für Ohr. Dort hinter dem letzten Busch macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, neugierig spürt er nach den sich sicher träumenden schlummernden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig und doch sieht man keine Bewegung; die ganze Seele dieses kleinsten aller Füchse (sammt der langen Standarte höchstens 65 Centimeter lang, 20 Centimeter hoch) liegt in seinem Gesichte und doch erscheint dieses so starr und ruhig wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern, das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge der geängstigten umherirrenden Vögel.

Wie der Fuchs, legt auch der Fenek einen Bau unter der Erde an, am liebsten in der Nähe des schachtelhalmähnlichen Pfriemkrautes, weil in der Nähe desselben der Boden immer etwas fester ist und den vielen Röhren, welche zu dem Kessel im Baue führen, einige Haltbarkeit gewährt. Das Graben versteht der Fenek meisterhaft. Seine Vorderläufe arbeiten dabei so schnell, daß man den Bewegungen derselben mit den Augen nicht folgen kann. Dieser Gewandtheit verdankt er zuweilen die Rettung seines Lebens; denn bei Verfolgung scharrt er sich wie ein Gürtel- oder Schuppenthier geradezu in die Erde ein.

In den Felslöchern und Spalten des Tasili fristet ein anderes, unserem Murmelthiere ähnliches Säugethier, von den Tuareg Akaokao genannt, sein Leben, sich von dem spärlichen Laub der wenigen Bäume nährend.

Für die folgenden Tage bleibt uns, bis zu dem durch einige Palmenstämme weithin sichtbaren Brunnen Tahalinen die Hammada treu; allmälig, aber kaum bemerkbar steigen wir von dem Plateau herab, bis wir in den Dünen von Edeyen den tiefsten Punkt erreicht und nach ihrer Durchquerung die westliche Fortsetzung der berüchtigten Hammada el homrah erklimmen, wenngleich hier der Abstieg beiweitem leichter als weiter östlich ist, wo wir ihn, der Route Barth's folgend, ausgeführt haben.

Die sechstägige Wanderung über die Hammada und schon früher der Zug von Mursuk nach Rhat haben uns die Nützlichkeit und praktische Einrichtung des Lithams bei den Tuareg schätzen gelernt, unsere Augen hätten ohne denselben viel zu leiden gehabt. Wir können uns in unseren Breiten wohl kaum eine Vorstellung machen, wie intensiv das Tageslicht in der Sahara, insbesondere aber auf den hohen Plateaux des Tuareg-Gebietes oder der Schottregion ist. Seiner directen oder reflectirten Wirkung kann das Auge weder lange, noch ungestraft sich aussetzen. So sind alle Bewohner des centralen Hochlandes genöthigt, fast ohne Ausnahme den Schleier zu tragen, wenn sie nicht ihre Sehkraft einbüßen wollen; trotz dieser Vorsicht leidet ein großer Theil der über 40—50 Jahre alten Männer unter den Tuareg an theilweiser Undurchsichtigkeit der Hornhaut, viele sind einäugig oder blind und die Greise erreichen höchst selten ihr Lebensende im Genusse des ungetrübten Augenlichtes. Ein sprechender Beweis für die eminente Intensität

des Lichtes kann wohl darin gefunden werden, daß die für unser gemäßigtes Klima berechneten photographischen Apparate in der Sahara nur gänzlich verbrannte Bilder erzeugen.

Eine wohlthuende Gegenseite dieser intensiven Lichtstärke ist die Färbung des Himmels, der Luft; wer je einmal dieses herrliche Blau (kaum mit dem besten, hellsten Indigo zu vergleichen) gesehen, wird den Wüstenhimmel nicht vergessen und ihn überall anderswo vermissen, die prachtvolle Färbung überrascht und entzückt den Fremdling. Zu dieser Pracht der Farbe gesellt sich eine außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft, die das Athmen in ihr zu einem Genusse macht. Auf Entfernungen, die uns unglaublich scheinen, lassen sich die Contouren eines Berges mit wünschenswerthester Deutlichkeit wahrnehmen; Duveyrier erzählt, daß er bei der Aufnahme seiner Routenkarte, mit der Boussole Peilungen vornehmend, 30—60 Kilometer entfernte Punkte mit der größten Sicherheit bestimmen konnte und von der Höhe des Timunudschen-Plateau's im Norden des Wadi Tikhammalt die Abhänge des 80 Kilometer im Süden liegenden Tasili deutlich erkannte. Der Targi unterscheidet die einzelnen Gegenstände auf noch größere Entfernungen und es kann uns im höchsten Grade überraschen, wenn ein Targi uns die Ankunft eines Reisenden oder einer Caravane anzeigt, die wir erst nach einigen Stunden im Gesichtskreise finden.

Je höher wir uns in der Sahara erheben, desto klarer, durchsichtiger, desto blauer wird die Atmosphäre; die Wirkung dieser zunehmenden Reinheit der Luft charakterisiren die Tuareg, wenn sie vom Ahaggar-Plateau, dem höchsten Theile des Hochlandes, sprechen, damit, daß die Nahrungsmenge, welche nothwendig ist, um in der Ebene drei Menschen zu sättigen, auf dem Ahaggar-Plateau für fünf genüge.

Am Brunnen Tahalinen angekommen, lagern wir und ergänzen unsere Wasservorräthe, denn es gilt die nöthige Provision für mehr als 14 Tage zu sichern, wohl stoßen wir in den Dünen auf einige Brunnen, doch ist ihr Wasser derart gesalzen, daß es ungenießbar wird. Der nächste Tagesmarsch bringt uns schon in die Region der Dünen, zu deren Durchquerung wir 3—4 Tage brauchen werden. Unsere Begleiter machen uns bei Einbruch der Nacht, die wir noch am Brunnen zubringen, auf ein überraschendes

Naturschauspiel aufmerksam. Die im Osten über den fast geradlinigen Horizont auftauchende Mondscheibe zeigt sich von einer blutrothen, fast in's Braune spielenden Färbung und gewährt uns einen eigenthümlichen Anblick, der aber den Kameelführern und unseren Tuareg nicht sehr willkommen ist, denn sie betrachten die Erscheinung als den Vorboten eines Wüstenoreans, eines Gebli. Ihre Ansicht behält auch wirklich Recht, wir sind am nächsten Tage kaum in die Dünenregion eingedrungen, als die Anzeichen eines nahenden Gebli sich von Stunde zu Stunde mehren. Glücklicherweise bleibt er uns diesmal im Rücken, da unsere Wegrichtung fast nördlich ist.

Es währt nicht lange, so zieht sich ein gluthrother Vorhang vor das Tagesgestirn, eine unheimliche, unerträgliche Schwüle durchzittert die wellenschlagende Luft, trotzdem herrscht vollkommene Windstille. Eine im dunkelsten Roth gefärbte unförmige Wolke, die vom Süden immer schneller uns nachrückt, läßt den Ausbruch des Oreans für jeden Augenblick erwarten. Die Sonne wird immer röther, die Hitze immer drückender, das Athmen wird in der heißen, trockenen Luft (das Hygrometer zeigt zuweilen kaum eine relative Feuchtigkeit von 10%) immer schwerer, der Athem keuchend, die Haut, die Schleimhäute des Schlundes, des Mundes und der Nase werden trocken und kraftlos, und so verhältnißmäßig kurz auch der Orean währt, so wird oft das Gehirn angegriffen und äußert sich seine Erschlaffung in Schwindel- und Ohnmachtsanfällen. Mensch und Thiere, selbst die best acclimatisirten, leiden unter dem Einflusse dieses Zustandes der Atmosphäre. Die unheimliche Stille wird urplötzlich durch ein rauschendes Brausen ersetzt, der Sturm ist entfesselt. Marschirt eine Caravane in diesem Falle gegen den Wind, so machen die Kameele ohne Commando Kehrt, damit der Sturm ihnen nicht den scharfen, die Haut zerschneidenden Sand (zuweilen bei längerer Dauer des Sandsturmes bluten selbst die Thiere) in die Augen wehe, ohne ein Commando abzuwarten, oder gar dazu genöthigt zu werden, knien sie nieder. Die Dunkelheit nimmt immer mehr zu, der mehrere hundert Fuß hoch aufgewirbelte Staub verdunkelt die Sonne wie bei einer Sonnenfinsterniß. Die Menschen suchen hinter den Körpern der Kameele Schutz, die Thiere legen den Kopf platt auf die Erde. Grabesstille herrscht in der größten Caravane. Die Ansicht, daß die Beduinen der Sahara sich deshalb zur Erde werfen,

weil der Gebli nicht den Boden streife, sondern nur oben durch die Lüfte brause, ist eine irrthümliche; man legt sich nieder, weil man absolut nichts mehr sieht und sonst von der Gewalt des Sturmes fortgerissen oder umgeworfen würde, nicht aber um am Boden besser athmen zu können. — Krautartige Pflanzen sind am Tage nach einem solchen Sturme ganz verwelkt, versengt, viele junge Triebe und die Blätter für immer vernichtet, nur die zur Ertragung der höchsten Temperaturen organisirten Holzpflanzen widerstehen selbst dem heftigsten Gebli. Zuweilen ist es nur eine einzelne Sandhose, die in einer Breite von 50—100 Meter stoßartig vorrückend, bald über den Boden hinstreichend, bald sich in die Luft erhebend, dort herabstürzend, hier niedersinkend, wie ein fremder, isolirter Körper sich in der Luft fortbewegt und eine des Weges ziehende Caravane mit einem Hagel von Staub und Sand überschüttet, oft aber ist die ganze Atmosphäre, der ganze Südhorizont ein einziger hoch in die Luft ragender, beweglicher, blutrother Vorhang, eine wandelnde Courtine. Ueberraschend ist es, plötzlich während dieses Sturmes große und klatschende, kalte Regentropfen fallen zu sehen und zu fühlen, oder aber und häufiger, während des Sturmes, bei der Berührung der Wollburnusse oder aus den Haarspitzen der Thiere elektrische Funken sprühen zu sehen, ein Zeichen, daß die Atmosphäre mit Elektricität geschwängert sein müsse.

Von einem Weitermarschiren der Caravane, insbesondere im Dünengürtel, während des Gebli ist keine Rede. Wenn auch keine Gefahr vorhanden ist, vom Sande begraben zu werden, da selbst bei mehrstündigem Wehen des Gebli sich höchstens eine 2—5 Centimeter mächtige Sandschichte auf den Gegenständen ablagert, so ist umsomehr die Wirkung des Windes auf die Wasservorräthe in den Schläuchen zu fürchten — der Gebli trinkt förmlich in vollen Zügen das Wasser aus den Schläuchen — und wenn dann nicht entsprechend vorgesorgt, oder der nächste Brunnen zu weit entfernt ist, dann treten oft Katastrophen für eine Caravane ein, welche zu der Ansicht die Veranlassung geben, daß sie vom Sande verschüttet wurde.

So schnell als der Sturm gekommen, so schnell ist er auch diesmal vorüber, kaum eine halbe Stunde, und wieder wölbt sich das herrlichste Blau über uns, nur im Norden erscheint die Luft etwas röthlich gefärbt. Ohne

Unfall und besonderen Aufenthalt erreichen wir am dritten Tage den Südrand der Hammada. Nach Osten und Westen eine unübersehbare, sanftgewellte, nackte, steinige Ebene, wenn wir uns zurückwenden, die Aussicht nach einer unendlichen Reihe von Sandhügeln, ein plötzlich erstarrtes in heftige Bewegung versetzt gewesenes Meer. Wir setzen unseren Marsch weiter fort, in 9—10 Tagen nehmen uns die Palmenhaine der reichen Wüstenstadt Rhadames gastlich auf. Haben wir sie einmal erreicht, so sind wir auch an der Nordgrenze des Tuareg-Volkes angelangt; bevor wir jedoch von seinen Vertretern, die uns als Führer dienen, Abschied nehmen, wollen wir uns von Henri Duveyrier Mehreres über das Volk selbst, seine Abstammung, das innere häusliche Leben, die religiösen Anschauungen, die socialen Verhältnisse und die Gebräuche und Sitten dieses interessanten, die Wüste beherrschenden Volkes mittheilen lassen.

Ueber ihren Ursprung und Abstammung befragt, sagen die Tuareg, sie seien Imoschagh, ihre Sprache sei das Temahak, die Araber jedoch nennen das Volk Tuareg, was soviel als die „Verlassenen“, von Gott Verlassenen bedeutet, da das alte Berbervolk sich lange gegen die Annahme des Islam gesträubt hatte und die Ahnen der jetzigen Generation wiederholt den Islam verleugnet hatten. Die Imoschagh aber betrachten diese Bezeichnung nur als eine Beleidigung, denn ihr Name bedeutet eigentlich so viel als: er ist frei und unabhängig, er plündert.

Scheikh Brahim Uld Sidi, unter den Imoschagh als der gelehrteste Mann seiner Zeit berühmt, unterzog sich der Aufgabe, die Abstammung jedes edlen Stammes genau festzustellen, und seine Schriften werden von dem ganzen Volke als die authentische Darstellung ihrer Abkunft betrachtet. Danach leiten die heutigen Imoschagh ihre Abkunft von den Edrisiden in Fes ab, ein Theil der Stämme habe ursprünglich die Oase Schingit zwischen Timbuktu und dem atlantischen Ocean, ein anderer Theil das Land Adghagh zwischen dem Niger und dem centralen Hochlande der Sahara bewohnt. Er vergleicht die Zusammensetzung des Volkes einem Zelttuche, in welchem Kameelhaare und die Wolle des Schafes ein Gewebe bilden, die Kameelhaare würden den edlen Stämmen, die Schafwolle den Leibeigenen (Imrhad) entsprechen.

Nach der Version eines anderen berühmten arabischen Schriftstellers, Ibn Khaldun, welcher eine Geschichte der Berber geschrieben, stammen die Targa (die modernen Tuareg) von den Sauhadscha ab, die ursprünglich, noch vor der Ueberfluthung Nordafrika's durch die Araber, das ganze westliche Gebiet der Sahara bewohnten und ein großes, mächtiges Reich bildeten. Von einem Negerkönig (dem Sultan von Gogo), der das Reich zerstörte, verdrängt, suchten die Targa eine Zuflucht in den schwer zugänglichen Hochebenen der centralen Sahara, ihrem gegenwärtigen Machtgebiete. Daß diese Version jedenfalls die richtige sei, finden wir in dem Namen bestätigt, den das Volk sich noch heute beilegt, nämlich Imoschagh, in welchem wir die Amazigh oder Mazigh (die Freien) erkennen, von denen Herodot und die anderen alten griechischen und römischen Schriftsteller sprechen und sie als die eigentlichen Urbewohner des westlichen Nordafrika darstellen. Eine weitere Bestätigung dieser Darstellung finden wir in der Sprache des Volkes, die von jener der später eingewanderten Araber im ganzen Wesen verschieden, sich trotz der Vermischung der Nation mit arabischen Elementen fast unverändert bis heutigen Tages erhalten hat und das Temahak genannt wird. Der unverdrossenen Mühe des französischen Genie-Officiers Hannoteau gelang es, eine Grammatik dieser Sprache zusammenzustellen, welcher er eine Sammlung von Fabeln, Legenden, Poesien beifügte. Ein flüchtiger Vergleich der gegenwärtig von den Gelehrten des Volkes benützten Schrift, dem Tefinagh, mit den von Dr. Barth uns überbrachten Darstellungen der alten Felsinschriften, die sich in verschiedenen Theilen der centralen und westlichen Sahara vorfinden, einerseits, und mit dem Arabischen andererseits genügt schon, um den selbstständigen Charakter derselben und des Volkes, das sich derselben bedient, zweifellos darzuthun.

Seit dem 15. Jahrhundert in vier große Fractionen zertheilt, deren Stamm- und Wohngebiete wir bereits kennen, waren die Targa ursprünglich ein in Tribus sich gliedernder einheitlicher Stamm, so zwar daß die Edlen der heute sich scharf absondernden Asdscher und Ahaggar ihre Abkunft von einer gemeinsamen Scherif-Familie ableiten.

Die Institutionen des Mittelalters, in den socialen Rangunterschieden zwischen Edelmann und Leibeigenen in Europa gänzlich erloschen, spielen in



Asdscher - Tuareg.

der ganzen Sahara, insbesondere aber unter den Tuareg, noch eine große Rolle. Sowohl bei den Asdscher als auch bei den Ahaggar giebt es Tribus von edler Abkunft, die sich Ihaggaren nennen, und solche, welche leibeigen unter der vollständigen Abhängigkeit der ersteren stehen und Imrhad genannt werden. Zwischen diesen beiden haben sich noch einige Tribus einen gewissen Grad von Selbstständigkeit zu bewahren verstanden, ohne edler Abkunft, aber auch nicht leibeigen zu sein, den Edlen aber, in deren Bereiche sie sich die Wohnplätze gewählt, eine bestimmte Steuer zahlen müssen. Eine gewisse Ausnahmsstellung endlich, dem Range nach mit den Edlen concurrirend, nehmen die Tribus der Marabuts ein. Ihre Rolle im socialen Organismus des Volkes ist eine höchst einflußreiche, sie sind es, welche das Volk zu unterrichten, die Streitigkeiten auszugleichen, die erregten Gemüther zu beschwichtigen haben, und ihr Einfluß, ihre Macht ist um so größer, als eben dies Volk eine Gesellschaft darstellt, die keiner regelmäßigen Regierungsform unterthan, nur in Folge einer gewissen Adhäsionskraft, eines Zusammengehörigkeits-Gefühles ohne wesentliche Veränderungen ihren Bestand und ihre Organisation durch Jahrhunderte intact erhalten hat, trotz vielfacher Wanderungen und Berührungen mit fremdartigen Elementen, trotz häufiger und zäher innerer Kriege und äußerer Kämpfe zur Vertheidigung und Erhaltung ihrer Unabhängigkeit.

Im Territorium der Asdscher befindlich, wollen wir uns vorläufig mit dieser Fraction näher beschäftigen. Die Asdscher zerfallen in sechs edle Stämme, und zwar die Imanan, Oraghen, Imangasaten, Kel-Ishaban, Imettrilalen und Ihadnaren, zu ihnen gesellen sich die beiden Stämme der Ifoghas und Ihehauen als Marabuts.

Von diesen acht Stämmen ist die Bevölkerung von mehr als dreißig einzelnen Stämmen als Leibeigene abhängig, die größte Anzahl von den Oraghen und Imanan.

Nominell erkennen diese Stämme im Amenokal (der berberische Name für Sultan) ihr gemeinsames Oberhaupt, thatsächlich ist aber seine Macht nur eine äußerst beschränkte und gänzlich von dem Ansehen der Persönlichkeit des diese Stelle bekleidenden Stammes-Chefs abhängig.

Vor mehr als 200 Jahren war diese Würde in der Familie der Imanan, welche sowohl das edle Blut der Abstammung als auch ihre

Herkunft von den Schorfa (religiösen Chefs) in die Wagschale legen konnte, erblich, und der jeweilige Amenokal, die Würde eines Königs einer Feudal-Monarchie sich beilegend, herrschte über die beiden Fractionen der nördlichen Tuareg — die Asdscher und Ahaggar. Durch eine Revolution wurden sie jedoch bald ihrer Würde beraubt und mußten sich mit dem Bewußtsein, ein edler Stamm zu sein, begnügen. Seither constituirten sich beide Fractionen zu selbstständigen aristokratischen Regierungsgewalten, welche je die Oberhoheit eines Scheikhs anerkennen, welcher den Titel „Amghar" führt und dessen Würde erblich ist. Seine Macht ist aber keine durch Gesetzesartikel verbriefte, sondern nur durch die Gewohnheit anerkannte, und ändert sich mit dem Grade der Achtung und Autorität, welche der Träger dieser Gewalten im Volke, respective bei den Edlen genießt.

Nur die Edlen sind im Besitze politischer Rechte und haben Machtbefugnisse im eigenen Stamme. Sobald einer von ihnen die Großjährigkeit erreicht, wird er zu den Rathsversammlungen beigezogen, in welchen die Angelegenheiten des Stammes verhandelt werden. Dem Rechte der Anciennetät folgend, wird der Aelteste berufen, die internen Angelegenheiten des eigenen Stammes zu verwalten und er kann dies allein oder mit Hinzuziehung mehrerer berathender Mitglieder seiner Familie thun. Den Edlen fällt es anheim, den Sicherheitsdienst im Gebiete, das der Stamm bewohnt, zu versehen, für das Geleite der Caravanen ihrer Schützlinge zu sorgen, das Gebiet gegen äußere Feinde zu vertheidigen und im Kriegsfalle, in welchem jeder Waffenfähige zu den Waffen greifen muß, ob edler oder leibeigener Abkunft, die Leibeigenen zu befehligen.

Jede Handarbeit als ihres Standes unwürdig betrachtend, würden sie selbst auf das Erlernen des Lesens und Schreibens verzichten, wenn nicht die großen Entfernungen, welche Bekannte und Schutzbefohlene, mit denen sie in Verbindung stehen, von ihnen trennen, sie in diese harte Nothwendigkeit versetzen würden. Es wäre aber irrig, zu glauben, daß sie deshalb ihr Leben in Unthätigkeit verbringen; die Obliegenheiten des Schutzes der Handels-Caravanen führen sie stets auf Reisen, und die Strecken, die sie dadurch im Verlaufe eines Jahres zurücklegen, sind geradezu unglaubliche. Im Besitze des schnellfüßigen Meheri giebt es für den edlen Targi keine Entfernung,

es ist für eine edle Targi-Frau etwas ganz Gewöhnliches, sich auf dem Meheri zu einer Soirée zu begeben, die an einem über 100 Kilometer entfernten Orte stattfindet, während der Mann keinen Anstand nimmt, 25 Tagemärsche zurückzulegen, um einen Markt zu besuchen. Ihr ganzes Leben geht in Reisen auf. Kein Wunder in einem Lande, wo die festen Wohnsitze und größeren Handelsplätze durch die größten Entfernungen von einander getrennt sind.

Im staatlichen Organismus der einzelnen Tuareg-Fractionen spielen die Marabuts (Inislimin) eine hervorragende Rolle, ohne ihre Dazwischenkunft, ihre Thätigkeit wäre in einer Gesellschaft, wie es die targische ist, der Anarchie und Unordnung Thür und Thor geöffnet, der Kriegszustand ein permanenter. Es sind Edle, welche auf jede politische Rolle verzichtet, um eine um so größere religiöse Autorität zu erlangen. Diese aber ist in einem Lande, wo die Gerechtigkeit durch keine Macht vertreten ist, wo das Recht des Stärkeren Gesetz ist, um so nothwendiger, als in ihrer Obhut einzig und allein der öffentliche Unterricht und die Rechtspflege ruhen. So sind die Marabuts bei den Tuareg zu gleicher Zeit Vertreter der religiösen Interessen und jener der Gerechtigkeit und des Unterrichts. Als Priester haben sie über die Einhaltung und Befolgung der Glaubensvorschriften des Islam zu wachen und durch Wort und That, durch das Beispiel ihres Lebenswandels, Tugend und Sitte zu lehren, da es bei einem Nomadenvolke, wie die Tuareg es sind, keine Moscheen und Klöster giebt.

Als Richter ist es ihre Aufgabe, in allen Streitigkeiten Einzelner, sowie ganzer Stämme unter einander oder auch mit fremden Völkern zu vermitteln, zu versuchen, einen friedlichen Ausgleich anzubahnen; wir haben sie bereits in dieser Thätigkeit kennen gelernt. Oft glückt es ihnen auch, obwohl sie keine andere Macht als eine moralische haben, indem sie Männer sind, auf deren Achtung großer Werth gelegt wird. Im Gegensatze zu den arabischen Marabuts, die feste Wohnsitze (Klöster) haben, sind jene der Tuareg mehr Missionäre, die von Tribu zu Tribu reisend, oder als Abgesandte des Landeschefs auch in fremde Länder reisen, um ihren Einfluß aufzubieten, ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Nicht selten geschieht es, daß Jahre vergehen, bis der Marabut sein heimatliches Zelt wieder aufsuchen kann.

Als Lehrer unterrichten sie die männliche Jugend in Allem, soweit ihre eigenen Kenntnisse reichen, im Lesen, Schreiben, im Koran; der Kreis der Unterrichtsgegenstände erweitert sich für Jene, die als Candidaten des Amtes ihre Schüler werden, auf die Rechtslehre, Theologie, Astronomie und Arithmetik. Als Candidat für die Würde eines Marabuts kann aber nur der Sohn einer Familie edler Abkunft auftreten.

Dem Verhältniß des Unfreien zum Ritter in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters entspricht so ziemlich das Verhältniß der Imrhad zu den Ihaggaren, selbe sind im vollsten Sinne der socialen Stellung Leibeigene. Der Edle ist absoluter Herr über das Hab und Gut der Imrhad, nur in seinem eigenen Interesse liegt es, wenn der ihm unterstehende Leibeigene an Heerden, an Sclaven und beweglichem Vermögen reich ist, weshalb ihm auch alle Freiheit gelassen wird, sich solches zu erwerben, im Nothfalle weiß der Edle in der Habe des Imrhad einen Rückhalt zu finden; nur in seinem eigenen Interesse liegt es, diese Hilfsquelle nicht zu vernichten, indem er sie zu sehr und zu oft in Anspruch nimmt. Zur Zeit der Ernte wählt daher der Edle sein Lager in der Nähe der Oasen, deren handeltreibende Bewohner ihm als Beschützer der Caravanen tributpflichtig sind, und lebt von den Abgaben, die ihm seine Clienten leisten müssen, eine geraume Zeit, ledig aller Nahrungssorgen; während der Zeit der Caravanenzüge ist er auf die Gastmahlzeiten angewiesen, die ihm von den reisenden Handelsleuten angeboten werden; bricht jedoch die Saison morte heran, so schlägt er sein Lager in einem Tribu der Leibeigenen seines Stammes auf und läßt sich von ihnen erhalten. Bei der Armuth des Landes ist diese erzwungene Gastfreundschaft für die Imrhad keine geringe Last. Aber auch in anderer Hinsicht muß der Leibeigene dem Edlen seinen Besitz zur Verfügung halten. Hat z. B. der Edle seine Kameele verloren, sei es durch Mangel an Nahrung oder seien dieselben auf einer Reise verunglückt, so muß sie der Leibeigene seinem Herrn wieder ersetzen. Die gewöhnlichen Abgaben der Imrhad, die sie an ihre Herren zu leisten haben, bestehen darin, daß sie ihnen jährlich ein Kameel, eine Botta (Topf) Butter und die Milch von zehn Ziegen liefern, ferner aber deren Heerden auf der Weide bewachen müssen.

Von den Sclaven unterscheiden sich die Imrhad dadurch, daß sie von einem Herrn auf den anderen durch Erbrecht oder Geschenk übergehen, nie

aber verkauft werden. Fragen wir nach dem Ursprung dieses Abhängigkeitsverhältnisses, so erfahren wir durch Ibn Khaldun, daß den Besiegten in den Kämpfen vergangener Jahrhunderte unter der Bedingung das Leben geschenkt wurde, daß sie Leibeigene, Diener des Siegers wurden, oder aber, war ein Stamm zu schwach, sich allein gegen seine Feinde zu vertheidigen, war er genöthigt, die Hilfe eines mächtigeren Nachbarstammes in Anspruch zu nehmen, so wurde diese Hilfe nur geleistet, wenn der Schwächere die Oberhoheit des Starken anerkannte, später wurde die Abhängigkeit des ersteren vom letzteren eine gänzliche.

Außer den Targi-Imrhad finden wir aber auch bei den Tuareg schwarze Imrhad. Jeder Edle besitzt nämlich je nach seinen Mitteln eine geringere oder größere Anzahl von Neger-Sclaven, die nach dem Tode ihres Herrn frei werden. Im Lande selbst findet der so frei gewordene Sclave keine Möglichkeit, sich durch Handarbeit selbstständig zu erhalten, da das Land zu arm, und so sieht er sich genöthigt, ein neues Abhängigkeitsverhältniß einzugehen, da ihm in vielen Fällen die Rückkehr in die Heimat unmöglich geworden ist. Diese Stämme schwarzer Leibeigener heißen im Lande aber Ikelan.

Nach dem Grundsatze der Tuareg, daß der Mutterleib das Kind färbt und die Rechte des Kindes jenen der Mutter folgen, ist der Sohn eines Sclaven oder Leibeigenen und einer edlen Frau ein Edler, hingegen der Sohn eines Edlen und einer Leibeigenen, leibeigen, eines Edlen und einer Sclavin, Sclave. Mag ferner ein Leibeigener noch so sehr durch Reichthum, Intelligenz, Bildung, Muth und Kraft sich hervorthun, so kann er trotzdem niemals sich von der Leibeigenschaft befreien, niemals ein Edler werden; er kann sich nicht loskaufen und auch nicht entfliehen, denn der Edle hat über ihn ein unumschränktes Recht.

Es muß uns Wunder nehmen, wenn wir hören, daß trotz der großen Ueberzahl der Imrhad über die Edlen und ihrer ziemlich drückenden socialen Stellung kein Fall einer Auflehnung derselben gegen ihre Herren bekannt ist; im Gegentheile, die Imrhad sind ebenso stolz, Tuareg zu sein, wie die Edlen, und um die Ehre ihres Stammes zu wahren, entwickeln sie in den Kämpfen außerordentliche Tapferkeit, insbesondere gegen die Araber, die sie

als Vielfraße und Prasser hassen, denen sie vorwerfen, die ganze Erde gierig zu verschlingen, und denen sie auch das bescheidenste Mahl nicht gönnen. In allen Kriegen und Kämpfen sind sie in den ersten Reihen und sie würden sich für entehrt halten, würden sie nicht zur Vertheidigung der Sache ihres Herrn zu den Waffen gerufen werden. Unternimmt der Edle mit seinen Imrhad eine Rhessi, so behält sich dieser den besten und größten Theil der Beute und



Imrhad-Lager vor Rhadames.

überläßt den Rest zur Theilung unter seine Leibeigenen. Zuweilen unternehmen jedoch die Imrhad auf eigene Faust ausgedehnte Raubzüge, und diesen ist es wohl zuzuschreiben, daß einzelne Imrhad bedeutend wohlhabender als ihre eigenen Herren sind.

Fast alle Tuareg haben Neger-Sclaven, selbst die Imrhad können sich solche halten, welche zur persönlichen Dienstleistung in der Familie des Herrn, als Hüter der Heerden und als Lastträger verwendet werden. Die weiblichen

Sclaven folgen, wenn sie jung und hübsch sind, ihren Herren auf den Reisen, sonst versehen sie alle Dienste einer Magd in der Familie und entheben die Targi-Frau aller häuslichen Sorgen, so daß diese mit einer Freiheit, die den arabischen Frauen gänzlich unbekannt ist, ihren Vergnügungen nachgehen kann. Wie bei allen muselmännischen Völkern, ist auch bei den Tuareg das Loos der Sclaven kein hartes, kein mit dem eines Plantagen-Sclaven in den Colonien vergleichbares, im Gegentheile wird er nicht selten fast wie ein Mitglied der Familie des Hauses gehalten.

In der Stellung des Weibes bei den Tuareg spricht sich der schärfste Gegensatz dieses Volkes zu den Arabern aus. Im Vergleiche mit der untergeordneten, ja sclavischen Rolle des Weibes bei den Arabern ist das Targi-Weib eine Herrscherin; unter allen Umständen dem Manne gleichgestellt, ist sie oft sogar in einer besseren Lage. In ihrer Jugend erhält sie eine dem Bildungsgrade des Volkes angemessene Erziehung, zur Jungfrau herangeblüht, verfügt sie nach freiem Willen über ihre Hand, die Autorität des Vaters erstreckt sich nur auf die Hintanhaltung unwürdiger Verbindungen (Mesalliancen). In der ehelichen Gemeinschaft verwaltet sie selbstständig ihre Mitgift, ihr Vermögen, ohne je gezwungen zu sein, zu den Haushaltungskosten beisteuern zu müssen, ja in der Regel ist der größte Theil des Familienvermögens in den Händen der Frauen. In der Familie obliegt ihr ausschließlich die Erziehung der Kinder, diese gehören ihr mit größerem Rechte an als dem Mann, da nach targischer Auffassung ihr Blut den Kindern den Rang, die Stellung in der Gesellschaft, in der Familie, im Stamme sichert.

Weiß sich die Targi-Frau nach außen hin durch hervorstechende Eigenschaften, Geistesgaben, Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit im Urtheile, durch den Einfluß, den sie auf die Meinungen ausübt, ein gewisses Ansehen zu verschaffen, so wird sie nicht selten gerne den Rathsversammlungen der Männer beigezogen. Hält sie die Pflichten als Gattin und Mutter und erfüllt sie dieselben, so ist sie in ihrem übrigen Thun und Lassen freie Herrin, sie kann ihre Schritte lenken, wohin sie will, ohne darüber Rechenschaft geben zu müssen. Ihre Autorität, ihr Einfluß war und ist so mächtig, daß sie, obwohl der Islam die Polygamie gestattet, den Mann zur Monogamie zu bestimmen wußte, und diese durch Gewohnheit Gesetz wurde, das von den Männern mit seltenen Aus-

nahmen auch beobachtet wird. Dies mag wohl beweisen, daß es mehr als der einfachen Anziehungskraft des weiblichen Geschlechtes auf das männliche bedurfte, damit sich das Weib bei den Tuareg über die Religionsvorschriften und die Neigung der Männer zur Polygamie stellen konnte.

Das Resultat dieses Einflusses kann nur ein glückliches genannt werden; in der targischen Familie blieben in Folge der Monogamie, trotz manch anderer auflösender Elemente, einige schöne Reste jener Tugenden erhalten, die einst den Ruhm der Berber-Race begründeten. In der arabischen Familie hingegen ist das öffentliche Sittlichkeitsgefühl in Folge der Polygamie tief gesunken, bei einigen Stämmen so tief, daß trotz besserer materieller Existenzbedingungen, als das Land der Tuareg sie je bieten könnte, der Vater von der Tochter, bevor er sie verheiratet, das Geld, das ihre Erhaltung gekostet, zurückfordert, und diese es nur dadurch thun kann, indem sie ihre Reize verkauft, und seltsam genug, ist das Mädchen zur Ehe um so mehr begehrt, je größeren Gewinn es aus seinen natürlichen Reizen zu erwerben verstand. Die Folge solcher Anfänge ist die Thatsache, daß das arabische Weib im Alter, wo das Targi-Weib in der Blüthe seiner Kraft und Entwicklung steht, abgelebt und verwelkt, wie es ist, zum Lastthiere herabsinkt, das den Vater, den Mann, die Kinder bedienen und zusehen muß, wie seine junge Nachfolgerin es gänzlich aus der Gunst seines Gemals verdrängt. Nicht lange und auch diese muß, von einer dritten verdrängt, mit ihr das Joch, die Bürde der Arbeit und des harten häuslichen Dienstes tragen.

Die eben geschilderte Rolle der Marabuts und des Weibes bei den Tuareg ist so eigenthümlich und den islamitischen Institutionen so widersprechend, daß wir auf den Namen des Volkes hinweisend, der ja so viel als von Gott Verlassene im Arabischen bedeutet, und mit Rücksicht auf die Thatsache, daß die Vorfahren des heutigen Volkes wiederholt den Islam abschworen (um zuletzt allerdings ihn wieder anzunehmen), die Tradition, nach welcher in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Christenthum auch bei den Imoschagh Eingang gefunden hatte, als höchst wahrscheinlich bezeichnen möchten. Jedenfalls aber verdankt das targische Volk beiden Factoren seine bisher bewahrte Unabhängigkeit und exceptionelle Stellung unter den Bewohnern der Sahara. Die Wahrung dieser Stellung ist aber auch durch die natürliche

Configuration des Landes erleichtert worden, die allgemeine Wanderung der Targa von Nord nach Süd war erstlich schon vor der Invasion der Araber beendigt, die so viele fremde Elemente nach Nordafrika verpflanzte, durch sie wurde andererseits wieder die ursprüngliche Bevölkerung des centralen Hochlandes, zweifellos dem Negertypus angehörig, nach Süden verdrängt; weder mit dieser noch mit den verhaßten Eindringlingen gingen die Tuareg nach Besitznahme ihrer gegenwärtigen Gebiete im Herzen der Wüste Verbindungen ein, sie betrachteten es als einen Ehrenpunkt, ihr Blut von jeder Vermischung freizuhalten, und das zu bleiben, was sie sind: Repräsentanten der ursprünglichen Bevölkerung Nordafrika's, der Berber. In ihren natürlichen Bergfesten konnten sie Zeugen der zahllosen Umwälzungen sein, deren Schauplatz das westliche Afrika war, ohne je in den Kreis derselben gezogen zu werden.

Nur so lassen sich die ausgesprochenen und scharfen Unterschiede erklären, welche das targische Volk sowohl in seinem äußeren physischen als sittlichen Charakter, seinen Gebräuchen und in Sprache und Schrift von den es umschließenden Völkern trennen. Schon in ihrer äußeren Natur geben sie sich als die Herren der Wüste zu erkennen, denn sie sind durchschnittlich von hohem Wuchs, einige unter ihnen selbst im gewissen Sinne Riesen (180—195 Centimeter hoch), sie sind Alle von ausgesprochener Magerkeit und nerviger Constitution, ihre Muskeln gleichen elastischen Stahlbändern. In der Jugend ist ihr Teint weiß, doch die afrikanische Sonne giebt ihnen bald jenen Bronze-Teint, der die Bewohner heißer Erdstriche auszeichnet, nur bei den Leibeigenen treffen wir zuweilen einen dunkleren Ton der Hautfarbe, der von der Vermischung des Blutes (Tuareg und Neger) herrührt. Ihr Gesicht hat den kaukasischen Typus, länglich-oval bei einem, bei anderen mehr rund; breite Stirn, schwarze Augen, kleine Nase, hervorstehende Backenknochen, mittelgroßer Mund, schmale Lippen und schöne weiße Zähne (wenn sie nicht durch den übermäßigen Gebrauch von Natron cariös geworden), spärlichen und schwarzen Bart, schwarzes, glattes Haar. Dies im Allgemeinen ihr Porträt. Als Seltenheit und als Attribut der Schönheit bei den Frauen angesehen, treffen wir blaue Augen.

Bei Vielen ist das Auge in Folge des intensiven Lichtes und des Bodenreflexes nach erreichtem 40. Jahre verschleiert und dunkel. Der Körper ist

bei Männern und Frauen stark entwickelt, Engbrüstigkeit ist eine äußerste Seltenheit; Arme und Beine sind lang und muskulös, die Hände meistens wohlgeformt und klein, nur die Füße beleidigen durch die übermäßig entwickelten, hervorstehenden Zehen (Folge oder Grund der gebräuchlichen Beschuhung) das Auge. Die Männer sind fast ausschließlich stark, robust, unermüdlich, trotzdem ihre Nahrung weit unter dem für Europäer nothwendigen Maße bleibt; schwächliche und verkrüppelte Individuen sind eine Seltenheit, das Klima und die Lebensgewohnheiten des Volkes verschärfen für solche Wesen die Schwierigkeiten, den Kampf um's Dasein zu führen, und bereiten ihnen einen frühen Tod. Die Frauen, gleichfalls groß, von hohem, schlankem Wuchse, sind im Allgemeinen jedoch nicht von jener Schönheit, die in ihrer Entwicklung durch die Erziehung noch gepflegt und gehütet wird, die Physiognomie nähert sich weit mehr jener des europäischen als des arabischen Weibes.

Unter Tausenden aber ist der Targi an der Haltung während des Ganges zu erkennen. Sein Gang ist steif, langsam und gemessen, die Schritte groß, den Kopf erhoben, gleicht der Targi in der Haltung während des Ganges ein wenig dem Strauß oder dem Meheri; Duveyrier schreibt dies dem Tragen der hohen Lanze zu.

Wir finden diese Darstellung Duveyrier's auch von den übrigen Reisenden, wie Richardson, Barth, Rohlfs, v. Bary im Wesentlichen bestätigt; über den moralischen Charakter des Volkes hingegen sind diese Reisenden sehr getheilter Meinung, je nach den persönlichen Erfahrungen des Einzelnen herrschen in einem Bilde helle, freundliche, im anderen düstere Farben vor. Wenn v. Bary, der das Volk in jüngster Zeit kennen lernte und unter ihm lebte, erwähnt, daß sich die Verhältnisse seit der Zeit, als Duveyrier unter dem Schutze des damals mächtigen Scheikhs Ikhenukhen das Land besuchte, gänzlich verändert haben, so soll jedoch damit nicht gesagt sein, daß die vortheilhafte Schilderung, die uns Duveyrier vom sittlichen Charakter des Targi entwirft, Illusion sei, wohl aber mögen die außerordentlich günstigen Verhältnisse, unter denen Duveyrier reiste, ihm manche Schattenseiten des Targi-Charakters verborgen haben. Weiters ist aber auch nicht außer Acht zu lassen, daß die politische Zerfahrenheit, die seit mehr als fünf Jahren im Lande herrscht, die wüthenden Kämpfe und Fehden, welche die beiden nördlichen Fractionen der Tuareg decimiren

und ungeschwächt seit Jahren dauern, ihre vortheilhaften Charakterzüge verwischen müssen und die Leidenschaften und Schattenseiten in den Vordergrund stellen.

Ibn Khaldun, der berühmte arabische Schriftsteller, entwirft in seiner Geschichte der Berber ein Bild des Charakters der Race, das allerdings die Berber zu einem Mustervolk erheben würde, und dennoch kein phantastisches, subjectiver Neigung entsprungenes ist, da er Araber war. Das Bild gilt aber einer Zeit, die fast sechs Jahrhunderte hinter uns liegt; seither haben sich wohl viele Züge verwischt und verändert. — Wenn wir, sagt dieser Schriftsteller, die Tugenden, die dem Manne zu Ehre gereichen und für die Berber zur zweiten Natur geworden waren, ihr Bemühen, sich löbliche Eigenschaften zu erwerben, den Adel der Seele, der sie unter die ersten Völker reiht, ihre Thaten, für welche sie das Lob der ganzen Welt verdienen, betrachten, so sind die Berber tapfer und jederzeit bereit zur Vertheidigung ihrer Gäste, ihrer Anhänger und Freunde, treu in ihren Versprechungen, Verpflichtungen und Verträgen, geduldig und rückhaltsam in der Gegnerschaft, fest und entschlossen in großen Müh- und Drangsalen, im Leiden, mild im Charakter, nachsichtig gegen die Fehler Anderer, langmüthig in der Rache, barmherzig gegen die Unglücklichen und bestrebt, ihnen zu helfen, achtungsvoll gegen die Greise und Frommen, fleißig, gastfreundlich, mildthätig, von unbestechlicher Freiheitsliebe und hohem Unabhängigkeitsgefühle, das sie mit äußerster Tapferkeit gegen die Sultane vertheidigten; — die Enkel und Urenkel — das ist gewiß — entsprechen dieser Schilderung ihrer Ahnen nicht mehr, wenn ihnen auch manche Eigenschaft geblieben, die sich im Laufe der Jahrhunderte sogar vervollkommnete.

Die Tapferkeit der Tuareg ist sprichwörtlich, sie verschmähten es bisher, sich der Feuerwaffen zu bedienen, die sie Waffen des Verrathes nennen, weil ein im Gebüsch versteckter Mann seinen Gegner tödten könne, ohne selbst die mindeste Gefahr zu laufen; sie vergiften nie ihre Pfeile und Lanzen. Die Vertheidigung ihrer Gäste und ihrer Freunde ist noch immer eine hervorragende Tugend der Tuareg — wie würde auch je der Forschungsreisende, der Handelsmann durch die Sahara reisen können, wenn nicht diese Tugend bei dem Volke zur zweiten Religion erhoben wäre!

Im Jahre 1862 konnte Duveyrier vielleicht noch mit Recht schreiben, daß die Treue in der Einhaltung von Versprechungen und Verträgen bei den Tuareg so weit gehe, daß es schwer hält, sie zu Verpflichtungen zu bestimmen, und gefährlich ist, solche zu geben, da sie bei einigem Zweifel an der Möglichkeit, ihr Wort zu halten, die pünklichste Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen fordern. Es ist bei den Tuareg Grundsatz, bei Verträgen sich immer nur für die Hälfte dessen, was man einhalten könne, zu verpflichten, um sich ja nur einem späteren Vorwurf der Untreue zu entziehen. Wie alle anderen Bekenner des Islam unterordnen sie ihre Sorgfalt und Achtsamkeit dem Willen Gottes, sündigen aber nicht auf diesen Hinterhalt.

Dagegen schreibt v. Bary: „Wenn die Franzosen je daran gedacht haben, mit Hilfe der Asdscher und Hoggar Handelsverbindungen mit Aïr und dem Sudan anzuknüpfen, wie dies in der Mission nach Rhadames von Major Mircher ausgesprochen wurde, so muß ich solche Hoffnungen nach meinen Erfahrungen im Lande der Asgar und Kelowi nur als Illusion bezeichnen. Auch bin ich der Ansicht, daß Verträge mit Leuten vom Schlage der Tuareg vollkommen werthlos sind. Man wird sie freilich bereit finden, solche Contracte zu schließen und werthvolle Geschenke dabei in Empfang zu nehmen, aber Niemand hält sich durch die Unterschrift des Scheikh für gebunden, ebensowenig als die Asdscher sich jetzt als die Unterthanen des Sultans betrachten, weil Scheikh Ikhenukhen sich vor den Türken beugte. Bei den Tuareg giebt es nur Ein Regiment, das des Stärkeren; so lange ein Scheikh gefürchtet wird, so lange wird sein Befehl beachtet, sobald aber sein Arm erlahmt, die Zahl seiner Leute schwindet, der Reichthum an Kameelen abnimmt, hört auch sein Einfluß auf. Verträge mit so ephemeren Regenten sind gewiß nicht geeignet, als Grundlage für Handelsverbindungen zu dienen. Dabei habe ich bisher noch einen Punkt unerwähnt gelassen, den ich nicht genug hervorheben kann. Die Tuareg ebensowohl als die Saharabewohner insgesammt halten sich nicht verpflichtet, einem „Kafer“ (Christen) gegenüber ihr Wort zu halten.“

v. Bary wirft aber auch den Tuareg vor, beim Kampfe keine Ritterlichkeit zu kennen und hilflos daliegende Verwundete niederzumachen, selbst bei enormer Ueberzahl keine Schonung gegen den Einzelnen zu kennen; der

mysteriöse und plötzliche Tod des jungen Forschers in Rhat wirft überhaupt kein günstiges Licht auf die Tuareg, ebensowenig wie die Ermordung Major Laing's im Jahre 1827, des Fräuleins Tinné 1869 und der beiden französischen Reisenden Dournaux Dupéré und Joubert im Jahre 1874.

Wenn ein Targi seine Familie verläßt, um auf die Reise zu gehen, schreibt Duveyrier weiter, so vertraut er die Ehre seines Hauses seinem Nachbar an, und dieser rächt alle Beleidigungen, die dem Abwesenden angethan werden, mit größerer Strenge, als gälten sie ihm selbst. — Die Geduld, die Ergebung, Entschlossenheit und Festigkeit der Tuareg in der Noth, im Elend können wohl nachgeahmt, nie übertroffen werden; ohne diese nothwendigen Tugenden wäre die Existenz in einem so armen Lande, wie es das ihre und die Wüste überhaupt ist, undenkbar. Von den Herzenseigenschaften der Tuareg, ihrer Mildthätigkeit und den Tugenden der Nächstenliebe, wie sie Ibn Khaldun den Berbern zur Zeit ihrer höchsten Blüthe zuschreibt, fand Duveyrier meistens das Gegentheil, nämlich jähzornig, rachgierig und für fremdes Leiden und Elend unempfindlich; doch bemerkt er hierzu, daß in einem so armen Lande die Mildthätigkeit gleich den Königen ihre Rechte verliert. Edle und Leibeigene, Reiche und Arme schnüren sich mit dem Gürtel fester um den Leib, wenn die Lebensmittel im Hause ausgehen, und streiten sich mit den weidenden Heerden um die wenige Vegetation, die ihnen selbst zur Nahrung dienen muß. Die industriellen Fähigkeiten der Tuareg sind denjenigen der übrigen Berber gleich, obwohl arm an Rohproducten, wissen sie Alles zu ihrem Gebrauche zu bearbeiten.

Ihr Haß gegen jede Unterdrückung ist noch ebenso lebendig wie in der Blüthezeit des Volkes, die Ibn Khaldun verherrlicht, denn dieser Haß erhielt in ihnen ihre eminente Unabhängigkeitsliebe wach und machte es ihnen möglich, sich in der Wüste frei zu erhalten. Für ein Volk, das in der Unermeßlichkeit der Wüste zu leben genöthigt ist, wird die Fähigkeit, Strapazen der härtesten Art zu ertragen, zu einem werthvollen Factor der Existenz, und diese Fähigkeit besitzen die Tuareg im höchsten Grade. Im wahren Sinne des Wortes kosmopolitisch, erträgt der Targi ohne vermittelnden Uebergang den Wechsel der Klimate, in die ihn seine großen und ausgedehnten Reisen führen; auf seinen Wanderungen aus dem gesunden Klima seines Hochlandes in die

Sumpfregionen des Sudan, wobei er die großen Temperatur- und Feuchtigkeits-Unterschiede überwinden muß, widersteht er allen diesen Einflüssen, während selbst die kräftigsten Thiere erliegen.

Etwas unwahrscheinlich klingt es, wenn Duveyrier sagt, daß bei den Tuareg die Lüge, der Hausdiebstahl und der Mißbrauch des Vertrauens unbekannt seien, beginge ein Targi ein Verbrechen, so würde er wohl fliehen, doch eingefangen, wird er es gestehen, und würde er selbst damit sein Leben verwirken. Ebenso optimistisch urtheilt Duveyrier, wenn er sagt, daß ein auf die Rhessi ausziehender Targi, um das Vieh eines über 800 Kilometer entfernt lagernden Feindes von der Weide zu rauben, auf dem Wege angetroffene, von einer Caravane deponirte Waaren und Lebensmittel unangetastet liegen lassen, niemals in ein Zelt eindringen werde, um zu stehlen. Vertraut man einem Targi Waare oder Geld, damit er sie von einem Orte zum anderen befördere, so wird, sollte er unterwegs in seinem heimatlichen Zelte einkehren, weder er, noch seine Frau oder Kinder, und wären sie im größten Elende, sich an dem Anvertrauten vergreifen. Leiht man dem Targi auf das Wort, ohne Zeugen Geld, so wird er es zurückerstatten und würde er selbst 25 Jahre brauchen, um die entliehene Summe wieder aufzutreiben, und er würde drei Monate umherreisen, um sie seinem Gläubiger übergeben zu können. Ist derselbe gestorben, so wird das Darlehen seinen Erben zurückerstattet, und stirbt der Schuldner, ohne seine Schuld tilgen zu können, so werden seine Kinder eine Ehre darein setzen, dies zu thun, so bald sie es können. Der Begriff Darlehen ist übrigens bei den Tuareg ein sehr vager und dehnbarer, es dürfen damit nicht jene Gelder bezeichnet werden, welche die Tuareg unter dem Namen eines Darlehens von ihren Schützlingen und Clienten (Handelsleuten und Reisenden) als Aufschlag über den vereinbarten Geleitstribut fordern.

Unter normalen und ruhigen politischen Verhältnissen würde das Bild, das Duveyrier, dieser gewissenhafte Forscher, von dem sittlichen Charakter der Tuareg damit entwirft, gewiß mehr oder minder zutreffend sein, bei so gesetzlosen und anarchischen Zuständen, wie sie v. Bary antraf, werden aber sicherlich nur die Schattenseiten des Charakters sich bemerkbar machen; trotzdem aber hat uns v. Bary in der Schilderung seines Ausfluges von Rhat zum Wadi Mihero manche schöne Charakterzüge vorgeführt, es wäre daher nichts

weniger als gerecht, ohneweiters über das Volk der Tuareg den Stab zu brechen.

Die Occupation Rhats und der Stadt Rhadames durch die Türken, der stetig sich ausdehnende Einfluß der christlichen Nationen in den Küstenländern haben wesentlich dazu beigetragen, die Feindseligkeit und den Fanatismus der Tuareg gegen Europäer zu nähren.

Ein im Charakter des Volkes gleichwie in den klimatischen Verhältnissen des Landes begründetes, äußeres Wahrzeichen der Tuareg ist der Gesichtsschleier, dessen Gebrauch mindestens bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückreicht, denn die Araber, als sie Nordafrika im 7. Jahrhunderte n. Chr. überflutheten, fanden den Gebrauch schon vor und gaben den Tuareg den Beinamen Molathemin (die Verschleierten) und die arabischen Geschichtsschreiber haben diesen Beinamen beibehalten. Thatsächlich ist der Gesichtsschleier im allgemeinsten Gebrauche, er wird nie abgelegt, nicht auf der Reise, nicht während der Ruhe, selbst während des Essens und Schlafens nicht, deshalb ist es keine geringe Schwierigkeit, das Gesicht eines Targi sehen zu können. Wohl sind die Tuareg nicht die Einzigen in der Sahara, welche das Gesicht verschleiern, die Araberchefs in Timbuktu, die Fellatafürsten, die Leute von Insalah, von Rhadames, Rhat, die arabischen Nomaden der Oase Tuat und die Tebu bedienen sich gleichfalls des Schleiers, doch haben sie darin die Tuareg nur nachgeahmt und ist der Gebrauch kein allgemeiner, mit den Sitten des Volkes eng verbundener, wie bei diesen. Der Ursprung dieser Sitte, dieses Gebrauches ist schwer zu erklären. Hygienische Rücksichten mögen wohl in erster Linie maßgebend sein, denn der Litham schützt die Augen vor der intensiven Lichtwirkung, die Nase und den Mund vor dem feinen in der Luft schwebenden Staub und Sand und unterhält die Feuchtigkeit am Eingange dieser beiden Hauptwege der Athmung, was in einem so eminent trockenen Klima, wie es jenes der centralen Sahara, von größter Wichtigkeit ist. Doch genügt dies nicht, denn wenn der Gebrauch ausschließlich auf hygienischen Rücksichten beruht, muß es um so unerklärlicher bleiben, warum sich die Frauen desselben nicht bedienen, wenn die Männer ihn auch des Nachts, während der Ruhe und des Schlafes nicht ablegen, zu einer Zeit also, wo weder das Sonnenlicht noch die heiße Luft und der Staub

abzuwehren sind, der Schleier trotz der Gewohnheit ihn zu tragen, sehr beengen muß. Ein Targi wird sich vor einem Fremden nie entschleiern, möge er auch Stammesbruder sein, nur im Falle der größten Intimität oder im Krankheitsfalle wird er denselben lüften. In den Satzungen des Islam ist keine Erklärung dafür zu finden, da im Gegentheile der Koran den Frauen das Verhüllen des Antlitzes gebietet, bei den Tuareg aber gerade die Frauen unverschleiert umhergehen. Unter einander erkennen sich die Tuareg trotz des Schleiers. Nach der Farbe des Lithams unterscheiden sich auch die Edlen von den Leibeigenen, denn während die Ihaggaren den werthvolleren blauen und schwarzen Schleier tragen, bedienen sich die Imrhad des billigeren, leichter zu reinigenden, weißen Schleiers.

Auch unter seinen socialen Institutionen besitzt das targische Volk in der mütterlichen Erbfolge und dem politischen Erbrechte des Sohnes der ältesten Schwester in der Familie ein charakteristisches Wahrzeichen, das es von allen Völkern, mögen sie jüdischer, christlicher oder islamitischer Religion sein, unterscheidet. Das targische Erbfolgegesetz hat aber auch selbst in der Geschichte nicht seinesgleichen, denn alle älteren römischen und modernen feudalen Gebräuche und Privilegien, welche das Weib genoß, entsprechen dem ersteren nicht in seiner Bedeutung, in seinem Geiste. Dieses targische Gesetz der mütterlichen Erbfolge wird mit dem Namen Beni-Ummïa bezeichnet und unterscheidet unter den erblichen Gütern und Rechten legitime und illegitime (durch Gewalt oder Unrecht erworbene). Zu den ersteren zählen alle durch persönliche Arbeit erworbenen Güter, mithin: Geld, Waffen, gekaufte Sclaven, die Viehheerden, die Ernte und Lebensmittel; zu den letzteren zählen alle mit der Waffe in der Hand erworbenen Güter, deren Besitz aus dem Rechte der Gewalt abgeleitet werden kann; es sind dies z. B. das Recht, von den Caravanen Abgaben zu fordern, der von den gemischten Tribus zu zahlende Tribut, die Abgaben der Leibeigenen u. a. m.

Nach dem Tode des Familienoberhauptes werden die legitimen Güter ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter zu gleichen Theilen unter alle Kinder getheilt, und wird dieser Gebrauch allgemein, sowohl von den Edlen, den Marabuts als auch den Leibeigenen beobachtet. Die Güter und Rechte der zweiten Gattung sind ausschließlich ein Anrecht der Edlen und vererben sich, ohne

getheilt werden zu können, auf den ältesten Sohn der ältesten Schwester des Verstorbenen. Der Erbe darf diese unter keinen Umständen veräußern, sie sollen ihm und der Familie die materiellen Mittel sichern, um seinen Einfluß und sein Uebergewicht erhalten zu können.

Die Bestimmung des ältesten Sohnes der ältesten Schwester als Erben soll die Fortpflanzung und Reinerhaltung des Familienblutes und der Tradition derselben gegen jede Eventualität schützen und könnte zu der Annahme verleiten, daß diese vorsichtigen Bestimmungen die mögliche Untreue der Frau und deren Folgen paralysiren sollen, doch stehen die Targi-Frauen im Rufe, ebenso streng über ihre Pflichten wie über ihre großen Rechte zu wachen.

Auch die Zufälligkeiten und bösen Folgen der Polygamie können nicht als Erklärung des Motivs solcher Bestimmungen gelten, da bei den Tuareg jedenfalls die Monogamie eine alte Institution bildet. Duveyrier glaubt vielmehr und mit Recht im Aberglauben des ursprünglich heidnischen Volkes das Motiv dieses Erbgesetzes suchen zu müssen, die abergläubischen Ideen und Traditionen der Tuareg übersteigen aber selbst die Gebilde der fruchtbarsten Phantasie.

Es wird nicht uninteressant sein, hier als Blüthenlese dieser abergläubischen Verstellungen die Ursachen anzuführen, welche die Tuareg zur Annahme dieses Erbfolgerechtes bewogen.

„In der ältesten Zeit, sagt die Tradition, fand sich ein Sultan der Tuareg vom bösen Blicke verfolgt und die Wirkung dieser Verfolgung war, daß seine erste Frau mit einen Dschinn oder Genius niederkam, der kaum geboren zu seinen Brüdern in der Geisterwelt zurückkehrte. Der Sultan erschrak darüber, beschuldigte seine Frau und verstieß sie; er nahm eine andere Frau, doch siehe da, als Frucht der Liebe gebar diese Frau auch ein übernatürliches Wesen, das aber diesmal kein Dschinn, sondern ein Inn war. Neuerdings ließ sich der Sultan scheiden, vermälte sich zum dritten, zum vierten, ja zum fünften Male, immer mit demselben entsetzenerregenden Resultate. Die Verhältnisse änderten sich auch nicht und der Sultan war bereits, wie die Tradition versichert, bei der sechzigsten Frau angelangt. Unterdessen hatte aber der Herrscher ein Alter erreicht, in welchem selbst bei

den Wüstensöhnen der Gedanke an eine neue Verbindung nicht mehr verlockend erscheinen mußte. Was nun thun? Als weiser Mann fand er eine Auskunft. Um dem Lande nach seinem Tode die Gräuel und Folgen eines unvermeidlich um den Thron entbrennenden Bürgerkrieges zu ersparen, berief er eine Versammlung aller seiner Würdenträger und Familienglieder, Männer und Frauen, und befrug jeden einzelnen um seine Meinung, um Maßregeln, die Thronfolge und die friedliche Erhaltung seiner Macht zu sichern. Jedermann beeilte sich, eine Ansicht auszusprechen, welche seinen stillen Wünschen und der Sehnsucht nach dem Thron entsprach, eine Lösung der heiklichen Frage aber wurde nicht erreicht, so daß schon die verschiedenen Prätendenten als letztes Auskunftsmittel den Appell an die Waffen ergreifen wollten, als ein bisher stummer Zuhörer im kritischen Augenblicke das Wort verlangte und auch erhielt; Aller Augen richteten sich auf diesen neuen Salomon. Dieser aber war ein gelehrter Marabut, in den geheimen Wissenschaften: der Magie, der Astrologie, Zauberei und Geisterbeschwörung sehr bewandert. Seine Taktik war eine schlaue, denn sein Plaidoyer entlastete die unschuldigen Frauen, welche dem Verhängniß des bösen Blickes zum Opfer gefallen waren, von dem sie entehrenden Verdachte der Untreue, und so gewann er sich damit die Gunst der schöneren Hälfte der Versammlung und im natürlichen Zusammenhange aller jener Männer, die als galante Ritter die Partei ihrer Schönen genommen hatten. Er rieth der Versammlung an, nach den Gründen zu forschen, welche Gott bestimmen konnten, dem Sultan einen Erben seiner Macht zu verweigern, und erreichte durch die sich nunmehr entwickelnde langwierige Debatte das, was er wollte: die Beruhigung der Gemüther. So viel Ansichten und Meinungen aber auch laut wurden, keine war geeignet, dieses in der Geschichte unübertroffene Verhängniß zu erklären; der Discussion müde, forderte die Versammlung den Weisen, der es bisher so gut verstanden hatte zu schweigen, auf, seine Erklärung vorzubringen. Nach einer langathmigen Darstellung aller geheimnißvollen Beziehungen zwischen dem Menschen und jener überirdischen Welt, wobei das Auditorium die leuchtende Weisheit und die Kenntnisse des Redners bewundern konnte, kam der Marabut zur Schlußfolgerung, der Höchste habe nicht gewollt, daß sich die Fortpflanzung der Macht durch den Mann vollziehe, das war augenscheinlich, das Volk konnte aber nicht ohne

Sultan, und zwar von königlichem Blute bleiben — das war nicht weniger unumstößlich. Es blieb mithin nichts übrig, als dieses königliche Blut dort zu suchen, wo man es mit der größten Sicherheit der Blutsverwandtschaft zu finden hoffen durfte, das heißt in der Schwester des Sultans.

Diese Lösung, so sehr sie anfänglich die Versammlung in Staunen setzte, wurde von den Frauen, die sich dadurch zur höchsten Bedeutung erhoben sahen, lebhaft gebilligt, während die Edlen des Landes diese Gelegenheit benützten, um den Frauen einen neuen Beweis ihrer Ritterlichkeit zu geben und diese Lösung, als von einem heiligen Marabut herrührend, enthusiastisch als das künftighin rechtskräftige Erbfolgegesetz der Herrschergewalt annahmen. Dem Sultan selbst war ein Stein vom Herzen gefallen. Seither wird dieses Gesetz im Lande, in jedem sich zu dem Beni-Ummi'a bekennenden Stamme, jedem Tribu, jeder Familie befolgt."

Mag man nun diesem Märchen auch keine weitere Bedeutung beilegen, so ist es doch unzweifelhaft, daß der Ursprung dieses Gebrauches älter, als die Einführung des Islam bei den Tuareg ist, denn einige Marabuts-Familien vom Stamme der Isoghas und Auelimmiden haben diesem Gebrauche entsagt und sich den Bestimmungen des Korans über das Erbfolgerecht unterworfen. Außer den Tuareg befolgen aber auch viele maurische Stämme, welche den atlantischen Saum der Wüste bewohnen und gleich den Tuareg von den berberischen Sanhadscha abstammen, dieses Gesetz.

Werfen wir nunmehr einen Blick in ein Zeltlager und verfolgen wir das häusliche Leben des Volkes. — Zum größten Theile ein echtes Nomadenvolk, das heute hier, morgen dort weilt, hat es auch keine besondere Sorgfalt auf die Ausstattung der Wohnstätte verwenden können, vergebens würde das Auge nach Prachtbauten suchen, wie wir sie in den arabischen, noch mehr aber in den maurischen Städten der Mittelmeerküste bewundern können, und für deren einstige Herrlichkeit die berühmten Bauten Südspaniens ebensoviele stumme Zeugen sind. Dürftige Zelte und Strohhütten, die kaum vor den Unbilden des Wetters schützen, beherbergen die stolzen Herren der Wüste, während auf dem Marsche, auf der Reise der Boden ihr Bett, der sternhelle, tiefblaue Himmel ihr Dach ist. In den stationären Lagern, die sie immer in der Nähe wasser- und weidereicher Stellen wählen, bewohnt der Edle

ein Zelt, der Leibeigene eine Strohhütte; ist der Edle reich, so überspannt er sein Zelt mit Leder, das gewöhnlich roth gefärbt wird, oder mit Wollgeweben; ist er arm, so muß ihm ein Strohgeflecht genügen.

Sechs bis zwölf Zelte und Strohhütten zu einer Gruppe vereinigt, die, ohne die einzelnen Familien in der Bewegung zu behindern, so vereinigt sind, um im Angriffsfalle die Vertheidigung zu erleichtern, bilden eine Tausit oder ein Tribu, die Anlage derselben ist kreisförmig, der innere Raum dient zur Nachtzeit den Heerden als Aufenthalt. Die einzelnen Zelte sind meistens kleiner als die arabischen, sonst aber in der Form denselben ähnlich; die Strohhütten, deren Wände aus Astwerk hergestellt sind, werden mit Schilfrohr oder Binsengras gedeckt, für das Klima der centralen Sahara nur allzu dürftigen Schutz gewährend. Die festen Wohnplätze (Strohhütten) der Leibeigenen sind gewöhnlich von einem kleinen Gärtchen umgeben, in welchem einige Gemüse für den Bedarf gezogen werden. Das Innere des Zeltes oder der Strohhütte ist dem Aeußeren entsprechend einfach. Halfa- oder Binsenmatten bedecken den Boden, andere Matten stehen an den Wänden aufrecht und sind bestimmt, die heiße Luft und den Staub abzuhalten. In der Mitte des Zeltes liegt eine gegerbte Rindshaut, sie vertritt die Stelle des Eßtisches. Der Luxus eines buntfärbigen oder zuweilen scharlachrothen Wollteppiches, eines Strohsackes, eines Kopfkissens, einer Decke oder gar eines Bettgestelles ist selbst wohlhabenden Edlen unbekannt, nur einzelne reiche Chefs, Scheikhs können sich solche Artikel vergönnen. Hingegen fehlt das Lederkissen auch in der dürftigsten Behausung nicht. In einer Ecke liegen einige Binsenkörbe, am Zeltpfeiler, der das Zeltdach trägt, hängen einige Ledersäcke, durch ein Vorhängschloß versperrt, und stellen die Kästen vor, neben ihnen die Wasserschläuche, Ledereimer und Stricke, um das Wasser aus den Brunnen zu schöpfen, für die Aufbewahrung der Milch dienen weitere Schläuche. Dort in einer anderen Ecke ruht der von den Frauen auf den Reisen benutzte Käfig, der auf das Meheri befestigt und mit einem Wollteppich gedeckt, diese vor der heißen Luft und dem Sande schützt. Einige ausgehöhlte Kürbisse an Stelle der Flaschen, Holz- und irdene Krüge, eiserne Schüsseln (theils als Eß-, theils als Waschgeschirr verwendet), große und kleine Holzteller und Holzlöffel, ein Holzmörser mit steinernem Stößel zum Zerquetschen

der Kornfrüchte, eine Lampe, ein Spiegelscherben (der Eitelkeit der Targi-Frau Rechnung tragend) vervollständigen die häusliche Einrichtung einer Targi-Familie.

Wie sollte unter solchen Verhältnissen der Targi nicht den bittersten Neid für den arabischen Nachbar im Norden hegen, der die faulen Glieder im weiten Gezelt auf weichen Teppichen und üppigen Wolldecken streckt? Und noch mehr als dies, des Arabers Magen ist stets gefüllt, er aber muß sehr oft seinen Leib enge zusammenschnüren, um vom Hunger nicht zu arg sich peinigen zu lassen. Armer Targi! An Nahrungsmitteln giebt es wenige Völker, die so arm als er wären. Wie kann bei ihm von einer bestimmten Nationalspeise die Rede sein, jeder ißt, was er findet, was er sich zum möglichst billigen Preise erwerben kann, selbst dann aber wenig, hinreichend genug, um nicht Hungers sterben zu müssen. Doch wie leuchten die Augen, welche Wollust durchzieht seine Seele, wenn sich die Gelegenheit bietet, ein Gratismahl einzunehmen, dann kennt der durch die Gefräßigkeit auf's höchste gesteigerte Appetit keine Grenzen. Wehe dem Reisenden, bei dem sich so eine Gesellschaft ausgehungerter Tuareg zu Gaste einladet, die Vorräthe, für Monate bei normalem Verbrauche ausreichend, schmelzen wie Butter in der Sonne dahin. Rohlfs und v. Bary haben uns schon im Vorhergehenden mit der Gefährlichkeit solcher ungebetener Gäste bekannt gemacht; ein Gastmahl, das für dreißig Araber hinreichen würde, genügt kaum, um den Appetit von acht Tuareg zu stillen.

Andererseits giebt es aber auch wenige Völker, welche ähnliche Virtuosität im Ertragen von Hunger und Durst entwickeln, es ist nichts Seltenes, wenn ein Targi durch die Noth gezwungen, selbst auf der Reise, der Hitze und Ermüdung ausgesetzt, drei bis vier Tage ohne Essen und Trinken zuzubringen vermag. Auf der Reise nimmt der Targi überhaupt nur einmal des Tages, nach Beendigung des Tagemarsches, Nahrung zu sich; im Lager zweimal, wenn solche vorhanden. Im gewissen Sinne Nationalspeise ist ein aus Korn, Gerste oder Negerhirsemehl gekochter Brei, Assink genannt, der aber auch zu dünnen Scheiben geformt (Galetten) roh genossen wird und kräftiger Verdauungsorgane bedarf, um ohne schlimme Folgen von einem Europäer genossen werden zu können. In Ausnahmsfällen erscheint auf dem Tische der Edlen

und Marabuts das Nationalgericht der Araber, der Kuskus. An Festtagen tischt die Frau, wenn es der Vorrath erlaubt, eine Bäckerei auf, die einem Kuchen ähnlich, aus Kornmehl, Milch, Butter und Honig zubereitet, als Delicatesse den Targi in Entzücken versetzt. Brot wird nur in den Städten gebacken und als Zwieback für den Gebrauch der Caravanen hergestellt. Datteln, Feigen und Brustbeeren, im Lande nicht zu häufig, werden meistens roh genossen, doch zerquetscht man auch die Datteln in Milch und Butter oder bäckt sie mit dem Mehle des Traubenkrauts in Gestalt hohler Kuchen zu einer beliebten Conserve. Auf der Tafel des Edlen erscheinen zuweilen gedörrte Trauben in den Ragouts. Gemüse sind allzu selten, um auf den Tisch zu kommen, in vielen Fällen sind die aus der Familie der Coniferen entnommenen wilden Gemüse die einzige Nahrung der Armen, man kocht diese in Wasser unter Zusatz von Salz und (Allah sei gepriesen) wenn thunlich mit etwas Butter oder Fett.

Nutzthiere werden gewöhnlich nur geschlachtet, um die Anwesenheit eines willkommenen Gastes zu feiern, und dann muß das Gastmahl entsprechend reichlich sein, um den Gast, den Nachbar des Gastgebers, der unter dem Vorwande, den Gast zu ehren, die Gelegenheit nicht versäumt, sich in optima forma den Magen zu füllen, und die Bettler zu sättigen, die sich zahlreich einfinden und denen die Brosamen vom Gastmahl gehören. Je nach dem Range des Gastes und dem Reichthum des Hauswirthes wird das zu schlachtende Thier ausgewählt; ist der Besucher ein hoher Würdenträger, so wird eine junge, fette Kameelstute geopfert, und in absteigender Reihenfolge muß sich der Gast mit einem etwas zähen Kameelbraten, einem Hammel-, Ziegen- oder Schafbraten begnügen. Das Fleisch wird entweder gebraten oder als Ragout zubereitet. Trotz der einfachsten Vorrichtungen, das Fleisch wird nur auf einen Holzpfeil aufgespießt und auf zwei Gabelpflöcken über dem glühenden Feuer geschmorrt, sind die Tuareg als Künstler in diesem Fache bekannt. Um das Aroma des Fleisches zu erhöhen, wird dasselbe, obwohl es schon von Natur aus in Folge der aus wohlriechenden Kräutern bestehenden Nahrung der Thiere wohlschmeckend ist, mit den gleichen aromatischen Kräutern, an denen die Wüste reich ist, gewürzt. Nicht minder wohlschmeckend ist das zerstampfte und in Butter gekochte Fleisch als Ragout.

Während aber die Reichen sich an diesen Leckerbissen gütlich thun, wird vor dem Zelte eine eigenthümliche Tafel gehalten. Die Armen nehmen auch an der Festlichkeit Theil, indem sie die Haut des geschlachteten Thieres, wenn es eine Ziege oder ein Hammel war, verzehren. Der Balg wird zu diesem Behufe, um die Haare zu entfernen, mit siedendem Wasser abgebrüht und dann in schmale, kleine Streifen geschnitten, die, je nachdem die Haut weich oder hart, gekocht oder geröstet werden.

Verhältnißmäßig selten kommt Wild auf den Tisch des Reichen, obwohl die Dünenregion von Mouflons (wildes sardinisches Bergschaf), von Gazellen und Antilopen bevölkert ist, ihr Fleisch wird vielmehr in der Sonne gedörrt und sorgsam für die Reise verwahrt, auch ist solches ein bedeutender Handelsartikel auf den Märkten des Tuareg-Landes, insbesondere in Rhadames.

Wohl der sprechendste Beweis der Armuth des Volkes im Allgemeinen ist die Thatsache, daß das Erscheinen der Wanderheuschrecken, in Südrußland, in Europa überhaupt, ja selbst im Tell (der fruchtbaren Küstenregion Algiers und Marokko's am Mittelmeere) als Landplage betrachtet, hierzulande als ein Segen, ein Geschenk Gottes gepriesen wird. Während im Tell die ganze arabische Nomadenbevölkerung auf den Beinen ist und die von den Heuschrecken überfallenen Halfa-Ebenen auf weite Strecken hin in Brand gesetzt werden, um das Insect zu vernichten, werden sie hier sorgsam gesammelt und gesalzen, oder in Oel eingemacht, wie ein Nothpfennig aufbewahrt.

Es läßt sich in Anbetracht dessen kaum ein schärferer Gegensatz aufweisen, wenn wir erfahren, daß trotz der Armuth des Landes die edlen Tuareg sich des Genusses von Fischen und Vögeln enthalten; gewiß ein charakteristischer Gebrauch, umsomehr als die Araber, Tebu und anderen Saharabewohner in einem solchen Hungerlande wie es die Wüste ist, Alles essen, was ihnen in die Hände fällt, selbst das Fleisch von Thieren, das uns Europäer anekeln würde, wie z. B. jenes der Hunde, Eidechsen und Springratten. Fische und Vogeleier werden sonst überall als eine besondere Gabe des Himmels betrachtet. Die Araber sind aber noch im Vergleiche zu den Tuareg reich zu nennen, dennoch verschmähen Letztere das Fischfleisch, Vögel und ihre Eier als unrein. Ueber den Ursprung dieses Gebrauches befragt, wissen sie nichts zu sagen, als daß ihnen derselbe von ihren Ahnen

vorgeschrieben wurde und sich als eine Vorschrift ihres ursprünglichen Heidenthums noch erhalten hat. Wie schon erwähnt, wird dieser Gebrauch jedoch nur von den Edlen eingehalten. Die Marabuts, welche fast mit allen Traditionen der ursprünglichen Religion des Tuareg-Volkes gebrochen haben, und ebenso die Imrhad, halten sich nicht für gebunden und genießen Alles, was nicht den Geboten des Korans zuwiderläuft.

Die Hauptnahrung der Tuareg aber bildet die Milch, ja während der Weidezeit genießen sie kaum etwas Anderes, sie wird entweder roh, sauer oder geronnen getrunken, Butter und Käse sind deshalb selten, letzterer aus dem Sudan und der Oase Asben oder Aïr eingeführt, Oel, Talg und andere Fette gelangen aus dem Tell in's Land. Als Ersatz für den Zucker bedienen sich die Tuareg des Honigs, die Armen des wilden, auch wird der von den Talhabäumen reichlich ausgeschwitzte Gummi von diesen genossen; Salz kömmt aus der Sebcha von Amadghor im Ahaggar-Lande und aus Fessan. Geistiger Getränke enthält sich das Volk, obwohl in neuester Zeit die vom Koran verbotene Unsitte des Genusses geistiger Getränke (insbesondere des Absynths) durch die Araber aus der algerischen Sahara auch im Lande Eingang gefunden hat, in Fessan verschmähen die Imettrilalen die Gelegenheit nicht, sich im Genusse des Lakbi (Palmenweines) über das Elend und die Noth zu trösten. Thee und Kaffee sind nur von den wohlhabendsten Chefs gekannte Luxusgetränke. Hingegen ist der Tabak, der von Fessan, Tripoli und der Tuat-Oase, wo er in großen Mengen gezogen wird, in's Land eingeführt ist, im allgemeinen Gebrauch, mit Ausnahme der Marabuts raucht, schnupft und kaut Alles, Mann und Weib. Als Rauchutensilien fungiren ein lederner Tabakbeutel, eine kleine, unseren italienischen Gypspfeifen ähnliche Pfeife, die durch einen Kupferdeckel verschlossen wird. Der Kautabak wird mit Natron gemengt, in Folge dessen werden die Zähne bald cariös.

Der ziemlich allgemeinen Armuth des Landes entspricht auch die einfache Tracht und Kleidung, nur die bessere Qualität des Stoffes unterscheidet das Kleid des Edlen von jenem des Imrhad. Fast Alle tragen ein langes Aermelhemd (tikamist) aus weißem Baumwollenstoff, jene, die ein solches entbehren, tragen eine aus grobem, weißem Baumwollenstoff verfertigte weite Blouse (refirha). Den Unterkörper bedeckt eine breite, bauschige Hose (karteba) aus

glänzendem blauen Baumwollenstoffe, aus dem Sudan, von der Hüfte bis zu den Fußknöcheln reichend. Eine lange, indigoblaue Blouse von glänzendem Baumwollenstoff dient als Ueberwurf, zuweilen ist derselbe aus Kameelleder verfertigt und dann sehr geschätzt. Bei den wohlhabenden Edlen ist der Ueberwurf mit gestickter Arbeit verziert, allgemein aber mit Taschen versehen, um das Sacktuch, die Pfeife und den Tabak zu verwahren. Um die Hüfte wird ein langer blauer oder rother Gürtel (tamentika) aus Baum- oder Schafwolle mehrmals herumgewickelt und giebt dem ganzen Anzuge die entsprechende Taille und Form.

An den Grenzgebieten des Landes, wo das Volk mit den Arabern in Berührung kommt, haben die wohlhabenden Edlen und Imrhad einige arabische Kleidungsstücke zu ihrer Nationaltracht hinzugefügt. — Eine hohe Mütze mit einer Seidenquaste dient als Kopfbedeckung, über diese wird der dem Volke eigenthümliche Gesichtsschleier (tigelmust) getragen. Derselbe besteht aus einem schmalen, langen, indigoblauen Baumwollentuch und wird in der uns schon bekannten Weise verwendet, er wird aus dem Sudan importirt.

Die intensive Hitze des Bodens, seine steinige und sandige Beschaffenheit nöthigen die Tuareg, sich den Luxus einer Fußbekleidung vergönnen zu müssen, nur die bitterste Armuth wird den Targi bewegen können, darauf Verzicht zu leisten. Als Beschuhung dienen Sandalen aus Kameelleder von der auf Seite 131, Figur 9 abgebildeten Form, zuweilen tragen die Stammchefs hohe, rothe Maroquinstiefel. Die Tracht der Frauen ist noch einfacher und besteht aus einer oder mehreren weißen Baumwollblousen, welche um die Hüfte durch einen langen rothen Gürtel aus Schafwolle in Falten gelegt werden, über diese tragen dieselben ein langes Wolltuch von rother oder weißer Farbe, oder aber roth und weiß gestreift, und bedecken sich damit in orientalischer Weise. Die Haare werden bandartig geordnet und mit einem mehr oder minder reichen Wolltuche so bedeckt, daß auch das Gesicht vom Tuche eingerahmt erscheint. Die Sandalen der Frauen gleichen jenen der Männer und sind nur reicher verziert. Besondere Eitelkeit und Hang an glänzendem Schmuck darf der Targi-Frau nicht nachgerühmt werden, ihre Schmuckgegenstände sind wenige und selten kostbare. Auch hierin unterscheidet sich das targische Volk wesentlich von den übrigen berberischen und arabischen

Stämmen der Wüste. An maurischen und Kabylen-Frauen, an den arabischen Schönen der wohlhabenderen Classen glitzert und funkelt das Geschmeide im Sonnenlichte, Arme und Füße sind mit Spangen von edlem Metalle oder aber, wenn die Vermögensverhältnisse dies nicht erlauben, von Kupfer oder



Kabylen-Frau.

Eisen beladen, um den Hals reiht sich ein Collier von Glasperlen und edlem Metall an das andere, die Targi-Frau hingegen trägt nur einen oder mehrere Ringe (tîsak), an jedem Arme ein Armband von Glas oder Silber und eine kleine Glasperlenschnur um den Hals. Ungeachtet dieses geringen Schmuckes weiß die Targi-Frau ihre natürliche Schönheit in's glänzendste Licht zu stellen

und entwickelt in der Drapirung ihres einfachen Gewandes durch eine geschmackvolle Farbenwahl der Stoffe bewunderungswürdiges Talent; ohne sich mit glänzendem Tand zu beladen, ist sie ebenso vielumworben und wußte sich eine so hervorragende sociale Stellung zu erringen, die das Araberweib mit Neid erfüllen muß; auch ohne Schmuck versteht es die Targi-Frau, sich so zu bewegen, daß man an die hoheitsvolle Gestalt einer Göttin erinnert wird. — Um nicht ganz ohne äußerlichen Zierrath zu bleiben, tragen auch die Männer um den Hals eine Kette von Amuletten oder einen Rosenkranz, der zugleich ihre Neigung zum Aberglauben am treffendsten illustrirt.

Eine oberflächliche Beurtheilung des Volkes, das weder den Boden bebaut, dem es nicht in jenem Grade an Wasser fehlt, wie allgemein vorausgesetzt wurde, noch eine nennenswerthe Industrie besitzt, könnte leicht zur Annahme verleiten, daß die Tuareg ein dem Müßiggang huldigendes Volk sind, die eben das Elend verdienen, unter dem sie seufzen, doch dem ist nicht so, der Targi ist ein thätiger Mann, stets beschäftigt, die Ausdehnung des Gebietes, dessen Schutz ihm anvertraut, erschöpft aber seine Zeit und das Intervall zwischen einer Reise und der anderen ist zu klein, um ihm zu gestatten, an die Pflege anderer Aufgaben zu denken. Zahlen werden dies am klarsten darthun. Die ganze Bevölkerung, die Asdscher und Ahaggar umfassend, übersteigt kaum 40.000 Seelen, das Gebiet, das sie beherrschen und für dessen Unabhängigkeit und Sicherheit sie zu sorgen haben, bedeckt aber eine Fläche von über 100 Millionen Hectaren (die doppelte Fläche des österreichisch-ungarischen Staates). Um einen der nächsten Märkte zu besuchen, braucht der Targi in den meisten Fällen ein Monat. Unter solchen Umständen bleibt dem Targi wohl keine Zeit, um Ackerbau und Industrie zu treiben, er muß zufrieden sein, die Zeit zu finden, seine mageren und kleinen, zum Lebensunterhalte unumgänglichen Heerden auf der Weide zu bewachen, die stete Wanderung derselben, um immer frische Weideplätze aufzusuchen, sowie die langen Reisen mit den Handels-Caravanen erfordern eine ununterbrochene Thätigkeit, der im Klima der Sahara gerecht zu werden, die kräftige Constitution des Targi nothwendig ist. Nur in den Oasen, wie Rhat, Dschanet, Ideles, Rhadames und jenen Fessans, treibt der Targi Ackerbau, der Ertrag dieser kaum 1000 Hectaren großen Fläche bebauten Bodens ernährt selbstverständlich kaum die

Oasenbewohner. Mit unendlicher Mühe haben übrigens die Imrhad an einem der höchsten Punkte des Tasili, zu Harer, die Erde zusammengetragen und ziehen daselbst Datteln, Feigen und Getreide, doch ist dies ein vereinzelter Fall, der für das übrige große Gebiet ohne Einfluß blieb. Ohne Rinder, Pferde und Ackerwerkzeuge zu besitzen, muß sich übrigens ihre Agricultur auf die Anlage kleiner, dürftiger Gärten beschränken, die sie mit dem Spaten bearbeiten. In gleicher Weise überschreitet die industrielle Thätigkeit, obwohl etwas entwickelter als der Ackerbau, nicht die Grenzen der unbedingten Nothwendigkeit. Am angesehensten sind die Schmiede, sie reihen dem Range nach sich an die Edlen und besorgen die Reparatur der beschädigten Waffen. Ein ziemlich ausgebreiteter Industriezweig ist die Gerberei, ihr folgen zunächst die Sattler. Einige beschäftigen sich mit Korbflechterei und Thongeschirr-Fabrikation, Andere verfertigen die landesüblichen Hausgeräthe aus Holz und die Holztheile an der Ausrüstung des Targi. An Geschicklichkeit fehlt es dem Tuareg-Volke nicht, ihre wenigen Erzeugnisse könnten erfolgreich mit den gleichen Artikeln Marokko's und von Tunis rivalisiren. Doch um ihre Fertigkeit auszubilden und den Bedarf an Industrie-Erzeugnissen im eigenen Lande zu decken, mangelt es ihnen an Zeit und an dem nöthigen Rohmaterial. Im Berufe des Führers, Kameeltreibers, Reisenden, Jägers und als Hüter der Heerden fließt das Leben des Targi hin.

Damit wäre das Bild des Tuareg-Volkes von der materiellen Seite abgeschlossen und wollen wir nun auch der geistigen Bildung, den Fähigkeiten desselben einige Worte widmen. Sowie die Wüstennatur wesentlich dazu beigetragen hat, das Volk mit physischen Vorzügen auszustatten, um ihnen den harten Kampf um's Dasein annehmbarer zu machen, die Sinnesorgane der einzelnen Individuen in hohem Grade zu schärfen, so hat sie auch im selben Maße mitgewirkt, die ursprüngliche Geistesfrische und Auffassungsgabe der berberischen Race im Tuareg-Volke zu erhalten, wodurch sich dasselbe wesentlich von den arabischen Nachbarstämmen unterscheidet. Der stete Kriegszustand, in dem sich das Volk gegen die Wüstennatur selbst befindet, war dem Formenkram der islamitischen Religion nicht günstig, darum sind die Tuareg, obwohl Bekenner des Islam, sehr laue Gläubige und vernachlässigen mit Ausnahme der Marabuts und einiger aus Neigung frommer Männer die Vorschriften

des Koran in solcher Weise, daß die Araber sie im gewissen Sinne als Ungläubige betrachten. Wie sollte aber der Targi den zahlreichen Geboten der Formalität nachkommen, die der Islam dem wahren Gläubigen auferlegt! Das Gebet und die Wallfahrt zum Grabe des Propheten erheischen viel Zeit, das Fasten und Almosengeben setzen Ueberfluß voraus, der Targi ist aber nie in der Lage, über solchen zu verfügen. Besonders die Pilgerfahrt nach Mekka absorbirt so viel Zeit und Geld, daß nur sehr wenige Tuareg (Duveyrier schätzt die Zahl der Asdscher und Ahaggar, die Mekka gesehen, auf 30—40) sich dieser religiösen Pflicht entledigen, obwohl der Titel eines Hadsch (Pilgers) auch unter den Tuareg ein sehr geachteter und begehrenswerther ist. Es klingt wie Ironie, vom Tuareg Freigebigkeit im Spenden von Almosen zu erwarten! Selbst mit der größten Noth kämpfend, ist es im Gegentheile im Lande beinahe allgemeines Gesetz geworden, auf Kosten Anderer sich den Magen zu füllen. Keine Moschee, keine Capelle, kein Iman oder Mufti erinnert an die religiösen Vorschriften, im ganzen Lande ist die Sauya von Timassanin der einzige Sammelpunkt für die Pflege der religiösen Gebote des Islam.

Formell erkennen die Asdscher die geistliche Oberhoheit des Sultans von Stambul, die Ahaggar jene des Sultans von Marokko an. Heidenthum und auch christliche Anklänge spiegeln sich im Glauben und dem besonders entwickelten Aberglauben der Tuareg. So z. B. nennen sie den einzigen Gott Amanaï (Adonaï der Bibel), lassen den Himmel von Engeln (andschelusen — der lateinische Ausdruck angelus ist unzweideutig beibehalten) bewohnt sein, glauben an die Hölle und ihren Fürsten, den Teufel, das Kreuz spielt die größte Rolle und ist im allgemeinsten Gebrauch in ihrer Schrift, an den Waffen und Schildern, in den Verzierungen ihrer Kleidungsstücke, als einzige Tätowirung trägt der Targi auf der Stirn und auf dem Handrücken ein Kreuz. Trotzdem der Islam den Gebrauch von Glocken als Versteck des Christenthums verboten und ihn überall ausgerottet, ist der Sattel bei den Tuareg mit Glöckchen verziert. In den Sitten des Volkes sind die Wahrzeichen des Christenthums noch augenfälliger ausgeprägt, die Monogamie, das Ansehen der Frau sprechen eindringlich dafür. Im Laufe der Jahrhunderte soll nach arabischen Geschichtsschreibern das targische Volk nicht weniger als vierzehnmal den ihm

aufgedrungenen Islam abgeschworen haben. Ein hartnäckig sich erhaltender, mit den übrigen religiösen Vorstellungen kaum zu vereinbarender Aberglaube des Volkes ist der Glaube an überirdische Wesen (Genien) und die Geisterbeschwörung. Trotzdem die Tuareg vor Allem sich scheuen, was sie an einen Todten erinnern könnte, nie von ihm sprechen und es nicht dulden, daß vor ihnen von den Abgeschiedenen gesprochen, ihr Name genannt werde, und sorgfältig auf dem Wege einer Grabstätte ausweichen, hat sich bei den Asdscher und Ahaggar dennoch der Gebrauch erhalten, den Geist eines Abgestorbenen zu citiren. Wenn der Targi auf Handelsreisen oder auf einer Rhessi für längere Zeit von seiner Familie abwesend und den Seinen keine Nachrichten zukommen lassen kann, schläft sein Weib auf einer alten Grabstätte und citirt den Geist, der ihr über das Schicksal ihres Mannes Nachricht giebt. Sie legt zu diesem Gange ihre prächtigsten und reichsten Gewänder an und schmückt sich, um den citirten Geist günstig zu stimmen. Auf die Beschwörungsformel erscheint der Geist (Idebni) in der Gestalt eines Mannes, und findet derselbe an der Beschwörerin Gefallen, so erzählt er ihr Alles, was in dem Zuge, an dem ihre Lieben theilnehmen, vorgeht, im Gegenfalle erdrosselt er die Friedensstörerin. Die Autorität des Geistes wird selbstverständlich immer gewahrt und kehrt der Reisende zurück in das heimatliche Zelt, so stimmen die Erzählungen stets überein.

Der Glaube an die Schutzgeister ist ein in der ganzen Wüste verbreiteter, ihnen werden alle außergewöhnlichen Ereignisse zugeschrieben und unter den Tuareg ist dieser Glaube so mächtig, daß sie nur ungern die Nacht unter einem Dache zubringen (besonders auf der Reise), aus Furcht, von den Geistern (alhinen) eingesperrt zu werden; einen Targi einsperren, heißt aber soviel als ihn zum Tode verurtheilen. Alle Krankheiten des Nervensystems werden als Folgen der Besessenheit angesehen und um den Geist aus dem ergriffenen Körper zu vertreiben, die eigenthümlichsten Beschwörungsformeln angewendet. Die lebendige Phantasie der Tuareg hat diesen Geistern die menschliche Form verliehen und dieser Hörner, einen Schweif und einen behaarten Leib hinzugefügt. Nach der Tradition bewohnen diese Schutzgeister ein isolirtes Bergmassiv, das ihnen vollständig überlassen wird, in welches einzudringen Niemand wagen wird. Bei den Asdscher ist es der uns bereits bekannte

Idinenberg, bei den Ahaggar der Berg Uadan, auch die beiden anderen Fractionen der südlichen Tuareg räumen den alhinen bestimmte Plätze ein. Ebenso allgemein ist bei den Tuareg der Glaube an Zauberei. Um sich vor den Schrecken einer Besessenheit und dem Einflusse der Zauberer zu wahren, ist der Gebrauch der Amulette bei den Tuareg der weitestverbreitete, mit Ausnahme des Todes sollen sie den Menschen vor allen Uebeln schützen können; deshalb und weil in der Wüste vielerlei zu befürchten ist, trägt der Targi nicht nur am Halse, sondern auch auf der Brust und am Kopfe Amulette, die aus kleinen, mehr oder minder verzierten Ledersäckchen bestehen, in denen kleine Papierstreifen mit Koransprüchen oder kabbalistischen Zeichen sorgfältig verwahrt werden. Eine Gattung derselben soll dem Träger zur Erlangung aller ihm wünschenswerthen Güter verhelfen, die andere ihn von allen zu fürchtenden Uebeln befreien.

Der berberische Ursprung des Volkes spricht sich jedoch nicht nur in diesen charakteristischen, dem Heidenthum entstammenden religiösen Anschauungen und Vorstellungen, sondern auch in Sprache und Schrift aus. Unter allen Völkern berberischer Abkunft sind die Tuareg das einzige, das trotz des Einflusses der arabischen Invasion die ursprüngliche Sprache und Schrift der ältesten Eingebornen Nordafrika's erhalten hat. Wohl haben sich im Laufe der Zeit bei den vier einzelnen Abtheilungen der targischen Nation ebenso viele deutlich unterscheidbare Mundarten ausgebildet, die bei den südlichen Stämmen, den Kelowi oder Kelaïr und den Auelimmiden, viele Worte aus den verschiedenen Negersprachen des Sudans enthalten, bei den nördlichen Tuareg hingegen mit Ausnahme weniger durch den Islam eingebürgerter arabischer Ausdrücke viel freier von fremden Beimischungen sind; doch der allgemeine Charakter der Sprache ist berberisch geblieben, das Volk selbst nennt die Sprache das Temahak, die Schrift, deren es sich bedient, das Tefinagh. Während aber die Sprache sich in verschiedene Mundarten theilte, blieb die Schrift mit Ausnahme nebensächlicher und unbedeutender Aenderungen bei allen vier Abtheilungen dieselbe und weicht nur wenig von den Typen der Tugga-Inschriften aus der Zeit Carthago's ab. Selbst der Zwang, den der Islam auf seine Bekenner allerorts ausübt, konnte der Zähigkeit des Volkes, an seiner ursprünglichen Schrift festzuhalten, keinen Abbruch thun.

Seiner Eigenthümlichkeit wegen führen wir das Tefinagh-Alphabet an, wie es Duveyrier darstellt. Charakteristisch für die Schreibweise ist es, daß die Zeichen nach Belieben in horizontaler oder verticaler Richtung aneinandergereiht, die einzelnen Zeichen nach Belieben von links nach rechts oder von rechts nach links geschrieben werden können. Obwohl im Allgemeinen Männer und Frauen des Lesens und Schreibens mächtig sind, so wird der Unterricht der männlichen und weiblichen Jugend von den Frauen besorgt, wie denn überhaupt die Frauen der Tuareg auf einer höheren Bildungsstufe stehen als ihre Männer, wohl ein isolirt dastehendes Verhältniß. Unter den Edlen wird es eine Seltenheit sein, unwissende Frauen anzutreffen.

ⵎ ⵎ ⵎ I , ∃ , ⊐ , + , · , : , ǁ , ⋯ , I , ⊙ ⊡ , O □ , # ,
f, d, t, m, t, a, ô, ou, l, q, n, s, r, z,

⊿, 3 ʒ ʃ , ∴ , ⁞ , Φ ⊞ ⊠ , U ∩ U ∏ Λ , ∷ , T ⊣ ⅃ , Ͻ Ͽ , X , ⁝ ,
g. i, k, h, b, d, kh, dsch, ch, z, r, g.

Die Kenntniß der arabischen Schriftzeichen ist eine äußerst beschränkte und wird nur von den Tolbas aus Tuat und einigen Marabuts gelehrt, ebenso selten ist der Gebrauch des in arabischer Sprache geschriebenen Koran.

Obwohl die Kenntnisse der Tuareg in der Arithmetik äußerst geringe sind und, mit Ausnahme der Handelsleute von Rhat, Rhadames und Insalah, die Tuareg ihre Rechnungsprobleme an den Perlen ihres Rosenkranzes lösen, kennen sie doch zum Unterschiede von den Arabern ihr Alter, das sie nach Mondjahren bestimmen. Von allen Wissenszweigen ist es die Astronomie, in welcher die Tuareg erstaunliche Kenntnisse besitzen. Es darf dies bei einem Volke, das die unermeßliche Wüste seine Heimat nennt und meistens, um die sengende Tageshitze zu vermeiden, bei Nacht reist, nicht verwundern; ein monatelang, ja oft jahrelang ungetrübter Nachthimmel mußte dazu beitragen, die angebornen und durch die Nothwendigkeit unterstützten Anlagen auszubilden. Ohne den Compaß zu kennen, blieb dem Targi wohl nichts übrig, als seinen Weg nach den Sternen zu regeln, und er hat es darin zu einer anderswo unerreichten Virtuosität gebracht. Nach den Sternen am Nachthimmel

und dem Tagesgestirn wird auch die Zeit bestimmt; die geographischen Kenntnisse des Volkes beschränken sich auf die centrale und westliche Sahara, aber selbst der Letzte unter ihnen wird dieses ausgedehnte Gebiet besser kennen, als mancher Europäer sein eigenes Heimatland; Geschichte hingegen ist für den Targi ein versiegeltes Buch. Unter den Naturwissenschaften ist es die Botanik, in welcher die Tuareg besondere Kenntnisse entwickeln. Das Ideal wissensdurstiger Tuareg ist jedoch die Alchymie und Zauberei und sich als Magiker geben zu können, der Gipfelpunkt des Ehrgeizes und der Bildung; einer allfälligen Probe ihrer Fähigkeiten weichen aber auch hier wie überall die Zauberer sorgsam aus und halten ihre Wissenschaft sehr geheim.

Die Rechtspflege ist, wie es bei einem Nomadenvolke par excellence nicht anders sein kann, eine höchst einfache, im Tribu der Tuareg giebt es keinen Kadi; nur in außerordentlichen Fällen appellirt man an die Richter, die in Rhat, Rhadames und Insalah ihren Sitz haben. Das Recht wird gewöhnlich nach den mündlichen, im Volke traditionellen Bestimmungen gesprochen, nur in schwierigen Fällen, für welche dieses keine Auskunft ertheilen kann, wird das Gesetzbuch Sidi Khelil's zu Rathe gezogen. Gewöhnlich wird aber weder das Urtheil des Kadi noch das geschriebene Recht in Anspruch genommen, in der Familie schlichtet das Haupt, im Tribu der Chef die allfälligen Streitigkeiten, bei letzteren tritt nur noch die Vermittlung des Marabuts hinzu. Die Strafen, welche von diesen beiden Richtern in erster Instanz verfügt werden können, sind Geldstrafen, körperliche Züchtigung (Bastonnade) und die Kettenstrafe. Gefängniß und Todesstrafe werden niemals, auch vom Kadi nicht verhängt, und wenn dies heute doch in Rhat und Rhadames von Seite der türkischen Behörden geschieht, so fügen sich die Tuareg hier nur der Waffengewalt des verhaßten Eindringlings. Unter sich können Verbrechen, welche so strenge Ahndung erheischen, nur durch Blutrache gesühnt werden. Bei den Tuareg gilt das alte Gesetz: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Die nächsten Verwandten des Opfers eines Mordes bestimmen in solchen Fällen die Rache und diese besteht, wenn nicht heißer Rachedurst die Rächer beseelt, im Erlag eines Blutgeldes von Seite des Mörders oder aber im Gegenfalle in der Tödtung des Schuldigen. Wehe diesem, ja wehe seiner ganzen Familie, der erste Mord zieht eine ganze Reihe neuer Morde nach sich, bis die

einzig Ueberlebenden sich unter Vermittlung der Marabuts versöhnen können. Manchmal fallen ganze Familien der Blutrache in dieser Weise zum Opfer. Glücklicherweise sind solche Verbrechen selten, häufiger hingegen der Kindesmord in Folge unerlaubten Umganges; in diesem Falle fällt es dem Vater anheim, die seinem Hause angethane Schmach zu rächen, gewöhnlich aber verbirgt er seine Schande.

Am Schlusse dieses Charakterbildes des Tuareg-Volkes wollen wir einige Worte den Gebräuchen bei Geburten, Hochzeiten und Todtenbestattungen widmen. Die Geburt eines Kindes wird durch keine besondere Festlichkeit gefeiert, ist es ein Knabe, so ist er willkommen, denn er vermehrt die Zahl der Vertheidiger der Freiheit und Unabhängigkeit des Stammes. Im Gegensatze zu den Arabern nehmen die jungen Männer keinen Antheil an der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten des Stammes, erst mit vierzig Jahren tritt für den Tuareg dieser bedeutungsvolle Moment ein, vor dieser Zeit nimmt er nur an den Kämpfen, nicht an den Berathungen Theil. Diese lange Dauer der Unmündigkeit erklärt sich aus der Langlebigkeit der Tuareg. Hundertjährige Greise sind nichts Seltenes, ja wie Duveyrier mittheilt, stand einer seiner Führer im Alter von hundertfünfzig Jahren.

Aus demselben Grunde werden auch die Ehen in viel reiferem Alter als bei den Arabern geschlossen; selten schreitet das Mädchen vor erreichtem zwanzigsten, der Mann vor dem dreißigsten Jahre zur Ehe. Das Recht der Trennung der eingegangenen Ehe steht dem Manne zu, doch wird der Targi nicht eher seine neuerkorene Frau in sein Zelt führen, bevor er nicht das weitere Schicksal der verstoßenen ersten Frau geregelt hätte. Die verheiratete Frau genießt um so größeres Ansehen, je mehr Freunde und Verehrer sie unter den noch ledigen Männern zählt, doch darf sie, um ihre Ehre und den guten Ruf zu erhalten, keinen unter diesen irgendwie bevorzugen. Eine Frau, die nur einen Freund hätte, oder einem unter mehreren ihrer Verehrer besondere Gewogenheit bezeigen würde, wird als verführt betrachtet und öffentlich beschämt, Alles würde mit den Fingern nach ihr weisen.

Die nationalen Sitten des Tuareg-Volkes sind aber besonders durch das Verhältniß ausgezeichnet, das zwischen Männern und Frauen (Mädchen) mit Ausnahme der Eheleute herrscht, und das vielfach an das Minneleben des

deutschen und französischen Mittelalters erinnert. So darf das Targi-Weib auf den Litham ihres Ritters einen Lobspruch sticken oder auf seinen Schild einen Glückwunsch schreiben, der Ritter seinerseits wird den Namen seiner Schönen in die Felsen eingraben und ihre Tugenden und Vorzüge preisen, und Niemand wird darin etwas Anstößiges oder Uebles finden. Der Freund und die Freundin, sagen die Tuareg, sind für das Auge, für das Herz und nicht blos für die Leidenschaft, wie bei den Arabern.

Fast allabendlich versammeln sich die Frauen und singen, indem sie sich mit dem Rebâsa begleiten, und improvisiren ihre Gesänge gleich den Troubadours des Mittelalters. Im Halbkreise kauern sich die Männer um die Sängerinen, und um diese zu ehren, erscheinen sie in ihrem besten Staate. So patriarchalisch sich auch sonst diese Gebräuche darstellen, so würde die verheiratete Frau dennoch unverweilt die Trennung verlangen, würde sie eine Rivalin entdecken, und der Mann hat das Recht, eine der Untreue überwiesene Frau zu tödten, ohne ihrer Familie darüber Rechenschaft geben zu müssen.

Im ehelichen Verkehre gilt das Gesetz, daß die Frau dem Manne Gehorsam schuldet, dieser aber in den Grenzen seiner Hilfsquellen für den Unterhalt der Frau zu sorgen habe. Die Frau verlassen, ist schon ein Grund zum Vorwurfe. Die Tuareg-Eheleute essen gemeinschaftlich; im Gegensatze zu den Arabern, bei welchen der Herr allein und die besten Bissen speist, erhält die Targi-Frau immer den besten Theil des Mahles, doch giebt es auch unter den einzelnen Gerichten solche, welche ausschließlich einer oder der anderen Ehehälfte zukommen, so z. B. werden das Herz und die Eingeweide eines Thieres nur von den Männern genossen, hingegen kommen die Leber und Nieren den Frauen zu, Thee und Kaffee werden ausschließlich nur von Männern getrunken.

Das Benehmen der Tuareg-Frauen ist immer anständig und würdig, in Gesellschaft sind ihre Bewegungen von einer Art Etikette bestimmt, als Zeichen der Achtung vor einem Manne, mit dem sie sprechen, verhüllen sie vor ihm das Gesicht; da sie aber keinen Schleier tragen, so wenden sie dem Sprechenden den Rücken zu oder verhüllen ihr Gesicht mit dem Ende ihres Ueberwurfes. — Im häuslichen Leben ist die Targi-Frau der Araberin gegenüber eine Fürstin,

sie ist weder genöthigt, das Korn zu mahlen, noch auf ihrem Rücken Holz und Wasser zu schleppen, noch zu kochen, alles dies wird von den Sclaven besorgt, so daß der Targi-Frau gleich den Damen des civilisirten Europa hinreichend Zeit bleibt, sich der Lecture, dem Schreiben, der Musik und feineren Handarbeiten (Stickerei) zu widmen.

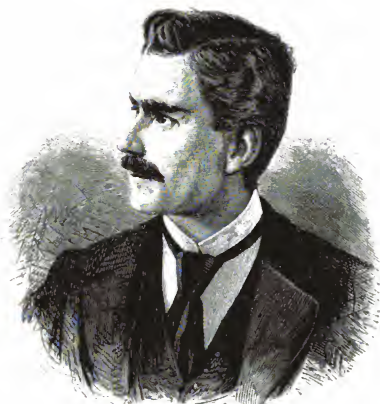
Die Hochzeitsfeierlichkeiten ähneln jenen der Araber, nur führt hier nicht das Pulver das große Wort. Bei den Edlen werden hoch zu Meheri Fantasias aufgeführt, es wird gesungen und die Nacht hindurch erklingt das Spiel des Rebâsa, bei den Leibeigenen und Sclaven wird bei dem Klange der Derbuka (Trommelinstrument) ein den Negern nachgeahmter Tanz aufgeführt. Ein Marabut vollzieht die hochzeitliche Einsegnung und redigirt den Ehecontract, wenn ein solcher für nothwendig erachtet wird, was gewöhnlich nicht der Fall ist. Wir werden später noch Gelegenheit haben, einer arabischen Hochzeits-Fantasia beizuwohnen und wollen deshalb hier von einer eingehenderen Schilderung abstehen.

Beschließt der Targi sein bewegtes Leben, so wird er, wenn er nicht etwa allein auf der Reise verunglückt oder fern von der Heimat im Kampfe mit überlegenen Feinden fällt, nach den Vorschriften des Islams beerdigt, sein Leichnam wird mit heißem Wasser gewaschen, in ein neues Leinenlacken eingewickelt und in die Erde versenkt; war er wohlhabend, so werden dem Todten aromatische Kräuter und Essenzen mitgegeben, Allen aber die entsprechenden Gebete gewidmet. Doch wird der Todte nicht beweint, ja hat man ihm einmal die letzten Ehren erwiesen und ihn zur Grabstätte geleitet, so wird nach dem Sühnopfer ein Todtenmahl eingenommen und dann vermeidet man ängstlich Alles, was an den Todten erinnern könnte. Das Lager wird gewechselt, sein Name wird nie mehr genannt, und damit er gänzlich aus dem Gedächtniß schwinde, erhalten die Kinder, mit Ausnahme jener in den Familien der Scheikhs und Marabuts, einen neuen Namen — der mit ihnen lebt und stirbt.

Und nunmehr zu unserer Reise zurück. Nachdem wir die Hammada erklommen, erreichen wir das schon erwähnte kleine Wadi En Nasar; zwischen diesem und dem nächsten, eine Tagereise näher an Rhadames liegenden Wadi Aghahar-Mellen wurden die beiden französischen Reisenden Dournaux Dupéré

und Joubert im April 1874 von den sie begleitenden Jfoghas-Tuareg hinterlistig ermordet.

Dournaux Dupéré, in früheren Jahren Marinebeamter zu Saint Louis am Senegal, zuletzt Erzieher in Frendah in der Provinz Oran, faßte die Preisaufgabe der Pariser geographischen Gesellschaft in's Auge und suchte einen centralen Handelsweg zwischen Algerien und dem Sudan aufzufinden.



Norbert Dournaux Dupéré.

Leider war sein Mangel an Vorsicht ebenso groß, als sein persönlicher Muth, und auch der Grund seines traurigen Schicksals. Am 1. Februar 1874 brach der Reisende in Begleitung des französischen Handelsmannes Joubert von Tuggurt auf und erreichte glücklich, einen neuen Weg über El-Achiya und Bir Toseri einschlagend, am 18. desselben Monats Rhadames, wo er von Seite des Kaïmakam auf das freundlichste aufgenommen wurde. Die eben wüthende Fehde zwischen den Asdscher- und Ahaggar-Tuareg verbot ihm, sein ursprüngliches

Project aufzunehmen und über Ideles nach Timbuktu vorzudringen, er mußte den Umweg über Rhat versuchen. Doch auch diese Route war im hohen Grade unsicher; nach französischer Darstellung sollen der Stadtrath, ja selbst zwei Ifoghas-Chefs dem Reisenden abgerathen haben, sich nutzlos in die Gefahr zu begeben, v. Bary hingegen will aus guter Quelle in Rhat gehört haben, daß es den auf ihre Handelsinteressen eifersüchtigen Rhadamser Kaufleuten nicht einfiel, die Europäer zu warnen, trotzdem Jedermann wußte, daß die Reisenden in Begleitung der Ifoghas dem sicheren Tode entgegengingen. Ohne auf die Warnungen zu achten, brachen aber die beiden Reisenden in Gesellschaft von vier Ifoghas, denen sie Schutzgeld zahlten, von Rhadames auf, vier Tagreisen von Rhadames gesellten sich einige Stammesgenossen der Führer und Schaanba hinzu, und während eines harmlos scheinenden Gespräches, das diese mit den Reisenden anknüpften, fielen die Ankömmlinge über die ahnungslosen Opfer her und erdolchten sie. Sie waren das Opfer einer Rache, welche die Schaanba und Ahaggar diesmal vereint den Franzosen schworen, weil französische Spahis einen Hoggar-Chef und den Bruder eines Chefs der Schaanba getödtet hatten, nachdem dieselben lange Zeit mit ihren Banden das Land unsicher gemacht hatten. Zu gleicher Zeit war auch zwischen den Asdscher und Ahaggar der Krieg ausgebrochen, der Grund hierzu waren nur einige Thaler, die von Rhadamser Kaufleuten an den Scheikh der Imangasaten entrichtet werden mußten.

Der alte Scheikh Eg esch Schech war gestorben und nach seinem Tode machten seine beiden Neffen Ufenaiet und Khetama auf diese Abgaben Anspruch. Aus so geringfügigem Anlaß entstand die langjährige blutige Fehde zwischen Asdscher und Ahaggar, die so vielen das Leben kostete, daß wie Schech Osman dem Dr. v. Bary versicherte, Niemand mehr eines natürlichen Todes, sondern durch das Schwert sterbe. Nach dem einstimmigen Urtheile der Kaufleute in Rhat war das Recht auf der Seite Khetama's, des Sohnes des Hadsch-Dschabur. Khetama ist seitdem im Kampfe gefallen, seinen Gegner Ufenaiet lernte v. Bary näher kennen und entwirft folgendes Bild von ihm: Ufenaiet, der jetzige Scheikh der Imangasaten, kann als Typus eines vornehmen Targi gelten. Von rein weißer Hautfarbe und ungewöhnlich kräftigem Körperbau, besitzt dieser junge Mann eine wahrhaft herkulische Stimme, deren tiefes

Dröhnen selbst bei ganz ruhigem Sprechen in Erstaunen setzen kann. Die dunklen Augen nehmen bei der geringsten Erregung ein wildes Feuer an, und unter dem schwarzen Litham läßt sich eine stark vorspringende Adlernase erkennen. Mit diesen äußerlichen Eigenschaften verbindet Usenaiet einen heftigen Charakter und leicht verwundbaren Stolz, so daß der Umgang mit ihm keineswegs leicht ist. Seine Stammesgenossen sehen aber darin nur die nothwendigen Eigenschaften eines wahren Scheikh. Uebrigens meinte Osman, der Führer v. Bary's: Aeußerlich erscheint Usenaiet wie ein Löwe, aber im Inneren trägt er das Herz eines Kindes. Damit wollte er sagen: Schone seinen Stolz und Ehrgeiz, so hast Du leichtes Spiel mit ihm. Wie v. Bary später fand, hatte Osman Recht. Seine erste Begegnung mit Usenaiet in Rhat war nichts weniger als freundschaftlich. Im vornehmen Tone beanspruchte er Geschenke, wie Barth an Hatita sie entrichtet hatte. Die Erwiderung, hier in Rhat gebe es keine Geschenke für ihn, da diese Stadt nun dem Sultan gehöre, machte ihn wüthend, und indem er etwas Sand auf die flache Hand streute und dann wegblies, zeigte er, daß er sich nichts um den Sultan kümmere; als er sah, daß seine Heftigkeit den Reisenden nicht einschüchtern konnte, verließ er in großer Erregung das Haus und ließ sich nicht wieder sehen. Sein Stolz ließ es nicht zu, daß er fortan v. Bary um irgend etwas ersucht hätte, während er sonst von allen Seiten in Contribution versetzt wurde. Traf der Reisende den stolzen Chef beim Kaïmakam, so blieb sein Benehmen reservirt, aber höflich. Trotz dieses gespannten Verhältnisses unternahm Usenaiet nichts gegen v. Bary, als er mit Osman in's Wadi Mihero zog. Nach der Rückkehr von diesem Ausfluge übergab v. Bary dem Imangasaten-Chef einen goldgestickten Kaftan, worüber er seiner freudigen Ueberraschung so unverhohlen Ausdruck gab, daß er in ein lautes „maschallah“ ausbrach und mit wenigen, aber kräftigen Worten den Reisenden seiner Freundschaft versicherte. Die Stellung Usenaiet's den Türken gegenüber wird man am besten aus folgender Erzählung entnehmen können. Als die Türken in Rhat eingerückt waren, wurde der Befehl gegeben, jeder Targi müsse vor seinem Eintritte in die Stadt der Schildwache seine Waffen übergeben. Nun traf es sich, daß ein Bruder des Chefs, der vielleicht von diesem Befehle noch nichts gehört hatte, oder denselben ignoriren zu können glaubte, durch das Thor schritt und an dem

dort postirten Soldaten vorübergehen wollte, ohne seine Waffen niederzulegen. Dieser ergriff ihn am Arme und bedeutete ihm, Schwert und Lanze abzugeben. Der Targi aber zog den Dolch, den dieses Volk stets auf der Innenseite des linken Vorderarmes trägt, und drohte, den Türken niederzustoßen. Der überraschte Soldat ließ den Targi los, worauf dieser entfloh. Als aber der Vorfall dem Commandanten, einem sehr energischen Manne, gemeldet wurde, ließ er Alarm schlagen und alle Truppen unter die Waffen treten. Den Tuareg wurde bekannt gegeben, daß die Soldaten auf sie feuern würden, wenn jener Flüchtling nicht binnen vierundzwanzig Stunden eingeliefert sei. Der Targi hatte aber auf seinem Meheri längst das Weite gesucht. Da erschien der alte Vater des Entflohenen am Thore der Stadt und lieferte sich freiwillig den Türken aus, an Stelle seines Sohnes. Dieser Edelmuth machte aber so wenig Eindruck, daß die Soldaten den wehrlosen Mann auf dem Transport in's Gefängniß dermaßen mit Kolbenstößen mißhandelten, daß derselbe bald darauf starb, weil man ihn, wie der Commandant sich ausdrückte, zu sehr auf die Brust geschlagen hatte. So endete der Vater des heutigen Scheikh der Imangasaten.

Wie wir bereits erfahren haben, zerfällt die große Fraction der Asdscher in mehrere edle Stämme und deren Leibeigene, unter diesen edlen Stämmen zeichnet sich jeder einzelne durch bestimmte Eigenthümlichkeiten und Traditionen aus. So behaupten die Imanan, Abkömmlinge des Propheten zu sein, eine Erscheinung, die indessen bei allen halbwegs alten und mächtigen Familien der zum Islam sich bekennenden Bevölkerung Afrika's wiederkehrt.

Die Ritterlichkeit der Tuareg hat den Frauen des Imanan-Stammes den Titel timanokalin (königliche Frauen) gewahrt, den sie ihrer Schönheit und ihrer besonderen musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten halber in Anspruch nehmen dürfen. Zuweilen geben dieselben große Soiréen, zu welchen die Männer von weit und breit im größten Staate sich einfinden, um dem Gesange zu lauschen, der auf einer Trommel (tobol) und dem uns bekannten Rebâsa begleitet wird.

Die Frauen aus diesem Stamme sind auch sehr zur Ehe gesucht, da ihren Kindern der Titel eines Scherif zukömmt, deshalb ist auch das Blut der Imanan bei den Tuareg weit verbreitet.

Zur Zeit, als Duveyrier seine epochemachende Reise in der Sahara unternahm, übten die Oraghen durch die in der ganzen Fraction der Asdscher hochangesehene und einflußreiche Persönlichkeit ihres Chefs, des Scheikhs Ikhenukhen, eine gewisse Hegemonie aus. Das Ansehen des Chefs gründete sich aber auf die in der ganzen Asdscher-Conföderation unübertroffene Gewandtheit in der Handhabung des Schwertes und Schildes, in zweiter Linie auf seinen Reichthum und seinen geachteten Charakter, dem Duveyrier alle Anerkennung zollt. Der Ruf der Oraghen fand in der Tradition des Stammes, nach welcher einst ein kleines Häuflein Oraghen unter Anführung des im ganzen Tuareg-Lande seiner Tapferkeit und seines Reichthumes halber bekannten Eg-Tinekerbas, die vereinigte Macht der Imanan und Imangasaten schlug (es geschah dies in der Nähe eines isolirten Talhabaumes, der seitdem Azhel-n-Edokan, nach dem Anführer der vereinigten Gegner heißt), mächtige Unterstützung und wurde durch ein Gedicht gefeiert, in welchem die Tapferkeit und der Reichthum des Stammes besungen ist. Ikhenukhen war einer der reichsten Tuareg und konnte 100 Streiter in's Feld stellen und ebensoviele Meheri.

Das Ansehen des Stammes war so groß, daß zwei tunesische Stämme an Ikhenukhen Tribut zahlten. Seither haben sich bekanntlich die Verhältnisse gründlich geändert, mit dem Einzuge der Türken in Rhat traten im Lager der Asdscher große Spaltungen ein, und wer sich nicht unter die türkische Herrschaft beugen mochte, hatte nur die Wahl zwischen Anschluß an die Ahaggar und Auswanderung. Ahitarhel, der Amenokal der Ahaggar, ist nun der einzige unabhängige Chef der nördlichen Tuareg und um ihn schaaren sich alle Stämme, die ihre alte Freiheit bewahren wollen. Selbst nach einem Friedensschlusse werden seine bisherigen Verbündeten, die Imangasaten, Ifoghas und verschiedene Imrhad, kaum zu ihren früheren Häuptlingen zurückkehren, gegen die sie so lange Jahre Krieg geführt. Mit den Oraghen stritten schon in den Jahren 1860—1862 die Imangasaten um die Suprematie in der Conföderation der Asdscher. Einer ihrer früheren Chefs ist uns als Beschützer und Geleitsmann Dr. Barth's bekannt, es war dies Hatita; heute steht der Stamm und sein Chef Ufenaiet an der Spitze der noch selbstständig gebliebenen, gegen die Ahaggar kämpfenden Asdscher.

Der Stamm der Imettrilalen, in Fessan ansässig und ackerbautreibend, hat schon seit mehreren Jahrzehnten auf jede politische Rolle verzichtet. Dagegen sind die Ihadhanaren die unstetesten und ungestümsten Nomaden unter den Asdscher. In allen Kriegen der Asdscher gegen die Ahaggar haben sie stets ihre Stammesgenossen an die Gegner verrathen und mit diesen gemeinschaftliche Sache gemacht. Sie sind auch die Wegelagerer an den großen Heerstraßen der Wüste und Plünderung ist die Hauptquelle ihres Einkommens. Von ihrer Verwegenheit giebt folgende Rhessi eine Vorstellung: Zehn Männer dieses Stammes zogen im Jahre 1860 von Dschanet 1200 Kilometer nach Südwesten in die Nähe von Timbuktu, um über die Kameele der Anhänger des religiösen Ordens der Marabuts El Bakkay herzufallen; der Raubzug gelang auch und 300 Kameele wurden ihre Beute. Auf die Reclamation des Marabut Sidi Mohamed hin hatten sie noch die Kühnheit, demselben als Gastmahl das Fleisch von einem geraubten Kameele vorzusetzen, was als halal (unerlaubt) vom Marabut zurückgewiesen wurde. Sidi Mohamed klagte nun den Stamm bei dem Amghar der Asdscher und dieser beschloß, den Ihadhanaren die Beute abzunehmen, um sie den rechtmäßigen Besitzern zurückzustellen; doch bevor die Asdscher sich noch zum Kriegszuge vorbereitet hatten, war der ganze Stamm nach allen Himmelsgegenden in die Wüste geflüchtet, die Beute mit sich führend. Vergebliche Mühe, die Räuber nunmehr aufzufinden.

Durch ihren Charakter als Marabuts, durch ihre Anzahl und durch die angesehene und einflußreiche Persönlichkeit ihres einstigen Chefs Si-Othman, welcher im Jahre 1870 auf der Rückreise von der Pilgerfahrt nach Mekka in der Wüste starb, nahmen zur Zeit Duveyrier's die Ifoghas einen hervorragenden Rang unter den Asdscher ein. Obwohl Marabuts und als solche nur im Falle der persönlichen Abwehr zu den Waffen greifend, sind sie als tapfer bekannt. Sie haben keine Leibeigenen, da der Islam überhaupt die Leibeigenschaft verbietet, aber wie alle Marabuts haben sie eine große Anzahl freiwilliger Anhänger (Khoddam) und eine große Zahl von Sclaven, welche unter Aufsicht der ersteren die häuslichen Arbeiten verrichten und die Heerden hüten. Die Frauen des Stammes genießen die vollste Freiheit und sind ihrer Geschicklichkeit, ihrer Umgangsformen wegen im ganzen Lande berühmt. Gleich den Frauen der Imanan sind sie in der Musik sehr bewandert und

in der Gewandtheit, das Meheri zu besteigen, unübertroffen, in ihren Käfigen hockend, wissen sie mit den gewandtesten Meheri-Reitern um die Wette zu reiten, und um diese Gewandtheit sich zu erhalten, unternehmen sie in Gesellschaft, ohne von einem Manne begleitet zu sein, kleine Reisen.

Si-Othman, der Chef des Stammes, neben Ikhennkhen der angesehenste Mann unter den Asdscher, begleitete auch Major Laing im Jahre 1827 auf seiner Reise von Rhadames quer durch das Land der Tuareg über Insalah nach Timbuktu. Nur seinem Einflusse und seiner geachteten Stellung als Marabut konnte es gelingen, einen Christen, der seinen Glauben nie verhehlte, glücklich durch fanatische Muselmanen zu führen. Im Jahre 1862 war es wieder Si-Othman, welcher als erster Tuareg, der Einladung Duveyrier's folgend, nach Paris kam. Als Chef des Stammes hatte Si-Othman seinen Sitz in der im Lande der Tuareg einzigen Sauya Timassanin, deren Mokaddem er war. Die sehr besuchte Caravanenstraße von Rhadames nach Insalah steht unter dem Protectorate dieses Stammes, und alle werthvollen Producte, welche auf dieser Route transportirt werden, sind ausschließlich der Ueberwachung der Marabuts anvertraut; dieses Protectorat ist um so wichtiger für den Handel, als auf dieser Route das meiste Gold von Insalah, respective Timbuktu nach Rhadames und weiter mit der Bestimmung für Europa nach Tripoli gelangt, zuweilen erreicht das in einem Jahre auf diesem Wege transportirte Gold (Goldstaub) einen Werth von drei Millionen Francs.

Ein Theil des Stammes reist als ambulante Marabuts, Missionären gleich, das ganze Jahr hindurch in der ganzen centralen und westlichen Sahara, und hat von dieser seiner dem Vogel gleichen Thätigkeit den Namen Ifoghas-n-Igedhad. Die freiwilligen Diener dieses und des den Beinamen N'Ukkiran führenden Theiles, beide Marabuts, heißen Ifoghas-n-et-Tobol, von der Trommel so genannt, welche sie auf den Zügen ihrer Herren zu schlagen haben, und welcher Gebrauch noch an das Hofleben der alten Sultane der Tuareg erinnern mag.

Die Ihehauen sind die Marabuts der fessanischen Tuareg. Im Gegensatze zu dem allgemeinen Charakter des Volkes sind sie sehr mittheilsam, friedfertig, dabei gastfreundlich, zugleich aber auch oft bettelhaft, zudringlich. Charakteristisch für die bevorzugte Stellung des Weibes bei den Tuareg ist

es, daß zur Zeit, als Duveyrier das Land besuchte, eine Frau als Chef der Marabuts dieses Stammes fungirte und ihre seltene Schönheit in großem Rufe stand.

Einundzwanzig Tage sind verflossen, seitdem wir Rhat verlassen haben, der kommende Tag findet uns schon in den Mauern der Handelsstadt Rhadames, wir nehmen vorläufig von dem Tuareg-Volke Abschied und richten unsere Blicke nach Norden.

Mit dem Frühesten des nächsten Tages aufbrechend, ziehen wir über eine völlig kahle, von zahlreichen Rissen durchfurchte Ebene, im Nordosten winken uns die röthlich-gelben Dünen entgegen, welche der Oase Rhadames vorlagern, bald aber weidet sich unser Auge an den dichten, schmucken Palmenkronen — das Ziel nach mühevoller Wüstenwanderung. Je näher wir der Stadt kommen, desto größer wird die Bewegung in der Caravane, die Rhadamser Kaufleute verneigten sich schon des Morgens tiefer als bisher nach Osten und die Gebete währten auch länger. Allah war gnädig und behütete uns vor den mannigfachen Gefahren der Wüste. Ueber ein ausgedehntes Plateau, bedeckt mit den Resten antiker Bauten, aufrecht stehender Ruinen, runder und viereckiger Thürme, Säulenschichten und Schuttmassen, dazwischen die aus neuerer Zeit stammenden Grabhügel der Rhadamser und hie und da zerstreute kleine Lager (Strohhütten) der Tuareg, die ebenso wie in Rhat extra muros bleiben, ziehen wir zum Hauptthore der Stadt, das an der Nordwestseite der Umfassungsmauer liegt. Das Plateau, das wir überschreiten, einem riesigen Kirchhofe gleich, heißt die Ebene der Götzen, da die Rhadamser jene Bautenreste mit dem Namen Esnamen (Götzenbilder) belegen. Die Ankunft der Caravane ist den Bewohnern der Stadt nicht unbekannt geblieben, schon auf der Götzenebene ziehen uns kleine Gruppen von Rhadamsern, die Verwandten der Kaufleute entgegen, sie Alle tragen gleich unserer Imangasaten-Begleitung den Litham, da giebt es ein Begrüßen und freudige Ausrufe, die Araber, die uns auf stolzen Rossen entgegenreiten, lassen das Pulver sprechen und veranstalten eine kleine „Fantasia“, eine ganze Schaar halbnackter Tuareg-Kinder mischt sich unter die Caravane; in dieser Begleitung langen wir bei dem Hauptthore an, von welchem das Halbmondbanner herabweht; kaum daß wir den Palmenhain betreten, der zwischen der

Wallmauer und den nächsten Häusern des Stadttheils, der Beni Uasit sich ausbreitet, als sich die Terrassen der Häuser mit verschleierten Frauengestalten füllen und ein langanhaltendes Freudengeschrei uns empfängt. In allen Gärten auf dem Wege, die den Palmenhain der Oase durchqueren, und in den engen Gassen der Stadt, nicht minder in den Häusern herrscht ein ungewöhnliches Leben. Die rückkehrenden Kaufleute, von den Aeltesten des Gemeinderathes (Tschemaa) begrüßt, werden bald von der anstürmenden Menge von Bekannten mit Fragen über die Reise und ihre Resultate, über die Fracht und die Preise der Producte im Sudan überhäuft. Wir trennen uns von unseren freundlichen Geleitsmännern, beschenken die Beschützer der Caravane reichlich und suchen mit unseren Dienern die schattige Kühle des geräumigen Hauses eines der Handelsleute auf, die mit uns von Rhat angekommen sind.



VI.

Von Rhadames nach Biskra.

Unser erster Besuch, nachdem wir uns vom Wüstenstaube gereinigt und unsere besten Gewänder angethan, gilt, wie dies üblich, dem Kaïmakam der Stadt, Si Mohamed bu Aïscha, denn Rhadames ist eine dem Sultan unterthane Stadt. Wir werden freundlich empfangen, — der Bu Djeruldi (Regierungspaß), den wir uns in Tripoli ausstellen ließen, thut Wunder, — und mit Erfrischungen gelabt. Nachdem uns der Kaïmakam seines vollsten Schutzes versichert, kehren wir in unsere Behausung zurück, noch vor Einbruch der Nacht bringen uns die Diener des Gouverneurs eine reichliche Diffa, bestehend aus einem Kuskusbrei mit Hühnerfleisch, einem Hammelragout, das reichlich mit Knoblauch versetzt ist, und Orangen zum Dessert, dem wir auch alle Ehre anthun, selbst unter Mithilfe der Diener können wir das reiche Mahl nicht bewältigen. Doch auch an uns ist es, die Gastfreundschaft zu entgelten, und am nächsten Tage dürfen wir es nicht unterlassen, dem Kaïmakam unsere Geschenke zu überreichen, die nach Wüstengebrauch jedenfalls den Werth der uns geleisteten Dienste übertreffen müssen. Unser Haus ist bald das Rendezvous der Würdenträger der Stadt, bald ist es ein Mitglied der Dschemaa, bald ein solches der Handelskammer (Medscheles), bald der Basch-agha (der Commandant der Truppen), die uns mit ihrer Gegenwart beehren, selbst der Kaïmakam vergißt nicht, sich persönlich nach unserem Befinden zu erkundigen und eine Weile mit uns zu plaudern, sich die Neuigkeiten aus dem Abendlande erzählen zu lassen, er ist immer von einigen Dienern begleitet, welche ihm die Rauchutensilien und den Kaffee nachtragen. So

schmeichelhaft diese Besuche auch sind, so würden wir nach den Strapazen einer zweiundzwanzigtägigen Wüstenreise es doch vorziehen, Ruhe zu finden — doch darein heißt es sich geduldig ergeben, es ist noch das geringste Ungemach.

Und nun zur Stadt, deren Besichtigung wir einige Tage widmen wollen, bevor wir weiter nach Norden in den Oasengürtel des Suf und der Ziban aufbrechen. Rhadames ist eine der ältesten Städte Nordafrika's. Tradition und Geschichte bestätigen es nicht minder, als die vorgefundenen Ruinen aus den verschiedensten Zeitepochen und verschiedener Völkerschaften. So wie allenthalben in der ganzen Wüste, so war auch bei der Anlage der Stadt Rhadames das Vorhandensein einer mächtigen Süßwasserquelle, die auf einen größeren Umkreis hin die kahle nackte Wüste in eine fruchtbare Oase umwandelte, der bestimmende Factor. Diese Quelle, auf zwei Seiten durch eine Dünenzone, im Norden durch die Areg-Region, im Westen durch die Dünen von Edeyen, an größerer Entwicklung gehindert, lag auch überdies auf dem großen Handelswege, welcher von der Mittelmeerküste nach dem geheimnißvollen Nigritien führte, nur so läßt es sich erklären, wie die Alten sich entschließen konnten, inmitten der traurigsten Oede sich ansässig zu machen. Nach der Tradition der Rhadamser soll der Ursprung der Stadt bis in die Zeit Abraham's zurückgreifen. Die Entdeckung eines Basreliefs durch Duveyrier, das mit dem charakteristischen Arbeiten der alten Egypter die größte Aehnlichkeit besitzt, läßt es als höchst wahrscheinlich gelten, daß hier im grauesten Alterthum eine Cultur blühte, die, wenn auch nicht auf der Höhe der egyptischen, so doch eine dieser verwandte war. Eine weitere Bestätigung der örtlichen Tradition erhalten wir durch Plinius, welcher zu Beginn der christlichen Zeitrechnung in der Gegend der heutigen Stadt Rhadames Libyo-Egypter, d. h. Libyer egyptischer Abkunft wohnen läßt. Einer späteren Epoche, gewiß aber vorrömischen, gehören die Ruinen des Plateau's der Esnamen (Götzen) an. Duveyrier erblickt in ihnen die unzweideutigen Beweise ihrer garamantischen Herkunft; obwohl die Gegend um Rhadames nicht die eigentliche Heimat des Volkes war, so ist doch die Uebereinstimmung des verwendeten Baumaterials und der Bauart mit jener der alten Garamantenstadt Dscherma zu auffallend, um die Esnamen einem anderen Volke zuschreiben zu können. Zum großen Theile aus den aufrechtstehenden Resten runder und viereckiger Thürme

bestehend, befindet sich in jedem solchen Thurme zu ebener Erde eine meist gut erhaltene, oben spitz zulaufende gewölbte Kammer und in einigen über derselben ein zweiter ähnlicher Raum, zu dem von Außen steinerne Stufen hinaufführen. Aus festem Material gebaut und vielleicht durch Mauern untereinander verbunden, hatten sie wahrscheinlich den doppelten Zweck, sowohl als Zufluchtsstätte und Schatzkammer, wie auch zur Vertheidigung gegen feindliche Angriffe zu dienen. Durch Plinius wissen wir ferner, daß unter den im Jahre 19 v. Chr. durch den Consul Cornelius Balbus Rom unterworfenen Städten auch eine solche mit Namen „Cydamus“ figurirte, in der wir das heutige Rhadames leicht wieder erkennen. Bis 1860 war es noch zweifelhaft, ob der Besitz von Cydamus für Rom ein vorübergehender oder dauernder war, als im genannten Jahre Duveyrier eine sehr wichtige römische Inschrift entdeckte, welche nicht nur die lange Dauer der Besetzung beweist, sondern auch weitere Details über dieselbe enthält. Die Inschrift wurde von Cherbonneau und Régnier als aus der Regierungszeit Alexander Severus (221—235 n. Chr.) herrührend bestimmt und besagt, daß Cydamus damals zur Provinz Numidia gehörte. Auch andere sichtbare Spuren der Römerherrschaft sind noch vorhanden. So stehen im Inneren der beiden Hauptmoscheen Säulen von offenbar römischer Arbeit, glatte sowohl wie cannelirte Monolithen mit einfach dorischen, wie mit corinthischen Capitälen, die jedenfalls Ueberbleibsel verschiedener ehemaliger Kunstbauten sind; ebenso enthält der große ausgedehnte Friedhof der Beni Uasit Grabmäler aus allen Epochen von der garamantischen bis auf die jüngste. Die Tradition erwähnt eine weitere interessante Thatsache damit, daß die Bewohner der Stadt nur mit Gewalt dem Islam unterworfen wurden, und ein Straßenname der Stadt erinnert noch an den langen Widerstand, welchen die Bewohner der Annahme des Islam entgegensetzten. Im Mittelalter zählte die herätische Secte des Islam, die Wahabiten zahlreiche Anhänger bei den Rhadamsern.

Unser Hauptinteresse nimmt die Quelle von Rhadames, in der ganzen Sahara kurzweg l'aïn, oder die Stutenquelle (Aïn el Fers), von den Tuareg die Crocodilquelle (Arschefchuf) genannt, in Anspruch. Sie war die Ursache der Gründung der Stadt und die Schöpferin der Oase, und in ihrer Mächtigkeit hat sie in der ganzen Wüste wenige ihres Gleichen. Sie ist in ein länglich

viereckiges, 25 Meter langes, 15 Meter breites Bassin gefaßt, auf dessen Boden man an mehreren Stellen das Wasser hervorquellen sieht. Die massiven Steinquadern der Einfassung verrathen ebenfalls das Werk der Römer, die sehr wohl wußten, wie wichtig es sei, das Wasser vor der Vertheilung über die Felder in größerer Menge anzusammeln. Aus fünf Rinnen, drei größeren und zwei kleineren, ablaufend, reicht das Wasser der Quelle und einiger Brunnen nur zur Bewässerung einer Fläche von



Die Quelle von Rhadames.

75 Hectaren hin, während der ummauerte, zur Oase gehörende Raum 160 Hectaren mißt. Major Mircher giebt den Umfang der Oase mit 6000 Meter, den Durchmesser mit 1200 und 1600 Meter an. Es scheint also, daß einst die Quelle bedeutend mächtiger gewesen, oder daß die Cultivirung der jetzt innerhalb der Ringmauer brach liegenden Länder aufgegeben wurde, weil man den Kampf gegen die Natur nicht länger fortsetzen wollte oder konnte. Beides ist möglich, denn einerseits finden sich gerade

in der Sahara häufig Quellen, die mit wechselnder Stärke Wasser spenden, und so mag vor Zeiten die Quelle von Rhadames ergiebig genug gewesen sein, um das gesammte eingefriedigte Terrain zu befruchten. Andererseits ist es nichts Seltenes, daß ein bis dahin zu Gärten und Pflanzungen benutzter Boden so hoch mit Flugsand überdeckt wird, daß alle Bemühungen, ihn culturfähig zu machen, aufgegeben werden müssen, und besonders in den Oasen, welche, wie Rhadames, nicht durch fließendes Wasser gespeist werden, hat der Mensch beständig gegen die Versandung des Bodens zu kämpfen. Die Gärten müssen, damit die Berieselung durch Quellwasser stattfinden kann, vertieft angelegt und der hereingewehte Sand muß immer schleunigst daraus entfernt werden.

Auffallend genug ist das Wasser der Quelle warm und schwankt seine Temperatur zwischen 29—35° Celsius, je nach der Jahreszeit. Aus der Temperatur der Quelle folgert Vatonne, ein Mitglied der französischen Expedition, welche 1862 Rhadames besuchte, daß die Quelle, sowie zwei in der Nähe befindliche Brunnen mit fast gleicher Temperatur aus einer und derselben unterirdischen Wasserschichte von circa 120 Meter Tiefe gespeist würden. Rohlfs ist hingegen der Ansicht, da die anderen Brunnen der Umgegend bei einer Tiefe der Wasserschicht von 20 Meter nur 19° Celsius und einen bedeutend größeren Salzgehalt haben, ihr Wasser daher ungenießbar ist, während die Quelle auf den Liter nur 2·3 Gramm Salz enthält, daß zwei verschiedene Wasserschichten der Oase den Wasserreichthum spenden. Bei dieser hohen Temperatur der Quelle wäre das Wasser kaum trinkbar, man läßt es daher in steinernen Krügen oder in Schläuchen vorher abkühlen.

Es läßt sich leicht vorstellen, wie sorgsam dieser Schatz von Wasser von den Einwohnern gehütet wird. Die Vertheilung des Wassers an die einzelnen Gärten wird durch Wasseruhren geregelt und erfordert ein sehr complicirtes Verfahren, weil das Land wie kaum irgendwo anders in so kleine Parcellen getheilt ist, daß die meisten Gärten kaum mehr als 200 Quadratmeter Fläche bedecken, viele aber nur halb so groß sind. Eine der fünf Rinnen, durch welche das Wasser der Quelle abläuft, führt auf den Marktplatz der Stadt. Hier steht ein Clepsydra, von den Rhadamsern „Gaddus" genannt, ein eiserner Topf mit einer runden Oeffnung im Boden, durch

IV



RHADAMES.

welche das Wasser, wenn er vollgefüllt ist, in circa drei Minuten abläuft. Jedesmal wenn ein Gaddus abgelaufen, schlingt ein dazu angestellter Knabe, der von Zeit zu Zeit, mehrmals im Tage von einem anderen abgelöst wird, einen Knoten in eine Palmblattfaser. Sobald er 100 Knoten in dieser Weise geschlungen, greift er zu einer zweiten u. s. w. Sieben Gaddus heißen eine Dermissa und geben eine ungefähr 20 Minuten anhaltende, für einen Garten mit 64 Palmen genügende Berieselung. In dreizehn Tagen, welcher Zeitraum in dieser Beziehung eine Nuba genannt wird, kommen 925 Dermissa Wasser zur Vertheilung. Für jede einzelne der fünf Rinnen ist ein Amin angestellt, der die Vertheilung und den Verbrauch des Wassers zu regeln hat, und deren ersten (Amin Tefder) der Knabe an der Clepsydra die verbrauchten Palmenfasern zu übergeben hat. In ähnlicher Weise geschieht die Berieselung aus den beiden der Quelle zunächst gelegenen Brunnen, wobei Neger die Schöpfarbeit verrichten. In früheren Zeiten gab die Theilung des Wassers steten Anlaß zu oft blutigen Streitigkeiten unter den verschiedenen Grundbesitzern. Gegenwärtig ist alles zur Berieselung dienende Wasser Staatseigenthum und die türkische Regierung zieht daraus eine jährliche Einnahme von 50.000 Francs, indem sie sich für die Dermissa 50 Francs bezahlen läßt.

Von außen gleicht die Stadt Rhadames, wenn man die vor den Thoren zerstreut stehenden Wohnungen der Beni-Belil abrechnet, mit ihren dicht aneinander geschlossenen mehrstöckigen Häusern, deren nackte Wände kaum hie und da im obersten Theile von einer kleinen Fensteröffnung durchbrochen sind, einer unregelmäßig emporgemauerten compacten Festung. Von ferne gesehen, bietet die blendend weiße Häusermasse, aus einem dichten, graugrünen Palmenhain mitten in der vollkommen öden Sahara sich erhebend, einen überraschenden, höchst malerischen Anblick dar. (Siehe Farbendruckbild IV: Rhadames.)

In der Form einer sehr unregelmäßigen Insel liegt die Stadt Rhadames im südöstlichen Theile der Oase, die in ihrem ganzen Umfange von einer Erdmauer in zahlreich ein- und ausspringenden Winkeln eingeschlossen wird. Einst mochte diese Schutzwehr genügen, um die räuberischen Einfälle der Araberstämme der Sahara abzuhalten, heute ist sie an zahllosen Stellen

verfallen und in Bresche gelegt, so daß die vorhandenen Thore und Bastionen nicht mehr vertheidigungsfähig sind. Wie in den meisten befestigten Orten (Ksors) der Sahara, sind die Quartiere der einzelnen Fractionen der Bevölkerung hier zwei: die Beni Uasit und Beni Ulid, durch Mauern geschieden, und es kommt vor, daß die Bewohner des einen Quartiers oft ein ganzes Lebensalter hindurch nie das andere Quartier betreten, im Gegentheile auf stetem Qui vive leben. Nur der Marktplatz ist beiden Fractionen gemeinschaftlich, zwei kleine thurmähnliche Befestigungen, die sich gegenüberstehen, vertheidigen die Hauptverbindungswege jedes einzelnen Quartiers. Von dem mittleren Thore, das an der Westseite der Umfassungsmauer liegt, führt ein langer Corridor auf den Marktplatz, von Straßen kann in Rhadames keine Rede sein, denn alle Verbindungswege sind so schmale Gäßchen, daß kaum zwei Personen einander anstandslos ausweichen können. Dazu sind sämmtliche Gäßchen und Wege durch die überragenden ersten Stockwerke der Häuser überdeckt, Luft und Licht kann nur durch von Strecke zu Strecke freigelassene kleine Lichthöfe in diese finsteren Gänge eindringen. Die kleinen Nebengäßchen aber, die überdies noch schlangenartig gewunden verlaufen, erhalten nur an den Mündungsstellen Lichtzutritt, die Finsterniß in diesen ist eine absolute. Der Verkehr in solchen engen Gängen erheischt die größte Vorsicht und er ist überhaupt nur dadurch möglich, daß die Passanten sich durch gegenseitiges Räuspern oder Grunzen vor unliebsamen Zusammenstößen bewahren; für den Fremden ist es überraschend, bei jedem Schritte in einem solchen Gäßchen dieses Grunzen zu vernehmen, dem unmittelbar darauf eine vorbeihuschende, sich an die Wand drückende Gestalt folgt. Es sind dies gewöhnlich die Sclavinen, welche, ihre Gänge verrichtend, diese Töne als Warnungssignal von sich geben, um den Passanten aufmerksam zu machen. Ist es eine Frau, die einer solchen begegnet, so wird sie in ähnlicher Weise antworten, ist es jedoch ein Mann, so strampft er einige Male auf den Boden, worauf die Sclavin oder eine Frau überhaupt eiligst an den Ausgang der Straße eilt und den Mann passiren läßt. Die gemächlichen und wohlhabenden Bewohner versehen sich mit Laternen. Die Hauptgasse ist zum Ueberfluß noch auf beiden Seiten von steinernen oder aus Luftziegeln hergestellten Bänken garnirt, auf welchen die Bewohner zur heißen Tageszeit zur Conversation sich versammeln.

Rhadames zählt circa 1400 Häuser, die fast durchwegs in maurischem Style erbaut sind, und nur je nach ihrer Bestimmung als Wohnhaus oder Magazin in ihrer inneren Einrichtung abweichen. Die Wohnhäuser sind zum größten Theile einstöckig und mit einer flachen Terrasse mit überhöhtem Rande gedeckt, in deren Mitte nur ein rechtwinkeliger Ausschnitt dem Licht in das Innere des Hauses Zulaß gestattet. Das Parterre dient, wenn der Besitzer nicht so wohlhabend ist, oder keinen hinreichend ausgedehnten Handel treibt, um eigene Magazine für seine Waaren zu halten, als Waarenlager, und ist ganz finster. Das erste Stockwerk dient dem Hausherrn und seiner Familie mit Ausnahme der erwachsenen Kinder zum Aufenthalte; zum Aufstieg dient eine finstere, enge und gewundene Treppe, in deren einem Winkel die Wasservorräthe zur Abkühlung aufbewahrt werden, während im anderen — für uns Europäer etwas unbegreiflich — der Abort untergebracht ist. Die Mitte des ersten Stockwerkes nimmt ein großes, viereckiges Zimmer ein, das einzig und allein von der Oeffnung in der Terrasse aus das nöthige Licht erhält. Die Wände des Zimmers sind von oben bis unten in höchst bizarrer Weise mit zahlreichen Kupfer- und Messingvasen und Schüsseln der verschiedensten Dimensionen, mit Halfakörben, deren Verfertigung der Hausfrau obliegt, behangen, in allen möglichen Zwischenräumen Spiegelscheiben angebracht. In einer Ecke des Zimmers ist in die Mauer eine kleine Alkove nischenartig ausgehöhlt, in der entgegengesetzten Ecke ist die Treppe zur Terrasse angebracht und unter dieser Treppe ist in einer Nische der Ziege ihr Aufenthalt angewiesen. In der Mitte der vier Wände sind gleichfalls unregelmäßige Nischen ausgehöhlt, welche theils den kleinen Kindern als Schlafstätte, theils als Schrank und Aufbewahrungsorte für Geschirr und Küchengeräthe dienen. Nach Waffen würde man meist vergeblich suchen, denn der Rhadamser ist vor Allem Handelsmann. Möbel findet man keine, auf dem Boden ausgebreitete Matten, Teppiche und kleine Lederkissen, das ist das ganze anspruchslose Meublement. Im Allgemeinen ist Alles symmetrisch geordnet und rein gehalten, besonders günstig ist der Eindruck der weißgetünchten Wände der Häuser, die im grellen Sonnenlichte weithin durch den Palmenhain schimmern.

Ausschließliche Domäne der Frauen sind die flachen Terrassen der Häuser, hier verrichten sie ihre Arbeiten, besorgen die Küche und ihre Einkäufe,

hier ist der Markt für sie, und von den Terrassen, die von Haus zu Haus in ununterbrochener Verbindung innerhalb eines ganzen Stadtviertels stehen, promeniren sie von einem Stadtende zum anderen, statten einander Besuche ab. Den finsteren, engen Straßen der Stadt correspondiren gleiche Gänge oben. Zur Tageszeit wird man nie eine Frau in den unteren Straßen finden, nur nach Sonnenuntergang steigen die Frauen hinab, um in die Moscheen zu eilen. Andererseits betritt der Mann zur Tageszeit nie die Terrasse, nur des Nachts schlafen sie zur Sommerszeit auf den Terrassen, und sind hier, da jede Terrasse von einer mehr als meterhohen Mauer umgeben ist, vor neugierigen Blicken sicher. Eigenthümlich genug hat das Haus des Rhadamsers für die erwachsenen Kinder der Familie keine Heimstätte, die jungen Männer verbringen die Sommernächte in den Gärten oder auf den Steinbänken der öffentlichen Plätze, im Winter bewohnen sie die verlassenen Häuser, welche Verwandten oder Freunden der Familie gehören, die Mädchen hingegen nehmen die Gastfreundschaft einer Verwandten oder Freundin der Mutter in Anspruch, selbstverständlich nur für jene Zeit, als der Gemal derselben vom Hause abwesend ist.

Die Bewohner von Rhadames sind Berber, und zwar gehören sie zu jener Familie, welche die Araber Molathemin (die Verschleierten) nennen, indem sie gleich den Imoschagh den Gesichtsschleier tragen, von diesen aber sich wesentlich durch ihre Abstammung, ihre Sprache und Kleidung, ihre höflichen Umgangsformen und ihren Sinn für Industrie und Handel unterscheiden.

Die Einwohner von Rhadames zerfallen in vier scharf von einander geschiedene Gruppen, und zwar in die Beni Uasit, Beni Ulit, beide Berber, welche von den Gründern der Stadt abzustammen und Edle (Schorfa) zu sein behaupten, in die Ulad Belil arabischen Stammes, edler Abkunft und aus der benachbarten Oase Sinaun eingewandert; endlich in die Atriya, welche theils die Nachkommen frei gewordener Sclaven, theils aus Mischehen zwischen Berbern und Negerinen hervorgegangen sind. Von Einfluß sind nur die beiden ersten Triben, welche sich seit undenklichen Zeiten stets feindselig gegenüberstanden und die Einwohnerschaft in zwei streng geschiedene Lager theilten. Seitdem die Stadt unter türkischer Herrschaft steht, haben zwar die

blutigen Fehden aufgehört, womit die beiden feindlichen Triben einander bekämpften, aber die gegenseitige Abneigung währt noch in unvermindertem Grade fort. Zwischen den beiden Stämmen findet in der Stadt keinerlei Verkehr statt, daher selbst die Sprache beider mannigfache Verschiedenheiten zeigt. Nie vermischten sich bisher durch Heiraten die Beni Uasit mit den Beni Ulit; nie betritt ein Angehöriger des einen Tribu's das Quartier des anderen, es erregt daher auch kein Staunen, Rhadamser erzählen zu hören, daß sie Kuka und andere entfernte Städte des Sudan, Timbuktu und Tripoli gesehen, niemals aber einen Fuß in die andere Hälfte ihrer Vaterstadt gesetzt haben. Neutrale Gebiete sind nur der Marktplatz, das Haus des Kaïmakam, die Sauya (Kloster mit Moschee und Schule) des Mulei Thaib von Uesan und jene des Mulei Abd-el-Kader Dschelali von Bagdad; die übrigen Moscheen werden ausschließlich von den Mitgliedern desjenigen Stammes besucht, welcher das betreffende Quartier inne hat. Der Marktplatz bildet die Mitte der Stadt und ist zu beiden Seiten von den feindlichen Quartieren begrenzt, so daß jede Partei zu demselben gelangen kann, ohne das Stadtviertel der anderen berühren zu müssen. Die beiden Sauyas und das Gebäude des Gouverneurs stehen außerhalb der eigentlichen Stadt. Trotz ihrer großen Zahl sind die Atriya, welche meist in der Eigenschaft von Dienern und Schutzbefohlenen ihrer einstigen Herren in Rhadames verblieben sind, ganz ohne Einfluß. Im Südwesten der Stadt auf dem Plateau der Götzen haben die Tuareg ein beständiges Lager aufgeschlagen.

Die Sprache der Rhadamser ist ein specieller berberischer Dialect, der sehr jenem ähnelt, der in den Oasen Sokna, Sinah und Audschila gesprochen wird, doch versteht und spricht ein großer Theil der Bewohner eine oder die andere Sprache Centralafrika's, namentlich verbreitet ist die Haussa- und Sonrhaisprache, desgleichen häufig das Temahak der Tuareg. Zur schriftlichen Mittheilung haben die Rhadamser die arabische Sprache angenommen, bisweilen bedienen sie sich wohl auch blos der arabischen Schriftzeichen, um damit rhadamsisch zu schreiben; dies geschieht namentlich, wenn sie ihre kaufmännischen Mittheilungen, da die Briefe meist offen verschickt werden, vor Concurrenten in anderen Städten geheim halten wollen. Aus demselben Grunde wenden sie in solchen Fällen zur

Bezeichnung der Waarenpreise u. s. w. geheime, vielleicht altlybische Zahlzeichen an.

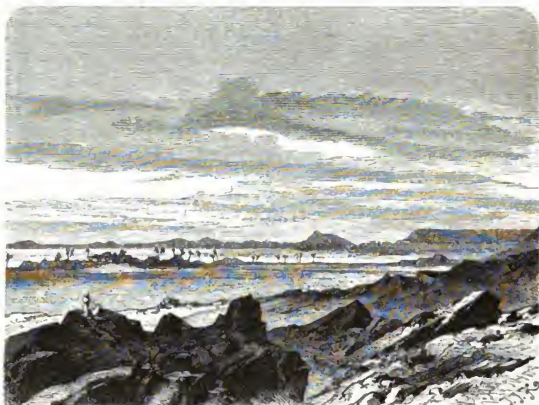
Ueber den Charakter der Rhadamser sind die Reisenden, welche die Stadt besuchten, sehr verschiedener Meinung, sie stimmen jedoch darin überein, daß der Rhadamser schon aus handelspolitischen Gründen gegen Fremde sehr zurückhaltend ist. Largeau, welcher Rhadames noch in jüngster Zeit, im Jahre 1877, besuchte, schreibt über die Bewohner, daß sie Meister in der Verstellung und in hohem Grade mißtrauisch, religiös in erkünstelter Weise und solche Prahlhänse seien, daß zwei lanzenbewaffnete Tuareg fünfzig mit Gewehren ausgerüsteten Rhadamsern Gesetze vorschreiben könnten; den Mangel an Muth ersetzen sie durch Gewinn- und Raubsucht, betrügen und bestehlen Jedermann, selbst Den, der sich im guten Vertrauen an sie wendet. Sie sind ungastlich und treten mit dem Fremden nur zu dem Zwecke in Verkehr, um ihm ihre Verkehrsartikel um schweres Geld aufzuoctroyiren. Von einer empörenden Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, werden sie deren Vertrauen und ihre Schwächen mißbrauchen, um sie leichter zu betrügen. Für Schimpf unempfindlich, scheinen sie bar jeder besseren moralischen Regung zu sein. Rohlfs und Duveyrier hingegen äußern sich dahin, daß man dem Worte eines Rhadamsers vertrauen darf, er halte, was er versprochen, europäische Kaufleute geben daher ihren rhadamsischen Geschäftsfreunden Waaren im Werthe von mehreren tausend Gulden auf Credit, und noch nie sei es vorgekommen, daß ein Rhadamser seine Gläubiger unbefriedigt gelassen hätte. Unter sich, schreibt Rohlfs, verkehren sie ganz ungezwungen und fröhnen dann auch dem heimlichen Genuß des Lakbi und Araki.

In den meist unschönen Körperformen und Gesichtszügen der Eingebornen verräth sich die häufige Kreuzung mit Negern. In ihrer Kleidung, die von der Tracht der Städtebewohner Nordafrika's wenig abweicht, herrscht die weiße Farbe vor. Die Männer tragen ein langes baumwollenes Hemd, darüber ein kürzeres wollenes, Tschilaba genannt, oder ein Haïk (großer, weißwollener Plaid), auf dem Kopfe den weißen, um eine rothe Mütze gewundenen Turban und gelblederne Pantoffeln oder Sandalen an den Füßen. Bei den Reichen, insbesondere wenn sie sich längere Zeit in Centralafrika aufgehalten haben, ist die gestickte Tobe aus den Sudanländern beliebt,

ein Kleidungsstück, das eigentlich nur in zwei ungeheuer weiten, oben zusammenhängenden Aermeln besteht, zwischen welche der ganze Körper durch ein enges Loch hindurchgezwängt wird. In der Stadt selbst gehen die Männer unverschleiert, auf Reisen benützen sie aber den Litham. Das Haupt wird glatt rasirt und auch vom Barte bleibt nur oberhalb und unterhalb des Mundes ein schmaler Streifen stehen. Die meisten haben einen oder mehrere silberne Ringe am Finger und um den Oberarm eine zollbreite Spange aus Serpentinstein. Beim Ausgehen hängen sie sich stets den mächtig großen, eisernen Hausschlüssel an einem Lederriemen um den Hals. Die Frauen von Stand sind im Allgemeinen schöner als die Männer zu nennen, die Gesichtszüge verrathen die Regelmäßigkeit des griechischen Typus. Ihre Festtracht und jene, die sie bei Ausgängen benützen, besteht gleichfalls aus einem langen baumwollenen Hemd, der Gandura, von weißer Farbe oder roth und weiß gestreift (bei den Atriya-Frauen blau), um die Taille wird die Gandura, welche den Oberkörper ziemlich weit frei läßt, durch einen rothen Gürtel in Falten gelegt, über die Gandura wird ein weißes Wolltuch getragen, um die Blößen zu decken, den Kopf bedeckt ein Seidentuch, das reichlich mit Goldfransen behangen ist und turbanähnlich um den Kopf gewunden wird. Ihr Schmuck besteht aus einem Halsband von Korallen oder rothen Perlen, bei den ärmeren Frauen und Atriya aus den gewöhnlichen Metallringen der arabischen Frauen; an den Füßen tragen sie rothlederne, reichgestickte Schuhe, die Atriya jedoch entschlagen sich jeder Beschuhung.

Trotzdem die Rhadamser sehr eifrige Gläubige sind oder wenigstens sich den Anschein dessen geben und dem Rufe des Mu-eddin gemäß sechsmal des Tages ihre Gebete verrichten und Abwaschungen vornehmen, sich auch stets in den Moscheen zum gemeinschaftlichen Gebete vereinigen, sind sie den Christen und heidnischen Negern gegenüber tolerant, wie dies der häufige Verkehr mit beiden in den Küstenstädten des Mittelmeeres und im Sudan zur Folge haben mußte; entschiedene Abneigung und Verachtung äußern die Rhadamser hingegen für die Israeliten, die überhaupt in der ganzen Sahara das Spielzeug der schlechten Laune und das Opfer habgieriger Gelüste von Seite der Araber, Berber und Tuareg sind. Unter den Sauyas von Rhadames ist es die kaum 2 Kilometer im Westen der Stadt liegende

und von einem Palmenhaine umgebene Sauya Sidi Mahabet Bu Dscherida, die, von den Adepten des fanatischen Ordens Es Senusi bewohnt, bei den Rhadamsern in großem Ansehen steht. Das Kloster genießt außergewöhnliche Privilegien, es untersteht nur der Verwaltung der Marabuts und der Besitz des Klosters, die Palmen u. s. w. sind von allen Abgaben befreit; ein Verbrecher, der sich hinter seinen Mauern zu schützen gewußt hat, entzieht sich



Sauya Sidi Mahabet Bu Dscherida.

dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit, denn das Kloster ist ein Asyl für Missethäter jeder Art.

Obwohl eines der Haupthandelscentren der Sahara, besitzt Rhadames doch nicht mehr als eine einheimische Bevölkerung von 7000 Seelen, zu welcher zur Zeit der Ankunft der großen Caravanen noch eine flottante Bevölkerung von 1000 Seelen kommen mag. Rhadames untersteht in administrativer Hinsicht dem Pascha von Tripoli, der im Jahre 1864 für die Stadt

einen Kaïmakam ernannte, seine Autorität stützt sich auf einige Soldaten aus dem Ghuriangebirge und einige Zaptiehs, die unter dem Commando des Basch-Aga stehen und für den Eingang der Steuern, die Aufrechthaltung der Ordnung und als Paradestück verwendet werden. Zweiter Beamter ist der Schech-el-beled oder Stadtälteste, dieser, einige angesehene Kaufleute, der Kadi und Mufti bilden zusammen den Stadtrath, die Dschemaa, welche sich wöchentlich einmal, in außerordentlichen Fällen auch öfter beim Kaïmakam versammelt und bei Vertheilung der öffentlichen Abgaben Stimme hat, das heißt zu Allem Ja sagen muß, was die türkische Regierung befiehlt. Die Abgaben, welche die Stadt entrichtet (Kopfsteuer, Palmensteuer und Wassersteuer), belaufen sich auf jährlich 100.000 Gulden, für Waaren wird weder bei Ein- noch bei Ausfuhr ein Zoll erhoben, nur von den ein- oder durchgeführten Sclaven (3—500 jährlich) erhebt der Kaïmakam für seine Tasche einen Zoll von vier bis sechs Gulden.

Gegenwärtig weilt kein europäischer Consul in Rhadames. England, das vom Jahre 1850 bis 1858 hier ein Consulat errichtet hatte, hob es gleichzeitig mit jenem in Mursuk auf. Der Ertrag der Oase an Datteln und Getreide reicht kaum für den Consum der Einwohner aus, denn obwohl die Oase 50—60.000 Palmenstämme besitzt, so sind dieselben wenig ergiebig und von minderer Qualität, und die Früchte derselben vermögen den Bewohnern kaum mehr als für einen Monat genügende Nahrung zu bieten, geschweige denn, daß, wie in anderen Oasen, mit den Datteln der Bedarf an Getreide, Schlachtvieh, Butter, Oel und sonstigen Lebensmitteln eingetauscht werden könnte. Vorzüglich gedeihen in den Gärten Melonen und Pasteken, einzelne Exemplare derselben erreichen einen colossalen Umfang und ein Gewicht bis 100 Kilogramm, so daß zwei solche Früchte eine Kameellast ausmachen. Pflaumen, Granaten, Reben, Pfirsiche, Aprikosen und Feigen liefern in Folge der zu großen Sommerhitze nur saft- und geschmacksarme Früchte. Sie können ebenso wie die Gemüse in den Gärten, worunter große Zwiebel, Knoblauch, Bohnen, Rüben, Tomaten, Pfeffer u. s. w., nur im Schatten der Palmen fortkommen. Gleichfalls unter dem schützenden Palmendach wird etwas Getreide, Weizen, Gerste und einige Hirsearten gebaut. Unter den Datteln der Oase ist die Um-el-assel (Honigmutter) genannte Sorte die beste und beliebteste,

die gewöhnlichste Sorte, Medrhauen genannt, ist sehr klein, schwarz und in der Gestalt olivenähnlich, von geringer Süßigkeit.

Der Schwerpunkt der Bedeutung von Rhadames liegt im Handel, den seine Bewohner treiben, und der nördlich bis Tunis und Tripoli, südlich bis Kuka, Kano, Sokoto und Timbuktu, westlich bis Insalah reicht. Die Rhadamser sind die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen dem Mittelmeere und Centralafrika. Es ist keine Seltenheit, in Rhadames Handelshäuser anzutreffen, welche Succursale in den großen Märkten des Sudan haben, ebenso wie in Tripoli. In ihrer Eigenschaft als Handelsleute sind die Rhadamser gleich den Tuareg viel auf Reisen und ihre Beziehungen zu den Herren der Wüste und Caravanenstraßen durch gemeinsame Interessen gefestigt, denn ohne das Geleit der Tuareg oder ihre Freundschaft wäre der Handel der Stadt lahmgelegt.

Für den Umfang des Handels spricht der jährlich 12—14 Millionen Francs erreichende Umsatz. Nach dem Sudan importiren die Rhadamser Tuche, weiße und bunte Kattune, fertige Tuchburnusse, rothe Mützen, bunte seidene und baumwollene Tücher, Glasperlen, echte und imitirte Korallen, echte und gefälschte Essenzen, Messing, Papier, Blei, Pulver, Schwefel, kleine Spiegel, Messer, Scheeren, Nadeln u. s. w. und tauschen hingegen Sclaven, Elfenbein, Goldstaub, Straußenfedern, Häute und Felle ein. Die Industrie des Ortes, im Allgemeinen sich auf den nöthigen Bedarf beschränkend und wenig entwickelt, glänzt jedoch in der Bearbeitung des Leders, seiner Lederarbeiten halber war Rhadames schon im 11. Jahrhundert berühmt, welchen Ruf es auch noch heutzutage bewahrt hat, indem in ganz Afrika keine besseren und geschmackvolleren Schuhe als in Rhadames erzeugt werden. Auf dem Marktplatze der Stadt wird jeden Freitag ein Markt abgehalten, auf welchem die Waaren durch Ausrufer angepriesen und im Versteigerungswege feilgeboten werden. Doch dient derselbe nur zur Deckung der gewöhnlichen Bedürfnisse. Der eigentliche Großhandel wird auf einem kleinen Platze der Stadt nach der mittäglichen Gebetstunde abgehalten, zu welchem ein gewölbter Gang führt, an dessen beiden Seiten Steindivans und Bänke angebracht sind, und der im gewissen Sinne als Vorsaal der Börse dient.

Und nun, da wir uns mit der Stadt und Oase näher bekannt gemacht haben, wollen wir auch als Zuseher einigen Festlichkeiten beiwohnen, welche die gewöhnliche Stille der Tage unterbrechen. Während die Frauenwelt der besseren Stände und der reichen Handelsherren für uns unsichtbar bleibt und auf ihren Terrassen lustwandelt, finden wir Gelegenheit, des Abends nach der Gebetstunde Maghreb (eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang) einer Tanzunterhaltung der Atriya beizuwohnen. Diese Unterhaltungen werden unter freiem Himmel auf einem der kleineren Plätze der Stadt abgehalten und von den Negerinen und Atriya-Frauen stark besucht. Ein Orchester, bestehend aus zwei großen Trommeln und einigen Flöten aus Schilfrohr, besorgt die Musik. Diesem gegenüber setzen sich die Frauen, jede mit einer Derbuka versehen, nieder, während die Zuschauer sich ringsum auf den Bänken sammeln. Gesang und Tanz unter der lärmendsten Begleitung sämmtlicher Instrumente beginnen unverzüglich; im Allgemeinen ist es ein wüster Lärm, der nur hie und da blitzartig ein Fragment einer Melodie durchschimmern läßt, der Tanz ist gleichfalls ein regelloses Gestenspiel und ein immer an Schnelligkeit zunehmendes Verbeugen und Zittern des Körpers der Tänzerinen, zuweilen jedoch nimmt auch ein Mann daran Theil und führt eine Pantomime aus, die irgend eine Liebesscene oder einen komischen Zwischenfall im ehelichen Leben darstellen soll. Ermüdet eine Tänzerin, so tritt sogleich eine andere an ihre Stelle, und so währt dieses lärmende Spiel mehrere Stunden fort, ohne daß die Betheiligten eine Abspannung zeigen würden.

In allgemeine Bewegung versetzt das religiöse Fest Molud, der Geburtstag des Propheten, die Bewohner von Rhadames. Rohlfs, der sich gerade zu jener Zeit, im Juni (1865), in der Stadt aufhielt, giebt eine treffliche Schilderung dieses Festes. Dasselbe wurde feierlich begangen und der äußere Glanz, den die Bewohner dabei entfalteten, zeigt von dem Reichthum der Stadt. Schon einige Tage vorher war die Jugend beschäftigt gewesen, alle freien Plätze, d. h. die kleinen, offenen Stellen zwischen den überbauten Gassen, mit Teppichen und anderen bunten Stoffen, mit Spiegeln und messingenen Schüsseln, mit farbigen Laternen u. s. w. auszuschmücken. Am Abend des Molud bewegten sich nun hier und in den hell erleuchteten Straßen Schaaren

von Kindern, angethan mit ihrer besten Kleidung, die bei den meisten in einem rothen Tuchkaftan und einem grünen Burnus von gleichem Stoffe bestand. Ihre Köpfe waren glänzend kahl rasirt, bis auf ein Gotaya (Zopf), oder eine kleine Figur aus stehen gelassenen Haaren, z. B. einen Halbmond, das Symbol des Islam. Die Kinder sangen Suren aus dem Koran und die aus wohlhabenden Familien theilten den ärmeren Gebäck und Süßigkeiten mit, die größeren schwelgten wohl auch heimlicherweise im Genusse von Lakbi oder Araki. Unterdessen versammelten sich die Erwachsenen in den Sauyas zum „Idukr", einer religiösen Ceremonie, bei welcher unter fortwährenden Verneigungen der Name Allah's unzählige Male hintereinander — nach der Vorschrift mindestens 70.000 Mal — in einem gewissen Rhythmus angerufen wird. Bisher war auch den Frauen und Jungfrauen gestattet, in der Molud-Nacht unverschleiert in den Straßen der Stadt umherzugehen. Diesmal aber erließ der Stadtälteste ein Verbot dagegen, sei es, daß er die Abweichung von der strengen Sitte in Gegenwart eines Fremden für unzulässig, oder daß er sie überhaupt für ketzerisch hielt. Vor dem Thore war der Schauplatz, auf dem die Atriya, die Tuareg und Neger in ihrer Weise das Fest feierten. Von der religiösen Bedeutung desselben schienen sie keine Ahnung zu haben; Alles tummelte sich, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, lustig durcheinander und vor Allen thaten sich die Haussa-Neger an Ausgelassenheit hervor; hier wurde gejubelt, getanzt und gesprungen und dazu mit Schlageisen, mit Geigen, mit Trommeln und Pauken ein betäubender Lärm geschlagen. Das ist die Nacht des Molud, die Nacht, in der „unser gnädiger Herr Mohammed, Friede sei über ihn!" geboren wurde. Kein Gläubiger darf in dieser Nacht schlafen, er würde damit eine schwere Sünde begehen.

Etwas abweichend von dem gewöhnlichen, bei den Arabern gebräuchlichen, ist das Ceremoniell bei Heiraten der Rhadamser. Will ein junger Mann sich verehelichen, so beauftragt er eine alte Frau, sich zu überzeugen, ob das Mädchen, das ihm von Bekannten oder Verwandten als passende Partie genannt wurde, schön sei und ihm entsprechen würde. Ist die Antwort dieses Boten bejahend ausgefallen, so fordert er durch seine Angehörigen das Mädchen zur Frau. Wurde dem Begehren Folge gegeben, so überschickt der Bräutigam nunmehr

seiner Braut eine große Zahl von Geschenken aller Art, Kleider und Schmuck u. s. w., ein Festmahl folgt dem anderen, acht Tage hindurch, ohne daß der Bräutigam aber das Gesicht seiner Erkorenen gesehen hätte. Nachdem vor dem Kadi ein die Mitgift der Braut regelnder Vertrag aufgesetzt wurde, sperrt man die beiden Brautleute durch sieben Tage in ein wohlverschlossenes Zimmer. Während dieser Zeit ist es dem Manne überlassen, seiner Frau die größten Schmeicheleien und Complimente zu sagen, auf die sie aber mit keiner Sylbe antworten darf und bis zum Schluß dieser Conclave stumm bleiben muß. Nach Ablauf dieser Zeit verläßt der Gemal das Haus, muß sich aber verschleiern und direct in die Moschee eilen, um nach den vorgeschriebenen Waschungen sein Gebet zu verrichten. Bei dem Heraustreten aus der Moschee wird ihm ein langer Säbel in die rechte Hand gegeben, den er aufrecht vor sein verschleiertes Gesicht hält, und nun schreitet er nach seiner Wohnung, aber in so langsamem Schrittmaße, daß er zur Zurücklegung einer Strecke von 100 Schritten mehr als zwei Stunden braucht. Sobald er die Schwelle seines Hauses überschreitet, feuern vier seiner Freunde, die sich bisher auf der Terrasse versteckt hielten, ihre Gewehre ab, das ist das Signal für die Frauen, in ein allgemeines Geschrei auszubrechen, das, dem Geräusch einer Ratsche ähnlich, dadurch erzeugt wird, daß sich die Frauen auf den Mund schlagen. Damit ist die Hochzeitsfeierlichkeit beendet.

Wir nehmen nun von Rhadames Abschied. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt hat uns Ruhe und Erholung gegönnt, wir fühlen uns wieder fähig. den Strapazen einer Wüstenreise zu trotzen, und es sind keine geringen, denn die Durchquerung der Areg-Region steht uns bevor, und das ist immer ein hartes Stück Arbeit, selbst für die abgehärteten Gazellen- und Antilopenjäger vom Stamme der Schaanba und Suafa, die ihre Beute auf den Markt von Rhadames bringen. Es kostet uns einige Mühe, diesmal eine entsprechende Begleitung aufzutreiben, besonders schwierig wird es, einen geeigneten und verläßlichen Führer bis Tuggurt, unserem nächsten Ziele, anzuwerben. Dank der freundlichen Unterstützung einiger angesehener Mitglieder der Medscheles, sind die nöthigen Kameele beigestellt, und im Uebrigen müssen wir etwas tiefer als gewöhnlich in den Säckel greifen, um den Ansprüchen einiger Schaanba zu genügen, die, nach Wargla zurückkehrend, uns nach

Norden bringen wollen. Ein Blick auf die Karte wird uns belehren, daß in Rhadames eine erkleckliche Anzahl von Reiserouten europäischer Reisenden zusammenlaufen; nach Norden sind es vorzüglich zwei Routen, die öfters begangen wurden, die eine führt in das Ued Suf, dessen Hauptort El Wad ist und das Land südlich des Schott Melrhir in sich faßt, mit theilweisen Abweichungen wurde sie im Jahre 1856 von Bonnemain, im Jahre 1860 von Duveyrier, im Jahre 1862 von der französischen Expedition unter Mircher und Polignac und 1875 von V. Largeau verfolgt. Die zweite, westlichere, führt einerseits nach Wargla, andererseits zum Hauptorte des Ued Rirh, der Oase von Tuggurt, auf ihr zogen 1874 Dournaux Dupéré und V. Largeau in den Jahren 1875 und 1876, jedesmal einen theilweise neuen, unbekannte Strecken des Areg-Gebietes erschließenden Weg wählend, so Dournaux Dupéré, der, von Temassin dem Irharhar folgend, über die Brunnen El Achiya und Bir Toseri vordrang, so auch Largeau auf seiner ersten Reise einen bishin unbekannten Arm des Irharhar bis zum Brunnen El Achiya verfolgend. Nach Süden waren es Richardson im Jahre 1845 und Duveyrier im Jahre 1861, die von Rhadames nach dem fernen Rhat zogen, nach Westen zog 1826 der ritterliche Major Laing nach Insalah, und 1864, von daher kommend, traf Rohlfs im alten Cydamus ein; nach Osten, nach dem nur 12—14 Tagereisen entfernten Tripoli reisten in den Jahren 1851—1854 Dickson zu wiederholten Malen, 1860 Duveyrier, 1864 Rohlfs, während von Tripoli ausgehend 1854 Richardson, 1851—1854 Dickson, 1860 Duveyrier, 1862 Mircher und Polignac, 1865 Rohlfs in Rhadames anlangten.

Wir entschließen uns, unter den verschiedenen nach Norden führenden Caravanen-Routen diejenige zu wählen, die V. Largeau im Jahre 1875 auf dem Wege von Biskra nach Rhadames einschlug, nur mit dem Unterschiede, daß wir sie im entgegengesetzten Sinne verfolgen. Es ist eine neue Welt, die wir betreten, Land und Leute tragen ein anderes, uns bisher ungewohntes Gepräge, an Stelle der Imoschagh und der Berber werden wir uns mit den verschiedenen Stämmen der Araber befreunden müssen, die das große Gebiet der algerischen und marokkanischen Sahara bis zum fernen Westen, bis zu den Uferhängen des Ued Ghir bewohnen, ein überaus abwechslungsreiches

Bild, die eigenthümlichen Formen der Areg-Zone, die Region der Schotts, der Sebchas und Dayas, der Oasengürtel am Südabhange des Schottplateau's, und im Depressionsgebiete des Schott el Kebir und Melrhir, das berühmte Dattelland Belad el Dscherid harrt unseres Besuches.

Victor Largeau, früher Verwaltungsbeamter in Algier, beschäftigte sich, bevor die alarmirende Trauerbotschaft von der Ermordung Dournaux' und



V. Largeau.

Joubert's in Frankreich anlangte, mit dem Projecte, der französischen Colonie einen neuen Handelsweg zum Sudan zu erschließen, und weit entfernt, sich durch die Nachricht abschrecken zu lassen, brach er im Januar 1875 von Biskra, dieser herrlichen Oase am Eingangsthore zur Sahara, nach Süden auf und erreichte über Tuggurt und von El Achiya, die bishin von Europäern noch nicht benützte, wasserarme Route über Bir Bottin einschlagend, am

15. Februar 1875 Rhadames. Seine Bemühungen, darüber hinaus zu kommen, waren erfolglos, auch waren seine Mittel zu beschränkt, um ein solches Wagniß zu unternehmen. Er kehrte auf Duveyrier's Route vom Jahre 1860 nach El-Wad und Biskra zurück, betrieb aber sofort die Erneuerung seines Versuches und trat Ende 1875 eine zweite Reise nach Rhadames an, das er zu Beginn 1876 glücklich erreichte. Sein Streben, mit den Rhadamser Handelsherren einen Verkehr zu Gunsten Algiers anzubahnen, war auch diesmal gescheitert, und resultatlos mußte er nach Tuggurt zurückkehren. Auch dieser Mißerfolg entmuthigte den unverdrossenen Reisenden keineswegs, noch Ende 1876 finden wir ihn in Algier, um mit dem Schiffsfähnrich Louis Say zu versuchen, über Tuat nach dem Hoggar-Lande oder nach Timbuktu vorzudringen. Wegen der Unsicherheit der Straßen in der ganzen nordwestlichen Wüste mußte er jedoch den Sommer 1877 in Wargla zubringen und erst am 11. September konnte er gegen Insalah aufbrechen; schon wenige Tagereisen später stieß er auf eine Caravane, welche ihm Mittheilung machte, daß der Scheikh bei Todesstrafe die Annäherung an Tuat, geschweige denn das Betreten des Gebietes verboten habe. Es zeigt sich in der Geschichte dieser Versuche wieder deutlich, mit welch' enormen Hindernissen größere Reisen besonders in der centralen Sahara verbunden sind, und wie schwierig es für den europäischen Reisenden wird, das Mißtrauen der berberischen und arabischen Handelsleute zu zerstreuen, die in jedem Reisenden einen gefährlichen Concurrenten zu erblicken geneigt sind.

Wir sind endlich zum Aufbruch bereit, alle officiellen und anderen Abschiedsbesuche sind abgestattet, das uns vom Kaïmakam mitgegebene, an den Agha von Tuggurt adressirte Empfehlungsschreiben sichert uns eine freundliche Aufnahme, zudem ist Tuggurt bereits seit längerer Zeit französisches Gebiet und der Commandant der Garnison eine weitere Bürgschaft für die Sicherheit der Reisenden. Unsere Schaanba haben mit größter Sorgfalt den nöthigen Wasservorrath auf den Kameelen verladen, die auch vollkommen am Platze ist, denn erstens müssen wir den Areg durchqueren und zweitens finden wir bis Hassi oder Bir Bottin keinen Tropfen Wasser. Von einer ganzen Schaar Atriya-Kinder bis zu dem Thore begleitet, verlassen wir mit unserer kleinen Caravane die Mauern von Rhadames und ziehen in nordwestlicher Richtung zur Oase und Sauya Sidi Mahabet, deren hellgetünchte Umwallungsmauern

uns erst dann aus dem grünen Palmenhaine entgegenblicken, als wir uns plötzlich am Rande einer tiefen, fast kreisförmigen Einsenkung befinden, auf deren Sohle es wie ein Schneeteppich in der Sonne glitzert — es ist eine Sebcha,*) deren Salzauswitterung von der Ferne täuschend dem glänzenden Spiegel eines kleinen Sees gleicht. Zur Sommerszeit von einer harten Salzkruste überzogen, ist die Sebcha jedoch im Winter und Frühlinge nach stärkeren Regenfällen unpassirbar, und wer sich in sie wagen würde, ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit, der Boden würde ihn verschlingen, ohne eine entfernte Möglichkeit der Rettung. Nicht allzu selten geschieht es, daß ganze Heerden von Schafen oder Ziegen mit ihren Hirten spurlos im morastigen Grunde verschwinden. Auf einem erhöhten und festen Theile der Sebcha liegt die Oase und das Kloster vom Orden von Es-Senusi, Sidi Mahabet Bu Dscherida. In der Oase angelangt, erregt die ganze Landschaftsscenerie unser Erstaunen, es scheint uns, als wären wir auf den Grund der Hölle hinabgestiegen, denn die steilen, hier in scharfen Terrassen, dort vertical abfallenden Wände der Einsenkung sind im Süden von dunkelschwarzer, im Norden von rosenrother Farbe und haben ein äußerst düsteres Aussehen. Im Osten zieht sich quer durch die ganze 5—6 Kilometer breite Einsenkung eine Kette von isolirten schwarzen Felsenkegeln in den bizarrsten Formen, die in der Wüste den Namen Gara (plur. Gur) führen und als isolirte Erhebungen die geologischen Zeugen des ursprünglichen Bodens sind. Wir werden ihre Bedeutung für die Erklärung des Ursprungs des Sandmeeres in der Sahara noch näher kennen lernen. Unsere Aufmerksamkeit wird hier auch auf die Galeriebrunnen gelenkt, welche das Kloster und die Oase das ganze Jahr hindurch mit Wasser versorgen; diese Fogara benannten Brunnen, in den Oasen Tuats und der marokkanischen Sahara ebenso wie an vielen Stellen der algerischen Sahara gebräuchlich, bestehen aus mehreren Parallelreihen nahe an einander gebohrter oder gegrabener Brunnen, welche durch unterirdische Galerien, den Minengängen einer Festung ähnlich, untereinander verbunden werden, die das in diesen einzelnen Brunnen aus dem Boden aufquellende Wasser in ein großes

*) Mit dem Namen „Sebcha“ bezeichnet man in der Sahara eine Einsenkung des Bodens, deren Sohle, eine wasserführende Sandschichte, mit Salzauswitterungen bedeckt ist, die oberste, selten starke Sandschichte verdeckt das darunter liegende Wasserbecken.

Reservoir führen, aus dem der Bedarf an Wasser geschöpft wird. Diese Reihen von Brunnen erstrecken sich oft auf mehrere Kilometer Entfernung, je nach der gegenseitigen Lage der wasserführenden Schicht und des Benützungsortes.

Nicht ohne Mühe und Schwierigkeit steigen unsere Kameele an dem steilen Nordabfalle der Einsenkung auf die Ebene empor, die nun den vollen Charakter einer Hammada trägt, der Boden ist vom Winde so gefurcht, daß man stellenweise im ausgetrockneten Bette eines Flusses zu schreiten wähnt, und in dieser Vorstellung noch bestärkt wird durch die regellos umherliegenden mächtigen Sandsteinblöcke, mit denen die Ebene wie übersäet ist. Nur langsam und vorsichtig können wir durch dieses Labyrinth von Blöcken uns hindurch winden, deren Farbenspiel vom matten Weiß bis zum hellen Rosa und tiefdunklen Schwarz je nach dem Zustande ihrer Verwitterung uns an den Südabfall der Hammada el homrah bei dem Brunnen El Hassi auf dem Wege von Tripoli nach Mursuk erinnert. Diese von bunt durcheinander gewürfelten Sandsteinblöcken bedeckten, fast vegetationslosen Ebenen sind eben die Herde für die Erzeugung der großartigen Dünengebiete, an deren Schwelle wir stehen. Die Hitze in diesem Blocklabyrinth ist unerträglich, sie erreicht selbst im Februar bis 52° Celsius, und nöthigt den Reisenden zum Wasserschlauch zu greifen, selbst wenn nach längerer Reisedauer das Wasser in demselben schon die Farbe der Glasgalle angenommen und einen unerträglichen Geruch verbreitet, so daß auch der abgehärtete Nomade nur mit Widerwillen der Nothwendigkeit sich fügt und davon trinkt.

Nur wenige Kilometer und wir beginnen schon an einem vorläufig isolirten Sandberge, in der Sahara „Ghurd“ genannt, emporzuklimmen. Auf der Kante desselben angelangt, entrollt sich dem ganzen nördlichen Horizont entlang ein großartiges, unvergeßliches Bild vor unseren Augen, das Land des Todes, die Region beweglicher und fester Dünen, El Erg oder Areg genannt. (Siehe Farbendruckbild V: „Areg-Landschaft“. In der Region der Sanddünen.)

Wie mächtig auch die Einbildungskraft des Menschen sein möge, sie wird sich nie das aufregende und eigenthümlich bewegende Schauspiel des Chaos der Dünenlandschaft vorstellen können, man muß diese gesehen haben,



AREG-LANDSCHAFT

und sollte auch dann selbst darauf verzichten, ein Bild entwerfen zu wollen, da es nie der Wirklichkeit ganz entsprechen kann; weder das Wort noch der Pinsel vermögen das charakteristische Colorit und die unzähligen Nuancen in Gestalt und Form der Dünen so zu schildern, als es nothwendig wäre, um dem Leser, dem der Augenschein versagt blieb, eine lebendige Vorstellung vermitteln zu können. Es sei dies nur vorausgeschickt, um den Versuch zu entschuldigen, trotzdem dem Leser die Areg-Landschaft in Wort und Bild vorzuführen, und hier nur bemerkt, daß die Farben auf dem Bilde Areg-Landschaft um eine Nuance matter (bleicher) gedacht werden müssen, der gelbe Ton aber sich mehr dem Grau nähern sollte.

Soweit auch der Blick reichen mag, sieht das Auge nichts als Sandmassen, die in der Anordnung ihrer Oberfläche einem vom Sturme gepeitschten, mit berghohen, riesigen Wogen erfüllten Ocean gleichen, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß im Meere selbst der heftigste Orcan, möge er Cyklon oder Teifun heißen, niemals Wogen von solcher Höhe zu erzeugen vermag, wie sie hier in dem unübersehbaren Sandmeere vorkommen. Bald sind es lange Ketten von parallellaufenden Dünen, welche den Plan durchkreuzen und mit den dazwischen liegenden Thälern einem riesig vergrößerten, frischgepflügten Acker gleichen, bald aber wieder bunt durcheinander gewürfelte, bis 200 Meter und auch höher angehäufte Dünenberge, zwischen welchen sich einzelne kleine Thäler hinschlängeln. Zuweilen, wenn wir nach zahllosen Zickzack-Windungen des Weges den Grat einer solchen Düne erreicht haben, erblicken wir zu unseren Füßen einen tiefen Schlund, dessen Ränder gerundet und glatt wie die eines riesigen Trichters sind, und dessen Rand wir fast ganz umkreisen müssen, um einen Ausweg, eine Passage zum nächsten Dünengrat zu finden. In der Tiefe des Abgrundes, vor der wir unwillkürlich zurückschrecken und selbst die sonst so phlegmatischen Kameele unter ängstlichem Brüllen entsetzt zurückweichen, unterscheiden wir eine einheitliche Fläche von tiefschwarzer Färbung; es ist der ursprüngliche Boden von unzersetztem Sandstein, der durch die Wirbelstürme, die diesen Trichter im Laufe der Jahrhunderte gegraben, von der Sanddecke entblößt erscheint. Ein andermal erblicken wir eine Reihe von engen und tiefen Thälern, deren Sohle von zahllosen großen Sandriegeln wie von Adern durchzogen ist, zwischen welchen die wenigen

und seltenen Pflanzen kümmerlich emporsprießen, welche die in diesen trostlosen Gegenden einzig und allein sich aufhaltenden wilden Thiere, deren Spuren wir allenthalben im Sande verfolgen können, zu ernähren vermögen. Diese Thäler sind von einer Reihe fast nadelförmig zugespitzter Kegel umrandet, die, in ihrer Anordnung den Zähnen einer Säge gleichend, vermuthen lassen möchten, sie seien alle aus einem und demselben röthlichgelben Felsblock geschnitten, wenn nicht der Wind unablässig, ja unter den Augen des Reisenden die beweglichen Kanten dieser Zähne verändern würde.

Oft kommt es vor, daß wir mitten in diesem erstarrten Wogenmeere auf ansehnlich große Flächen stoßen, wo der ursprüngliche Boden nackt zu Tage tritt, und entweder vollkommen eben, dem ruhigen, kaum zartgekräuselten Spiegel einer vollkommen geschützten Bucht inmitten des tobenden Meeres gleicht, oder von tiefen Furchen durchzogen ist, an deren Sohle kleine abgerundete Hügel des ursprünglichen und nun vorstehenden Gesteins in regelmäßigen Reihen angeordnet erscheinen. An diesen freien, vom Sande entblößten Flächen ist der Felsboden derart zersetzt, daß er dem Tritte noch eher als der Sand der Dünen selbst nachgiebt. Je weiter wir in die Areg-Region eindringen, desto chaotischer wird die Bildung, die Formenreihe der Dünen, desto höher diese selbst, wenn aber einzelne Reisende von 1000 Meter hohen Dünen schreiben, so hat ihnen die Fantasie bei Schätzung der relativen Höhe der Dünen arg mitgespielt, inmitten dieses sinnverwirrenden Chaos, von scheinbar himmelanstrebenden Sandbergen, ist das Auge ohne festen Halt, ohne sicheres Maß der Vergleichung, ebensowie der Neuling im Ocean den Wogen die abenteuerlichsten Dimensionen beizumessen geneigt ist. Im Maximum erreichen die Dünen, selbst dort, wo der aus festem Gestein bestehende Kern sich 100 und mehr Meter über das allgemeine Niveau der Gegend erhebt, kaum mehr als 350 Meter, während Dünen, die durchwegs aus Sandschichten bestehen, selten mehr als 200—220 Meter Höhe erreichen. Die in's Unendliche gehende Mannigfaltigkeit der Höhenverhältnisse und Formen erzeugt eben das sinnverwirrende Chaos der Areg-Landschaft, neben einer kleinen, nur 2—3 Meter hohen, kaum 100 Meter an der Basis im Umfange messenden Düne folgt nicht selten eine solche, deren Höhe 100 Meter,

deren Umfang an der Basis 4—6 Kilometer beträgt. Die Nomadenstämme dieser Dünenregion unterscheiden unter den zahllosen Nuancen von Formen vier bestimmte Charaktere, und zwar Gara, als eine Art stummer Zeugen erdiger, zuweilen felsiger Natur, der das Niveau des ursprünglichen Bodens markirt; Ghurd, der wirkliche Sandberg, die Maximalhöhe der Dünen erreichend; Semla, eine regelmäßige langgestreckte Düne, dem Rücken eines Esels vergleichbar, mit beiderseitig normalem Abfall; Sif, Düne, einer Säbelklinge vergleichbar, mit scharfer Kante und fast verticalem Abfall auf einer Seite. Diese Dünenformen sind unter sich wieder durch vier bestimmte Arten von Einschnitten oder Einsenkungen (Thälern) getrennt, welchen die Araber die Namen Teniya, Wad, Hand und Sahan geben. Bleibt zwischen zwei Dünen nur eine schmaler, enger Sattel, ein Paß, der dann den Caravanen als Passage dient, so heißt dieser Einschnitt Teniya; die Ueberwindung dieser Sättel ist aber zuweilen mit großen Schwierigkeiten verbunden, da zufolge der Enge dieser Päße der Wind gerade hier große Massen von Sand anhäuft und dann die Kameeltreiber genöthigt sind, mit der Hand den Thieren Stellen zu ebnen, damit diese festen Fuß fassen können. Ist die Einsenkung zwischen zwei Dünen breiter und in der Richtung des herrschenden Windes offen, dem sie ja ihre Entstehung verdankt, so heißt man sie Wad, an der Sohle derselben sammelt sich das Regenwasser, wovon auch der Name der Einsenkung (Flußbett) Wadi herrührt. Nehmen diese Einsenkungen in Folge der kreisähnlichen Gestalt einer Düne den Charakter eines Labyrinths an, so heißen sie Duriya, erweitert sich die Einsenkung allseitig zu einer oft mehrere Kilometer breiten Mulde, so heißt sie Hand; ist die Sohle einer solchen großen Mulde eben und von leichtem Flugsand und krystallinischem Gyps bedeckt, so führt die Einsenkung den Namen Sahan. In diesen Einsenkungen, welche der Araber mit einem Netz von Adern (Erg, Areg) vergleicht, daher auch der Name der ganzen Region, führen die Caravanenwege und finden sich die Brunnen, ohne welche die Passage durch die Dünenlandschaften dem Menschen unmöglich wäre.

Auf der Windseite sind die Dünen convex, auf der Leeseite concav mit steiler Böschung, und zwar bei den Ghurds so steil, daß kein Mensch und kein Thier gegen diesen steilen Abfall aufkommen könnte, während bei

einigen Semlas der Abfall auf der Leeseite zu überwinden ist. Es spricht wohl am deutlichsten für den hochentwickelten und bewunderungswürdigen Orientirungssinn der Caravanenführer, daß sie fast jede markante größere Düne mit speciellen Namen belegen, und obwohl die herrschenden Winde unablässig Sandmassen versetzen und in ihrer äußeren Form verändern, diese Dünen stets wieder im ganzen Chaos wiedererkennen. Den irrigen Vorstellungen über die Gewalt der Windes und dessen Einfluß auf die Veränderungen der Formen großer Dünen gegenüber sei hier bemerkt, daß, obwohl die Dünen im Allgemeinen in der Richtung der Passatwinde, also von Nordost nach Südwest, vorrücken, und jeder Reisende bei länger anhaltendem und heftigem Simum oder Gebli Zeuge der Entstehung kleiner Dünen sein kann, eingreifende Veränderungen an der Grundform und dem Umfange großer Dünen wohl erst nach einem Menschenalter wahrzunehmen sind. Die Beweglichkeit des Sandes (Flugsandes) ist allerdings eine große, und selbst der mäßigste Wind verwischt die Spuren einer Caravane derart, daß nur der Kameelmist kurze Zeit die Fährte bezeichnet, die Fußstapfen eines nur wenige Meter vor uns schreitenden Menschen sind in wenigen Secunden ausgelöscht.

Wir erhalten eine annähernde Vorstellung von der Ausdehnung und Bedeutung dieser Region der festen und beweglichen Sanddünen, wenn wir sie auf der Karte der Sahara verfolgen. In einem ungeheuren, fast ununterbrochenen Bogen von fast 2400 Kilometer Länge finden wir diese Region von Nordost, d. i. dem Golf von Gabes am Mittelmeere nach Südwest zum Cap Mirik am atlantischen Ocean reichen, im Norden von den Vorbergen des Atlas und der hohen algerischen Plateaux, im Süden von dem Tasili- und Ahaggar-Plateau eingedämmt und zum geschilderten Zuge genöthigt, während, vom Wadi Schati ausgehend, ein Seitenarm nach Westen bis Timassanin zieht und nur durch das Plateau von Tinghert von dem Hauptzuge getrennt wird. Je nachdem die Bergmassen und Hammadaflächen im Norden und Süden dieser Dünenzone näher oder ferner rücken, besitzt diese Zone eine wechselnde Breite von 50—500 Kilometer. Je nach dem Volke, das sie in ihren einzelnen Theilen durchquert, hat diese Zone von Sanddünen die Namen El Erg, Areg von den Arabern, Edeyen von den Tuareg, Igidi von den Berbern der marokkanischen Sahara und Senegambiens erhalten;

wie oft sie auf dieser ganzen großen Länge vom äußersten Westen bis zum Südabfalle der schwarzen Berge von Reisenden durchzogen, ihrer ganzen Breite nach überwunden wurde, zeigt uns das Netz der rothbezeichneten Routen. Jeder unter ihnen, der Strecken dieser Zone, nicht ohne tieferen Sinn das „Land des Todes“ oder das „Land des Durstes“ genannt, durchzogen, wußte von den ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu berichten, die sie dem Menschen bereitet. Die gänzliche Abwesenheit einer deutlichen Route, die durch die Natur der Landschaft gebotene Nothwendigkeit, in den horizontlosen Einsenkungen und Thälern zu reisen, jedes orientirenden Ueberblickes zu entbehren, der continuirliche Wechsel im äußeren Aussehen der Gegend, die wahrhaft glühende Hitze der directen und der vom Boden reflectirten Sonnenstrahlen, die enorme Hitze des Sandbodens selbst, das sind alles Factoren, mit denen gründlich gerechnet werden muß. Das Amt des Führers in der Dünenzone ist unter solchen Umständen ein sehr verantwortungsvolles und keineswegs beneidenswerthes, wenngleich sehr ehrenvolles und geachtetes, von der unfehlbaren Erfahrung und minutiösesten Detailkenntniß des Führers hängt das Schicksal der ihm anvertrauten Caravane ab. Zum größten Theile ist das Amt in gewissen Familien erblich und wird von diesen als eine Art Priesterthum betrachtet. Aber nicht allein der Führer muß seiner Aufgabe gewachsen sein, sondern auch die Kameele, welche zu solchen Reisen verwendet werden, müssen von Jugend auf an die Schwierigkeiten gewöhnt werden. Die Kameele der Areg-Zone besitzen in Folge der Gewohnheit, im nachgiebigen Sande zu schreiten, breite Ballenflächen an den Füßen, um nicht zu tief einzusinken, lange und spitzige Krallen, um bei dem Auf- und Absteigen an den Dünenhängen das Ausgleiten zu verhüten. Auf der ganzen Strecke zwischen Rhadames und dem Oasengürtel des Ued Rirh und Ued Suf einerseits, dem Lande der Beni Mzab andererseits sind es die Stämme der Schaanba, die Snafa und Ruarha, welche die zur Durchquerung des Areg nothwendigen Khabir (Führer) und brauchbaren Kameele besitzen. Wie wir schon mehrmals gesehen, ist die Wasserfrage bei der Durchquerung der Dünenregion von größter Wichtigkeit, denn obwohl der Sand, gleich einem Schwamme, das Wasser aufsaugt und es in seinen unteren Lagen vor der Verdunstung schützt, so ist auf diese Vorräthe an Regenwasser nur im Winter

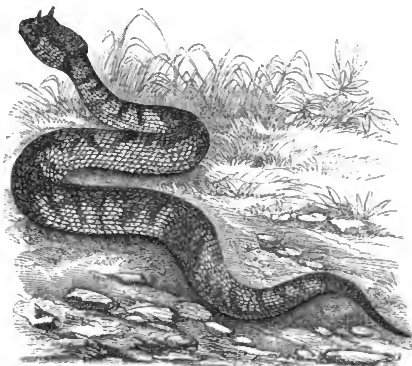
zu rechnen, im Sommer liefern nur die in den Einsenkungen liegenden Brunnen (Bir, Hassi genannt) das für die Caravanen nöthige Wasser; in welcher Tiefe dies anzutreffen sei, ist für den Reisenden zu wissen von größter Tragweite. Im Allgemeinen stößt man in der ganzen Areg-Zone zwischen Rhadames und dem Schottgebiete in einer Tiefe von 9—25 Meter auf trinkbares Wasser, das nur an einzelnen Stellen stark brackisch ist. In größere Tiefen vermögen die Araber mit ihren unvollkommenen Bohrwerkzeugen nicht zu dringen. Auf den frequentirten Caravanen-Routen liegen diese Brunnen gewöhnlich nie mehr als 3—4 Tagereisen von einander entfernt, da aber dieselben vor den häufigen Sandwehen gar nicht oder zu dürftig geschützt werden, so geschieht es im Laufe der Jahre, daß einzelne oder mehrere solcher Brunnen gänzlich verschüttet oder, wie die Araber sagen, todte Brunnen werden, in Folge dessen zuweilen eine bisher gangbare Route ganz aufgegeben werden muß.

Wir überzeugen uns, abgesehen von dem Landschaftsbilde, auch bald an der Physiognomie unserer Caravane, daß wir im Lande des Durstes wandern. Allgemeine, tiefe Stille ist an die Stelle der bisher lebhaften Unterhaltung getreten, Jeder fühlt sich unter der Perspective, neun lange Tage in diesem trostlosen Sandmeere zubringen zu müssen, in gedrückter Stimmung und richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf die Wasserschläuche, die er mit eifersüchtigen Augen bewacht, denn vor Ablauf dieser Zeit stoßen wir auf der gewählten Route auf kein Wasser. Glücklicherweise sind wir mit diesem Labsal versehen, auch reisen wir im Frühjahre, die Hitze ist unseren Schläuchen noch nicht gefahrbringend. In Fäßchen das Wasser zu transportiren, wäre in jeder Hinsicht unpraktisch, da das Wasser in solchen immer sehr warm ist, äußerst stark, man möchte sagen, unter den Augen des Reisenden verdunstet und durch das Hin- und Herschlagen im halbleeren Gefäße die Kameele stark ermüdet. Zur Sommerzeit ist unsere Route, da sie über das Gebiet der höchsten Dünen führt, durchaus unpracticabel, und jeder Reisende, der es versuchen wollte, sie zurückzulegen, würde in den sicheren Tod gehen, man würde ihn, wie unser Führer erzählt, nach zwei Tagen erstickt und zu einer Mumie eingeschrumpft und vertrocknet auffinden; selbst allzu kühnen Gazellenjägern vom Stamme der Suafa geschah es wiederholt, daß sie in

diesem Gluthofen verunglückten, ein einfaches Grab, an dem wir vorüberziehen, bezeugt die Wahrheit dieser Darstellung.

Das Schweigen in unserer Caravane wird zeitweise durch Juhjuh-Rufe unserer Schaanba unterbrochen, die bald einem Schwarme zu unserer Rechten mit Windeseile dahinstürmender Antilopen, bald einem Rudel schlanker, zierlicher Gazellen gelten, die zu unserer Linken über den steilen Hang einer Semla hinanspringen und im Nu jenseits des Grats verschwinden, oder aber den Fenek aufscheuchen, der blitzähnlich unseren Weg kreuzt; hie und da herumliegende Schalen von Straußeiern verrathen, daß dieser Wüstenvogel auch hier seine Verstecke hat, in den schmalen, engen Teniyas stoßen wir auf zahlreiche Schlupflöcher des Wüstenfuchses. In einem breiten Kesselthale, Sahan, schlagen wir unser erstes Nachtlager auf. Die Zelte sind in wenigen Minuten zu unserer Aufnahme fertig, vor ihnen brennt bald ein lustiges Lagerfeuer und der Kaffee macht die Runde unter uns ahnungslosen Reisenden, und bedächtig, in behaglicher Stimmung schlürfen wir den Mokka, als wir urplötzlich durch einen lauten Fluch aus der Ruhe gerissen, aufspringen und unwillkürlich zu den Waffen greifen. In Erwartung, uns von Tuareg angegriffen zu sehen, werden wir bald von allen Zweifeln befreit. Ein Schaanba zeigt uns eine Lefa, die er sogleich in's prasselnde Feuer schleudert. Es war die gefürchtete gehörnte Viper, die uns Alle in Schrecken setzte. Unter Tags im Sande gänzlich verborgen, nur zeitweise mit dem gehörnten Kopfe aus dem Sande emporschauend, schleicht sie sich des Nachts mit Vorliebe zu den Lagerfeuern der Reisenden und Jäger. Die durch ihren Biß und die tödtliche Wirkung ihres Giftes mit Grund gefürchtete Schlange erreicht eine Länge von 65—70 Centimeter und kennzeichnet sich auf den ersten Blick als ein Kind der Wüste, wie sie auch thatsächlich über die ganze nördliche Sahara bis tief in den Ostsudan verbreitet ist. Die Färbung des Sandes ist auf ihrem Schuppenkleide gleichsam wiedergespiegelt. Ein mehr oder minder lebhaftes, bläulich überflogenes Gelb ist die Grundfärbung, die Zeichnung besteht aus dunkleren braunen oder rothbraunen Querflecken; in Folge der in schrägen Reihen stehenden, bei lebhafterer Bewegung sich reibenden Schuppen auf der Rückenmitte verursacht ihr Kriechen ein hörbares Geräusch. Ihre spärliche Nahrung besteht aus Mäusen, Eidechsen und hie und

da in Vögeln, die sich unvorsichtigerweise überraschen lassen, doch ist sie im Stande und wird auch zuweilen in die harte Nothwendigkeit versetzt, wochen-, ja monatelang zu hungern und zu dursten. Wenn es der Boden irgendwie gestattet, wühlt sich die Viper mit dem ganzen Leibe in den Sand, so daß nur die Augen und die beiden Hörnchen sichtbar sind. Das Einwühlen bewerkstelligt sie durch eigenthümliche, seitliche Bewegungen ihrer Rippen, indem sie den Leib bald breitet, bald wiederum zusammenzieht, und so den



Die gehörnte Viper (Cerastes aegyptiacus).

Sand zur Seite schiebt; diese Bewegungen folgen aber so rasch aufeinander, daß das Verbergen im Sande meist nicht mehr als zehn, höchstens zwanzig Secunden erfordert; doch auch wenn der Sand sie nicht gänzlich aufgenommen hat, verschwindet sie den Blicken vollständig, selbst das schärfste Auge nimmt sie nicht wahr, wenn es nicht besonders auf die Stelle hingelenkt wurde. Den Arabern, die nur mit den Sandalen beschuht durch die Wüste gehen, wird sie deshalb in hohem Grade gefährlich. Von der

Lebenszähigkeit und Wuth des Thieres spricht die von Reisenden wiederholt bestätigte Thatsache, daß der vom Rumpfe getrennte Kopf der gehörnten Viper noch zwanzig Minuten nach der Trennung wüthend nach den ihm gereichten Stöcken und Gegenständen biß, ja selbst nach einer halben Stunde, als der scheinbar leblose Kopf in Alkohol gebracht wurde, eine Minute hindurch zu beißen versuchte.

Vor solch' unangenehmen, zuweilen gefährlichen Ueberraschungen müssen wir uns jetzt auf jedem Lagerplatze vorsehen, denn die Dünenfauna ist an giftigen Reptilien und Insecten, an Thieren überhaupt reicher, als man bisher anzunehmen gewohnt war. Ist es nicht die gehörnte Viper, oder die Minutenviper, eine der ersteren verwandte Art, von den Arabern Zoreïg genannt (Echis carinata), deren Gift ebenfalls im Sommer äußerst gefährlich wirkt, so ist es die Python, vor der wir uns in Acht nehmen müssen; das Ereigniß mit der Lefa hat unsere Schaanba gesprächig gemacht, und so müssen wir nun mehrere Abende hindurch die fabelhaftesten Erzählungen über die Schlange Saban verdauen, deren Biß stets den Tod unter den fürchterlichsten Schmerzen herbeiführen soll. Ernstliche Vorsicht erheischen die zahlreichen, in den seichten und steinigen Dünenthälern sich tummelnden Scorpione, welche in dreierlei Arten die Lagerstätten unsicher machen, es sind dies der schwarze Scorpion (Scorpio afer), dessen Stich immer gefährlich, im Hochsommer bei Vernachlässigung der Stichwunde geradezu tödtlich ist, der schwarze getüpfelte tunesische und der gelbe Scorpion, deren Stich wohl schmerzhaft, aber weniger gefährlich ist. Sobald das Lagerfeuer angezündet ist, erscheinen außer anderen nächtlichen Gliederfüßlern, besonders Tausendfüßlern, immer auch Scorpione. Mitten in der tiefsten Ruhe der Nacht erwachen wir oft, durch ein jammerndes Stöhnen und Schreien irgend eines Zeltgenossen aufgeweckt, und nach der Ursache forschend, entdecken wir unter dem Kissen oder der Matte einen dieser Missethäter, der, durch den Druck des Schläfers zum Widerstande gereizt, diesen gestochen. Der Stich ist ungemein schmerzhaft und brennend, erzeugt örtliche Entzündung, Lähmung, Fieber, Ohnmacht. Als Heilmittel zerreiben die Araber das Thier selbst unmittelbar nach dem Stiche auf der Wunde, oder verwenden das sogenannte Scorpion-Oel, in welchem man einige Scorpione verenden ließ; angezeigt sind auch Ammoniat

oder Tabakasche als äußerliches Aetzmittel und eine innerliche Gabe von Ipecacuanha gegen die Ueblichkeiten. Wurde beim Lageraufschlagen zufällig ein ganzes Nest dieser nächtlichen Ruhestörer entdeckt, so gewährt es immer den Arabern ein großes Vergnügen, Halfagras in einem engen Kreise anzuhäufen, es anzuzünden und die Thiere unter lautem Halloh zu verbrennen; nach allen Seiten zur Flucht sich wendend, und vor dem Feuerkreise zurückschreckend, wüthen die Thiere mit dem erhobenen stichbereiten Schwanze ohnmächtig gegen sich, daher rührt auch die irrige Ansicht Vieler, daß der Scorpion sich in solchen Momenten selbstmorde.

Zur Erheiterung und zum Ergötzen der Reisegesellschaft tragen während des Marsches die zahlreichen Echsen und der Sandgeko bei. Unter den ersteren ist es vorzüglich der Skink (Scincus officinalis), der bei der Annäherung von Menschen mit geradezu verblüffender Gewandtheit sich in den Sand eingräbt und im Verlaufe weniger Augenblicke 5—8 Meter durchwühlt. Die Araber stellen ihm sehr eifrig nach und sein Fang beschäftigt in den Oasen des Ued Rirh, ebenso wie in Tuat, zahlreiche Leute, denn er wird ebenso hoch als Arzenei, wie als Nahrungsmittel geschätzt. Die Araber sind sehr gierig nach diesem Leckerbissen und verspeisen ihn geröstet, oder trocknen den enthaupteten Leichnam, stoßen denselben zu Pulver, kneten dieses mit Datteln zu einem Teige und verkaufen diese in Ledersäcke gefüllte Masse an die Caravanen. Der Reisende Tristram nennt den gerösteten Skink ein sehr schmackhaftes Gericht.

Ab und zu kreuzt eine Wildkatze unseren Weg, das traurige, kreischende Krächzen eines vereinzelt über die Todeslandschaft irrenden Raben lockt unsere Schaanba stets aus den Zelten, und auf der Route sind sie nicht vom Flecke zu bringen, denn der Rabe gilt ihnen als Wahrsager, als Prophet, dessen Erscheinen je nach der Höhe seines Fluges, seinem Gekrächze, als gute oder schlimme Vorbedeutung angesehen wird. Kleine Felssperlinge von graugelber Färbung verirren sich zuweilen in unsere Nähe, vergeblich warten wir auf deren Gezwitscher, in diesen Einöden haben sie scheinbar ihre Stimme verloren. Des Raben und ihre Nahrung sind die an den etwas feuchteren Stellen, besonders in der Nähe von Brunnen häufigen Rothkäfer und andere Insecten, unter welchen kleine rothe, hartleibige und glatte Wanzen eine

empfindliche Plage für den Reisenden sind, und mit ihrem langen Saugrüssel selbst die Wolle des Oberkleides durchdringend, empfindliche Schmerzen bereiten; die gewöhnliche Fliege, eine rothe, große Ameise und ein vorwitziger Nachtfalter sind die weiteren Ruhestörer bei Tag und bei Nacht.

Die Physiognomie der Dünen ändert sich von Tag zu Tag, heute sind es große drei- und viereckige Pyramiden, die dicht aneinander gereiht, uns nöthigen, im Labyrinth des sich um sie schlängelnden Thalweges mühevoll und unter großem Zeitverlust vorwärts zu dringen, morgen ist es ein Chaos von großen steilwandigen Ghurds, die uns fast jeden Ausweg zu versperren scheinen, und am nächsten Tage wieder sehen wir nichts als 12—1500 Meter lange Sandwülste von 100—150 Meter Höhe, zwischen welchen enge und seichte Gräben wie Ackerfurchen hinlaufen und der Gegend das Ansehen eines leicht gekräuselten Wasserspiegels geben; plötzlich übergeht die Landschaft wieder in ein Labyrinth scharfkantiger nach allen Richtungen verlaufender Sif. Der Marsch wird um so beschwerlicher, als wir uns überdies immer höher über das Meer erheben, indem das Terrain von Rhadames bis drei Tagereisen nördlich dieser 391 Meter über dem Meere liegenden Oase ansteigt. um in einem von Nordost nach Südwest quer durch die Areg-Zone verlaufenden plateauförmigen Höhenrücken zu culminiren; auf unserer Route geschieht dies in einer Höhe von 410 Meter über dem Meere. Nördlich dieses von Dünen ganz bedeckten Plateau's senkt sich das Land continuirlich bis in die Depressionsgebiete im Norden des Ued Rirh und Ued Suf. Am neunten Tage seit dem Aufbruche von Rhadames erreichen wir glücklich den Brunnen Hassi Bottin, welcher Name so viel als der Lagerbrunnen bedeuten will. Es sind eigentlich mehrere Brunnen, die sämmtlich ein sehr unangenehm schmeckendes, brackisches Wasser haben, das ohne Zugabe von Kaffee oder Cognac für europäische Gaumen schwer genießbar ist. In einer Tiefe von 22 Meter stieß man nach Durchbohrung des sehr porösen Saharasandsteines und einer Schichte von weißem Kalkstein auf das Wasser, das im Frühjahre eine Temperatur von 23°, im Sommer aber gewöhnlich 28—30° Celsius besitzt. Die Brunnen sind gewöhnlich mit Steinschwellen eingefaßt und haben 70—90 Centimeter Durchmesser.

Obwohl der Geschmack des Wassers durchaus nicht einladend ist, sind wir genöthigt, die bedeutend herabgeschmolzenen Wasservorräthe zu ergänzen, bevor wir aber dazu gelangen, kostet es noch einige Arbeit, die Brunnen vom Sande und Kameelmist, den die Winde hineingeweht, zu reinigen; sodann werden die neben den Brunnen angebrachten Gypskrippen für die Kameele gefüllt und zuletzt erst die Schläuche versorgt. Unser Aufenthalt ist nur kurz und wir brechen schon den nächsten Tag wieder auf. Die Gegend ist von derselben Trostlosigkeit wie bisher, die Dünen in der Nähe des Brunnens, ja auf der ganzen bisher zurückgelegten Strecke von jüngster Bildung, unser Führer erinnert sich, die heute hohen Dünen als junger Mann noch im Stadium der Sif gesehen zu haben, er sah sie auf seinen wiederholten Reisen stetig anwachsen, ohne daß sie ihre Form wesentlich verändert hätten, da sie ihm gegenwärtig noch wie einst als Wegmarke dienten. Der Führer Largeau's erzählte dem Reisenden sogar, daß sein Großvater die Strecke von Wargla nach Rhadames, welche heutzutage sechzehn große Tagemärsche erfordert, mit leicht beladenen Kameelen in acht Tagen zurücklegte. Das Land war zu dieser Zeit eine schöne, wellenförmige, mit reicher Vegetation bedeckte Ebene mit zahlreichen Brunnen, die wenigen Dünen, die das Auge erblickte, waren alle im Stadium der Sif. Und jetzt, sagte der Führer zu Largeau, erhebe Dein Auge und schaue, Deine Mütze wird Dir auf die Schultern fallen, bevor Du den Kamm erblickt hast!

So großartig und effectvoll das Schauspiel eines Simum oder Gebli in dieser Dünenregion sein mag, so können wir froh sein, ohne dasselbe erlebt zu haben, den Brunnen el Achiya nach zwei weiteren Tagereisen erreicht zu haben; besonders im Frühjahre ist ein Simum, wie ihn Largeau auf seiner Reise nach Rhadames im Jahre 1875 erlebt hat, keineswegs eine angenehme Zugabe zu den ohnehin erklecklichen Schwierigkeiten der Reise durch die Areg-Zone. Zu dem schauerlichen Gebrause des mit wüthender Kraft sich in die zahllosen engeren Dünenthäler und Schluchten einwühlenden Windes, der ungeheure Massen von Sand von der Thalsohle aufwirbelnd, dieselben mit blitzartiger Schnelligkeit und Macht an den Abhängen der Dünen aufwärts zur Kante der großen Ghurds trägt, und für eine Caravane, die vielleicht eben am Rande eines der riesigen Trichter dahinschreitet oder

den hohen Grat einer Düne übersetzt, im höchsten Grade gefährlich werden muß, gesellt sich das Schauspiel eines Gewitters, von strömendem Platzregen begleitet.

In solchen Momenten, wo die Kameele vor Entsetzen zittern, ängstlich brüllen und fauchen und um keinen Preis vorwärts zu bringen sind, sondern im Gegentheile sich freiwillig auf den Boden legen, ist die Dünenlandschaft wohl von eigenthümlichem Reiz, doch die Gefahr, jeden Augenblick die Kameele in einem der Abgründe verschwinden zu sehen, gewiß nicht verlockend. Und dieses Schauspiel kehrt zuweilen im Laufe eines Tages nach Unterbrechungen von drei bis vier Stunden einige Male wieder. Bei solchen Gelegenheiten läßt sich die Entstehung der Dünen aus directer Anschauung beobachten; die vom Sturme aufgejagten Sandmassen werden zuerst bis zu den Wolken emporgewirbelt, bleiben einige Minuten in wirbelnder Bewegung über den Kämmen und Rückenkanten der Dünen in der Schwebe, bis sie durch den Regen auf die Dünen niedergeschlagen werden und hier, durch das Wasser schwer geworden, liegen bleiben; auf diese Weise wächst im Laufe der Jahre die Semla zum Ghurd an. Bei trockenem Gebli schlägt sich der Sand aber erst in großer Entfernung zu Boden, und dann sind es gewöhnlich die äußersten Partien der Dünenzone, welche die ganze Masse des aufgewirbelten Sandes als Zuwachs erhalten. Die Dünenlandschaft zeigt nach solch' einem von Gewitter oder Regen begleiteten Simum eine wesentlich veränderte Physiognomie dadurch, daß schon am nächsten Tage der vorher nackte, graue oder rothgelbe Sand wie durch ein Wunder, soweit das Auge auch blicken mag, wie mit einem großen grünen Teppich bedeckt erscheint, die wenigen und blattlosen Sträucher und Stauden in den Dünenthälern beleben sich mit aromatisch duftenden Blüthen, und nun kommen die vor dem Sturme in ihre Schlupfwinkel geflüchteten wilden Thiere aus ihren Verstecken hervor und tummeln sich frisch vergnügt auf dem grünen Plan, die ganze, vorher todte Landschaft wird lebendig. Das grüne Kleid des Bodens ist leider nicht von Dauer, denn die Mittagshitze des nächsten Tages läßt es wieder verschwinden. Diese Erscheinung kann man in der Sahara überall beobachten, wo während des Nachts ausgiebiger Thau fällt, ebenso in der ganzen Dünenregion nach einem Regen.

Die Dünenzone ist übrigens auch während der übrigen Jahreszeit, mit Ausnahme der heißesten Monate, nicht ohne jede Vegetation, und die Anschauung, als wäre die Dünenregion ein durchgängig steriles, vegetationsloses Gebiet, ebenso irrig, wie in Bezug auf die Thierwelt. Vorläufig noch verhältnißmäßig selten, immer häufiger aber, je mehr wir uns dem



Halfagras (Stipa tenacissima).

Ued Rirh nähern, begrüßen wir als künftigen und steten Begleiter auf unserer Wanderung durch die algerische Sahara das Halfa (Stipa tenacissima), das in der Dünenregion in einzelnen großen und dichten Büschen in den Thälern vorkömmt, wo seine langen Faserwurzeln Platz zur Ausbreitung finden, seltener ist es auf den Dünenhängen und Kämmen. Der eigentliche Verbreitungsherd dieser für die Wüste so überaus nützlichen Pflanze sind die

Steppen des hohen Schottplateau's von Algerien und die südlichen Abhänge desselben bis zur Nordgrenze des Areg. Die Stärke und Dauerhaftigkeit der Faser dieser Textilpflanze, die in ganz Algerien und Tunis in ausgedehntester Weise zu Spartarbeiten (Matten, Tauen u. s. w.) verwendet wird, beeinträchtigt andererseits wieder ihre Verwendung als Futterkraut, indem sie nach längerem Genusse den Thieren Verstopfungen des Leibes verursacht, die durch laxirende Wässer behoben werden müssen; da aber an solchen in der ganzen algerischen Sahara kein Mangel ist, so erwächst für die Nomaden nur die Arbeit, ihre Kameele und Schafe zeitweilig zur Tränke an salzige Brunnen zu führen. Eine schöne Spielart des Halfa, Sbeït genannt, ist in der Areg-Zone, die wir zum Theile bisher durchkreuzt, häufiger, die einzelnen Stengel dieses Riedgrases sind noch länger und steifer als beim Halfa. Zwei Arten der Graminee Arthratherum, von den Arabern Sfar genannt, werden von den Kameelen begierig aufgesucht und bedecken an einzelnen Stellen ausgedehnte Flächen in den Dünenthälern, die Kameelbohne (Astragalus Saharae) sprießt schüchtern aus dem Sande hervor, während an steinigen, vom Sande entblößten Stellen der Boden mit Jerichorosen bedeckt ist. Die nützlichste und glücklicherweise am weitesten verbreitete Pflanze in der ganzen nördlichen Sahara (Arthratherum pungens) von den Arabern Drin, von den Tuareg Tullult genannt, bevölkert auch die Dünenregion; wo nur ein kleines Fleckchen Erde sich findet, sprießt sie hervor und nährt mit dem Faserstoff der Stengel und Blätter die Heerden des Nomaden, ihre Fruchtkörner, die aus Aehren ausgelesen werden, von den Arabern Lul genannt, bilden zu Mehl gemahlen und gekocht oder zu Galetten gebacken, oft die einzige Nahrung des Nomaden. Die wilde Conifere Ephedra alata, Alenda der Araber, ein schöner, harziger Strauch, der zuweilen 2—3 Meter Höhe erreicht, ist an vielen Stellen ein Begleiter des Halfa. Die Rinde des Strauches ist dicht und weich wie die des jungen Korkholzes.

Eigenthümlich wirkt der Anblick einzelner von Zeit zu Zeit auftauchender, die Gipfel kleiner Sandhügel krönender, blattloser Sträucher, wie der Artaya, Asel (Calligonum comosum), der eben jetzt im Frühjahre mit zahllosen kleinen weißen Blumen bedeckt ist, ähnlich jenen des Weißdorns, deren Geruch sie auch haben; zu kleinen Büschen vereinigt, bildet der Strauch

während der Nacht das schützende Dach für die Gazellen, die sich unter ihm sammeln. Weiterhin bemerken wir dichte und größere Büsche von Merkh (Genista Saharae), mit gelben Blumen bedeckt und 4—5 Meter über den Sandboden ragend, in ihrer Nähe sind wir sicher, auf die kleinen dornigen Sträucher Begel und Simeran zu treffen, die sämmtlich die feuchteren und tieferen Stellen in den Dünenthälern vorziehen. Ein schöner Strauch mit gezackten, dichtstehenden, dunkelgrünen Blättern, eben jetzt mit kleinen violetten Blumen bedeckt, begegnet uns in den weiten ebenen Kesselthälern Sahan, seine Wurzeln greifen sehr tief und dringen in die Fugen des unter dem Sande liegenden Gesteins. Schon stundenlange vorher zeigen die Kameele eine Unruhe und eilen nach vorwärts, wenn wir uns einer Stelle nähern, wo ihr Lieblingskraut, die Salsolacee Domrahn (Traganum nudatum) große Flächen bedeckt, in ihrer Nähe ist man auch meist sicher, Gazellen zu finden. Treffen wir in einem tiefen Thale auf Had (Cornulaca monacantha), einen dornigen Strauch mit saftstrotzenden Stengeln und Blättern, so können wir nach der Aussage unserer Begleiter sicher darauf rechnen, in geringer Tiefe auf Wasser zu stoßen, thatsächlich liebt der Strauch nur tiefe und feuchte Thäler, denen er eine düstere Staffage verleiht und sie aus der Entfernung als von reißenden und hochwogenden Wässern durchzogen erscheinen läßt. Gleich dem Domrahn ist auch dieser Strauch ein beliebtes Kameelfutter, das die Thiere erfrischt und fettleibig macht.

Schon aus dieser flüchtigen Darstellung wird es hervorgehen, daß die Fauna und Flora der Areg-Region, wenngleich artenarm, noch immer genügt, um den Nomaden der Wüste zu beschäftigen. Die Jagd bildet denn auch thatsächlich die wesentlichste Beschäftigung der Stämme, welche, von Brunnen zu Brunnen wandernd, den Areg durchziehen, so die Schaanba und die Suafa. Obwohl der Hochsommer die günstigste Zeit zur Jagd ist, verbieten die unerträgliche Hitze und der Wassermangel selbst den in der Wüste aufgewachsenen Nomaden, diese Zeit zu benützen. Die Suafa jagen daher im Winter, die Schaanba im Frühjahre, und zwar die Ersteren im Osten des Areg bis zu den Ausläufern des Dschebel Duirat, die Letzteren bis über die Ufer der Irharhar im Westen. Die Huth der Heerden den Frauen und Kindern überlassend, ziehen die Jäger in Gruppen von Drei oder Vier in das

Innere der Areg-Region, wo eben das Wild sich hauptsächlich umhertreibt. Jeder Jäger führt drei oder vier Kameele mit sich, welche mit Datteln und Mehl zur Bereitung der „Ruina“, mit Munition und mit gefüllten Wasserschläuchen beladen sind. In der Nähe eines Brunnens wird Posto gefaßt, von welchem sie sich selten weiter als zwei bis drei Tagemärsche entfernen, um immer rechtzeitig den Wasservorrath erneuern zu können. Gewöhnlich jagen die Schaanba nur Antilopen, Gazellen, den Fenek; sind ihre Beziehungen zu den Tuareg friedlichere, so dringen sie wohl auch südlicher vor, um den Strauß zu jagen. Mit der Zubereitung der Häute wird keine Zeit verloren, sie werden einfach an der Sonne getrocknet und eingesalzen. Das Fleisch erhält sich länger als acht Tage, ohne zu verderben, und im Verlaufe dieser Zeitabschnitte wird immer einer der Jäger nach der nächsten Oase abgesandt, um die Jagdbeute zu verkaufen. Ist die Saison zu Ende, so werden die Häute auf die Kameele geladen und nun geht es nach Wargla, Tuggurt oder Rhadames, wo die Häute am besten verkauft werden. Die Jagd in den Dünen ist nur mit dem Kameel möglich, und auch der Mensch muß sich einer kräftigen Constitution erfreuen; in der That sind die Schaanba-Jäger, denen wir begegnen, durchwegs robuste und sehnige Gestalten von hoher Taille. Ihr bronzefärbiges, von tiefen Furchen durchzogenes Gesicht verräth auf den ersten Blick ihren Erwerb, ihren monatelangen Aufenthalt im Gluthkessel des Areg. Ihre Kleidung besteht meist aus einer kurzen Gandura, die durch einen breiten Ledergürtel um die Hüften in Falten gelegt wird, an dem Gürtel hängt ein großes Waidmesser und mehrere andere sichelartige Messer, sowie eine Patrontasche mit Patronenhülsen aus Schilfrohr, ein Burnus hängt nachlässig über der Schulter, ein kurzer Haïk über der Kopfbedeckung (Schaschia), durch Kameelriemen befestigt, schützt den Hals, die Ohren, und wie bei den Tuareg durch eine über das Kinn hervorragende Falte Mund und Nase gegen Sand und die heiße Luft des Gebli.

Kehren wir nun zum Brunnen El Achiya zurück. Indem wir ihn erreicht haben, stehen wir an der Westgrenze der Dünenregion auf der von uns eingeschlagenen Route nach Tuggurt, zugleich befinden wir uns im trockenen Flußbette des Irharhar, den wir schon im Tuareg-Lande bei unserem Ausfluge zu den Crocodilteichen von Mihero nennen hörten. Der Brunnen

El Achiya ist am Fuße einer mächtigen Düne im Bette des Stromes (das ist die Bedeutung des Wortes Irharhar) gegraben und besitzt süßes, frisches und hinreichendes Wasser in einer Tiefe von blos vier Meter, leider ist er auch ein von den Wegelagerern der Wüste häufig als Hinterhalt benützter Ort, um die Caravanen, welche nach Wargla ziehen, zu plündern, schon zu wiederholten Malen war hier das Bett des Irharhar der Schauplatz blutiger Treffen zwischen den Schaanba und Ahaggar. Aus Vorsicht wählen wir denn auch, nachdem wir unsere Schläuche mit Wasser gefüllt, den Kamm einer am rechten Ufer des Irharhar sich hinziehenden langgestreckten Düne als Nachtlager, um gegen jeden Ueberfall gesichert zu sein, anderentheils aus Vorsicht gegen die gerade hier sehr häufigen gehörnten Vipern, die im steinigen und feuchten Bette des Stromes sich herumtummeln.

Von der Höhe der Düne genießen wir eine imposante Uebersicht über das Landschaftsbild, das sich nach allen Seiten hin eigenthümlich gestaltet, im Osten und Süden umrahmen die vom Eisenoxydgehalte rothgelb gefärbten Dünen des Areg den Horizont, ebenso nach Nordosten, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Farbe der Dünen fast in's Hellgraue spielt, nach Westen wird der Blick durch die wellenförmigen Höhenzüge der Hammada begrenzt, der Lauf des Irharhar markirt sich weit nach Norden und nach Süden hin durch die steilen Uferränder und die phantastischen, mannigfaltigen Formen der isolirten Felsblöcke (Gur), welche dem Ufer entlang ziehen. Hier scheint es eine vollkommen abgerundete Domkuppel zu sein, die auf einem viereckigen Unterbau ruht und die man im ersten Augenblicke für das Riesengrab eines Heiligen (eine Kuba) halten würde, dort scheint sich ein runder Thurm zu erheben, überhöht von einem spitzigen Glockenthürmchen, weiterhin glauben wir einen Riesenpilz zu sehen, dessen runder Hut von einem Kegel überhöht wird, auf dem uns gegenüberliegenden Ufer zeichnet es sich wie eine endlose Reihe dahinziehender Kameele, oder aber wieder wie eine colossale Sphynxstatue am tiefblauen Himmel ab. Dieses Landschaftsbild wirkt um so mächtiger, erhält einen erhöhten, unsagbaren Zauber, wenn Abends der Mond, über den Dünenhorizont aufsteigend, das Ganze mit magischem Lichte überfluthet; die tiefe Stille, die Frische der Nacht, der mit Sternen übersäete azurblaue Himmel läßt uns nicht an Schlaf denken, im Burnus fester

eingewickelt, denn die Nächte sind kühl, können wir stundenlang in Träume versunken das herrliche Bild beschauen, und begreifen erst, warum auch der Wüstennomade sich schwer von seiner als trostlos gescholtenen Scholle trennt.

Unmittelbar im Norden des Brunnens spaltet sich der Lauf des Irharhar in zwei Arme, eine große Insel bildend, die sich 80—90 Kilometer nach Norden in die Nähe des Brunnens El Hadschira ausdehnt, wo sich die beiden Arme wieder vereinigen; der westliche Arm wurde, früher unbekannt, erst durch Largeau erforscht. Welche großartige Wassermasse einst dieser Strom fortgewälzt haben mag, können wir annähernd ermessen, als wir am nächsten Tage fast eine Stunde benöthigen, um auf das andere Ufer zu übersetzen und beide Ufer 40—50 Meter hoch finden; seit vielen Jahrhunderten ist der Irharhar ein trockenes Flußbett, welches nur die in Jahrzehnten einige Male vorkommenden strömenden Gußregen für einen oder mehrere Tage mit einer spärlichen Wasserader füllen. Ueber die Ursache der Austrocknung des Stromes hat sich bei den Schaanba eine Sage erhalten, die wir nach den Mittheilungen Largeau's hier in kurzen Zügen wiedergeben wollen. — Zur Zeit als das Wasser des Irharhar noch in mächtigen Wogen dahinfluthete, so daß das Geräusch in der Stille der Sahara weithin widerhallte, und zahllose Heerden an seinen beiden, von mächtigen Bäumen beschatteten Ufern, die im schönsten Grün prangten, sich von der Weide nährten, herrschten an beiden Ufern mächtige Häuptlinge: am Ostufer Mussa, Mansur am Westufer. Zwischen den Stämmen dieser Beiden herrschte ununterbrochene Fehde und mehr als einmal röthete sich der Irharhar von dem Blute derselben. Mussa besaß einen einzigen Sohn, sein Stolz, sein einzige Lebensfreude, und dieser, ein tapferer Jüngling, im ganzen Lande als der kühnste Reiter bekannt, hieß Daud. Mansur, ein Hüne an Gestalt und durch seine Grausamkeit ein Schrecken bis in die fernsten Gegenden, besaß hingegen eine Tochter Namens Kheïra, deren Schönheit in der ganzen Sahara unübertroffen war. Ihr Leben war aber ein so freudenloses, daß die Trauer nie von ihrem Antlitze wich, ihr Lieblingsort waren die Auen am Ufer des Irharhar, wo sie, mit ihrer treuen Dienerin lustwandelnd, das tolle Treiben ihres Vaters zu vergessen suchte. Bei einer solchen abendlichen Promenade entdeckte Daud die Tochter seines Gegners und entbrannte sofort für sie in glühender Liebe, die

er ihr auch bald darauf, den reißenden Fluß unbemerkt durchschwimmend, eines Abends gestand. Seine Gefühle wurden auch von Kheïra erwidert, doch machte sie ihn auf die Unmöglichkeit einer Verbindung aufmerksam, da sie ja Beide Kinder der ärgsten Todfeinde seien, leistete aber auf sein Drängen den Schwur, niemals einem anderen Manne angehören zu wollen. Daud bestürmte, in's väterliche Zelt zurückgekehrt, seinen greisen Vater, um Kheïra zu werben, und wenn auch mit schwerem Herzen, entschloß sich Mussa zu dem Schritte, der indessen, wie vorauszusehen war, erfolglos blieb, im Gegentheile schwur Mansur, seiner Tochter in drei Tagen einen Herrn zu geben. Auf diese Nachricht hin verschwand Daud plötzlich mit seinem besten Pferde. Jahre vergingen, er blieb verschollen, bis er eines Tages an der Spitze einer mit Schätzen beladenen Caravane im Lande erschien, vergeblich aber nach dem Lager der Seinen spähte; sein Vater war aus Kummer gestorben und die Meisten seines Stammes waren dem Todfeinde Mansur zum Opfer gefallen, während er aus Verzweiflung von Land zu Land, den Tod suchend, umhergeirrt war, dieser aber ihn nur mied, um ihn mit Ehren und Schätzen bedeckt heimkehren zu lassen. Von Schmerz und Wuth über diese traurige Entdeckung ergriffen, schlug er den Weg zum Lager Mansur's ein, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, doch das erste Wesen, das ihm unter den Palmen des feindlichen Ufers entgegentrat, war Kheïra. Mit lautem Freudenschrei stürzten sich die beiden Liebenden in die Arme. Kheïra hatte ihren Schwur und dem Geliebten Treue gehalten, sich aller Freier erwehrt, und mußte es auch geschehen, daß man den zudringlichsten mit dem Dolche in der Brust auffand. Der nächste Gedanke der sich wiedergefundenen Liebenden war die Flucht, deren Gelingen Daud durch seine zahlreiche bewaffnete Begleitung zu verbürgen hoffte. Alles war denn auch schon vorbereitet, Kheïra und Daud hatten ein weißes Kameel bestiegen und die ganze Caravane setzte sich in Bewegung, als schon nach wenigen Schritten sämmtliche Kameele wie gebannt stehen blieben. Zur Seite des weißen Kameels tauchte die Hünengestalt Mansur's auf, und ehe die Diener Daud's zu Hilfe herbeieilen konnten, hatte der Riese die beiden Liebenden mit einem Keulenschlage getödtet, gleichzeitig brachen aus den Gebüschen die Krieger Mansur's hervor und metzelten die ganze Caravane nieder. Ueber seine Gewaltthat erschreckt, befahl der Riese, die Leichen in die

schäumenden Wogen des Irharhar zu werfen. Doch welch' Wunder, im Augenblicke als die Fluthen die Leichen der beiden sich umschlungen haltenden Liebenden aufnahmen, versiegte der Strom, um die theuren Reste zu verschonen. Entsetzen erfaßte Mansur ob dieses Schauspiels, in blinder Wuth stürzte er sich auf seine Leute und tödtete sie bis auf den Letzten, riß alle Bäume dem ganzen Ufer entlang aus und verwandelte das fruchtbare Land in eine Wüste. Von Gewissensbissen gequält, kehrte er nach langem Umherirren wieder an die Stelle seiner Schandthat zurück, und siehe da, im trockenen Flußbette trat ihm eine lange Reihe schwerbeladener Kameele entgegen, sämmtlich unbeweglich wie der Tod, und an der Spitze des Zuges erkannte er seine beiden Opfer, die sich in einem endlosen Kusse umschlungen hielten. Der Anblick dieses Bildes versetzte den Riesen in solche Wuth, daß er neuerdings mit der Keule zum tödtlichen Schlage ausholen wollte, diesmal aber blieb die Waffe wie von einer unsichtbaren Macht gehalten, in der Luft erhoben und der Mörder war in dieser Stellung zu Stein geworden. — Heute zeigen die Schaanba dem Reisenden im Bette des Irharhar einige bizarr geformte Gurs, welche sie als die versteinerten Reste dieser geschilderten Handlung betrachten.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehren wir zu unserer Reise zurück, indem wir uns die Erklärung der heutigen Wasserlosigkeit des Irharhar und der Entstehung der Areg-Region für später vorbehalten, umsoeher als wir noch einige Male im Verlaufe der großen Reise Dünengebiete zu durchqueren haben werden. Wir wollen hier nur bemerken, daß die Dünen von Jahr zu Jahr nach Westen fortschreiten und das Flußbett des Irharhar immer mehr mit Sandmassen bedeckt wird.

Am linken Ufer des Irharhar angelangt, schlagen wir eine fast rein nordwestliche Richtung ein, um auf kürzestem Wege unser nächstes Ziel, die Stadt Temassin zu erreichen. Der Bodencharakter ist ein gänzlich anderer geworden, bald ist es eine weithin mit kleinen scharfkantigen Kieseln, oder mit größeren rundlichen Blöcken von Gypssandstein übersäete, stark undulirte Ebene, bald haben wir mehrere Reihen von niedrigen Hügelzügen zu überschreiten, denen Gypsbänke vorgelagert sind, die, aus 25 Centimeter hohen, eng aneinander liegenden schneidescharfen, dünnen Blättern bestehend, beim Uebergange

große Schwierigkeiten verursachen. Die dünnen Gypsblättchen sind nämlich klar und durchsichtig wie Glas und glänzen in der Sonne mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß wir kaum zu Boden sehen können, ohne geblendet zu werden, wir vermögen daher nur langsam, beinahe tastend, durch dieses blendende Labyrinth vorwärts zu kommen, ein Fall auf diese schneidigen Klingen hätte nichts Verlockendes an sich. Unter den Schritten der Kameele brechen diese dünnen Blättchen mit einem Geräusche, das dem auf den Boden fallender Glasscheiben ähnlich ist. Die Gegend ist während der ersten Tagemärsche beiweitem vegetationsärmer als die Dünenzone, einige dürftige Büsche von Tamarix und Begel, hie und da, wo kleine Sandanhäufungen sich gebildet, Halfa und Sfar, das ist das Ganze, was wir erblicken können, es ist eben Hammada und diese repräsentirt ja den schärfsten Wüstencharakter. Wiederholt steigen wir auf der Weiterreise in relativ ausgedehnte Depressionen, Sebchas, deren Boden mit Flugsand bedeckt und jeder Vegetation entblößt ist. Die Häufigkeit der Sebchas zeigt uns, daß wir uns dem Ued Rirh nähern, wofür auch die sich häufenden Brunnen und zur Rechten wie zur Linken der Route liegenden kleinen Neslas (Lager) der Schaanba sprechen. Noch einmal, bevor wir die Oase von Belet Amer erreichen, müssen wir ein Netz von Dünenzungen, deren rothe Farbe weithin leuchtet, durchschreiten, es sind dies die Dünen Areg ed Dem (Blutadern), der Unterschied der Landschaft äußert sich auch weiter darin, daß diese Dünen mit schönen Büschen des harzigen Alenda bestanden sind, die hier 3 Meter Höhe erreichen, und der Boden mit Halfa reichlich bedeckt erscheint. — Endlich nach sechzehntägiger Wanderung, von welcher eilf Tage der Durchquerung des Areg galten, blicken uns am siebzehnten Tage die Palmenstämme der Oase Belet Amer entgegen. Der Anblick der am tiefblauen Himmelsgrunde sich abzeichnenden Palmenwedel begeistert unseren Führer derart, daß er die Oase personificirend, sie mit den folgenden Worten besingt:

Die Geliebte nähert sich, aber ihr Antlitz ist verschleiert.
Der Stamm im Thale der Nekas beneidet sie um ihren biegsamen und anziehenden Wuchs.
Plötzlich entfernt sie den neidvollen Schleier, der sie verdeckt,
Und vor Ueberraschung aufschreien die Bewohner der Gegend,
Ist es ein Blitz, der über unseren Wohnungen geglänzt,
Oder haben die Araber in der Wüste das Feuer entzündet?

Bald ist die kleine Oase durchmessen, an einem der zahlreichen artesischen Brunnen vorüber, die im Ued Rirh gegraben wurden. Die kleine Sauya von Sidi Mohad Sayah zur Linken lassend, deren domartige Kuppeln weithin leuchten, stehen wir nach einigen Stunden vor einem isolirten häuserbedeckten Hügel, der von einem breiten Graben umgeben ist, aus dessen Tiefe pestartige Miasmen aufsteigen und jenes Fieber verursachen, das im Sommer die Bewohner peinigt, ohne daß man diesem Zustande bisher abgeholfen hätte. Die Reste einer ehemaligen Umfassungsmauer verrathen die einst befestigte Stadt. Es ist Temassin, weit und breit in der Sahara bekannt durch die große Sauya des Ordens der Tedschadschina, so genannt von seinem Stifter Sidi Ahmed et Tidschani. Die Kuppeln und Minarete seiner sechs Moscheen verkünden die heilige Stadt allen sich Nahenden. Von einer regelmäßig angelegten, crenelirten und an den Ecken bastionirten, mit Schießscharten versehenen Mauer umschlossen, von deren Zinnen hie und da Menschengebeine die Besucher an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern sollen, liegt die einen bedeutenden Flächenraum bedeckende Sauya in der Nähe der größten der Moscheen der Stadt. Die Einwohner der Sauya repräsentiren an und für sich einen beträchtlichen Theil der Stadtbevölkerung, denn außer den Marabuts und ihren freiwilligen Dienern beherbergt die Sauya immer eine erhebliche und sehr gemischte Gesellschaft von Leuten, die alle Ursache haben, sich nur hinter den Mauern des Klosters sicher zu fühlen, die Sauya ist eben eine Freistätte für Verbrecher, deren Besserung hier unter dem Einflusse der Marabuts angebahnt werden soll. Schon in der Einleitung unserer Reise haben wir der Wichtigkeit der religiösen Orden des Islam in der Sahara erwähnt, an dieser Stelle wollen wir einen näheren Einblick in das Wesen eines der bekanntesten derselben nehmen.

Der Orden von El Tidschani wurde gegen das Jahr 1775 von Sidi Ahmed aus der Familie der Marabuts von Aïn Madhi im Westen von El Arnat gegründet, die Devise des Ordens „Das Recht folgt dem Rechte und Alles, was von Gott ist, muß geachtet werden“, sowie der Ruf der Heiligkeit des Gründers gaben den Anstoß zur Bildung des Ordens, der sich in kürzester Zeit zahlreiche Anhänger und Bekenner erwarb, und dessen Oberhaupt in der ganzen nördlichen Sahara in hohem Ansehen steht. Wesentlich der Unterstützung

des Mokaddem des Ordens Sidi Mohamed el Aïd hatte es Duveyrier zu verdanken, seine Reise durch die algerische Wüste und in's Land der Tuareg glücklich ausgeführt zu haben, indem er ihm den Titel eines Bruders und einen Rosenkranz des Ordens verlieh. Auch gegen die französische Herrschaft hatte der Orden immer das toleranteste Benehmen gezeigt und war in den



Ein Marabut vom Orden El Tidschani.

Kämpfen des einstigen Emirs Abd el Kader gegen die Franzosen neutral geblieben, ja noch mehr, die widerstandslose Besetzung des ganzen Oasengürtels von Biskra bis Temassin durch die Franzosen war die Frucht des Verhaltens des Ordensoberhauptes im Jahre 1844—45. Der unermüdliche Feind Frankreichs zur Zeit der Eroberung Algeriens, der Emir Abd el Kader, mußte nach der Ansicht des Ordens im Kampfe unterliegen, denn mehrmals floß auf seinen

Befehl das Blut der Brüder vom Orden El Tidschani, ja der Emir, obwohl selbst Marabut, beging die Tollkühnheit und belagerte im Jahre 1838 den ehemaligen Sitz des Ordens, die Oase Aïn Madhi, durch Allah's Willen aber ohne Resultat. Der gegenwärtige Chef des Ordens wird von allen neueren Reisenden übereinstimmend als ein wohlwollender, unterrichteter, gutherziger und allgemein verehrter Mann bezeichnet, der dem Wahlspruche des Ordens die gelobte Treue hält. Der Orden dehnt seine Verbindungen weithin in die Sahara aus, einerseits bis Timbuktu und in den Sudan, andererseits bis Egypten; eine untergeordnete Sauya besitzt der Orden im Tuareg-Lande zu Timassanin, eine andere in Gurara zu Timmimun. Eine mehr oder minder strenge Auslegung des Korans und stricte Befolgung der fünf Hauptgebote des Islam, die da sind: das Gebet, das Almosen, das Fasten, die Wallfahrt nach Mekka und das Bekenntniß des Glaubens, bezeichnet die Aufgaben eines religiösen Ordens im Islam überhaupt; daß der Orden im Allgemeinen durch die tolerante Ausübung des letzten Gebotes hervorragt, wissen wir bereits. Es ist selbstverständlich, daß der Charakter und das Beispiel des Mokaddem von merklichem Einfluß auf das Verhalten der Marabuts und ihrer Khoddam ist. Für die Größe des Einflusses und der Verehrung, welche der gegenwärtige Mokaddem genießt, erhalten wir einen Maßstab, wenn wir denselben, gefolgt von seinem Stabe, am nächsten Tage durch die Stadt reiten sehen. Es ist kaum möglich, das Gedränge zu beschreiben, in welches sich die Oasenbewohner begeben, um dem Manne ihre Verehrung zu bezeigen; ohne vor den Huftritten der Pferde zurückzuschrecken, schaart sich eine Mischung aller möglichen Classen und Hautfarben, Neger, Mulatten und Weiße, Männer, Frauen und Kinder, um den Mokaddem und macht übermenschliche Anstrengungen, um demselben die Hand, oder wenn diese unerreichbar, das Knie oder aber den Saum des Burnus zu küssen und vom heilig gehaltenen Marabut den Segensspruch zu erhalten. — Obwohl Temassin nach politischer und natürlicher Eintheilung zur Oasenzone des Ued Rirh gehört und von Tuggurt nur 12 Kilometer südwestlich liegt, von welchem Hauptorte es durch einen trockenen Salzsumpf, den Schott Bu Yru, getrennt ist, so ist es doch nicht der administrativen Gewalt des Agha von Tuggurt unterworfen, sondern verwaltet gleich einem unabhängigen geistlichen Fürstenthume den ihm

unterstehenden Besitz und erkennt blos die Oberhoheit Frankreichs an. Der Besitz des Klosters, die Dattelpalmen der Oasen Temassin und Umgebung sind gänzlich steuerfrei.

Wir halten uns nicht länger in Temassin auf und ziehen den folgenden Tag weiter über die hellgraue, gänzlich vegetationslose spiegelglatte Fläche des erwähnten Schotts, in den wir unmittelbar im Norden von Temassin hinabsteigen, gegen Tuggurt, das wir nach drei Stunden erreicht haben. Auffallend genug finden wir die Oase an der Ostseite von einem Dünenstreifen begrenzt, der in seiner gänzlichen Vegetationslosigkeit zu dem wogenden Palmenhaine den schärfsten Contrast bildet, es ist dies überhaupt eine allseitig beobachtete Erscheinung, daß die Dünen in der Nähe bewohnter Orte aller Vegetation bar sind. Stadt und Oase von Tuggurt bildet den Hauptort des Ued Rirh genannten Landstrichs, der sich nördlich von derselben bis zur Oase Mraïer ausdehnt und ein im Sommer trockenes Flußthal bezeichnet, in dem eine ganze Kette der blühendsten und schönsten Oasen liegt, deren Dattelfrüchte nach jenen des Ued Suf als besonders gut gelten. Fast parallel mit dieser Oasenkette läuft dem Ued Rirh entlang eine Reihe von Sebchas und kleinen Schotts, deren Salz- und Magnesia-Auswitterungen in der Sonne weithin glitzern wie frisch gefallener Schnee. Die Ränder dieser Salzsümpfe, in denen im Frühjahre hie und da ein kleiner Wasserspiegel die Sumpfnatur vervollständigt, sind mit einem Kranze von Salsolaceen und den dunkelgrünen, aber blattlosen Büschen der Salicornia fruticosa bedeckt, deren äußere Aeste, von einer schimmernden, weißen Salzkruste überzogen, gegen den dunklen Farbenton der inneren Zweige und die schwarzen Tinten des Stammes einen seltsamen Gegensatz ausdrücken. Hie und da ragt aus der im Ganzen einförmig mattgrünen Salzvegetation eine Franconia hervor, welche auf polsterähnlichen Büschen ihre rosarothen Blüthen entfaltet. Im Osten dieser Reihen von Salzsümpfen leuchten die Kämme der Dünen des Areg-Gebietes herüber, und so vereinigt der Ued Rirh wieder drei landschaftliche Formen der Sahara.

Die Oase Tuggurt ist circa 205 Kilometer von Biskra entfernt und besitzt in ihrer größten Ausdehnung von Nord nach Süd eine Länge von 8 Kilometer, am Westrande der Oase liegt die Stadt und an deren Ostseite die Kasbah, die von der übrigen Stadt durch einen großen, unregelmäßig

geformten Platz getrennt wird. In dieser von einer hohen crenelirten und bastionirten Mauer umgebenen Feste liegt auch das Haus des Agha von Tuggurt, unter dessen Verwaltung die Oasen Ued Rirh und Ued Suf stehen. Die aus gelbem Kalkstein oder aus Luftziegeln erbauten Häuser, von denen viele öde und zerfallen sind, haben kein Stockwerk und besitzen die gewöhnlichen freien Terrassen für den Aufenthalt der Frauen. Die Hauptstraße der Stadt gleicht den engen und gedeckten, daher finsteren Straßen von Rhadames. Der einzig bemerkenswerthe Bau ist die große Moschee, deren Kuppel und Minaret über die niedrigen Terrassen der Stadt ragt, ohne aber irgend eine besondere architektonische Zierde zu haben, als eine mit Fayenceziegeln in verschiedenen Zeichnungen verzierte Façade; die übrigen zehn Moscheen Tuggurts sind unansehnliche Lehmgebäude, und wenn wir eine derselben, jene des Si El Hadsch Saïd erwähnen, so geschieht es nur, weil sie im Jahre 1871, zur Zeit des allgemeinen Aufstandes der Nomadenstämme der algerischen Sahara, drei überlebenden einheimischen Tirailleurs (Turcos), die dem Massacre der Garnison durch den berüchtigten, später durch den Bruder des Agha von Tuggurt gefangenen Anführer Bu Schuscha entgangen waren, als letzte Zufluchtsstätte diente.

Fast die Hälfte der Stadt bildet das Medscharia genannte und von ehemaligen Israeliten bewohnte Quartier; obwohl die Bewohner dieses Stadttheiles vor zwei Decennien mit Gewalt zum Islam bekehrt wurden, haben sie doch die ursprünglichen Sitten, Gebräuche und den Charakter der Juden beibehalten und werden von den Arabern eben deshalb nicht glimpflich behandelt, wie überall in der Sahara, sind sie Handwerker und beschäftigen sich mit der Erzeugung von Haïks, welche durch die Solidität des Gewebes und Schönheit der Farbe in der ganzen Sahara im Rufe stehen und die Hauptindustrie im Ued Rirh bilden; der Preis eines Haïk von Tuggurt schwankt zwischen 50—100 Francs.

Die Bewohner von Tuggurt, 2000 an der Zahl, sind zum großen Theile gleich denen des ganzen Ued Rirh Abkömmlinge jener ursprünglichen schwarzen Bevölkerung, welche Duveyrier die subäthiopische nennt und die wir vorzüglich in den Depressionsgebieten ansässig finden, deren fieberisches Klima eben nur die an das analoge Klima des Sudan gewohnten Schwarzen

ertragen können. Die Sprache dieser, wie auch der Israeliten ist das Arabische. Die Tuggurtiner sind als sehr vergnügungssüchtig bekannt und ein großer Theil hat den Segen der Civilisation, den Frankreich seit 1854 dahin getragen, dahin aufgefaßt, daß er im Genusse von Wein und Absynth die höheren Freuden des Daseins sucht, daher es keine Seltenheit ist, betrunkenen Arabern zu begegnen.

Die Oase von Tuggurt, außer der Stadt noch zwei andere Orte umfassend, zählt 72.000 Palmenstämme, wovon die französische Colonialregierung für jeden Stamm eine Steuer von 35 Centimes erhebt. Der Boden der Oase, durch artesische Brunnen reichlich bewässert, ist fruchtbar, und unter dem Schatten der Dattelpalmen wird Gerste und verschiedenes Gemüse gezogen, in den Gärten des Agha fand Largeau die Baumwollstaude im kräftigsten Wachsthum, nebst Feigenbäumen, Granatäpfeln und einigen Reben kommt auch der Gummibaum fort. Auf die Dattelpflanzungen verwenden die Oasenbewohner, im Ganzen etwa 6000 Menschen, die größte Sorgfalt, im Frühjahre werden die jungen Triebe gepflanzt, die nach Verlauf von vier Jahren schon Früchte tragen und später im Durchschnitte per Stamm ein Erträgniß im Werthe von 8 Francs liefern; Datteln sind auch die Hauptnahrung der Bewohner, Fleisch wird nur selten genossen, als Zuthat zur Dattel nimmt man den in Galettenform gar gekochten Brei von Gerste, der mit Pfeffer gewürzt wird; nur auf die Tafel des Reichen gelangt der auf verschiedene Art zubereitete Kuskus.

In Folge des stagnirenden Wassers in den tieferliegenden Partien der Oase sind die Bewohner derselben im Sommer, insbesondere aber im Mai und October, heftigen Sumpffiebern unterworfen, welche man hier Tehem nennt, desgleichen erzeugt der Genuß des stark natron- und magnesiahaltigen Wassers Koliken und Diarrhöen, ebenso häufig sind hartnäckige Augenkrankheiten, da der Gebrauch des Gesichtsschleiers bei den Ruarha nicht bekannt ist.

Rund um die Oase herum haben die beiden Stämme der Ftaïet und Ulad Mulat ihre Zeltlager aufgeschlagen, nach der Ernte ziehen die Stämme in's Tell, um hier Datteln und Wolle gegen das zum Leben nöthige Gerstenkorn umzutauschen. Nach dem Rechte des Stärkeren, waren sie vor der französischen Occupation die Herren der Oase selbst, und forderten für ihre den Bewohnern

der Oase gewährte Protection den größten Theil der Dattelernte, was ihnen um so eher gewährt werden mußte, als sie die bewaffnete Macht der ehemaligen Sultane von Tuggurt bildeten; gegenwärtig müssen sie sich mit dem Ertrage der ihnen zugehörigen Dattelpalmen begnügen, die den vierten Theil des Bestandes der ganzen Oase erreichen. Im Nordwesten der Oase dehnt sich eine große sandige Ebene aus, auf welcher sich mehrere Kubas oder



Tuggurt.

Grabmonumente erheben, es sind dies die Ruhestätten der bis 1854 herrschenden Regentenfamilie, der Sultane Ben Dschellab. Nach der Schlacht auf dem salzigen Plane des Schotts Megharin, deren Ausgang den Franzosen die ganze Landschaft Ued Rirh unterwarf, floh der letzte Sultan nach Tripoli.

Bevor wir von Tuggurt scheiden, wollen wir einem der religiösen Feste beiwohnen, welche in der Wüste immer mit einem seltenen Aufwande

von Prunk und Lärm begangen werden. Diesmal ist es das große Fest Aïd-el-Kebir oder das Fest der Hammel, an welchem zur Erinnerung an das einst durch die Dazwischenkunft eines Widders hintangehaltene Opfer Abraham's von allen Familien ein Hammel geopfert wird, selbstverständlich um nach dem Feste im Schooße der Familie verzehrt zu werden. Mächtiger als gewöhnlich schallt zum Fedscher (das Gebet vor Tagesanbruch) der weithin tönende Sang des zum Gebete rufenden Mu-eddin in die erhabene Stille, die über der Oase lagert, der eigenthümliche Klang und Rhythmus dieses monotonen Gesanges ergreift uns tief, und wir lernen begreifen, wie diese Glockenstimme des Orients in allen Herzen der Gläubigen nachhallt. In langgezogenen tiefen Tönen von metallreichem Klange singt der Mu-eddin den Segen auf das ruhende Volk. Das Echo auf das dreimalige „Allah" läßt aber nicht auf sich warten, von allen Seiten knallen die Gewehre und ertönen laute Juhjuh-Rufe, und im Momente, als die Sonne majestätisch über den Horizont steigt und die Oase mit feurigem Golde überschüttet, durchzittert ein allgemeiner, langanhaltender Freudenschrei die Lüfte. Das Knattern der Gewehre, das Singen der ohnehin zu ausgelassener Heiterkeit geneigten Tuggurtiner währt nun ohne Unterbrechung fort, bis das Erscheinen des aus der Kasbah heraus reitenden, im vollsten Feststaate glänzenden Agha und seiner ebenfalls in größter Parade prangenden Begleitung, bestehend aus den Spahis und Makfen, den Beginn der officiellen Feier anzeigt. Alles glänzt und flimmert an den Reitern, der Agha im scharlachrothen Burnus und mit einem feinen seidenen Haïk bekleidet, reitet sein schönstes und feurigstes Roß, ein echtes Racepferd, wie es nur die Sahara züchten kann, selbst seine geübte Hand vermag kaum das Ungestüm des Pferdes zu bemeistern; der Sattel, mit rothem Sammt gepolstert und mit Goldstickerei ganz bedeckt, hebt sich wirksam von dem hellen Fahlgelb des Pferdes ab, die silbernen, reich ciselirten arabischen Steigbügel leuchten bei jeder Wendung. Dazu die hohe, imposante Gestalt des Agha, den Kopf erhoben und die Haltung des Körpers voll Würde, den Herrn in jeder Bewegung des Körpers verrathend, das bronzefarbige, von einem dichten, kurzen und schwarzen Barte umrahmte Gesicht voll Intelligenz, aber auch Energie, aus welchem zwei feurige und durchdringende Augen herausleuchten,

und wir können uns kein schöneres Bild eines edlen arabischen Reitersmannes denken. Der Zug, gefolgt von der ebenfalls berittenen Musikbande des Agha, setzt sich in Bewegung und hält vor der großen Moschee, aus welcher der Imam, von mehreren Marabuts begleitet, heraustritt und ein reich gesatteltes Maulthier besteigt. Zur Rechten des Agha reitend, setzt sich der Zug neuerdings in Bewegung und durchzieht im mäßigsten Schritte die Stadt und die erwähnte sandige Ebene, um erst bei dem Grabmal der Sultane Ben Dschellab Halt zu machen; hinter dem berittenen Festzuge strömt das ganze Volk, vollständige Ruhe und Sammlung beobachtend, während die Musikbande ihr Bestes zu leisten versucht, immerhin aber unser Ohr grausam peinigt. In einiger Entfernung von dem erwähnten Grabmal besteigt der Imam einen erhöhten Punkt, alle Reiter steigen von ihren Pferden ab, das Volk stellt sich zur Rechten und Linken in einem großen Bogen auf, das Antlitz gegen Osten gewendet. Während der Imam ein kurzes Gebet recitirt, wirft sich die ganze Versammlung zur Erde und berührt dreimal den Boden mit der Stirne, ein einstimmiges, weithinschallendes Amin beschließt das Gebet. Nun drängt sich das ganze Auditorium um die improvisirte Tribüne, um der Predigt des Imam zu lauschen. Nachdem dieser geendet, steigt er von der Tribüne herab, und wieder nimmt das Volk seine frühere Stellung ein, während der Imam ein längeres Schlußgebet spricht, seinem Beispiele folgend, küßt die auf dem Boden knieende Menge von Zeit zu Zeit dreimal nach einander die Erde, aus der Allah uns gezogen und aus der noch heute Alles durch seinen allmächtigen Willen hervorsprießt, was wir Menschen zum Leben benöthigen. So einfach diese Ceremonie, so ist sie voll Erhabenheit und es hinterläßt uns einen tiefen Eindruck, das ganze Volk in die Wüste hinausziehen zu sehen, um den Herrn der Welten zu verherrlichen.

Die religiös-ceremonielle Seite des Festes ist damit zu Ende und es beginnt sich nun die weltliche, der Heiterkeit den freiesten Spielraum gewährende Seite zu entfalten. Alles steigt wieder zu Pferde und kehrt zur Stadt zurück. Doch diesmal nicht in feierlicher Stille und gemessenen Schrittes, sondern unter dem Jauchzen und Singen der Menge, den Klängen der Musik und den Reitkünsten der geübten Reiter. Zwischen den Gärten und den Häusern der Stadt, die hier amphitheatralisch übereinander stehen, läßt

der Agha halten, die Cavaliere und Escorte besetzen einen kleinen Hügel vor den Gärten, die Musik intonirt nationale Weisen, und im Augenblicke bedecken sich die Terrassen der Häuser mit Frauengestalten, die, mit ihren besten Gewändern angethan, mit langgezogenen Juhjuh-Schreien den Agha begrüßen.

Einzelne mit Trommeln versehene Männer umkreisen, indem sie bis zur Erschöpfung das Fell bearbeiten, die Versammlung, sich plötzlich auf den Rücken zu Boden werfend und ihre Pistolen abfeuernd. Und nun beginnt das eigentliche Schauspiel des Tages, die Fantasia, ein specifisch arabisches Fest, bei welchem jeder seinen Ehrgeiz darin findet, seine Gewandtheit als Reiter und Krieger zu entfalten. Es sind diesmal die besten Reiter des Ued Rirh, die sich uns als Meister in der Fantasia zeigen. Der Burnus wird abgelegt, der Haïk fest um den Körper gezogen und nun rangiren sich die Reiter zu Zweien auf der Rennbahn, unter dem Applaus der Zuschauer. Welche Reihe der schönsten Pferde! Die Blüthe des Landes, geeignet den Neid der Sultane zu erwecken, und nun die Reiter: da vor Allen der Bruder des Agha, ein echtes Wüstenkind, gleich berühmt als Reiter, wie als Schrecken seiner Feinde, seine rothe, goldgestreifte Weste, die in vielen Falten über die reichgestickten, rothen Maroquinstiefel herabfallende blaue Hose (Serrual) erregen die Bewunderung des Kenners, seine Schimmelstute, von der graziösesten Form, trippelt ungeduldig im Sande, ihr leichter Gang und die Schnelligkeit, selbst jene der Gazelle übertreffend, sind im ganzen Ued Rirh bekannt; dort ein anderer Reiter, nicht minder geschmückt, auf lichtbraunem Rosse, hier wieder ein Dritter, ein Hüne von Gestalt, auf einem Falben, der vor Ungeduld schäumt; Alle sind mit den bekannten langrohrigen Steinschloßgewehren versehen, deren Rohre reich damascirt und deren Schafte mit kostbaren Einlagen von Korallen und Perlmutter verziert sind, wie ein sprühender Funkenregen in der hellleuchtenden Sonne glänzen und förmlich blenden. Auf eine Entfernung von etwa 7—800 Meter nimmt die Gruppe vor uns Aufstellung. Auf ein Zeichen des Agha lösen sich die zwei vordersten Reiter der Gruppe los, und dichte Sandwolken aufwirbelnd, sprengen sie, dem rasenden Sturmwinde gleich, auf uns zu, in ihrem schwindelerregenden Rennen sehen wir sie, hoch im Bügel stehend, ihre langen Waffen ladend, vor dem Agha, in vollster Carrière einhersausend, feuern sie ihre Gewehre ab, eine Wolke von

Pulverdampf verhüllt sie, aber im nächsten Augenblicke sehen wir sie, die Waffe über dem Kopfe schwingend, zur Seite des Agha. Die Pferde triefen vor Schweiß, aus den Weichen tröpfelt das hellrothe Blut, doch das beirrt das echte Araberroß nicht, ungeduldig bäumt es sich und harrt der Erneuerung des Rennens. Die Menge begrüßt die anstürmenden Reiter mit frenetischen Juhjuh-Rufen, und aus der Menge knattert es in ganzen Salven. Dazwischen erdröhnt die Luft von dem betäubenden Lärm des Tamtam.

Zwei andere Reiter folgen, sie scheinen im rasenden Laufe fast nur eine Gestalt zu sein, ihre Schüsse knallen im selben Augenblicke, und als sie aus dem Pulverrauche erscheinen, erkennen wir sie als die beiden Brüder des Agha, die als unzertrennlich auf der Rennbahn wie im Kampfe gelten. Der Applaus des Volkes will kein Ende nehmen, die Ohren gellen uns schon von dem von allen Seiten erdröhnenden Gewehrgeknatter. Und nun wiederholt sich dieses Schauspiel eine und auch zwei Stunden hindurch, bis Roß und Reiter erschöpft und vom Pulverdampf geschwärzt sind. Nach einer Ruhepause beginnt das anziehende Schauspiel vom Neuen. Diesmal kennt die freudige Aufregung der Menge keine Grenzen. Die Tamtamschläger wälzen sich bis vor die Füße der Pferde, denn es ist der Agha und der Scheikh von Tuggurt, die in die Rennbahn treten, die jetzt über einen Kilometer lang gewählt wird. Auf das gegebene Zeichen jagen die beiden Reiter vorwärts, man könnte die Schnelligkeit ihrer Pferde mit der des Blitzes vergleichen, der Boden erzittert unter den Sätzen der Pferde, und die Wolke von feinem Sande, den sie aufwirbeln, bleibt weit hinter ihnen zurück, jetzt sind sie bei uns, ein Blitz, eine mächtige Detonation erschüttert die Luft und schon sind sie wieder verschwunden, über ihren Köpfen die in der Sonne leuchtenden Waffen schwingend. Die Menge scheint wie vom Delirium ergriffen, das Geschrei und der Lärm werden bereits unerträglich und wir scheiden von dem imposanten Schauspiel, das sich tief in unser Gedächtniß einprägt.

Das sind die Vergnügungen des Arabers an Festtagen. Das Pulver spricht den ganzen Tag, bis tief in die Nacht hören wir den betäubenden Lärm und den eintönigen, von Tamtam und Flöte begleiteten Gesang, wir eilen hinaus in die stille heilige Wüste, und nur abgerissenes, leise

anschwellendes und wieder ersterbendes Geflüster mahnt uns an das weltliche Treiben, an die Stätten des Menschen.

Zum ersten Male, seitdem wir afrikanischen Boden betreten haben, finden wir neben dem Schiff der Wüste das Pferd als steten Begleiter des Menschen. Und welches Pferd! Ein fahrender Troubadour der Wüste (medah fesseh), begleitet von einem Flötenspieler und seine Weisen selbst auf dem Tamtam (eine Art Tamburin, das abwechselnd mit den Fingern und den Ballen der Hand bearbeitet wird) begleitend, giebt uns in dem folgenden Erguß ein so treffendes und charakteristisches Bild des Nomadenlebens, in welchem das Pferd und das Weib eine so hervorragende Rolle spielen, daß wir es nicht unterdrücken möchten. Mit leiser Stimme beginnend, bei den entsprechenden Stellen die Stimme anschwellen lassend, singt der Medah fesseh:

Mein Roß ist der Herr der Rosse,
Blau ist es wie die Taube im Schatten
Und wallend ist das schwarze Haar seiner Mähne.
Es kann den Durst ertragen, den Hunger; rascher ist es als der Blick
Und in Wahrheit die Luft einschlürfend,
Verfinstert es das Herz unserer Feinde
Am Tag, an dem sich begegnen die Flinten,
Mebruk*) ist des Landes Stolz.
Mein Oheim besitzt Racestuten, deren fernste Vorfahren
In unseren Stämmen sich zählen seit den ältesten Zeiten.
Züchtig und scheu wie die Töchter der Sahara.
Man meint Gazellen zu sehen,
Die in den Ebenen weiden unter den Augen der Mütter,
Sie sehen, das heißt die eigenen Eltern vergessen.
Bedeckt mit dem Dschellal, vor dem uns're Blumen erbleichen,
Schreiten sie hin — geschmückt wie Sultaninen zu ihrer Lust.
Ein Neger von Kora pflegt sie,
Reicht ihnen reine Gerste, tränkt sie mit Milch
Und führt sie zum Bade.
Bewahre sie Gott vor dem bösen Blick!

Für seine geliebten Stuten
Begehrte mein Oheim Mebruk zur Ehe
Und ich erwiderte: „Nein.
Mebruk das ist meine Stütze — ich will ihn erhalten
Stolz, voll Gesundheit, geschickt und hurtig im Lauf.

*) Der Glückliche.

Die Zeit dreht sich um sich selbst und kehret zurück;
Heut' ohne Streit, vielleicht erblicken wir morgen
Mit gewaltigen Schritten sich nahend des Eigensinns Stunde."
— „Für einen Schlauch voll Blut, erwiderte mir mein Oheim,
Hast Du mir gelb gefärbt das Gesicht vor meinen sämmtlichen Kindern.
Die Erde ist weit. Leb' wohl!"

Mebruk, was macht dich so wiehern bei Tag und bei Nacht?
Du verräthst meinen Hinterhalt und warnst meine Feinde;
Du denkst zu viel an die Töchter unserer Rosse.
Ich werde dich vermälen, mein Sohn.
Doch wo sind die Freunde zu finden,
Deren Stuten so edel sind und Schätze ihre Kameele?
Die Kunde von ihnen, sie ruht in der Erde.
Wo sind ihre weiten Zelte, so wohlgefällig dem Auge?
Den Teppich fand man daselbst und die Matte,
Man übte dort die Gastfreiheit Gottes
Und der Arme stillte daselbst seinen Hunger,
Sie zogen fort.
Die Eclaireurs erblickten die Hügel,
Die Tapfern schritten zuerst dahin,
Die Schäfer ließen die Heerden folgen
Und die Jäger auf den Spuren ihrer klugen Windhunde
Haben die Gazelle gejagt.

Habt Ihr vom Stamm meiner Brüder sprechen gehört?
Nein, nun wohl! Kommt mit mir und zählt ihre zahlreichen Rosse;
Es giebt darunter Farben, die Euch gefallen werden.
Seht diese Rosse, weiß wie der Schnee, der in seiner Jahreszeit fällt;
Diese Rosse, schwarz wie der Sclave, im Sudan geraubt;
Diese Rosse, grün wie das Schilf, das wächst am Ufer der Flüsse;
Diese Rosse, roth wie das Blut, das zuerst einer Wunde entströmt —
Und diese Rosse, blau wie die Taube, die unter dem Himmel dahinfliegt,
Wo sind diese schlanken Flinten, die rascher sind als das Blinzeln des Auges?
Dieses Pulver von Tunis und diese Kugeln, in der Form gegossen,
Sie, die die Gebeine durchfuhren, die Leber zerrissen
Und sterben machten mit offenem Munde?

Hör' ich auf zu singen, drängt wieder dazu mich das Herz,
Denn es brennt für die Brüder von einem Feuer, welches mein Inn'res verzehrt.
Nirgends erblickt' ich ähnliche Krieger.
Gott! Mach' erblinden Jene, die sie beneiden!
Besitzen sie nicht geräumige Zelte, wohl ausgestattet mit Teppichen,
Mit Matten und Pölstern, mit Sätteln und herrlichen Waffen?
Empfängt man dort nicht jederzeit den Reisenden so wie die Waise
Mit diesen Worten der Väter: „Seid uns willkommen"?

Ihre Frauen, frisch wie die Blüthe des Mohnes,
Werden sie nicht von Kameelen getragen,
Diesen Schiffen der Erde.
Die dahinschreiten mit dem edlen Gange des Straußes?
Sind sie nicht eingehüllet in Schleier,
Die lange nachschleppend selbst der Marabuts Verzweiflung bilden?
Sind sie nicht mit Zierrath geschmückt, mit Geschmeide, verziert mit Korallen,
Und erregen Gefallen nicht ihre blau tätowirten Glieder?
Den Geist Derjenigen, die an Gott glauben, entzückt Alles in ihnen.
Man meint die Blüthen der Bohne zu sehen, die der Ewige schuf.
Ihr seid in den Süden weit eingedrungen
Und die Tage scheinen sehr lang mir.
Nun ist es nah' an ein Jahr, daß in den langweiligen Tell festgebannt,
Ich nicht mehr von Euch sah, als die Spuren Euerer Lager.
O meine liebste Taube du,
Die du ein Höschen trägst, das bis zu den Füßen hinabfällt,
Einen Burnus trägst, der deinen Schultern so gut steht,
Deren Flügel buntfarbig sind und die du das Land kennst,
O du mit dem sanften Girren —
Fliege fort! Unter Wolken schwebe dahin! Sie werden zur Decke dir dienen.
Die Freunde suche mir auf und meinen Brief bringe ihnen, —
Sag', daß er aufrichtigem Herzen entstammt,
Dann kehre schleunig zurück und sage mir, ob sie glücklich sind oder elend,
Sie, denen meine Seufzer gelten.

Du wirst Scherifa sehen, ein stolzes Mädchen,
Sie ist stolz, sie ist edel — geschrieben hab' ich's gesehen,
Ihre langen Haare fallen mit Anmuth
Auf ihre breiten und weißen Schultern,
Man glaubt das schwarze Gefieder des Straußes zu sehen,
Der einsame Strecken bewohnt und bei seiner Brut singt.
Ihre Brauen sind Bogen, vom Negerlande gekommen,
Und ihre Wimpern — Ihr schwört, sie seien die Spitzen der Aehren,
Gereift durch das Auge des Lichts, gegen das Ende des Sommers.
Ihre Augen sind der Gazelle Augen,
Wenn sie sorgsam bangt um die Jungen,
Oder man könnte auch sagen, sie seien der Blitz, der dem Donner vorangeht
In Mitte der Nacht.
Ihr Mund ist bewunderungswerth,
Ihr Speichel Zucker und Honig
Und ihre wohlgereihten Zähne, sie gleichen den Schloßen,
Welche der Winter in Wuth in unsere Gegenden säet.
Ihr Hals, die Fahne ist er, die unsere Krieger entfalten
Den Feinden zum Trotz und die Flüchtigen wieder zu sammeln,
Und ihr Leib ohne Makel spottet des Marmors,
Den man zum Bau der Säulen uns'rer Moscheen verwendet,

Weiß wie der Mond, der einhergeht umhüllend die Nacht,
Glänzt sie, dem Sterne gleich, den keine Wolke kann trüben.
Sag' ihr, daß sie den Freund hat verwundet
Mit zwei Dolchstößen, einen in's Auge, einen in's Herz,
Liebe ist der Bürden leichteste nicht.

Ich flehe, daß uns der Allmächtige Wasser gebe;
Wir sind im Frühjahr,
Zu sehr hat der Regen gezögert, für die Völker, die Heerden züchten.
Ich hung're und nüchtern bin ich wie ein Monat des Ramadan.
Sie sind zu Askura — Gott sei gepriesen!
Man führe mein Pferd mir vor
Und Ihr brecht die Zelte ab,
Ich gehe zu meinem Oheim.
Er wird dem Kind seines Bruders verzeihen,
Wir werden uns wieder versöhnen
Und — bei dem Haupt des Propheten,
Ein Fest will ich geben, wo unsere jungen Männer erscheinen,
Die Steigbügel glänzend und reich die Sättel gestickt,
Das Pulver wird knallen beim Ton der Flöte, der Trommel.
Ich werde Mebruk vermälen
Und seine Söhne wird man die Söhne der wohlgepflegten Stuten benennen.

O Stämme der Sahara!
Ihr behauptet, daß ihr Kameele besitzet, —
Doch, die Kameele, dies kann euch nicht unbekannt sein,
Suchen nur Jene auf, die sie vertheidigen können,
Und — die sie vertheidigen können, sind meine Brüder,
Weil sie's versteh'n, im Gefecht der Rebellen Gebein zu zerschmettern.

In den Augen der arabischen Wüstenbevölkerung ist das Pferd das edelste aller geschaffenen Thiere, genießt daher fast dieselbe Achtung wie ein vornehmer, größere als ein geringer Mann, deshalb stehen denn auch die Araber als Pferdezüchter noch heute obenan. Jahrhunderte lange, verständnißvolle Zucht hat dem Pferde allmälig eine von keinem anderen erreichte Vollendung der Gestalt und Fülle trefflicher Eigenschaften verliehen. Nach arabischen Anforderungen muß das edle Pferd in sich vereinigen: ebenmäßigen Bau, kurze und bewegliche Ohren, schwere, aber doch zierliche Knochen, ein fleischloses Gesicht, Nüstern so weit wie der Rachen des Löwen, schöne dunkle, vorspringende Augen, an Ausdruck denen eines liebenden Weibes gleich, einen gekrümmten und langen Hals, breite Brust und breites Kreuz, schmalen Rücken, runde

Hinterschenkel, sehr lange wahre und sehr kurze falsche Rippen, einen zusammengeschnürten Leib, lange Oberschenkel, wie die des Straußes es sind, mit Muskeln, wie das Kameel sie hat, einen schwarzen einfarbigen Huf, eine feine und spärliche Mähne und einen reich behaarten Schwanz, dick an der Wurzel und dünn gegen die Spitze hin. Es muß zeigen viererlei breit: die Stirn, die Brust, die Hüften und die Glieder, viererlei lang: den Hals, die Oberglieder, den Bauch und die Weichen, und viererlei kurz: das Kreuz, die Ohren, den Strahl und den Schwanz. Diese Eigenschaften beweisen, daß das Pferd von guter Race und schnell ist, denn es ähnelt dann in seinem Baue dem Windhunde, der Taube und dem Kameele zugleich. Die Stute muß besitzen: den Muth und die Kopfbreite des Wildschweines, die Anmuth, das Auge und das Maul der Gazelle, die Fröhlichkeit und Klugheit der Antilope, den gedrungenen Bau und die Schnelligkeit des Straußes und die Schwanzkürze der Viper.

Es ist selbstverständlich, daß bei einem Volke, das weite Räume eines Erdtheiles spärlich bevölkert, das der Majorität nach ein Nomadenvolk par excellence und dessen Hauptbeschäftigung die Viehzucht ist, das Roß nothwendigerweise zur höchsten Würdigung gelangen muß. Das Pferd ist dem Araber nothwendig zu seinem Leben, zu seinem Bestehen, er vollbringt mit seiner Hilfe Wanderungen und Reisen, die uns in Erstaunen setzen würden, hütet auf ihm seine Heerden, glänzt durch das Pferd im Kampfe, bei den Festen und geselligen Vereinigungen; er lebt, liebt und stirbt auf seinem Rosse. Mit der Natur des Arabers, zumal des Nomaden, ist die Liebe zum Pferde unzertrennlich, er saugt die Achtung für das Thier schon mit der Muttermilch ein. Das edle Geschöpf ist der treueste Gefährte des Kriegers, der geachtetste Diener des Gewalthabers, der Liebling der Familie und eben deshalb beobachtet es der Araber mit ängstlichem Fleiße, erlernt seine Sitten, seine Nothwendigkeiten, besingt es in seinen Gedichten, erhebt es in seinen Liedern, findet in ihm den Stoff seiner angenehmsten Unterhaltung. Als der Erschaffende das Roß erschaffen wollte, verkündigen die Tholbas (Schriftgelehrten), so sagte er zum Winde: „Von dir werde ich ein Wesen gebären lassen, bestimmt, meine Verehrer zu tragen. Dieses Wesen soll geliebt und geachtet sein von meinen Sclaven. Es soll gefürchtet werden von Allen,

welche meinen Geboten nicht nachstreben. Und er schuf das Pferd und rief ihm zu: Dich habe ich gemacht ohne Gleichen. Alle Schätze der Erde liegen zwischen deinen Augen. Du wirst meine Feinde werfen unter deine Hufe, meine Freunde aber tragen auf deinem Rücken, dieser soll der Sitz sein, von welchem Gebete zu mir emporsteigen. Auf der ganzen Erde sollst du glücklich sein, und vorgezogen werden allen übrigen Geschöpfen, denn dir soll die Liebe werden des Herrn der Erde. Du sollst fliegen ohne Flügel und siegen ohne Schwert." Aus dieser Meinung entspringt der Aberglaube, daß das edle Pferd nur in den Händen der Araber glücklich sein kann. Hierauf begründet sich die Weigerung, Rosse an Andersgläubige abzulassen. Abd el Kader bestrafte, als er noch auf der Höhe seiner Macht stand, alle Gläubigen mit dem Tode, von denen ihm gesagt worden war, daß sie eines ihrer Pferde an Christen verkauft hätten.

Das Fohlen wird mit besonderer Sorgfalt erzogen und von Jugend auf wie ein Glied der Familie gehalten. Mit dem achtzehnten Monate beginnt die Erziehung des edlen Geschöpfes; zuerst versucht sich ein Knabe im Reiten. Er führt das Pferd zur Tränke, zur Weide, reinigt es und sorgt überhaupt für alle seine Bedürfnisse. Beide lernen zu gleicher Zeit. Der Knabe wird ein Reiter, das Fohlen ein Reitthier. Niemals aber wird der junge Araber das ihm anvertraute Füllen überbürden, ihm Dinge zumuthen, welche es nicht leisten kann. Man überwacht jede Bewegung des Thieres, behandelt es mit Liebe und Zärtlichkeit, duldet aber niemals Widerstreben und Böswilligkeit. Erst wenn das Pferd sein zweites Lebensjahr überschritten hat, legt man ihm den Sattel auf. Das Gebiß wird anfangs mit Wolle umwickelt und diese manchmal mit Salzwasser besprengt, um das Thier leichter an das ihm unangenehme Eisen im Maule zu gewöhnen; der Sattel zuerst so leicht als möglich genommen. Nach Ablauf des dritten Jahres gewöhnt man es allgemach daran, alle seine Kräfte zu gebrauchen, läßt ihm aber durchaus nichts abgehen. Erst wenn es das siebente Jahr erreicht hat, sieht man es als erzogen an, und deshalb sagt das arabische Sprichwort: „Sieben Jahre für meinen Bruder, sieben Jahre für mich und sieben Jahre für meinen Feind". Nirgends ist die Macht der Erziehung so groß wie in der Wüste. Die Leistungen eines gut erzogenen

Racepferdes sind außerordentlich. Es kommt vor, daß der Reiter mit seinem Pferde fünf bis sechs Tage lang hintereinander täglich Strecken von 70—100 Kilometer zurücklegt. Wenn dem Thiere hierauf zwei Tage Ruhe gegönnt werden, ist es im Stande, in derselben Zeit zum zweiten Male einen gleichen Weg zu machen. Dabei muß ein gutes Pferd nicht blos einen vollkommen erwachsenen Menschen tragen, sondern auch seine Waffen, seine Teppiche zum Ruhen und Schlafen, die Lebensmittel für sich selbst und für seinen Reiter, und im Nothfalle muß es einen ganzen Tag im Zuge fortlaufen, ohne zu fressen oder zu trinken.

Der Abschnitt der Sahara, den wir mit Tuggurt betreten haben, und der nach Osten wie Westen in einer breiten Zone sich fortsetzt, ist aber außer der gerühmten Pferdezucht ein Gebiet, das in geographischer und geologischer Hinsicht von hervorragendem Interesse ist, wir sind im Gebiete ungewöhnlich ausgedehnter unterirdischer Wassermassen, deren Existenz sich in natürlichen springenden Quellen und an einer von Jahr zu Jahr sich mehrenden Zahl künstlicher artesischer Brunnen manifestirt, und welchen Wassermassen einzig und allein die vielen Oasen, welche den Nordrand der eigentlichen Sahara bilden, ihre Entstehung, ihre Erhaltung verdanken. Shaw war der erste europäische Reisende, der die Existenz artesischer Brunnen in der Sahara erwähnt, obwohl ihr Alter nach den Zeugnissen des berühmten Geschichtsschreibers Ibn Khaldun bis in's 14. Jahrhundert zurückgreift. Es ist im hohen Grade erstaunlich, welche Massen von Wasser in diesem Theile der Sahara unter dem Boden lagern; über diese unterirdische Wasserschichte besitzen die Araber die höchst fantastische Vorstellung von einem unterirdischen Meere, das sich unter dem Boden der ganzen Sahara erstrecke, und an dessen Entstehung sie eine Menge von Fabeln und Legenden knüpfen, in welchen jedesmal die Geister (Dschin) eine große Rolle spielen.

Um einen Anhaltspunkt für die Erklärung der großen Menge hervorsprudelnder Quellen im Ued Rirh zu gewinnen, dürfen wir nicht vergessen, daß wir in Tuggurt nur mehr 69 Meter, zwei Tagereisen nördlich von Tuggurt, in der Nähe der Oase Mraïer, gar nur 3 Meter über dem Meeresspiegel stehen, und daß im Osten des Nordrandes des Ued Rirh das große Depressionsgebiet der Schotts beginnt, das an seinem Westrande (also

unmittelbar an den Ued Rirh angrenzend) 16—22 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres bei Gabes liegt.

Die Oasen des Ued Rirh (mehr als 30) von Temassin bis Mraïer verdanken ihre Fruchtbarkeit den artesischen Quellen, welche den Boden bewässern; da aber dieselben im selben Maße ungenügend wurden, als das zur Dattelcultur verwendete Land an Größe zunahm, so nahmen die Araberstämme Zuflucht zur Bohrung artesischer Brunnen, um das Wasser aus den unterhalb befindlichen Schichten an die Oberfläche zu befördern, und es zur Cultur verwenden zu können. Im Ued Rirh spielt daher die Zunft der Brunnengräber eine große Rolle und steht in hohem Ansehen. Mit den einfachsten Hau- und Grabwerkzeugen, Spaten (Grabscheit) und Schaufel, dringen diese Leute durch die verschiedenen Schichten von Lehm und Kalkstein, Gyps, der zuweilen felsartig auftritt, bis in Tiefen von 75 Meter. Im nachgiebigen Lehmboden wird die Wandung des Brunnens mit Palmenstämmen ausgepolstert und entsprechend gebölzt, im harten Kalkboden jedoch frei gelassen. In den meisten Fällen beträgt die Dicke der unter der obersten Sandschichte befindlichen Lage Lehm 60—70 % der ganzen bis zur wasserführenden Schichte reichenden Tiefe, Kalkstein, Gypsschichten treten erst im untersten Drittel auf. Die Arbeit wird besonders dadurch erschwert, daß in einer Tiefe von 4—5 Meter große Mengen dickflüssigen und stark salzigen Wassers hervorbrechen, die erst ausgeschöpft werden müssen, bevor die Bohrung fortgesetzt werden kann. Das ausgebohrte und gegrabene Material wird über eine auf einem Bock befestigte Rolle in Körben, aus Palmenblättern und Halfa geflochten, heraufgezogen.

Die Lage des in der Tiefe ohne Licht manipulirenden Arbeiters ist keine ungefährliche, es geschieht nicht selten, daß man ihn von Gasen erstickt todt heraufzieht, oder daß das nach Durchbohrung der letzten Schichte mit großer Macht hervorquellende Wasser dem Manne keine Zeit läßt, sich zu flüchten, d. h. schnell genug sich aufziehen zu lassen, und ihn ertränkt. Die gewöhnlich 80 Centimeter bis 1 Meter im Gevierte habenden Brunnen sind im Ued Rirh durchschnittlich 35—50 Meter tief, die Kosten der Bohrung eines solchen variiren je nach den zu überwältigenden Schwierigkeiten zwischen 2500—3000 Francs. Zuweilen geschieht es, daß der kaum hergestellte

Brunnen durch Sandmassen, die das gewaltsam emporquellende Wasser mitreißt, unbrauchbar gemacht wird. In solchen Fällen muß der Brunnen durch Taucher vom Sande gereinigt werden, eine Arbeit, die peinlich und gefährlich ist. In neuerer Zeit hat die französische Colonialregierung eine größere Anzahl solcher Brunnen mit den modernen Bohrmitteln ausgeführt, und bei dieser Gelegenheit ist man nicht nur auf eine, sondern auf mehrere über einander liegende Schichten unterirdischen Wassers gestoßen. Im Durchschnitt liefern diese Brunnen im Ued Rirh 240—300 Liter Wasser per Minute (3000 Liter im Maximum), das Wasser ist mehr oder minder brackisch, 21—23° Celsius warm, und als besondere Eigenthümlichkeit verdient erwähnt zu werden, daß durch das nach erfolgter Durchbohrung aufschießende Wasser meist kleine Fische und Muscheln, ja selbst lebende Krabben zu Tage befördert werden.

Das durch die artesischen Brunnen zu Tage geförderte Wasser wird durch Irrigationscanäle (Seguia) in die Oasen geleitet; auf diese Weise wurden in den Oasen des Ued Rirh von der ansässigen Bevölkerung über 600.000 Palmenstämme gezogen, von welchen etwa 9000 als Gut der Armen und der Moscheen (habbu) steuerfrei sind.

Nachdem wir noch dem Salzsee (von den Arabern Bahar, Meer, genannt), der im Südosten von Tuggurt über eine Fläche von 8 Hectaren sich ausdehnt, einen Besuch machen, in der Absicht, für unsere Küche einige Wildenten zu erjagen, brechen wir von Tuggurt auf und ziehen im Ued Rirh entlang nach Norden, unserem Ziele, dem Paris der Wüste, Biskra entgegen. Durch eine Reihe von Oasen, die sich wie Inseln aus dem Ocean erheben, und als deren bedeutendste wir die Oasen von Megharin, Dschema, Tamerna, Urhlana, Tinedla, Sidi Khelil und Mraïer nennen, gelangen wir zum Westrande des großen Depressionsgebietes der südalgerischen Schotts. Wir können das allgemeine Landschaftsbild am besten mit einem großen Schachbrette vergleichen, dessen unregelmäßige helle Felder hier durch die Oasen, die dunklen durch sandige oder steinige undulirte Ebenen, oder durch ein Labyrinth kleiner Dünen, oder aber durch die glitzernde Fläche eines salzauswitternden Sümpfchens gebildet werden. Gleich nachdem wir Tuggurt verlassen, steigen wir auf den salzigen Plan des Schott Megharin, bekannt als Schlachtfeld zwischen dem letzten Sultan der Beni Dschellab von

Tuggurt und den Franzosen im Jahre 1854, das Salz bildet hier kleine hohle Kegel, welche unter dem Tritte ein Geräusch hervorbringen, das dem des berstenden gefrorenen Schnees gleicht. Abwechselnd über sandige Plateaux von mergeligem Thon mit reicher Vegetation von Halfa Tamarix, und Alenda und gänzlich vegetationslosen Kalksteinboden reisend, hie und da das ausgetrocknete Bett eines kleinen Wadi kreuzend, erreichen wir die von einem Fort vertheidigte schöne Oase Mraïer. Die Gärten der bisher durchwanderten Oasen sind alle mit großer Sorgfalt gepflegt, der dichte Palmenwald überall eine herrliche Augenweide.

Am vierten Tage nach unserer Abreise von Tuggurt beleuchtet zu unserer Rechten der aufsteigende Feuerball einen uns unermeßlich scheinenden Spiegel, der in den ersten Strahlen des Tagesgestirns wie ein millionenfacher Diamant erglänzt; es ist der Schott Melrhir, das westlichste jener Sumpfbecken, die sich zwischen 33½ und 34½° nördlicher Breite und vom sechsten Grad östlicher Länge von Gr. bis zur kleinen Syrte, zum Golf von Gabes in fast ununterbrochener Reihe erstrecken. Es ist, als läge ein Fluch auf dieser Gegend, denn im Gegensatze zu den Sebchas und Schotts der algerischen Hochplateaux und der übrigen Sahara sind die Ufer des Schott Melrhir gänzlich vegetationslos, hier fehlen selbst Salsolaceen, Chenopodeen und Franconien.

Wir brauchen nicht lange am Rande des Schotts weiter zu ziehen, um ein in dieser Gegend gewöhnliches, herrliches Schauspiel zu erleben. Vor unseren Blicken gewahren wir am Rande eines inselreichen, mit leicht gekräuselten Wellen bewegten Sees einen Palmenwald und ein grünes Dickicht von Opuntien, Citronen- und Orangenbäumen, aus dem die Kuppeln und Minarets einer Moschee herausragen und im Sonnengolde tausendfach schimmern. Das Bild verändert sich von Minute zu Minute, die Formen des Waldes, der Moscheen verschieben und verzerren sich, und nach einer Zeit von 10—15 Minuten ist das ganze Zauberbild, vorher immer weiter zurückweichend, plötzlich verschwunden — es ist eine Fata Morgana oder Mirage.

Außer einer großen Zahl kleiner, zur Sommerzeit trockener Sumpflachen besteht das Schottgebiet aus den drei großen Schotts Melrhir, Rharsa und Dscherid oder El Kebir in der Reihe von West nach Ost

verfolgt. Das Gebiet dieser drei Schotts bezeichnet eine Zone Landes, das unter dem Spiegel des Mittelmeeres, und zwar am Westrande des Schott Melrhir (am Spiegel des Schotts), 31·5 Meter tiefer als das Meer zur Ebbezeit in Gabes liegt. Der größte unter ihnen, der Schott El Dscherid, liegt auf tunesischem Gebiete, ebenso zur Hälfte der mittlere und kleinste, der Schott Rharsa. Einst bildeten diese drei Schotts einen großen See, der nach verschiedenen Versionen mit dem Mittelmeer in directer Verbindung gestanden sein soll und zuerst von Herodot 456 Jahre v. Chr. als Tritonsee bezeichnet wurde. Heutzutage baut sich zwischen dem Schottgebiete und dem Meere ein schmaler, 15—20 Kilometer breiter Landrücken auf, auf welchem das Städtchen Gabes liegt. Die ausgedehnte und tiefe Einsenkung des Schottgebietes ist heutzutage zum großen Theile mit Sandmassen angehäuft, nur in der Mitte der einzelnen Bassins hat sich noch eine ziemlich beträchtliche Wassermasse erhalten, die von einer Salzkruste bedeckt wird, welche durch ihr Aussehen den arabischen Reisenden und Schriftstellern Anlaß gab, sie bald mit einem Kampherteppich oder eine Krystalldecke, bald mit einem Silberblatt oder der Oberfläche geschmolzenen Metalls zu vergleichen. Die Dicke dieser Kruste ist sehr verschieden, sie erlaubt es nur an einzelnen Stellen, sich ohne eminenteste Lebensgefahr darauf zu wagen; wehe Dem, der sich auch nur eine Handbreite von dem schmalen Pfade abseits wagt, die Kruste giebt nach und der Abgrund verschlingt sein Opfer, ohne es je wieder zu geben, unmittelbar über dem Kopfe des Opfers schließt sich die biegsame Decke wieder, und nach ein bis zwei Stunden wäre es selbst unmöglich, die Unglücksstelle wiederzufinden. Die schmalen Furten, die über die Salzdecke des Schott führen, werden in der Regenzeit selbst höchst gefährlich, indem der Regen die von Flugsand überdeckte Salzkruste bloßlegt und auswäscht. Die ältesten arabischen Geographen, von El Bekri im 13. Jahrhunderte bis auf die jüngste Zeit, stimmen in der Schilderung der Gefährlichkeit dieser Schotts für den Reisenden überein. Der Schott el Dscherid verschlang schon mehr als Tausende von Kameelen und Menschen, die spurlos verschwanden. Vor weniger als 50 Jahren mußte eine Caravane, aus 1000 Lastkameelen bestehend, den Schott überschreiten, durch einen unglücklichen Zufall irrte das Leitkameel an der Spitze vom schmalen Wege ab und verschwand im Abgrund des

Schotts, ihm folgten alle anderen Thiere, und verschwanden ebenso in der zähen seifigen Masse, ohne daß eines derselben hätte gerettet werden können. Kaum waren die 1000 Kameele verschwunden, nahm die Salzdecke wieder ihre frühere Gestalt an, und nichts verrieth den entsetzlichen Unglücksfall. Nur wenige und nur zur Sommerszeit weniger gefährliche Furten führen über diese tückischen Flächen, unter welchen der Tod lauert, der Anblick der Fläche erinnert an einzelnen Stellen an die bläulich schillernden Spiegel schmelzenden Bleies. Will eine Caravane oder ein Reisender über den Schott setzen, und der Verkehr zwischen dem südlich des Schottgebietes liegenden Dattellande Belad el Dscherid und dem durch seine Dattelproduction gleich berühmten Ued Suf und Tunis ist ein nach der Erntezeit sehr ausgebreiteter und reger, so muß er sich einen völlig ortskundigen, mit den Abgründen des Morastes in's Detail vertrauten Führer verschaffen; als die besten und verläßlichsten gelten die vom Stamme der Merasig im Süden des Schott el Dscherid, aus dem Dattellande und dem Nissaua. Sich an die Spitze der Caravane stellend, empfiehlt er den folgenden Reisenden, nur in seine Fußstapfen zu treten. Wie ein auf der Kriegsfährte befindlicher Indianerstamm, marschirt einer hinter dem Anderen, selbst die Pferde scheinen die Gefahr zu wittern, und beschnuppern mit weit aufgeblasenen Nüstern von Zeit zu Zeit den Boden. Durch eine sumpfige Ebene ziehend, erreicht der Zug bald die Salzdecke, die im Durchschnitte 15—20 Centimeter, an manchen Stellen selbst nur 10 Centimeter dick ist, sie ist stellenweise hart und durchsichtig wie Flaschenglas und klingt bei jedem Schritte wie der Boden der Solfatara in Neapel. Hie und da stößt man auf eine Oeffnung, die als Brunnen gedient haben mag, das Wasser ist grün und dickflüssig und beiweitem salziger als das des Meeres, ein Versuch, die Tiefe des Abgrundes unter sich zu messen, würde des Terrains halber zu keinem Resultate führen, doch darf angenommen werden, daß die Tiefe des Schotts nirgends 50 Meter übersteigt. Die eigentliche Gefahr bei einem Einbrechen durch die Salzkruste sind die unter der zunächst 50—80 Centimeter tiefen, hellgrünen Wasserschichte liegenden Massen flüssigen, beweglichen Sandes, das Product jahrtausendelanger Sandverwehungen, erzeugt durch den Simum. Der erzeugende Herd, die Areg-Region reicht ja auf 200 Kilometer Länge bis an die Ufer der Schotts, und es

darf daher kein Wunder nehmen, daß wir dort, wo einst die hellen, windgepeitschten Fluthen des Tritonsees, heute nur zum größten Theile durch Sand ausgefüllte Sumpfbecken finden. Als einziges Wegzeichen dienen dem Führer kleine, 40—50 Centimeter hohe, 5—600 Meter auseinander liegende Steinhaufen, die hie und da durch einen Haufen gebleichter Kameelgebeine ersetzt werden. In früheren Zeiten war die Furt durch eine Reihe hoher Palmenblöcke gekennzeichnet, jetzt sind die Gmaïr (die erwähnten Steinhaufen) die einzigen Anhaltspunkte, und selbst diese fehlen an solchen Stellen, wo auf mehrere hundert Meter der Boden von einer den Pferden bis an die Brust reichenden Wasserfläche bedeckt ist. Dann fängt selbst dem kundigen Führer die Sache an gefährlich zu werden, er bleibt alle Augenblicke stehen, untersucht, sich weit vorstreckend, mit durchdringenden Blicken den Horizont und sucht die Route zu errathen; an Aufenthalt ist auch nicht zu denken, denn die durch das Wasser bedeutend dünner gewordene, ausgelaugte Salzkruste kann unter den Reisenden bei jedem weiteren Schritt einbrechen. Die obere Decke des Schott ist übrigens durchaus keine einheitliche, flache Ebene, im Gegentheile zeigt sie Wellen, deren Höhe selbst 31 Meter erreichen, die Kämme dieser Bodenwellen sind eben die Furten, welche von den Caravanen benützt werden; bei starken Winden geräth die Salzkruste in den mittleren Partien der Schotts in deutlich wahrnehmbare Schwingungen und dann sieht man das Wasser aus einzelnen Oeffnungen und Löchern mit Macht überquellen. Hat eine Caravane glücklich diese gefährlichen Flächen hinter sich und betritt sie, vom Nissaua kommend, den festen Boden wieder bei Toser oder Nefta, so neigen sich die Führer und alle Uebrigen wohl tiefer als sonst gegen Osten und danken Allah inbrünstig für die glückliche Reise.

Die Existenz dieser Depression in dem großen Schottgebiete, durch Nivellements, welche von der französischen Regierung in den Jahren 1872 bis 1875 angeordnet und an denen sich in hervorragender Weise der Generalstabs-Capitän Roudaire betheiligte, constatirt, gaben diesem thätigen Officier Anlaß, die Forschungen fortzusetzen und die Möglichkeit einer Unterwassersetzung des ganzen Depressionsgebietes durch die Fluthen des Mittelmeeres zu untersuchen, zu welchem Zwecke er das Nivellement nach Osten bis zum Golf von Gabes im Jahre 1876 fortsetzte. Als Resultat seiner Untersuchungen

bezeichnete er die relativ leichte Ausführbarkeit der Herstellung eines Binnenmeeres im Süden von Tunis und der Provinz Constantine, und versprach sich nicht nur in commercieller, sondern auch klimatischer Hinsicht die besten Erfolge von demselben. Capitän Roudaire schlug vor, durch die 22½ Kilometer breite, in ihrem höchsten Theile 46 Meter über dem Spiegel des Mittelmeeres bei Gabes sich erhebende Landenge, welche das Ostende des



Capitän Roudaire.

Schott el Dscherid vom Meere trennt, einen 50 Meter breiten und 12 Meter tiefen Canal zu graben, und durch diesen die Fluthen des Mittelmeeres in das Depressionsgebiet einzuleiten. Das Project, so leicht ausführbar es auch scheinen mochte, begegnete jedoch bei näherer Betrachtung den größten Schwierigkeiten, denn erstlich erwies sich die Annahme, daß der Landriegel zwischen dem Schottgebiet und dem Mittelmeere nur aus leicht zu bearbeitenden, im Laufe der Zeit vom Meere abgelagerten Sandmassen und ähnlichen

marinen Bildungen bestehe, als irrig, indem im Laufe des Jahres 1875 mehrere Geologen, so Dr. Fuchs aus Frankreich, Dr. Stache aus Wien und eine italienische Expedition unter dem Marquis Antinori, die geologische Formation des Landriegels näher untersucht hatten und zu dem Schlusse gelangten, daß nicht nur weiche und mürbe, sondern auch harte Gesteinsarten (Quarz, Sandstein und Kalkstein) zu durchbrechen wären. Abgesehen davon, würde die Füllung des Depressionsgebietes, ohne Rücksicht auf die gerade hier enorme Verdunstung des Wassers, 10—12 Jahre erfordern, indem 270 Milliarden Cubikmeter erforderlich sind, der oben erwähnte Canal aber jährlich nur 20—25 Milliarden Cubikmeter Wasser einführen könnte, die jährlich verdunstende Wassermenge würde aber immerhin 15 bis 18 Milliarden Cubikmeter betragen. Dazu tritt noch die keineswegs dadurch beschränkte Wirkung der aus der Areg-Region kommenden Sandverwehungen, welche in kurzer Zeit das Binnenbecken stellenweise versanden und für die Schifffahrt gefährlich machen müßten, während andererseits durch die Schaffung einer Verdunstungsfläche von 20 Milliarden Quadratmeter keine entsprechende, compensirende Aenderung zu Gunsten des Klima's (hauptsächlich zu Gunsten vermehrter und häufigerer Niederschläge) herbeigeführt wäre.

Wir sind in diese Details eingegangen, um die Haltlosigkeit jener Anschauungen darzuthun, welche gelegentlich dieses Projectes sich zu einer Inundirung der ganzen Sahara verirrten und von einer solchen die schädlichsten Rückwirkungen auf das Klima Europa's befürchteten, zur weiteren Aufhellung wollen wir nur erwähnen, daß der Boden des Landes rund um das Schottgebiet herum schon in einer Entfernung von 10—15 Kilometer sich 30—50 Meter über das Meeresniveau erhebt, von einer Unterwassersetzung der Sahara mithin schlechterdings keine Rede sein kann.

Es sei damit nicht gesagt, daß das Project des Capitän Roudaire unausführbar wäre, mit dem Aufwand großer Geldmittel läßt sich das Binnenmeer herstellen, doch ist der effective Nutzen eines solchen kein der Höhe der Geldopfer entsprechender. In erster Linie konnte der französischen Regierung, speciell Capitän Roudaire, nur der Gedanke nahegetreten sein, das Klima des seiner Dattel-Production wegen bekannten Ued Suf und Ued Rirh für

Culturzwecke niederschlagsreicher zu gestalten, und mit der Zeit die Areg-Zone, in welcher das Dattelland im Ued Suf begraben liegt, zurückzudrängen, respective den Sandboden fruchtbar zu machen; an diesem günstigen Umschwunge würde auch das eigentliche Dattelland (Belad el Dscherid) participirt haben. Wenn wir nun fragen, was der Ued Suf sei, so giebt uns die Karte der Sahara die gewünschte Antwort. Etwa 70—90 Kilometer südlich des Schotts Melrhir, 100 Kilometer östlich des Ued Rirh liegt inmitten der Dünen des Areg ein enges Thal, das sich nördlich von El Wad, dem Hauptorte des Thales, in zwei Arme spaltet, und nach Largeau das trockene Bett des Unterlaufes des im grauen Alterthume Triton genannten Flusses sein soll, während der ganze Oberlauf von den Dünen zugedeckt ist. In diesem Thale liegt nun eine Reihe von Palmenwäldern, Gärten und Ortschaften auf eine Länge von 30 Kilometer, unter dem Boden findet sich gleichwie im Ued Rirh in einer Tiefe von 15—20 Meter eine ausgedehnte Wasserschichte, welche zur Berieselung der Pflanzungen verwendet und mit großem Erfolge zur Dattelcultur ausgenützt wird. An Stelle der artesischen Brunnen gräbt man im Ued Suf, das ist der Name dieses Thales, tiefe Gräben, die in der Folge, nachdem man auf die wasserführende Schichte gestoßen, erweitert werden und in die man die Palmen pflanzt, so daß die Wurzeln beständig vom Wasser umgeben sind, während die Wedel der sengenden Sonnenhitze ausgesetzt sind, das sind aber eben die günstigsten Bedingungen für die Dattel-Cultur. Die Besitzer der Gärten haben hier nur dafür zu sorgen, daß der durch die Winde in die Gärten (Gräben) hineingewehte Sand nach jeder Ernte wieder entfernt werde, im Laufe der Jahre entstehen auf diese Weise ganze Sandhügel, welche die Gärten gleich Mauern umgeben, aus denen nur die Wipfel der Palmen hervorragen; um das Abrutschen und Fortschreiten dieser künstlichen Dünen zu verhindern, werden aus den Palmzweigen Zäune hergestellt, die von Jahr zu Jahr erhöht und verstärkt werden müssen. Die im Ued Suf gewonnenen Datteln (die Oase besitzt mehr als 140.000 Stämme) gelten neben denen des Belad el Dscherid als die besten der algerischen Sahara. Unter dem schützenden Dache der Palmenwedel gedeihen noch in den Gärten des Suf Krapp, Tabak, Henna, Gerste, Orangen, Feigen, die Reben, Aprikosen, in neuerer Zeit sind Versuche mit dem Anbau von Kartoffeln

gemacht worden und gelungen. Das Wasser des Ued Suf ist im Gegensatze zum Ued Rirh von seltener Güte, und das des Brunnens in den Gärten von El Nakhla geradezu ein Labsal, gespendet von Allah, dessen Güte gepriesen sei! Nur der Wüstenreisende vermag den ganzen Werth eines solchen Trunkes zu ermessen, wenn er nach langen Tagen beschwerlichen Marsches über die Hammada oder den glühend heißen Boden des Areg unter versengender Sonnengluth auf das brackische Wasser der spärlichen Brunnen oder das heiße und widerlich schmeckende Wasser der Schläuche angewiesen, endlich seine vertrocknete Kehle und Lippen an einer frischen, köstlichen Quelle netzen darf. Selbst der an das Wüstenleben gewohnte Araber giebt seiner Freude bei dem Anblick der Oase und in Erwartung des Labetrunkes dadurch Ausdruck, daß er das Pulver sprechen läßt.

Die Bewohner des Ued Suf nennen sich Suafa, wie diejenigen des Ued Rirh Ruarha heißen, in physischer Hinsicht verleugnen sie nicht ihre arabische Herkunft, in moralischer sollen sie sich, wie Largeau sich äußert, von den anderen arabischen Stämmen der Sahara wesentlich unterscheiden, die Suafa sind von sehr heiterem Temperament, lieben und huldigen Vergnügungen und Scherzen und sind, obwohl gute Gläubige, Fremden gegenüber tolerant und sehr gastfreundlich; als Beweis kann die Thatsache gelten, daß im Ued Suf die Israeliten nicht den üblichen Verfolgungen wie anderswo in der Wüste ausgesetzt sind. Vor Allen sind sie im Allgemeinen und bis zu einem gewissen Grade ehrlich (mehr oder minder ist jeder Araber ein geborner Lügner und Dieb), die Frauen genießen eine große Freiheit und gehen meist unverschleiert, die Männer sind zum Theile Gärtner, zum größeren Theile aber Jäger, und ihr Jagdgebiet ist die Areg-Region. Außer den ansässigen Oasenbewohnern bewohnen zahlreiche Nomaden das Suf, deren Hauptreichthum große Schafheerden sind, die Wolle derselben wird zum größten Theile nach Tunis geführt, zum kleineren Theile im Suf selbst verarbeitet, wo sich die Frauen mit der Erzeugung von sehr beliebten kleinen Teppichen, Burnussen, Haïks u. s. w. befassen.

Wir setzen unsere Reise von der Oase Mraïer weiter nach Norden fort, und passiren zahlreiche Nomadenlager der Beni Thiur, bei denen unsere Ankunft Sensation erregt und wir geräuschvoll empfangen werden,

Hunde bellen, Kameele schreien, Esel singen, Pferde wiehern, Frauen und Kinder werden nicht müde, das Juhjuh ertönen zu lassen, das zuweilen einem Schakalsgebell gleicht; weiter ziehend, überschreiten wir das trockene Bett des Hauptzuflusses des Schott Melrhir, Ued Dscheddi, bald darauf umgiebt uns dichtes Buschwerk, in dem Pinien und Tamarisken ihre herrlichen Aeste zu Baldachinen über unseren Häuptern breiten, es ist der sogenannte Wald von Saada. Nachdem wir ihn verlassen, wandern wir über ein Hammada-Terrain und langen am sechsten Tage in der kleinen Oase von Sidi Okba an, unter deren Palmen wir die letzte Nacht vor unserem Einzuge in Biskra zubringen. Die Oase ist berühmt durch das Grab des arabischen Helden und Eroberers Sidi Okba, der hier nach der Schlacht bei Tehurda im Jahre 682 n. Chr. mit seinem Pferde begraben wurde.

Wir brechen mit dem Frühesten des nächsten Tages auf, um noch vor Einbruch der heißen Vormittagsstunden in Biskra am Ziele zu sein, das 2—3 Stunden nordwestlich von uns liegt. Vor uns, zur Rechten, thürmen sich die zackigen Massen des Dschebel Aures auf, sich in unübersehbarer Länge gegen den West- und Osthorizont ausdehnend; je mehr wir uns der Oase nähern, desto lebendiger wird die Landschaft, bald ist es nur ein wogendes Meer von Palmenwedeln, aus denen uns ein köstlicher Duft entgegenweht, noch einige Minuten und wir stehen vor dem „Hotel der Sahara“ in der Mitte der Hauptstraße von Biskra, das von den Biskris nicht mit Unrecht das „Paris der Wüste“ genannt wird.

Der Anblick der Oase ist weit überraschender, unbeschreiblich, wenn man, von Norden kommend, plötzlich aus dem Engpasse, den die Schlucht des Ued Biskra bildet, heraustretend, vor sich den Palmenwald von El Kantara und von Biskra und als Hintergrund die ehrwürdige, ernste und nüchterne Wüstenebene erblickt. Biskra, und zwar Neu-Biskra (zum Unterschiede von dem etwa ½ Kilometer südlich davon gelegenen, meist von freien Negern bewohnten Alt-Biskra), ist der Hauptort des mit dem Namen Ziban belegten Oasenarchipels, der sich südlich von dem Randgebirge der Hochplateaux, dem Dschebel Aures (der von Strecke zu Strecke specielle Namen führt) bis zu den Depressionsgebieten des Schott Melrhir und Ued Rirh ausdehnt und im Ganzen 32 Oasen umfaßt, welche in vier Gruppen, der

Weltgegend entsprechend, in der sie liegen, eingetheilt werden. Den Namen Zaba führte Biskra schon zur Römerzeit als Hauptort des nach ihm benannten Limes Zabensis; in der christlichen Epoche war es ein Bisthum. Zur Hälfte von einem wogenden grünen Meere verborgen, liegt die Stadt im Norden der Palmenpflanzungen, die geradlinigen Straßen sind zu beiden Seiten von schönen und soliden Häusern eingerahmt, denen man nicht ansehen würde, aus an der Luft getrockneten Ziegeln erbaut zu sein, und deren erste



Oase Ferkan.

Stockwerke auf eleganten Arcaden ruhen, die den Passanten vor den Gluthstrahlen der Sonne schützen, überall, in den breiten Straßen, auf den Plätzen und Promenaden sind Brunnen und Bosquets angelegt, die durch eine ausgiebige Berieselung die längste Zeit im frischesten Grün prangen. Die noch vor kurzer Zeit nackte und öde Umgebung wurde binnen fünf Jahren in einen herrlichen Park verwandelt, der einen Lieblingsaufenthalt der zahlreichen Touristen bildet, die Biskra jeden Winter besuchen. Zur Vertheidigung

des Besitzes erhebt sich im Nordosten der Stadt das Fort Saint Germain, ein weitläufiger Bau, der im Nothfalle die ganze europäische Bevölkerung der Oase aufnehmen und schützen kann. Ein großer öffentlicher Garten nimmt das Centrum der kleinen Stadt ein, die etwa 7000 Einwohner, worunter 600 Europäer und Israeliten, zählt, und deren Beschäftigung ausschließlich der Handel mit den Arabern der algerischen Sahara ist. In der Hauptstraße Biskra's promenirend, können wir es nicht unterlassen, in eines der zahlreichen arabischen Kaffeehäuser einzutreten, von denen die Straße wie belagert ist. In allen geht es gleich lebhaft und originell zu, alle sind von einer gleich bunten Menge von Kaffeetrinkern, Tänzern und Tänzerinen besucht, so daß uns die Wahl schwer wird. Was uns bei einem Gange durch die Hauptstraße am meisten auffällt, ist die große Anzahl jugendlicher, weiblicher Wesen, deren Beruf kein Geheimniß und jener der Courtisanen ist, es sind die Töchter vom Nomadenstamme der Ulad Naïl, kurzweg Naïlijah genannt. Sie gehen Alle unverschleiert und sind reich mit seltsam geformtem Geschmeide behangen. Ihr Haar fällt entfesselt in langen dunklen Wellen auf den nackten bronzefarbigen Busen herab; ihr Costume ist die Gandura aus buntem Stoffe und reich verziert. So wandern sie durch die Straßen, sehen die Vorübergehenden freundlich an, machen ihnen wohl auch geheimnißvolle Zeichen, wechseln mit anderen einige Worte, blicken dort in ein Kaffeehaus hinein, betreten dasselbe entweder um zu tanzen, oder sich von einem ihrer vielen Verehrer mit Kaffee tractiren zu lassen, oder laufen zuweilen auch wie tolle Kätzchen im muthwilligen Spiele mit jungen Biskris schäckernd durch die Gassen und setzen sich, wenn sie müde sind, vor ihre eigenen, kleinen, budenartigen Nischen, um dort die Menge ihrer Bewunderer halb öffentlich, halb privatim zu empfangen. Eben diese Naïlijah machen Biskra zu einer Stadt der beständigen Vergnügungen. Wenn irgend ein Bewohner einer Wüstenoase sich eine Ferienzeit machen will, geht er nach dem Paris der Wüste, wenn die Biskris, welche im Tell und in den Küstenstädten Algeriens alle groben Arbeiten verrichten, sich gehörig abgequält und ein paar hundert Francs zusammengespart haben, kehren sie nach Biskra zurück, wo sie zwischen dem Tamtam der Araber und der Derbuka des Negertanzes in steter genußsüchtiger Aufregung leben. Selbst die gestrengen Herren der

Wüste, die verschleierten Tuareg, verschmähen es nicht, in Biskra Zerstreuung zu suchen.

Treten wir nun in ein arabisches Kaffeehaus ein; die Wände sind nackt, schmuck- und geschmacklos, Sitze sind keine vorhanden, statt derselben ist es Jedem gestattet, sich auf den Fußboden in einer jener verkrümmten, in sich selbst zusammengewundenen Stellungen hinzulegen, die der Araber so gut anzunehmen weiß, und wir nur annähernd mit Hinkauern oder Hinhocken bezeichnen können. Da liegen nun auf einer dünnen Strohmatte einige fünfzig Menschen: Araber, Biskri, Kabylen, Beni Mzab, Naïliten, Tuggurtiner, Tuareg, Leute aus der ganzen nördlichen Sahara zusammengewürfelt und in den verschiedensten Stellungen, in welchen sie das sämmtliche Thierreich in allen Posen nachzuahmen scheinen und unaufhörlich gähnen. Plötzlich macht eine Schaar leichtfüßiger Naïlijah dem Kaffeehaus einen Besuch. Diese leichten schlanken Mädchen werfen sich erst wie ein Zug von lustigen Sommervögeln, die vom Fluge müde sind, in launiger Weise auf die Strohmatte des Fußbodens hin; hier schlürfen sie den ihnen von allen Seiten gereichten Kaffee. Wie von einer Inspiration ergriffen, schnellen sie unerwartet auf und beginnen zu hüpfen und zu springen, endlich zu tanzen. Aber was für ein Tanzen! Die Bewegung fängt zuerst oberhalb der Füße an und pflanzt sich von da in aufsteigender Linie fort bis zum Oberkörper, wo sie ihren Gipfelpunkt erreicht; dann nimmt sie wieder ab, wird leichter und sanfter, bis schließlich um Kopf und Brust nur mehr ein kaum merkliches Zittern spielt. Der Paroxismus dieser Bewegung ist fast unheimlich zu nennen, mit förmlicher Wuth und bacchantischem Wahnsinn drehen und wenden die Mädchen ihre zarten Leiber, daß man zu glauben versucht wird, sie wollten aus sich selbst hinaushüpfen; gleichsam als fänden sie die irdische Hülle zu zart und zu schwächlich, um noch länger den Vulcan ihrer glühenden Leidenschaft in sich zu beherbergen. Alle diese Mädchen, kaum älter als 14 Jahre, ergeben sich diesem traurigen Gewerbe aus Gehorsam gegen den väterlichen Willen, denn der Stamm der Ulad Naïl ist eben jener, dessen Männer alle ihre Töchter nach Biskra schicken, um mit den Reizen ihres Körpers Geld zu verdienen. Der Vater zieht dabei den doppelten Vortheil aus seiner Tochter, er profitirt auf diese Weise von ihren schönsten Jahren und verkauft sie später noch an

einen Mann seines Stammes, die darin keinerlei Unehre finden, sondern im Gegentheile keinen Anstand nehmen, ein Mädchen zu wählen, das ihre ohnehin so kurze Jugend auf diese Weise wegwerfen mußte.

Bevor wir den Oasengürtel des Ziban mit seinen 700.000 Palmenstämmen verlassen, unter denen die Rebe zweimal reife Trauben trägt und einen ziemlich guten Wein giebt, um nach Westen und Süden aufzubrechen,



Oase Negrin.

statten wir noch den Oasen Negrin und Ferkan an der Grenze des algerischen und tunesischen Gebietes einen kurzen Besuch ab. Es läßt sich kaum etwas Lieblicheres als der Anblick einer von Bergen umgebenen Oase, wie es Negrin ist, denken. Gegen Norden vom Dschebel Madscher eingerahmt, der an die einstige römische Colonie Ad Majores erinnert und deren Ruinen auf dem südwestlichen Abhange des Berges liegen, umgeben den ganzen südlichen Horizont entlang hohe

Dünen die etwa 12.000 Palmenstämme und 150 Häuser zählende Oase, deren Bewohner an dem letzten algerischen Aufstande im Jahre 1871 theilgenommen hatten. Zur Strafe und Einschüchterung wurden die Häuser der Oase von den Franzosen zerstört und ein Theil der Palmenstämme umgehauen, eine Maßregel, die den Franzosen immer nur den glühendsten Haß der arabischen Nomadenstämme eingetragen hat. Etwa 10 Kilometer nordwestlich von Negrin liegt die kleinere Oase Ferkan. Von Norden, d. h. vom Tell her, gelangt man durch eine 25 Kilometer lange und wildromantische Schlucht, das Bett des Ued Meschera, zu den Oasen, die hier an der Pforte der algerisch-tunesischen Sahara liegen.



VII.

Von Biskra nach In-Salah.

Die Trennung von der lachenden Oase Biskra wird uns schwer, doch es harrt noch unser eine große Aufgabe und wir müssen den Aufenthalt in diesem schönen Asyl des Lebens beenden. Am Nordrande der algerischen Sahara angelangt, die hier durch die nach Süden steil abfallenden nackten und wildzerrissenen Abhänge der Kette des Dschebel Aures von der Region der hohen Plateaux und des Tell geschieden wird, müssen wir uns wieder dem Süden zuwenden; weit im Südwesten winkt uns ein Ziel entgegen, das fast unnahbare, bisher blos von drei Europäern erreichte In-Salah, der Hauptort Tidikelts und der großen Oasengruppe von Tuat, der größten Anstrengungen werth, die uns auch bevorstehen mögen. Wir haben nun die Wahl, entweder wieder über Tuggurt nach Wargla und El Golea vorzudringen oder aber zuerst noch am Südabhange des Steppenplateau's und des Dschebel Aures entlang reisend, eine zweite Königin der Wüste, die Oase El Arnat, zu besuchen, und von daselbst erst uns den Weg nach Südwesten zu bahnen. Unser Entschluß kann nicht zweifelhaft sein, umsomehr als wir nach Möglichkeit alle wichtigen Punkte im Raume der Sahara zu besuchen uns vorgenommen haben. Zunächst gilt es nur, von Biskra nach El Arnat zu kommen, und dazu bedarf es des Rathes und der freundlichen Vermittlung des Bureau arabe in Biskra. Wie alle außerhalb des Tells liegenden Gebiete in Algerien, ist Biskra unter militärischer Verwaltung, an deren Spitze der Commandant du cercle steht. Zur Schlichtung und Ordnung der Angelegenheiten der arabischen Bevölkerung wurden Aemter errichtet, die als „Bureaux arabes“ fungiren

und von Officieren der Armee geleitet und verwaltet werden, welche der Landessprache mächtig sind. Diese Bureaux bilden für den Araber im französischen Territorium die competente Behörde in allen Streit- und Klagefällen.

Ein Geleitsbrief des Bureau arabe sichert uns persönliche Sicherheit und gastfreundliche Aufnahme, und im Allgemeinen sind die Stämme der Sahara weit besser als die des Tell; um aber jeder widerwärtigen Sorge enthoben zu sein, wollen wir uns die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen und schließen uns einem nach seinem heimatlichen Duar in der Nähe El Aruats heimkehrenden Scheikh einer Fraction des großen Stammes der Ulad Naïl an. Auf sein Anrathen versehen wir uns blos mit einigen Maulthieren zur Beförderung unserer Ausrüstung und besteigen selbst Pferde, die uns auf dem zu durchmessenden Terrain bessere Dienste als das Kameel leisten können; überhaupt finden wir am Nordrande der algerischen Sahara das Kameel als Reit- und Lastthier zum größten Theile durch Pferde und Maulesel ersetzt. Wir verlassen Biskra wieder in südlicher Richtung, um an das Ufer des Ued Dscheddi zu gelangen, dem wir ununterbrochen bis nach El Aruat folgen müssen. Das herrliche Panorama der wie in einem Höllenschlunde liegenden Oase, in deren Hintergrunde die nackten und nach allen Richtungen zerrissenen Abhänge des Dschebel Ksum und Dschebel Aures wandgleich emporragen, nöthigt uns oft noch, nach rückwärts zu schauen; immer höher scheint uns der Dschebel Mahmel gegen Himmel zu ragen, der sich im Nordosten von Biskra als zweithöchste Spitze des ganzen Randgebirges aus der Masse des Aures bis 2310 Meter erhebt, der Effect ist um so größer, als wir selbst kaum 150 Meter (in Biskra 118 Meter) über dem Meeresspiegel stehen. Nachdem wir das rechte Ufer des Ued Dscheddi erreicht, wandern wir in einem breiten Thale aufwärts, gegen Westen. Nach Norden haftet der Blick an den nackten und von zahlreichen Schluchten zerrissenen Abhängen der die hohen Schottplateaux im Süden umwallenden Randgebirge, die auf jede Stunde Ausdehnung den Namen wechseln, so daß es nur höchst ermüdend wäre, einige hier zu nennen, nach Süden schweift der Blick über die steinige Ebene von Mokran und am fernen Südhorizonte setzen uns die bizarren Absturzformen des Schebka-Plateau's in Erstaunen. Unser Weg ist etwas

anstrengend und selbst für die Pferde der Sahara ermüdend, denn wir müssen in kurzen Zwischenräumen zahlreiche trockene, tief in das Terrain eingeschnittene Wadi übersetzen, die vom Gebirge dem Ued Dscheddi zueilen. Im Augenblicke sind der Ued sowohl als auch die zahlreichen Wadi wasserlos, wir wandern trockenen Fußes hindurch. Bevor wir die erste große Station Sidi Khaled erreichen, werden wir durch die große Menge römischer Ruinen in Erstaunen gesetzt, die wir auf eine Entfernung von 25—30 Kilometer antreffen, es scheinen die Reste kleiner Befestigungen zu sein, die hier an der Südgrenze der römischen Colonien zum Schutze der Colonisten gegen die räuberischen Stämme der Sahara errichtet waren; heute dienen sie nur den Ulad Naïl als Pulverwerkstätten und Schlupfwinkel.

Bevor wir noch Sidi Khaled in Sicht haben, entdecken wir im Norden des Flußthales ein befestigtes Dorf, ein Kasr, es ist Ulad Dschellal, dessen Bewohner als fingerfertige Diebe gern gemieden werden. Die meisten Naïlijah, die das Paris der Wüste bevölkern, gehören diesem Stamme an. Wir sind eben im Gebiete dieses Stammes, der das ganze Territorium zwischen Biskra und El Arnat bewohnt. Ohne längeren als den nothwendigsten durch die Nachtruhe gebotenen Aufenthalt setzen wir unsere Reise fort und erreichen am siebenten Tage ein kleines, von Gärten umgebenes Dorf, Demed. Unser Führer hatte schon während der ganzen Zeit unsere Neugierde durch die Erzählung erlebter Jagdabenteuer in den Bergen des Dschebel Bu Khail erregt, und besonders anziehend die Jagd auf das in den unwirthlichsten und schwerst zugänglichen Partien des Gebirges hausende Mähnenschaf (Ovis tragelaphus), von den Arabern Arui genannt, geschildert, um in uns nicht den Wunsch rege werden zu lassen, an einer solchen Jagd theilzunehmen.

Der Arui liebt die höchsten Felsengrate der Gebirge, zu denen man blos durch ein Wirrsal zerklüfteter Stein- und Geröllmassen gelangen kann, und deshalb ist seine Jagd eine höchst mühselige, ja oft gefährliche. Dazu kommt, daß sie nicht viel Gewinn verspricht; denn das Mähnenschaf lebt einzeln, und nur zur Bockzeit, welche in den November fällt, sammeln sich mehrere Schafe. Gelegentlich der Paarung kommt es zwischen den Widdern oft zu überaus hartnäckigen Kämpfen. Die Araber versichern, daß man bei solchen Gelegenheiten in Zweifel sein müßte, was man mehr bewundern

solle, die Ausdauer, mit der sich die verliebten Böcke gesenkten Kopfes halbe Stunden und länger einander gegenüberstehen, oder die Furchtbarkeit des gegenseitigen Anpralls, wenn sie gegeneinander anrennen, oder endlich die Festigkeit der Hörner, welche Stöße aushalten, die, wie man glauben möchte, einem Elephanten die Hirnschale zerschmettern müßten.

Es bietet sich uns Gelegenheit, an einer Jagd auf Arui theilzunehmen. In Begleitung einiger Araber vom Stamme der Ulad Naïl verlassen wir die Route und reiten einer Schlucht des Dschebel Bu Khail zu, welcher hier ziemlich steil in die Ebene abfällt und wie gewöhnlich am Fuße mit wüsten Halden von zerspaltenen und zerrissenen Felsstücken bedeckt ist. Wir müssen lange suchen, ehe wir einen Weg durch das Wirrsal finden, und können noch von Glück sagen, daß überhaupt ein solcher vorhanden ist. Mühselig klettern wir einige Stunden fort und können eine Höhe von 1600 Meter erreicht haben, da winkt eine frische plätschernde Quelle zur Ruhe. Wir schlürfen entzückt das köstliche Wasser und entdecken dabei die Fährte eines Arui. Derselbe war uns so gut wie sicher, dennoch läßt uns die Ungeduld nicht recht zur Ruhe kommen, und noch ehe wir uns gehörig erfrischt haben, beginnen wir weiter nach oben zu steigen. Wir klettern den ganzen Tag umher, ohne auch nur ein Anzeichen des Wildschafes zu finden. Die Nacht bricht schnell herein und nöthigt uns, ein Unterkommen zu suchen, ein Felsenabhang in der Nähe der Quelle muß uns Herberge geben. Der Morgen graut noch nicht, als wir schon auf dem Anstande liegen. In erwartungsvoller Stille mögen wir etwa eine Stunde liegen, da schreitet langsamen Ganges ein gewaltiger Arui zu uns heran. Jede Bewegung ist edel und stolz, jeder Schritt sicher, fest und ruhig. Vorsichtig bückt er den Kopf zum Trinken, da blitzt das Feuer aus unseren Gewehren. Mit einem Schrei sinkt der Arui zusammen, aber plötzlich rafft er sich wieder auf und dahin geht es in rasender Eile, mit Sätzen, wie wir sie vorher noch nie gesehen.

Gemsen gleich, sicher und kühn jagt er dahin, wir aber stehen verblüfft und schauen ihm nach. Doch getroffen war er und weit kann er nicht gekommen sein, also auf zur Verfolgung. Vier bis fünf Stunden mag unsere Verfolgung gedauert haben, da entdecken wir 60 Meter unter uns

in einem kesselförmigen Felsenthale den verendeten Arui. Am nächsten Lagerplatze giebt uns der Schlegel ein vortreffliches Abendmahl. Unsere Begleiter, die große Liebhaber des Fleisches des Arui sind, thun ihr Möglichstes. Das Wildpret steht dem des Hirsches sehr nahe, ist aber weit feiner; aus den Fellen bereiten die Araber Fußdecken, die Haut wird hie und da gegerbt und zu Saffian verwendet.



El Aruat (Laghuat).

Nach einem Ruhetage, der uns nothwendig geworden, setzen wir unsere Reise fort und erreichen am zehnten Tage nach unserer Abreise von Biskra die Oasenstadt El Aruat. Vom Sonnenlichte übergossen, liegt eine einzige graue Sandfläche vor uns, nachdem wir durch eine Schlucht das Ued Mesi aus der hügeligen Region des Oberlaufes des Ued Dschebdi herausgetreten sind. Mitten aus diesem Sandmeere ragt im fernen Nordwesten ein einzelner weißer Fels empor, auf welchem eine Reihe dunkler Linien und Punkte sich

hinziehen, aus deren Umrissen wir eine Stadtmauer errathen können. Je näher wir kommen, desto lebhafter tritt die Oase aus dem Unbestimmten hervor. Wir sehen die ersten Palmen wie zierliche Federbüsche im sanften Winde wehen. Bald bemerken wir einen zweiten weißlichen Hügel, welcher hinter dem ersten auftaucht, ebenso wie der erste von schwarzen Punkten bedeckt, und bei einer scharfen Biegung unserer Route erblicken wir einen dritten Kegel aus gelblichem Kalkstein, auf dessen Gipfel eine kleine Kuba silberhell in die Ebene hinausleuchtet. Wir erkennen auf den zwei ersten Hügeln El Aruat, die Zweihügelstadt, welche über der Palmenoase zu ihren Füßen wie eine Königin über unterjochten Ländern thront. Die Stadt finden wir von einem Palmengarten eingerahmt, und selbst innerhalb der crenelirten Umwallungsmauer winken uns zahlreiche schlanke Palmenstämme entgegen. Es ist schwer, einem mit der Wüstennatur Fremden einen annähernden Begriff von der Schönheit der Palmengärten von El Aruat zu geben. Man denke sich einen Raum von etwa 4 Quadratkilometer in eine Menge Abtheilungen zerfallend, von denen jede von Mauern, ähnlich wie die Ringmauern der Stadt selbst, umringt ist. Jede dieser Abtheilungen bildet für sich eine Terrasse, von grüner, duftender Vegetation bedeckt, und über diesem Heer niederer und höherer Terrassen erhebt sich ein Wald von etwa 50.000 Palmenstämmen, deren niederste 7 und deren höchste 18 und 20 Meter über den Boden emporragen. Am Fuße dieser herrlichen Riesensöhne des Pflanzenreiches sprossen in wilder und doch harmonischer Unordnung die niederen Bäume und Sträucher, die Granate mit ihrem lebhaften Grün, die Olive mit ihren matten schwermüthigen Blättern, die Cactus Opuntia mit ihren phantastischen Verzackungen, die amerikanische Agave mit ihrem schlanken, säulenartigen Schafte, die Karuba mit der dunklen Pracht ihres tiefgefärbten Laubes. Die grünen Stämme der Palmen mit ihren regelmäßigen Schuppenreihen haben ein architektonisches Gepräge, und werden durch die sie zierlich umschlingenden Clematien und Windlinge, die im reichen Blumenschmucke rosarother und blauer Glocken prangen, zu lebendigen Tempelsäulen. An diesen rankt sich die Rebe empor und bildet, von einem zum anderen Stamme hinüberziehend, mit ihren Ranken die schönsten Guirlanden. Unter dem schützenden Palmendache blühen auch die zahlreichen Rosensträuche und Jasminstauden,

die Hyacinthen und ihre herrlichen Wohlgerüche, die der Wind weithin in die Wüste trägt, beleben den sich der Oase nähernden, ermüdeten Reisenden wie neu. Zahlreiche rieselnde Wasserströme, deren lebendes Naß eine wohleingetheilte Bewässerung allen Gärten in gleicher Menge zukommen läßt, ziehen silberhell durch den üppigen Boden, Frische und Kühle verbreitend. Ein zarter Halbschatten, jener Schatten, wie ihn die dunenfederartig feinen Palmenwedel gewähren, liegt kühlend und wärmend zugleich auf dem Ganzen.

Wie alle Städte der Sahara, ist auch El Aruat nach einem höchst einfachen Plane gebaut, die engen winkligen Gäßchen, seit 1852, unter der Herrschaft der Franzosen, theilweise durch regelmäßige breite, von Arcaden umsäumte Straßen ersetzt, münden auf einen Platz, von dem man die Aussicht auf alle Gärten der Stadt genießt. Hier finden wir die wichtigsten Gebäude, das der Militärverwaltung, einen im maurischen Style gebauten Bazar und die Kaufläden der Europäer; hier ist auch das Rendezvous der Bevölkerung, die zum Theile aus der Garnison, zum Theile aus angesiedelten europäischen Civilpersonen und den Eingebornen besteht. Im Westen entdecken wir auf dem zweiten Hügel ein großes viereckiges, aus massiven Steinquadern erbautes Gebäude, es ist das Spital der Garnison; von der crenelirten Terrasse desselben überblicken wir das reizende Gesammtbild der Oase und nach Süden überfliegt der Blick die einförmige graue Sandfläche, von Wellen wie das Meer durchzogen, still und schweigsam liegt sie vor uns, die Wüste. Nach Norden und Westen überschauen wir einen großartigen Halbkreis von hohen Bergen des Dschebel Amur, die durch ihre regelmäßigen Formen auffallen, im Osten glänzen uns helle Gypsbänke entgegen.

El Aruat ist gleich Biskra eine militärische Colonie und der Commandant du Cercle die oberste Behörde in allen Angelegenheiten, für die Araber ist demselben ein Kadi von malekitischem Ritus beigegeben, die angesiedelten Europäer, größtentheils Franzosen und einige Spanier, sind fast durchgängig Handelsleute, die den Handelsverkehr mit Algier und Frankreich vermitteln. Als Knotenpunkt der Route von der Küste zum mittleren Niger wird El Aruat erst in Zukunft, wenn es einmal den Franzosen gelungen sein wird, dauerhafte Handelsbeziehungen mit Timbuktu anzuknüpfen, eine hervorragende Rolle spielen, hier sei vorläufig erwähnt, daß es von den

Franzosen als der Ausgangspunkt einer nach Timbuktu projectirten Eisenbahn ausersehen ist. Der Ursprung der Oase reicht weit in das Alterthum zurück, im Mittelalter von Marokko abhängig, kam es 1695 in die Hände der Türken. Im Jahre 1844 erkannte die Stadt die Oberhoheit Frankreichs an, aber erst 1852, in welchem Jahre es von den Franzosen nach einem verzweifelten Kampfe mit Sturm erobert wurde, erhielt es eine Besatzung. Auch hier scheidet sich die Bevölkerung in zwei Parteien, wovon eine der Regierung ergeben ist; außer der aufsässigen Oasenbevölkerung, welche sich mit der Cultur der Gärten beschäftigt, lagern einige nomadisirende Stämme um die Oase, auch halten sich einige Juden und als gewiegte Handelsleute bekannte Familien vom Stamme der Beni Mzab auf. In militärischer Hinsicht ist El Arnat als an einem der Eingangsthore zur Sahara gelegen, von großer Bedeutung, die ihm auch von Seite der Eingebornen beigelegt wird, indem diese die Stadt das Haupt der Wüste nennen. — Wir können El Arnat nicht verlassen, ohne der Oase Aïn Madhi im Westen einen kurzen Besuch abgestattet zu haben. Früh des Morgens, die blasse Mondsichel steht noch am westlichen Himmel und wirft einen matten Schimmer, ein ungewisses blaues Licht über die Wüste, treten wir unseren Ritt an, es herrscht empfindliche Kälte, denn El Arnat liegt 780 Meter über dem Meeresspiegel, und auf den Bergen des Dschebel Amur ist der Schnee im Winter ein gewöhnlicher Gast, ja in der Oase selbst kein allzu seltenes Ereigniß. In einigen Stunden nehmen uns die Vorberge des Dschebel Amur auf, und ohne uns in dem auf einem isolirten Hügel terrassenförmig erbauten Orte Tadschemut aufzuhalten, erreichen wir noch am Abende desselben Tages die von einer Wallmauer umgebene, einst blühende Oase Aïn Madhi, die Heimstätte des religiösen Ordens der Tedschadschina. Von dem einst herrlichen Palmenhain, der die Stadt umrahmte, ist nichts mehr zu sehen, nur wenige Stämme entgingen der vandalischen Rache des Emirs Abd el Kader im Jahre 1838, als er sich nur mit List der Festung bemächtigt hatte. In der Moschee ruhen die beiden Söhne des Stifters in reich ausgestatteten Grüften. Nach dem Tode des jüngeren, der im Jahre 1853 erfolgte, ging die Gewalt des Mokaddem auf die Sanya in Temassin über, doch damit waren die Bewohner von Aïn Madhi nicht einverstanden und boten

Alles auf, einen Abkömmling des Verstorbenen aufzufinden, der denn auch gefunden wurde und der Sohn einer Negersclavin des verstorbenen Marabuts war. Sidi Ahmed, so hieß der directe Abkömmling des großen Marabuts, verzichtete indeß auf den Ehrgeiz nach der Würde des Mokaddem und zog es vor, sich mit einer jungen Französin zu verehelichen, die ihm auch nach Aïn Madhi folgte, woselbst der Marabut in einem sehr comfortabel eingerichteten Hause wohnt. Diese Ehe hat ihm und seiner Würde als Marabut in den Augen seiner Glaubensbrüder nichts geschadet.

Unseren Rückweg von Aïn Madhi nehmen wir über eine unübersehbare Halfafläche, auf der es wie in einem aufgeregten Seespiegel hin- und herwogt, und treffen den nächsten Tag wieder in El Aruat ein, um gleich an die Vorbereitungen zur Reise und die Organisation einer kleinen Caravane nach Wargla zu schreiten. Der freundlichen Vermittlung des Bureau arabe verdanken wir es, wenn dies in kürzester Zeit geschehen und wir in Gesellschaft einiger Handelsleute aus der Capitale des Landes der Beni Mzab, Ghardaïa, unserem nächsten Ziele, zusteuern.

Land und Volk des von uns zunächst zu durchmessenden Gebietes bieten uns eine Fülle des Neuen und Interessanten. Von El Aruat abreisend, wenden wir uns nach Südosten, und der Route Duveyrier's theilweise folgend, dringen wir über eine von ausgetrockneten Dayas unterbrochene, stark gewellte Ebene in eine Landschaft, die von den Arabern Schebka, d. h. Netz, genannt wird. Auf mehr als 3000 Quadratkilometer bildet das Terrain ein aus dolomitischen Kalken bestehendes, nach allen Richtungen von tiefen und engen Thälern und Gräben durchschnittenes, zerrissenes Plateau, weshalb auch die Araber das Land mit einem auf der Erde ausgebreiteten Netze vergleichen, in welchem die Thäler die Maschen desselben darstellen sollen. In seiner größten Breite 90—100 Kilometer, in seiner größten Länge 150—170 Kilometer messend, umfaßt es das Gebiet der Conföderation der Beni Mzab und die Triben der Schaanba bis zum Brunnen Hassi Zirara; obwohl der Name direct nur dem nördlich der Beni Mzab sich erstreckenden Theile gegeben wurde, so ist die südliche Partie nur die Fortsetzung dieses Landschaftscharakters. Wir erhalten mit Hilfe des kartographischen Bildes eine Vorstellung, wie vielfach durchfurcht der Boden des Plateau's ist, wenn wir hier einige

Höhencoten der Route zwischen den beiden Oasen der Beni Mzab, Guerrara und Ghardaïa vor Augen führen.

Von Guerrara, das 315 Meter über dem Meere liegt, durchzieht die nach Ghardaïa führende Route etwa 75 Kilometer lang Gebiete, deren Höhencoten 419, 369, 530, 504, 636, 490, 576 und 530 Meter sind, und von welchen die größeren den einzelnen Plateauflächen, die kleineren den tief-eingeschnittenen Thälern entsprechen. Unter der großen Zahl von Thälern, welche das Plateau durchschneiden, sind in erster Linie das Thal des Mzab (Ued Mzab) und das Wadi Nessa zu nennen, welche beide im Norden von Wargla in eine Sebcha ausmünden, die von den temporär fließenden Wässern dieser beiden Flußthäler gespeist wird. Auf dem Plateau, dessen Culminationspunkt im Südosten von Ghardaïa in der Schebka der Schaanba liegt und sich 725 Meter über dem Meere erhebt, herrscht ein ziemlich excessives Klima, im Winter friert es sehr oft und Schnee ist keine Seltenheit, während im Sommer die Trockenheit ungewöhnlich ist, dennoch ist das Klima in Folge der hohen Lage des Landes ein gesundes, die Fieber des Ued Rirh sind hier unbekannt. Plateau und Thäler bilden in ihrer äußeren Erscheinung scharfe Contraste, denn während auf den graugelben nackten Felsflächen, die hie und da von Quarzadern durchzogen sind, das Auge nur eine dürftige Vegetation, aus dem genügsamen Schih (Artemisia herba alba) und einigen anderen duftenden Kräutern bestehend, erblickt, und diese auch nur dort, wo noch ein Rest von Humus den Felsboden überkleidet, grünt und blüht es in den engen Schluchten und Thälern; das helle und weithin leuchtende Grün der dichten Büsche von Rhamnus naprea, die zahlreichen Retemstauden und die im vollen Blumenschmucke an den Abhängen kriechenden dornigen Kabbarsträuche ragen über die vom Drin dicht bestandenen Thalsohlen, in denen auch die Oasen der Beni Mzab liegen, in deren Gärten außer mehr als 30 Spielarten der Dattelpalme der Apfelbaum, der Feigenbaum, der Granatapfel und eine vorzügliche Rebengattung, von Küchengemüsen Kürbisse, Melonen, Pasteken, Paradiesäpfel u. s. w. gedeihen.

Das dichte Netz von Schluchten und Thälern beherbergt Heerden von Gazellen und Antilopen (Antilope Corinna und Dorcas), während sich der Arui die unzugänglichsten Partien des Plateau's auswählt. Seitdem wir

El Aruat verlassen, haben wir allabendlich auf den Lagerplätzen das ohrenzerreißende Concert der Schakale als Nachtmusik anzuhören, und trotz des Lagerfeuers, das wir unterhalten, sind diese Räuber verwegen genug, in solche Nähe der Zelte zu schleichen, daß wir ihre funkelnden Augen wahrnehmen.

Bei den Arabern heißt der Schakal Dieb oder Dib, der Heuler — und einen besseren Namen können auch wir ihm nicht geben. Man kennt ihn in Nordafrika überall und spricht von seinen Thaten mit demselben Wohlgefallen, mit welchem wir des Fuchses gedenken.

Er erreicht bei 90—95 Centimeter Gesammtlänge oder 65—70 Centimeter Leibes- und 30 Centimeter Schwanzlänge 45—50 Centimeter Höhe am Widerriste, ist kräftig gebaut, hochbeinig und kurzschwänzig, seine Schnauze spitzer als die des Wolfes, aber stumpfer als die des Fuchses. Die buschige Standarte hängt bis zu dem Fersengelenk herab. Die Ohren sind kurz, erreichen höchstens ein Viertel der Kopflänge und stehen weit von einander ab; die lichtbraunen Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger rauher Balg von schwer beschreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe ist ein schmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr in's Schwarze zieht, bisweilen auch schwarz gewellt erscheint oder durch dunkle, unregelmäßig verlaufende Streifen über den Schultern gezeichnet wird. Diese Färbung setzt sich scharf ab von den Seiten, Schenkeln und Läufen, welche, wie die Kopfseiten und der Hals, fahlroth aussehen.

Bei Tage hält er sich zurückgezogen, gegen den Abend begiebt er sich auf seine Jagdzüge, heult laut, um andere seiner Art herbeizulocken, und streift nun mit diesen umher. Er liebt die Gesellschaft sehr, obwohl er auch einzeln zur Jagd zieht. Vielleicht darf man ihn den dreistesten und zudringlichsten aller Windhunde nennen. Er scheut sich nicht im geringsten vor menschlichen Niederlassungen, dringt vielmehr frech in das Innere der Dörfer, ja selbst der Duars und Zelte ein, und nimmt dort weg, was er gerade findet. Durch diese Zudringlichkeit wird er weit unangenehmer und lästiger als durch seinen berühmten Nachtgesang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen ist, vernimmt man ein vielstimmiges, im höchsten Grade klägliches Geheul, welches dem unserer Hunde ähnelt, aber durch größere

Vielseitigkeit sich auszeichnet. Wahrscheinlich dient dieses Geheul hauptsächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen sich gegenseitig zusammen. Jedenfalls ist es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth der lieben Thiere anzusehen; denn die Schakale heulen auch bei reichlicher Mahlzeit, in der Nähe eines großen Aases z. B. gar erbärmlich und kläglich, daß man meint, sie hätten seit wenigstens acht Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Sobald der eine seine Stimme erhebt, fallen die anderen regelmäßig ein, und so kann es kommen, daß man von einzeln liegenden Duars aus zuweilen die wunderlichste Musik vernehmen kann, weil die Töne aus allen Gegenden der Windrose heranschallen. Unter Umständen wird man erschreckt durch das Geheul, denn es ähnelt manchmal Hilferufen oder Schmerzenslauten eines Menschen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgesänge vortragen, können sie unerträglich werden; sie verderben, zumal wenn man im Freien schläft, oft die Nachtruhe vollständig. Somit kann man es den Arabern nicht verdenken, wenn sie die überall häufigen Thiere hassen und diesem Hasse durch grauenvolle Flüche Ausdruck geben.

Zum Hasse berechtigen auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen sie bringen, steht mit dem Schaden, den sie verursachen, in gar keinem Verhältnisse. Nützlich werden sie durch Wegräumen des Aases und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptsächlich durch Mäusefang, schädlich wegen ihrer unverschämten Spitzbübereien.

Reisezüge begleiten sie oft tagelang, drängen sich bei jeder Gelegenheit in's Lager und stehlen und plündern hier nach Herzenslust. Bei diesen Raubzügen gehen sie anfangs langsam, in Absätzen, heulen dazwischen einmal, wittern, lauschen, äugen und folgen dann, sowie sie eine Spur aufgefunden haben, irgend welchem Wilde mit großem Eifer, fallen, wenn sie nahe genug sind, plötzlich über ihre Beute her und würgen sie ab.

In den Nachmittagsstunden des vierten Tages öffnet sich das Thal, in dem wir seit Morgens gewandert, und wir erblicken auf einem Hügel eine blendend weiße Masse von einem Thurme überhöht, am unteren Rande taucht diese in einen breiten Kranz frischen, wogenden Grüns, es ist die erste und nördlichste Oase in der Conföderation der Beni Mzab, Ksor und Oase Berrian.

Die Oase ist ihrer Datteln halber in der ganzen nördlichen Sahara bekannt und zählt etwa 4—5000 Einwohner, die den einzigen Ort der Oase, Ksor Berrian bewohnen. Die Conföderation der Beni Mzab wird durch sieben Städte gebildet, welche sich auf die drei Oasen Berrian, Ghardaïa und Guerrara vertheilen. Etwa 40 Kilometer südlich von Berrian liegt die eigentliche Oase der Beni Mzab, welche mindestens 30.000 Einwohner



Berrian.

zählt, die sich auf fünf einzelne Städte vertheilen, welche 4—6 Kilometer von einander entfernt, in ihrer Anlage ein Viereck bilden. Sowohl als Handelsstadt, wie auch in Hinsicht auf die Einwohnerzahl ist Ghardaïa, am Ued Mzab gelegen, die bedeutendste Stadt der Conföderation, denn sie zählt 15—16.000 Einwohner. Gleich allen übrigen Ksors der Beni Mzab erhebt sich die Stadt amphitheatralisch auf einem isolirten Hügel, der hier das Thal des Ued Mzab in zwei Arme theilt. Ein hervorstechender Zug dieser Orte ist eine gewisse

Reinlichkeit und Sauberkeit, die sie vortheilhaft von den arabischen Städten unterscheidet. Die aus grauen Kalksteinblöcken und mit Mörtel erbauten Häuser, deren hellgetünchte Wände weithin in der Sonne glitzern, die Reihen übereinander ragender Arcaden und das auf dem Gipfel des Hügels sich hoch über die Häusermasse erhebende schlanke Minaret, dem ein kleines, dem schiefen Thurm zu Pisa gleich, etwas geneigtes zur Seite steht, die Stadtmauer mit ihren Basteien und die höher im Thale angelegten Dattelpflanzungen, die wie ein grünes Band über die Stadt herausleuchten, alles dies gewährt einen malerischen Anblick. Zwischen den Stadtmauern und den Palmenpflanzungen, die etwa 2 Kilometer davon entfernt sind, zieht sich eine ununterbrochene Reihe von Gärten hin. Sieben Thore führen in die Stadt, welche nur zum Theile von Mzabiten bewohnt wird, indem zwei Quartiere fast ausschließlich den Arabern gehören. Ghardaïa ist auch die einzige Stadt der Conföderation, welche Juden beherbergt, in deren Händen, sie mögen 2—300 Seelen zählen, sich mit Ausnahme der Leder- und Wollstoff-Industrie die ganze übrige industrielle Thätigkeit des Landes befindet, und welche in erster Linie an der Spitze des Handelsverkehrs in Goldstaub und Straußenfedern mit Tuat und dem Sudan stehen.

Am Südrande des Thales, im Westen von Ghardaïa erhebt sich der zweite Ksor der Oase, Beni Isguen mit etwa 10—12.000 Einwohnern, als Handelsstadt die gefährlichste Concurrentin Ghardaïa's, hierher kommen die meisten Negersclaven, welche die Kaufleute von In-Salah aus dem Sudan bringen. Im Süden Ghardaïa's liegt der dritte Ksor, Bu Nura, einst die größte Stadt der Conföderation, liegt sie heute zum größten Theile in Ruinen und zählt kaum 2000 Einwohner; im Südwesten erhebt sich Melika (die Königliche), die heilige Stadt der Beni Mzab, die Residenz des Scheikh El Baba, endlich 12 Kilometer südöstlich der eigentlichen Oase Mzab der Ksor El Atef mit 5—6000 Einwohnern und ausgedehnten schönen Gärten.

Die Bewohner des Mzab, Beni Mzab genannt, bilden ein kleines Berbervolk von 50—60.000 Seelen, das trotz aller nivellirenden Einflüsse des Islam und der es bedrängenden arabischen Umgebung seinen ursprünglichen Charakter und Typus sich erhalten hat, obwohl es in Folge der arabischen Invasion den Islam annehmen mußte, doch bewahrt es gleich den Tuareg

viele Gebräuche aus dem ursprünglichen Heidenthum. Inmitten aufreibender Kämpfe gegen äußere Feinde und Drangsale wußten sich die Beni Mzab ihre Autonomie zu erhalten, und auch gegenwärtig verwalten sie sich selbst und erkennen blos die Oberhoheit Frankreichs an, an das sie einen jährlichen Tribut zahlen. In einem Kampfe mit dem Berberchef und dem Gründer des ersten berberischen Kaiserreichs Kossila, der sich zur katholischen Religion bekannte, war



Ghardaïa.

Sidi Okba, der große arabische Eroberer, 681 n. Chr. gefallen. Nach dem Tode des Berberchefs war es eine Frau Damia la Kahena, welche das Banner der Unabhängigkeit der Berber erhob, die islamitischen Araber bis nach Barka zurückdrängte und zahlreiche Siege über die arabischen Heerführer erfocht, doch auch sie mußte endlich im Jahre 698 mit der Waffe in der Hand auf dem Schlachtfelde der Uebermacht unterliegen. Nach ihrem Tode

war der Widerstand der Berber gebrochen, ein Theil flüchtete in die Berge von Algerien, es sind dies die Kabylen, oder in die Sahara, wie es die Mzabiten gethan, nur dort konnten sie ihren ursprünglichen Nationalcharakter erhalten, während die übrigen, die heutigen Mauren, sich gänzlich mit den Eroberern vermischten.

Die Beni Mzab der Gegenwart gehören, obwohl sie Muselmanen sind, keinem der vier bekannten orthodoxen Riten an, sondern werden von den Arabern zu jenen Häretikern gerechnet, welche man mit dem Namen Kramsia (die Fünften) belegt. In ihrem Glaubensbekenntnisse stützen sich die Mzabiten auf den Wortlaut des Koran und erkennen keinerlei Commentar desselben an, ebensowenig wie den religiösen Adel der Marabuts. Als Beweis des einst unter ihnen verbreitet gewesenen Christenthums mag angeführt werden, daß sie den Gebrauch des Sonnenjahres beibehalten und den Monaten Namen geben, die unseren ziemlich ähnlich sind, des islamitischen Kalenders bedienen sie sich nur anläßlich der religiösen Feste. In der Ausübung der vorgeschriebenen Waschungen sind sie viel strenger als die Araber, und zu gewissen Zeiten im Jahre vereinigen sie sich auf den Friedhöfen zu gemeinsamem Gebete, nach welchem in einem speciell dazu bestimmten Hause ein Todtenmahl genommen wird; es ist dies ein Gebrauch, dem die afrikanischen Christen im vierten Jahrhunderte huldigten und gegen welchen der heilige Augustin, Bischof von Hipporegius, seine Philippika schleuderte.

Die Autorität der Priester (des Moschee-Capitels), die sich hier Tholba nennen, ist eine höchst umfangreiche, sie erstreckt sich über die ganze Conföderation, während die Civilgewalt nur je auf eine Stadt beschränkt ist, so daß jede Stadt ihre autonome Verwaltung besitzt. Der Clerus bei den Mzabiten hat eine Hierarchie, die sich an jene der katholischen Christen etwas anlehnt, an der Spitze steht ein einziger Chef, Scheikh el Baba (der verehrungswürdige Vater, etwa dem Papst entsprechend), er wird von den Chefs der Tholba der einzelnen Städte erwählt und ernennt selbst während seiner Amtsperiode, die mit seinem Tode endet, die Chefs der Tholba.

Die richterliche Gewalt ist ganz in den Händen der Priester, sie verurtheilen und bestimmen das Strafausmaß für Gesetzesverletzungen. Einige dieser Gesetze der Beni Mzab mögen hier erwähnt werden, da sie uns

am deutlichsten die eigenthümlichen Rechtsbegriffe und den moralischen Charakter des Volkes erkennen lassen. Dem Beni Mzab ist es in erster Linie verboten, eine Fremde zur Frau zu nehmen, eine Verletzung dieses Gesetzes wird mit lebenslänglicher Verbannung bestraft. Ein Beni Mzab darf nicht das Land verlassen, bevor er verheiratet ist, ebensowenig dürfen die Frauen und Mädchen, unter keinem Vorwande, außer Land gehen, bei Androhung derselben Strafe. Sobald ein Mzabite ein Verbrechen begangen, wird über ihn die lebenslängliche Verbannung verhängt, der davon Betroffene wird damit ein gänzlich Fremder, sein Hab und Gut wird unter die Erben vertheilt oder zu Gunsten des Habbu (Kirchengut) confiscirt; der Verbannte gilt als todt, nie dagewesen; niemals darf er mehr seinen Fuß in das Land setzen, keiner seiner Mitbürger darf, ohne der schwersten Strafe sich auszusetzen, mit einem solchen Verbannten unter einem Dache schlafen oder ihm Nahrung verabreichen, ja selbst die Berührung eines solchen Ausgestoßenen wird geahndet. Die draconische Strenge dieser Gesetze wird aber wesentlich durch den Gebrauch paralysirt, sich für jedes Verbrechen loskaufen zu können, nur der Mord eines Muselmanen wird unnachsichtlich mit einer Geldstrafe von 2600 Francs und lebenslänglicher Verbannung bestraft. Für den Mord einer Frau oder eines Juden beträgt die Geldstrafe 1300, für jenen einer Jüdin nur 700 Francs. Wer ein junges Mädchen entführt, oder eine verheiratete Frau von Stand auf der Gasse anspricht, wird mit 200 Francs und Verbannung auf vier Jahre bestraft; Diebstahl wird ohne Rücksicht auf den Werth des entwendeten Objects mit zweijähriger Verbannung und 50 Francs Geldbuße, jeder andere Eingriff in das Recht und den Besitz des Nächsten mit 25 Francs bestraft. Wer im Streite Schimpfworte ausspricht oder einen Stein in der Absicht wirft, seinen Gegner zu treffen, zahlt 10 Francs, schlägt er hingegen seinen Gegner damit halb zu Tode, so beträgt die Strafe nur 2 Francs, ein Schlag mit der Hand kostet dagegen 5 Francs. Außer den Geldstrafen kann auch die Bastonnade verhängt werden; Freiheits- und Todesstrafen sind unbekannt.

Gleich den Tuareg haben die Beni Mzab nur eine Frau, die sie nicht wie bei den Arabern kaufen, im Gegentheile bringt die Frau eine Mitgift in's Haus, die Trennung der Ehe wird nur selten und unter den

dringlichsten Veranlassungen von den Tholbas ausgesprochen. Geburten und Todesfälle ebenso wie Ehen werden sorgsam in die Register der Moschee eingetragen, und Jedermann ist verpflichtet, der Kirche einen Tribut zu zahlen. Zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit gegen äußere Feinde unterhalten sie eine Miliz, und jeder wehrfähige Mzabite ist verpflichtet, die nöthigen Waffen zu halten und sich in den Präsenzlisten, welche in den Moscheen aufliegen und von den Tholbas redigirt werden, eintragen zu lassen. Zum gleichen Zwecke sind alle ihre Städte von starken und bastionirten Wallmauern aus solidem Material umgeben, in deren Thürmen stets einige Einwohner Wache halten.

Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel und als Geschäftsleute genießen sie ihres reellen und verläßlichen Gebahrens halber in der ganzen Sahara einen vortheilhaften Ruf. Sie besitzen im ganzen algerischen Tell und in Tunis Comptoirs und stehen in engen Beziehungen mit den Handelsherren von In-Salah und Gurara. Die Industrie ist ziemlich entwickelt, besonders wichtig ist im Lande die Pulverfabrikation, die sie im Großen betreiben, die Burnusse und Haïks der Beni Mzab sind jenen Tuggurts gleich geschätzt. Aus Tuat beziehen sie vorzüglich Sclavinen, Straußenfedern, Henna und Goldstaub. Durch den Handel gelangen einzelne unter ihnen zu großer Wohlhabenheit, so daß es im Mzab manche Millionäre geben soll.

Wir brechen nun weiter auf und erreichen nach zwei Tagen die östlichste Oase der Beni Mzab, Guerrara. Der Weg zwischen Ghardaïa und Guerrara bietet nicht geringe Schwierigkeiten, meistens in den tiefen Thälern reisend, würde es zuweilen unmöglich sein, sich zu orientiren, wenn nicht auf den einzelnen isolirten Hügeln Steinhaufen als Wegmarken dienen würden. Guerrara selbst liegt malerisch auf einem Hügel, überragt von einem hohen Minaret, aus der Häusermasse ragt noch ein vier Stockwerke hoher Bau hervor, es ist das Haus der Gastfreundschaft, in welchem die Reisenden beherbergt werden, und in seiner Art wohl das einzige wirkliche Haus in der ganzen Sahara.

Wir verlassen nunmehr die Conföderation der Beni Mzab und wenden uns nach Südosten, nach Wargla, einem der Hauptorte des Stammes der Schaanba. Je weiter wir uns nach Osten entfernen, desto tiefer steigen wir hinab, die Gegend erhält auch ein verändertes Aussehen, es ist eine

wellenförmige Ebene, hie und da von Dünen, an anderen Stellen von isolirten Hügeln übersäet, zahlreiche Wadis, alle gegen Osten verlaufend, durchziehen in tiefen Einschnitten diese Ebene, welche im Depressionsgebiete zwischen Wargla und Rigussa sich nur mehr 116—128 Meter über den Meeresspiegel erhebt. Die Durchquerung des ganzen Territoriums der Beni Mzab und der Gegend bis Wargla wird einestheils dadurch erleichtert, daß



Guerrara.

sich häufiger als irgendwo anders Brunnen finden, welche in einer Tiefe von 14—30 Meter hinreichendes Wasser haben, um die Caravanen zu versorgen. Am Abende des vierten Tages ziehen wir über die niedrigen, langgestreckten Dünen, welche den Gärten Wargla's nach Westen vorgelagert sind, und halten bald darauf unseren Einzug in Wargla in Gesellschaft des Agha, eines Bruders des uns bereits bekannten Agha von Tuggurt.

Umgeben von einem großen Palmenwalde liegt die von einem mit stagnirendem Wasser gefüllten Graben und einer mit großen viereckigen Thürmen versehenen Mauer umschlossene Stadt, die reichste an Palmen in der ganzen algerischen Sahara, denn Frankreich erhebt allein von 500.000 Stämmen die bekannte Steuer und außerdem sind viele Stämme steuerfreies Moscheengut. Das Innere der Stadt ist gleich der Wallmauer stark verfallen, die Gäßchen sind eng und vielfach gewunden, die Häuser klein und niedrig; in der Mitte der Stadt finden wir uns auf einem großen viereckigen Platze von Arcaden umsäumt, unter welchen die Kaufbuden hervorlugen und allerorts gemauerte Bänke angebracht sind, auf welchen allabendlich die Conversation geführt wird. Im Südosten der Stadt liegt die Kasbah, der alte Palast der Sultane von Wargla; Duveyrier fand ihn 1860 ganz in Ruinen, Soleillet, welcher die Stadt 1874 besuchte, fand die Kasbah durch die Fürsorge des gegenwärtigen Agha renovirt und mit einer crenelirten, mit Thürmchen versehenen Mauer umzogen. Ein ganzer Stadttheil im Süden der Stadt, jener der Beni Sisin, wurde im Jahre 1871 von den französischen Truppen demolirt, da die Bewohner am Aufstande, der damals die ganze algerische Sahara ergriffen, theilgenommen hatten. Immerhin ist das gegenwärtige Wargla und seine Bewohner nur mehr ein Schatten der einstigen Größe, Pracht und Bedeutung; unzweifelhaft ist es eine der ältesten Städte der Sahara, denn schon Herodot beschreibt ihre Lage als äußersten Punkt der Streifzüge der Nasomonen jenseits der Areg-Region. Wenn die Römer es vermieden, von ihr Besitz zu ergreifen, so trug wohl das höchst ungesunde Klima des ganzen Depressionsgebietes daran Schuld. Die ganze Linie der tiefliegenden, durch ihren unterirdischen Wasserreichthum charakterisirten Gebiete vom Ued Rirh bis Wargla war in der ältesten Zeit von der subäthiopischen Race bewohnt, deren Typus sich noch heute an der Stelle erhalten hat, gegen das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde die ganze Region von den Berbern erobert und Wargla von den Beni Wargla, einem Stamm der großen Familie der Zenata, occupirt, welche die Stadt befestigten. Im 14. Jahrhundert hatte Wargla schon eine außergewöhnliche Bedeutung errungen und Ibn Khaldun schrieb über Wargla, daß es für den Reisenden nach dem Sudan das Thor zur Wüste sei und von einem Sultan regiert

werde; im 16. Jahrhundert besaß der Sultan nach Johann Léon dem Afrikaner, eine Leibgarde von 2000 Reitern und ein Einkommen von 500.000 Ducaten, Wargla stand im Handelsverkehre mit der ganzen Berberei und dem Sudan, besonders mit Agades.

Seit dieser Epoche muß es stetig niedergegangen sein, denn die Geschichte schweigt über die Stadt; Duveyrier erfuhr nur aus dem Munde alter Greise, daß noch vor 100 Jahren eine Straße nach Agades bestand und die Stadt bis vor 40 Jahren noch ihren Sultan und den Stadtrath besaß. Der einst so blühende Handel Wargla's ist heute auf Rhat und Rhadames übergegangen.

Innere Kämpfe, das Erdübel aller berberischen Städte, mögen auch Wargla, dessen Bevölkerung in drei Stämme, und zwar in die Beni Uaggin, Beni Brahim und Beni Sisin zerfällt, welche zusammen etwa 4—5000 Seelen zählen, dem Verfalle anheimgegeben haben. Von ihrem ursprünglichen Typus haben jedoch die berberischen Stämme Wargla's fast nichts beibehalten, im Gegentheile sich derart mit den angetroffenen subäthiopischen Einwohnern und den aus dem Sudan eingeführten Sclaven vermischt, daß nur ihre Gesichtszüge an die berberische Abkunft erinnern, die Hautfarbe ist ganz die der Neger. Wargla beherbergt außer den genannten ständigen Einwohnern, die alljährlich im Frühjahre und Sommer von dem heftigen Sumpffieber heimgesucht werden, einige Mzabiten, welche Handel treiben, und nomadisirende Schaanba, deren Zelte die Oase umgeben. Beide, ebenso wie der Agha, verlassen zur Zeit der Fieber die Stadt.

Eine gewisse Bedeutung für uns hat Wargla, das gegenwärtig der südlichste französische Posten in der algerischen Sahara ist, als Ausgangspunkt mehrerer für die Erforschung der Sahara bedeutungsvoller Reisen, indem in dem Zeitraume zwischen 1858 und 1877 nicht weniger als sechs Reisende, und zwar Bu Derba, Duveyrier, Tristram, Largeau, Soleillet, Say und eine militärische Expedition der Franzosen gegen El Golea, Wargla besuchten. Bu Derba berührte die Stadt auf seiner Reise von El Aruat nach Rhat über Timassanin, Duveyrier auf seiner vielverzweigten Forschungsreise in der algerischen Sahara, Largeau unternahm von daselbst den erfolglosen Versuch, nach Tuat vorzudringen, der seinem Landsmann Soleillet gelang, während Say in Gesellschaft von Tuareg glücklich durch die Areg-Region nach

Timassanin und wieder zurück nach Wargla kam. Uns stehen für die Weiterreise nach In-Salah mehrere Wege offen, wir können der Route von Wargla nach Metlili im Süden von Ghardaïa und dann einer der zwei Routen Duveyrier's nach El Golea folgen, oder von Wargla auf einer der directen Caravanenstraßen nach El Golea vordringen. Wir wählen eine der letzteren, auf welcher in den ersten Tagen des Jahres 1873 eine französische Colonne unter dem Befehle des Generals Gallifet nach El Golea zog und deren Beschreibung Capitän Parisot gab.

Unsere erste Sorge ist es, uns auf freundschaftlichen Fuß mit den Schaanba zu stellen, denn sie sind die Herren des zwischen Wargla und El Golea sich ausdehnenden Gebietes, unter ihrem Schutze kann es uns allein gelingen, über El Golea hinaus nach dem vielumworbenen In-Salah zu gelangen. Indem wir Wargla verlassen, hat auch die Bequemlichkeit des Reisens zu Pferde aufgehört, das Pferd wird wieder seltener, an seine Stelle tritt das Meheri, unser alter Bekannter, das hier seine besten Dienste leistet, denn vor uns dehnt sich ein bunter Wechsel von Hammada- und Dünengebieten aus, auf welchen sich das Pferd, abgesehen von der Schwierigkeit des Terrains, schon deshalb nicht als Reitthier eignet, weil die Mitnahme des für dasselbe nöthigen Futter- und Wasservorrathes einen unnützen Aufwand an Transportmaterial erfordert. Die Schaanba, mit denen wir während der nächsten Wochen zu verkehren haben, bilden einen großen Araberstamm, der die Wüste zwischen Wargla, Metlili und El Golea theils als Nomaden durchzieht, theils in den genannten und anderen kleineren Ksors seßhaft ist. Der große Stamm zerfällt in vier Fractionen, von welchen die Schaanba Mekhadma und Haber-reh das Gebiet um Wargla bis zu den Weideplätzen der Suafa in der Areg-Zone, die Schaanba-Um Madhi El Golea und das Gebiet im Osten dieser Oase und die Schaanba-Berazga Metlili occupiren. Als Herren der Route von Algier nach Tuat haben sie für die französische Colonie große Bedeutung, es ist daher wohl leicht erklärlich, daß Frankreich diesen sehr oft revoltirenden Stämmen die größte Aufmerksamkeit schenkt, und wiederholt militärische Expeditionen ausgesendet hat, um die abtrünnigen Triben wieder zu unterwerfen, und andererseits die friedlichen Triben gegen die ununterbrochenen Räubereien der aufrührerischen Stämme, welche im Plateau von

Tademayt und im Tuareg-Lande stets einen bergenden Schlupfwinkel finden, zu schützen. Das unverschämte Treiben eines Chefs der Schaanba, Bu Schascha, in dem Aufstande des Jahres 1871, als dessen eine Episode wir das Massacre der Garnison von Tuggurt kennen, gab Frankreich die Veranlassung, zu Beginn des Jahres 1873 die oberwähnte Expedition nach El Golea, dem Herde der Bewegung, zu entsenden, um die Ruhe herzustellen, welcher Zweck auch erreicht wurde, so daß gegenwärtig El Golea nominell die französische Oberhoheit anerkennt, indem der Kaïd von El Golea die französische Investitur erhielt; thatsächlich aber sind die Ulad Sidi Scheikh, der mächtige Orden algerischer Marabuts, die Autorität, welcher sie unterstehen und denen sie den religiösen Tribut (Ziara) entrichten.

Wir haben schon in einem früheren Abschnitte unserer Reise die Schaanba als die Todfeinde der Ahaggar nennen gehört, ihre Kriegszüge und Razzien gelten daher auch meistens den Ahaggar, doch sind sie verwegen genug, selbst bis in die Nähe des Atlantischen Oceans und tief in die marokkanische Sahara hinein ihre Raubzüge auszudehnen, und mit besonderer Vorliebe den Oui Menia ihre Hammel- und Pferdeheerden abzunehmen, gelegentlich sind auch kleine Caravanen das Opfer ihrer Raubgelüste. Soleillet nennt sie andererseits auch tapfer, ausgezeichnete Reiter und unermüdliche Fußgeher, gerühmte Jäger des Straußes und der Antilope, und rühmt ihre Gastfreundschaft.

Der Geleitsvertrag ist perfect geworden, wir sind mit Meheri und allen nothwendigen Vorräthen versehen, und brechen nach längerer Ruhepause in Wargla gegen Westen auf, um am zweiten Tage bei dem Brunnen Hassi el Hadschar das Lager aufzuschlagen. Wir überschreiten eine Reihe von Hammadaflächen, bedeckt mit grünlichen, runden und spitzigen Kieseln, die von ferne täuschend einer Prairie gleichen, und abwechselnd mit diesen große Mergelhaufen, die das Wasser einst hier abgesetzt hat. Zu unserer Linken ziehen in endloser Linie die Dünen der Areg-Region, die sich mehr als 280 Kilometer nach Süden immer höher, bis zu den Plateauflächen des Tuareg-Landes ausdehnen und in welchen all' die periodischen Wasserläufe derselben im Sande verschwinden. Etwa 20 Kilometer westlich von Wargla steigt das Terrain sichtlich an, wir erklimmen ohne Mühe in einer der

zahlreichen, durch die Erosion geschaffenen Rinnen das Plateau, das zu beiden Seiten von Einsenkungen begleitet wird, in denen eine weniger dürftige Vegetation die Existenz von Wasserlachen (Rhedir) anzeigt; auf dem Plateau, das aus Kalkmergel besteht, begegnen wir von Zeit zu Zeit ausgedehnten Haufen schwarzer, leichter und poröser Steine, die mit den Lavaschlacken große Aehnlichkeit besitzen. Vor uns tauchen immer häufiger größere und kleinere isolirte Hügel, die bekannten Gurs, geologische Zeugen des ursprünglichen Bodens, auf und dienen uns als Wegmarke. Die nächsten Tage führen uns in ein Labyrinth von Einsenkungen, die, von Gurs durchzogen und mit einer spärlichen Vegetation von Domranbüschen bedeckt, einen trostlosen Anblick gewähren. Der Boden giebt unter jedem Schritte nach, ein Zeichen, daß die Verwitterung sehr weit vorgeschritten ist und wir uns stetig am Rande der Dünenregion fortbewegen, deren gelbrothe Kämme wir zeitweilig im Süden herüberglänzen sehen; der Contrast der Farben zwischen diesen und den schwarzen Abhängen der Gurs kann nicht schärfer gedacht werden, wir glauben eine ungeheure Brandstätte zu überschauen. Aus diesen Einsenkungen gelangen wir wieder auf die Ebene des Plateau's, die mit riesigen weißen Kiesel- und Gypsblöcken übersäet ist, streifenweise wieder wird die Landschaft von einem glänzenden Teppich spitziger, zerborstener und grauer Kiesel unterbrochen, in der Ferne zu beiden Seiten unserer Route begleiten uns hier reihenförmig aneinander folgende Gurs, in allen Dimensionen, deren Abhänge bald schwarz, bald röthlich, je nach dem Grade der Verwitterung, aussehen, dort wieder bunt durcheinander gewürfelte isolirte Gurs, hinter welchen die Dünen sich verbergen. Der erste Eindruck, den uns diese düstere Wüste hinterläßt, beengt uns unwillkürlich, der Anblick dieser endlosen Wüste erweckt in uns das Gefühl der Bangigkeit, der Verlassenheit, haben wir dieses überwunden, so drängt sich unserem Geiste bei Betrachtung dieses eigenthümlichen Landschaftsbildes, des Bodencharakters die Frage von selbst auf, wie diese Gegend vor Jahrtausenden aussah, welche Umgestaltungen und Veränderungen mußten vorgegangen sein, bis das Land dieses öde, trostlose Aussehen erhielt?

Der Gedanke an Gletscher, die einst das Plateau bedeckt haben mochten, muß ferngehalten werden, denn weder entdecken wir an den Abhängen

der Gurs Moränenbildungen, noch an den zerstreuten Blöcken des Plateau's die charakteristischen Schliffe, zweifellos jedoch ist es, daß gewaltige Wassermassen durch Erosion an der Zerstörung und Zerklüftung des Plateau's gearbeitet haben, ebenso wie die Annahme berechtigt ist, daß einst die Schebka oder das Plateau der Beni Mzab und Schaanba in ununterbrochener Verbindung mit dem Plateau von Tademayt stand, während es heute südlich vom Brunnen Zirara auf der Route zwischen Metlili und El Golea plötzlich ein Ende nimmt. Die geologische Zusammensetzung des Bodens der Ebene südlich des genannten Brunnens, der von Gurs wie übersäet ist, spricht dafür in deutlicher Weise. Wir überschreiten in der Folge einige tiefeingeschnittene Wadis, deren felsige Ufer am besten den ursprünglichen Boden erkennen lassen, das trockene Flußbett ist mit einer dichten Vegetation von Drin, Begel, Domran und Getaff bedeckt, ein wahres Paradies für unsere Kameele, und der sprechendste Zeuge für die unterirdische Wasserschichte, deren Vorhandensein die Pflanzendecke ihre Existenz verdankt. Abwechselnd über Hammadaflächen, deren spitzige schwarze Kiesel selbst die Füße der Kameele verwunden, Dünenrücken, von dichten Rtemgebüschen bedeckt, durch eine Reihe von Einsenkungen wandernd, erreichen wir am siebenten Tage den Brunnen von Berghaui, dessen Wasser so reichlich quillt, daß es zur Sättigung der größten Caravane genügt. Einst blühte im Ued, in welchem der Brunnen liegt, eine üppige Vegetation und zahlreiche Triben lebten hier mit ihren zahlreichen Heerden, die an mehr als hundert Brunnen zur Tränke geführt werden konnten, es war dies zur Zeit der beiden mächtigen feindlichen Stämme Sebeïrat und Ubeïrat, welche die Tradition der Wüstenbewohner in der geheimnißvollen Daya Habessa, im Süden der Ulad Sidi Scheikh gelegen, versinken läßt. Heute ist der Ued zum größten Theile unter Sand begraben. Indem wir vom Brunnen Berghaui weiter nach Südwesten ziehen, durchmessen wir ein Gebiet, das den Namen Schebka vollauf verdient, es ist ein Wirrsal von Verästelungen zahlreicher Wadis und enger, tiefeingeschnittener Schluchten, kaum sind wir auf der undulirten Plateaufläche einen Kilometer weit gewandert, so müssen wir schon in ein 50—60 Meter tief eingesenktes Thal hinabsteigen, um die jenseitige Fortsetzung des Plateau's zu gewinnen; diese mühevolle Wanderung dauert einen starken Tagemarsch, bis wir zum Brunnen

Zirara und auf die unübersehbare früher geschilderte Ebene gelangen, an deren West- und Südhorizont die hohen gelbrothen Dünen der Areg-Zone sichtbar werden. Noch zwei schwache Tagereisen und wir stehen vor dem aus einer weiten Ebene sich erhebenden isolirten Felsen, auf dessen Höhe der Ksor und die Kasbah von El Golea erbaut sind.

Bevor wir uns näher mit der Oase El Golea befassen, wollen wir der Leistung der militärischen Expedition einige Worte widmen, welche unter General Gallifet die Oase im Jänner 1873 besuchte. Wenn schon für eine kleine Caravane die Reise von Wargla hierher nicht ohne Schwierigkeiten ist, so läßt es sich wohl unschwer ermessen, welcher sorgfältigen, auf langjährige Erfahrung und Versuche gestützten Organisation es bedarf, um eine Truppencolonne von 800—1000 Mann intact und jeden Moment operationsfähig 320 Kilometer weit durch eine ausgesprochene Wüste zu führen.

In den zahllosen kriegerischen Unternehmungen zur Niederhaltung der stets zum Aufstande bereiten Stämme der algerischen Sahara seit 1844 haben die französischen Truppen hinreichende Gelegenheit gefunden, die Schwierigkeiten einer Durchquerung größerer Wüstenstrecken kennen zu lernen und mit der Zeit eine staunenswerthe Geschicklichkeit in der Bewältigung derselben errungen. Da in diesem speciellen Falle es nicht leicht möglich war, die Truppe, welche über 600 Fußsoldaten zählte, über diese entsetzlichen Hammadaflächen marschiren zu lassen, so wurde die Infanterie auf Kameelen befördert; zum Transport der Truppen, des Kriegs- und Proviantmaterials und, worauf die größte Sorgfalt verwendet werden mußte, des hinreichenden Wasservorrathes mußten 3000 Kameele requirirt werden, von welchen 500 Thiere allein das für die ganze Expedition (Truppen, Pferde und Kameeltreiber) nöthige Wasser, 70.000 Liter, beförderten. Ohne auf dem Rückwege, der in der kürzesten Route zwischen El Golea und Wargla gewählt wurde, auf Brunnen zu stoßen, genügte diese Wassermenge, trotzdem die Strapazen des Marsches keine geringen sein konnten, indem die Colonne die 320 Kilometer lange Strecke in sieben Tagen zurücklegte. Eigenthümlich genug werden in diesem Theile der Sahara zu Courierdiensten nicht Pferde, respective Reiter, sondern Fußgänger verwendet, die man Reggab (Forscher) nennt, und welche das Außerordentlichste im Dauerlaufe leisten. Hat man z. B. einen Brief

schnell auf eine größere Entfernung zu senden, so wird ein Reggab engagirt, da es hier bekannt ist, daß derselbe viel anhaltendere Märsche zurücklegen kann als das Pferd, so gehört es zu den nicht ungewöhnlichen Leistungen eines Reggab, 200 Kilometer (etwa die Entfernung zwischen Wien und Wels in Oberösterreich, oder Wien und Graz, Fahrzeit eines Personenzuges der Eisenbahn 7—8 Stunden) in 24 Stunden zurückzulegen, auf einem Terrain, das



El Golea.

keineswegs für Fußgänger zu den angenehmsten gehört, da es größtentheils die vorher geschilderten Plateau- und Hammadaflächen sind. Um eine solche Marschleistung vollbringen zu können, nehmen die Reggab nichts weiter mit sich als ein Bischen Ruina, die sie in den Rohrhülsen (die gewöhnlichen Patronenhülsen) ihres Gürtelriemens, und einen kleinen Schlauch mit Wasser, den sie am Nacken tragen. Als Waffe haben sie nur das bei keinem Araber fehlende Muß (langes, dünnes, sichelförmig gebogenes, zum Rasiren der

Kopfhaare verwendetes Messer) und einen kurzen Stock. Diesen zwischen Rücken und Arme in der Höhe der beiden Armbeugen schiebend, legen sie die beiden flachen Hände auf die Brust, die sie mit Kraft zusammenpressen, und eilen mit vorgebeugtem Körper sehr schnell vorwärts.

Kehren wir zu El Golea zurück, das, obwohl noch französisches Territorium, unter 30° 32′ nördlicher Breite gelegen, in der ganzen Zeit bis zum heutigen Tage erst von zwei Forschungsreisenden besucht werden konnte. Der Erste war der uns schon rühmlichst bekannte Erforscher der Sahara, Henri Duveyrier, der die Oase als erster Europäer im September 1859 erreichte und damit einen Beweis seines hohen Muthes gab, indem er die geographische Position der Oase bestimmte, zu gleicher Zeit als die Menge ihn von allen Seiten, mit Worten und Gesten, heulend und tobend bedrohte und der Stadtrath darüber berathschlagte, ob der Christ getödtet oder einfach verjagt werden solle; glücklicherweise für ihn und das Erforschungswerk in der Wüste begnügten sich die wüthenden Schaanba mit Letzterem.

Als Zweiter erreichte unter weit günstigeren Verhältnissen Paul Soleillet im Februar 1874 die Oase El Golea, von den Schaanba auch El Menia, von den Tuareg Tahoret genannt, nachdem im Jahre vorher die französische militärische Expedition unter General Gallifet dem Räuberwesen und der Unsicherheit ein Ende gemacht hatte.

El Golea wird aus zwei Stadttheilen gebildet, dem Ksor auf dem isolirten und zuckerhutförmigen Felsen und einem Berberdorfe am Fuße des Felsens, umgeben von den ausgedehnten Palmenpflanzungen, die mehr als 4 Quadratkilometer Fläche einnehmen. Der Ksor ist von einer hohen Mauer, aus rohen Blöcken gebaut, umgeben, durch welche nur ein Thor führt, in dessen Nähe der Brunnen sich befindet, der durch den Felsen bis 30 Meter tief gebohrt werden mußte, und den Ksor im Falle einer Belagerung hinreichend mit Wasser versorgt; eine einzige Straße durchschneidet die Häusergruppen und führt in gerader Linie vom Thor zur Kasbah, die den Hügel krönt. Theilweise in den Fels gehauene Magazine umsäumen die Straße, bewohnt wird nur ein großes, im maurischen Style erbautes Haus. Ein arabischer Friedhof umgiebt die Wallmauer des Ksors, am Fuße des Felsens liegt ein ärmliches Dorf, von etwa fünfzig Berber- und Negerfamilien bewohnt, denen die

Pflege der Pflanzungen und Gärten obliegt, deren Eigenthümer aber größtentheils die Schaanba sind. Zahlreiche Kubas umgeben den Felsen, fast jedem der islamitischen Heiligen gewidmet, im Süden des gegenwärtigen Ksors liegt gleichfalls auf einem isolirten Felsen die Ruine eines Ksors, der wahrscheinlich der älteste Bau der Oase sein dürfte. Im Westen der unteren Stadt, umgeben von herrlichen Palmengärten, in denen auch Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen und Granatäpfel gedeihen, liegt eine heute verlassene Sauya der Ulad Sidi Scheikh. Die Bevölkerung der Oase zerfällt in eine seßhafte und nomadisirende, die erstere, von der letzteren gänzlich abhängig, ist theils berberischer Abkunft, durch Mischung mit den Negersclaven hat sie die Hautfarbe der letzteren erhalten, theils besteht sie aus echten Negersclaven. Die Bedeutung der Oase, die der Tradition nach einst 60 Ksors umfaßte, über welche ein Sultan herrschte, liegt in ihrer Eigenschaft als wichtige Mittelstation zwischen dem Tell und Tuat, die Caravanen aus In-Salah und Timmimun passiren die Oase, um nach dem Lande der Beni Mzab zu gehen, und die Schaanba passiren hier, um sich nach Tidikelt und Gurara zu begeben, zudem ist die Oase wegen ihres guten und reichen Wassers, das überall in einer Tiefe von 2—3 Meter zu finden ist, eine ausgezeichnete Raststation der Caravanen.

Bisher sind wir im gewissen Sinne auf französischem Territorium, unter dem Schutze von Stämmen gereist, welche die Oberhoheit Frankreichs anerkennen, hier stehen wir aber an der Grenze französischer Macht und Einflusses, denn südlich von El Golea verläuft, so ziemlich dem 30. Breitegrade folgend, die südliche ideale Grenze Algeriens. Für die Entwicklung der französischen Colonie aber ist Alles daran gelegen, ein ausgedehntes consumirendes Hinterland zu haben, und seit der Occupation der festen Stützpunkte Biskra, El Aruat und Geryville am Rande der Sahara hat auch Frankreich alle Anstrengungen gemacht, mit Tuat und dem Sudan in directe Handelsverbindungen zu treten. Eine wissenschaftliche und commercielle Forschungsreise nach Tuat und Timbuktu konnte nur den Einfluß Frankreichs in der ganzen centralen Sahara erhöhen und so dem englischen ein Gegengewicht bieten und den Plan einer Verbindung der Colonie am Senegal mit Algier wesentlich der Verwirklichung näher bringen. Trotz aller Anstrengungen,

die Frankreich in dieser Richtung machte, konnte es bis zum Jahre 1874 nie mit In-Salah Verbindungen anknüpfen, und die Versuche Duveyrier's im Jahre 1859, von El Golea aus, Colonieu's und Burin's, im Jahre 1860, von Gurara aus die Oase Tidikelt zu erreichen, blieben erfolglos. Um so verdienstlicher und spannender war das Unternehmen Soleillet's im Jahre 1874, von El Arnat aus nach In-Salah vorzudringen. Ohne die Unterstützung



Paul Soleillet.

einer Persönlichkeit, welche in Tuat einen unanfechtbaren Einfluß besaß, wäre der Versuch im vorhinein resultatlos geblieben, Soleillet ließ es sich daher vor Allem angelegen sein, sich unter den Schutz eines der hervorragendsten Chefs der Schaanba-Berazga von Metlili, Ahmed Ben Ahmed, zu stellen, der in Gurara und über die Ulad Bu Hammu in Tidikelt eine bedeutende Autorität genoß, da seine Familie als der rechte Arm des Ordens der Ulad

Sidi Scheikh angesehen wurde, der Einfluß dieses Ordens sich aber über die ganze Sahara erstreckt. Die Bemühungen Soleillet's waren schließlich von Erfolg begleitet, der Schaanba-Chef bot sich an, nicht nur die Reise des Europäers zu beschützen, sondern erbat sich die Gunst, ihn selbst führen zu dürfen. Soleillet ist damit der erste Franzose und Europäer, der, über El Golea hinaus vordringend, In-Salah erreicht. Doch schon in El Golea trafen durch Caravanen Nachrichten von einer berberischen Insurrection ein, Trupps von 80—100 Mann hielten das Land von allen Seiten besetzt und es lag eine ernste Gefahr darin, El Golea zu überschreiten. Unter den Begleitern Soleillet's machte sich eine tiefe Entmuthigung geltend, so daß dieser den größten Theil seiner Begleiter und sein Gepäck in El Golea zurückließ und mit Ahmed Ben Ahmed und seinem Dragoman die Reise fortsetzte. Am 7. März 1874 brach eine kleine Caravane nach Südosten auf, von der Caravanenstraße völlig abweichend, da auf dieser leicht gefährliche Begegnungen hätten stattfinden können, schlug sie einen Seitenweg ein, der gänzlich ohne Brunnen war; ohne Störung erreichten Soleillet und seine Begleiter am 5. März die Hammada, an deren Südabfalle die Oase Tidikelt sich ausbreitet. Sie waren schon sehr gedrängt, In-Salah zu erreichen, da der Vorrath an Datteln gänzlich zu Ende ging, doch war es nicht möglich, am selben Tage noch an's Ziel zu gelangen, und sie mußten eine eisig kalte, stürmische Nacht auf der Hammada zubringen, auf der sie sich auch verirrt hatten; zufälligerweise schlugen sie ihr Lager, ohne es zu wissen, am Plateaurande auf, so daß sie bei Tagesanbruch in die Tiefe des Thales blicken konnten, in welchem, halb umgeben von Bergen und sehr steilen Abhängen, die heißersehnte Oase von In-Salah lag. Rasch die Meheri besteigend, eilten sie den Abhang hinab und hielten am Morgen des 6. März bei den ersten Häusern des Ksor Milianah, des nördlichsten der ganzen Oase. Ihre Ankunft zu so früher Morgenstunde versetzte die Bewohner dieser Häuser in Schrecken, sie flohen bei ihrer Annäherung und suchten in der Mitte des Ksors Schutz. Nach und nach beruhigte sich indessen die Bevölkerung und Ahmed Ben Ahmed, der Führer Soleillet's, erfuhr, daß sein Freund, Scheikh des Ksors, anwesend sei. Er ließ diesen von seiner Ankunft benachrichtigen, und Babus, der Scheikh, zögerte nicht, die Reisegesellschaft aufzusuchen. Er frug Ahmed um die Herkunft

seiner Begleiter; dieser antwortete, daß es Schaanba von Metlili seien, aber Babus frug, Soleillet näher bezeichnend, wer dieser sei. Ahmed antwortete in einem Tone, der keinen Widerspruch gestattete, daß alle Leute, welche ihn begleiten, Schaanba seien. Soleillet sandte sofort an den Chef der herrschenden Familie der Ulad Bu Guda, El-Hadsch-Abd el Kader, einen Boten mit den Empfehlungsbriefen des Agha von Wargla und des Kaïd von Metlili, mit dem Auftrage, die Briefe dem Chef persönlich zu übergeben und die Antwort zu überbringen. Nach langem Harren kam der Bote bei sinkender Nacht mit einem Handschreiben des Chefs zurück, in welchem dieser erklärte, daß er als Unterthan des Kaisers von Marokko den Reisenden weder empfangen, noch irgend etwas für ihn thun könne. Er forderte Soleillet auf, das Land unverzüglich zu verlassen, da er es sonst nicht verhüten könne, daß Soleillet niedergemetzelt würde. So blieb wohl dem Reisenden nichts übrig, als die Oase zu verlassen, nachdem seine Begleiter schon früher aufgebrochen waren. Er kehrte auf kürzestem Wege nach Algier zurück und gab sich der Hoffnung hin, den Versuch im laufenden Jahre erneuern zu können.

Wir wollen voraussetzen, daß uns gleich Rohlfs der Eintritt in die Oase Tidikelt nicht verwehrt wird, und brechen mit einer größeren Kafla von El Golea auf. Die Route führt uns im Süden von El Golea durch eine kleine Sebcha, aus der wir nach wenigen Stunden wieder auf die Ebene gelangen, auf welcher — es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Wüste — wir kaum einige hundert Meter von einander entfernt zwei Brunnen antreffen, von welchen der eine stark gesalzenes, der andere süßes und erfrischendes Wasser führt, obwohl die Tiefe beider ziemlich dieselbe ist. Die dürftige Vegetation der Ebene erscheint um eine neue, bisher von uns nicht angetroffene Species, einen dem Hartriegel ähnlichen Strauch hallab, bereichert, auch in der Fauna bemerken wir insoweit eine Veränderung, als El Golea die südlichste Grenze der Verbreitung des wollhaarigen Schafes bezeichnet, die Schafe, die wir in Tuat und Tidikelt erblicken, haben ein glattes, schlichtes und kurzes Haarkleid. Zu unserer Linken erheben sich isolirte Kegel, gleich zwei hohen Thürmen, welche dem Führer als Wegmarken dienen, die hier um so willkommener sind, als wir wieder einen Streifen des Areg oder der Dünenzone überschreiten müssen. Die Karte der Sahara

wird uns zeigen, daß wir im Süden von El Golea diese Areg-Region an ihrer schmalsten, kaum 5 Kilometer breiten Stelle überschreiten, sowohl östlich als auch westlich dieser Stelle erfordert die Durchquerung des Dünengürtels zwei bis acht Tagereisen und ist, wie wir schon ersehen haben, mit großen Mühen und Strapazen verbunden. Der Charakter der Dünen an dieser schmalen Verbindungsstelle bestätigt den früher schon erwähnten wahrscheinlichen Zusammenhang des Schebka-Plateau's mit jenem von Tademayt und wirft ein helles Licht auf die Entstehung der großen Dünenzone, welche Nordafrika bogenförmig durchzieht. Hier erreichen die Dünen kaum mehr als 60—80 Meter Höhe, und alle besitzen einen festen felsigen Kern, dem sie überhaupt ihre Bildung verdanken. In zwei Stunden ist die Dünenbarrière überwunden und wir finden uns auf einer steinigen Ebene, welche durch ein breites und weitläufiges Wadi durchschnitten wird. Die Route steigt nun allmälig, aber stetig an, vor uns sehen wir breite Plateaux stufenförmig gegliedert, ihre linearen Kanten und Abfälle zeichnen sich mit geometrischer Genauigkeit am Horizonte ab und hinterlassen uns den Eindruck, als wäre das Ganze ein gigantischer Perron, zu dem mehrere Stufen hinaufführen würden; bald darauf haben wir selbst das nächste Plateau erklommen und finden uns auf einer von jeder Vegetation entblößten riesigen Hammada; wir befinden uns nunmehr auf dem nördlichen Rande des großen Tademayt-Plateau's, das, zwischen der Areg-Region, Tuat und den oberen Stufen des Tuareg-Massivs sich ausdehnend, durch seine Stellung in der Hydrographie der centralen Sahara eine gewisse Rolle spielt. Von seinem Westabhange, der den Namen Baten trägt, und dem Südwestabhange fließen sämmtliche Gewässer des die Gestalt eines riesigen, unregelmäßigen Viereckes besitzenden Plateau's, nach den Oasen Tuats, ernähren mehr als dreihundert Ortschaften und bewässern die Palmenpflanzungen, welche diese umgeben; nach Nordosten breitet sich das Plateau fächerförmig aus und führt in zahlreichen nach Nordosten convergirenden Wadis die Gewässer dem Wadi Mija zu, das es in einer Diagonale von Südwest nach Nordost durchzieht und südlich von Wargla in einer unbedeutenden Sebcha endigt, nachdem es die Areg-Region auf mehr als 150 Kilometer durchzogen. Unsere Route nach In-Salah überschreitet die meisten dieser zur Sommerzeit trockenen

Flußbette, in denen das Vorhandensein einer mehr oder minder dürftigen Vegetation die unterirdische Feuchtigkeit verräth, hier stoßen wir auch auf Brunnen, die jedoch meistens brackisches Wasser haben. Die Plateau-Oberfläche behält fortwährend den Charakter der Hammada, ab und zu steigen wir in tiefere Einsenkungen des Bodens hinab, die kein Wasser, dafür aber eine reicher entwickelte Vegetation von Rtem- und Terfabüschen besitzen; sie können am besten mit wasserlosen Oasen verglichen werden und tragen den Namen Daya,*) was mit Lache gleichbedeutend ist. Die Hammada, welche von Strecke zu Strecke stark hügelig und gewellt ist, wechselt sehr oft den Namen und steigt stetig nach Süden an, je mehr wir uns ihrem Südrande nähern, desto häufiger finden wir ganze Strecken mit schwarzen, wie die Fläche eines polirten Achats glänzenden Steinen der verschiedensten Größe übersäet, unter denen der röthliche und felsharte Thonboden der Hammada sich erstreckt. So sehr wir uns auch bemühen, eine Spur organischen Lebens auf diesen Flächen zu finden, unser Suchen ist erfolglos, nicht ein Grashalm, nicht ein Insect belebt diese todten Gegenden. Dagegen sind sie der Schauplatz der abenteuerlichsten Luftspiegelungen, ein etwas verschieden gefärbter Stein, ein von einem Kameeltreiber verlorener Stock erscheinen in der Ferne wie ein Kameel oder ein Baum. Am fünften Tage ziehen wir im Wadi Adrek an einer Grabstätte vorüber, die uns die Gefahren, denen Caravanen in der Sahara ausgesetzt sind, lebhaft in's Gedächtniß ruft, hier wurden zehn Schaanba auf der Rückreise nach In-Salah während der Mittagsruhe (d. h. der heißesten Tageszeit, zu welcher das Reisen unterbrochen wird, von den Arabern Gaïla genannt) von Tuareg überfallen und im Schlafe ermordet. Den folgenden Tag nähern wir uns auf wenige Kilometer dem Südrande des Plateau's und erreichen den Culminationspunkt der Route in einer

*) Die Saharabewohner nennen im Allgemeinen „Daya" kesselförmige (bottigartige) Einsenkungen des Bodens, in welchen sich durch das Regenwasser angeschwemmtes Alluvium gesammelt hat. Die Vegetation dieser Einsenkungen, durch die unterirdische Feuchtigkeit und den thonhältigen Boden unterstützt, bildet zuweilen frische und schattenreiche kleine Oasen. Im Winter verwandelt sich der Boden solcher Dayas in Folge der Regengüsse in einen See, der indessen im Sommer gänzlich verschwindet. Viele dieser Dayas hingegen sind vielleicht schon Jahrhunderte wasserlos, andere wieder hatten nach der Tradition den Charakter einer Sebcha.

Höhe von 584 Meter, wir sind mithin seit El Golea um 182 Meter gestiegen; nunmehr eine westlichere Richtung einschlagend, stehen wir am Morgen des siebenten Tages am Südabhange des Plateau's, zu unseren Füßen liegt die Oasengruppe von Tidikelt, das gelobte Land, das zu besuchen und in ihm sich aufzuhalten, bisher nur zwei Europäern, dem Major Laing im Jahre 1825—26 und Gerhard Rohlfs im Jahre 1864, gegönnt war, Soleillet mußte, wie wir wissen, an der Schwelle umkehren.



Gerhard Rohlfs.

Da bekanntlich Major Laing's Papiere der Wissenschaft verloren gegangen sind, so ist Gerhard Rohlfs der einzige Europäer, dem wir eine auf Augenschein beruhende Beschreibung und Schilderung des als Handelsknotenpunkt wichtigen In-Salah, sowie der ganzen Conföderation Tuat verdanken. Es war für ihn kein geringes Waguiß, unter der Maske eines Gläubigen, wenn auch mit Empfehlungsbriefen des einflußreichen

Groß-Scherifs von Uesan versehen, ein Gebiet zu betreten, das bishin mit hartnäckiger Consequenz dem Europäer verschlossen war und es seither blieb; ein erneuerter Versuch der Franzosen, von El Golea aus nach In-Salah vorzudringen, kostete dem Missionär P. Paulmier im Jänner 1876 das Leben. Von Tafilelt kommend, traf Rohlfs am 17. September 1864 in In-Salah ein; gegen die Unsicherheit des Weges durch räuberische Stämme und gegen den religiösen Fanatismus der Bewohner, welche die Ermordung eines Christen für eine Eintrittskarte in den Himmel ansehen, schützten Rohlfs seine Beziehungen zum Groß-Scherif von Uesan, dem sogenannten marokkanischen Papste, denn selbst gewöhnliche Straßenräuber küßten den Saum seiner Kleider und ließen ihn friedlich ziehen, nachdem sie ihn als Scherif von Uesan erkannt, und bei dem Scheikh von In-Salah fand er vortreffliche Aufnahme, obgleich dieser Fanatiker ihm erklärte, er würde jeden Christen, der sein Land betreten sollte, tödten. Bedenkt man weiter, daß Rohlfs die ganze Reise von Tanger in Marokko über Tafilelt, In-Salah und Rhadames nach Tripoli, welche neun Monate in Anspruch nahm, mit geradezu unglaublich geringen Mitteln (600 Thaler) ausführte, so muß man über seinen hohen Muth, die eminente Erfahrung im Umgange mit den fanatischen Araberstämmen, seine Energie staunen, und findet es unbegreiflich, wie er, ohne seine Aufgabe auf das äußerste zu gefährden, dem Erpressungssystem der Araber so erfolgreich Widerstand leisten konnte, um glücklich an's Ziel zu gelangen.

Wir steigen nun den steilen Südrand des Plateau's von Tademayt, hier auch mit dem Namen Dschebel Tidikelt belegt, hinab und treffen im Ksor Milianah im Norden von In-Salah ein, von wo wir einen Boten mit unseren Empfehlungsbriefen, die uns eine günstige Aufnahme sichern sollen, nach dem 10 Kilometer südlicher liegenden Hauptksor von In-Salah, El-Arb, zu Hadsch Abd el Kader uld Bu-Guda, Chef der Ulad Bu Hammu, Scheikh von In-Salah und dem ersten Manne in ganz Tidikelt, senden. Das Eintreffen des Antwortschreibens erlaubt uns, unseren Einzug im Ksor El-Arb zu halten. In-Salah selbst ist eine von Norden nach Süden laufende Oase, welche mehrere Ksors hat, die alle auf dem östlichen Rande eines großen Palmenwaldes, und zwar auf Sanddünen erbaut sind. Der größte und wichtigste Ksor ist der oben erwähnte Ksor El-Arb, der über 1600 Einwohner

hat, ohne die zahlreichen Fremden zu zählen, die sich des Handels wegen hier aufhalten. Wenn wir die Physiognomien der Passanten beobachten, finden wir hier alle Typen der westlichen und nördlichen Sahara versammelt; Timbuktiner, Rhadamser, Tuater, Schaanba und Beni Mzab tauschen gegenseitig ihre Produkte aus. Hier in In-Salah giebt es denn auch einige Großhändler, und so kann man wohl jene nennen, die jährlich mehrere Sendungen von Straußenfedern im Werthe von je 20.000 Francs nach Tripoli senden. Diese sowie Goldstaub und Elfenbein, Sclaven und Sclavinen, dunkler Kattun in schmalen Streifen kommen vom Sudan; Tuch, weiße Baumwollenzeuge, Kaffee und Zucker, Gewürze von Tripoli; kleine Handelsartikel, als Messer, Nadeln, Spiegel, Perlen u. s. w. vom französischen Tell an. Deshalb ist In-Salah wesentlich ein Zwischenhandelspunkt, die eigene Production ist gering und selbst die Dattelzucht ist eben nur für die Bewohner der Oase und die umwohnenden Tuareg hinreichend. Seine centrale Position, es ist nahezu gleich weit von Timbuktu, Mogador, Tanger, Algier und Tripoli entfernt, verlieh In-Salah die Bedeutung eines Schlüssels zum Sudan und eines Knotenpunktes der sich hier kreuzenden Caravanenstraßen aus allen Himmelsgegenden.

Werfen wir nun einen Blick auf das Land, dessen Hauptort eben In-Salah ist, so werden wir finden, daß mehrere Gruppen von Oasen, deren südöstlichste Tidikelt heißt, einen Complex bilden, der das Plateau von Tademayt, die große Sebcha von Gurara umfassend, im Norden und Osten von der Areg-Zone, im Westen vom Ued Saura, im Süden vom Wadi Akaraba und Wadi Massin begrenzt wird. Dieser Oasencomplex heißt Tuat und wird von verschiedenen Nebenflüssen des Ued Saura bewässert. Im Allgemeinen ist Tuat ein vollkommen flaches Land, die Depression des Terrains im Westen des Plateau's von Tademayt ist deutlich erkennbar und in der nur 129 Meter betragenden Seehöhe von In-Salah ausgesprochen. Eine der Oasengruppen, welche dem Tuat genannten Gebiet angehört und die südwestlichste ist, heißt speciell Tuat und nach ihr erhielt der ganze Complex den Namen. Dieses kleine Tuat ist an den Unterlauf des Ued Saura, der nunmehr Ued Messaud heißt, gebunden. In politischer und administrativer Hinsicht ist Tuat eine unabhängige Conföderation von 3—400 kleinen

befestigten Städtchen oder Dörfern (Ksor, d. h. befestigter Ort im Gegensatze zu Bordsch oder Fort, Castell), die sich über einen Flächenraum von etwa 48.000 Quadratkilometer höchst unregelmäßig vertheilen. Die Conföderation erkennt die religiöse Oberhoheit der Sultane von Marokko an und leistet unter diesem Titel einen dem Peterspfennige der Katholiken ähnlichen Tribut, ungeachtet der Almosen, welche es an die zahlreichen durch Tuat reisenden Schürfa des Ordens Muley Thaib von Uesan und jene der Marabuts von Timbuktu El Bakkay giebt.

Die Occupation von El Aruat und Geryville im Norden, die Ausdehnung der Besitzungen am Senegal durch die Franzosen rief in der Conföderation eine große Aufregung hervor, und als im Jahre 1860 der Commandant von Geryville in der Uniform der Franzosen in Timmimun, einem der Hauptorte Tuats, erschien, wenn auch in der friedlichsten Absicht und in Begleitung eines hochverehrten Chefs der Ulad Sidi Scheikh, des damaligen Mokaddem Sidi Hamsa, glaubten die Bewohner ihre Unabhängigkeit ernstlich gefährdet und dachten bereits an die Flucht in die Berge des Ahaggar-Plateau's. Die unmittelbare Folge dieser Panik war die Entsendung einer Gesandtschaft an den Sultan von Marokko, um dessen Intervention und Schutz gegen allfällige Versuche der Christen, in's Land zu dringen, anzurufen, gleichzeitig verbanden sich die Tuater auf das engste mit dem Mokaddem des fanatischen Es Sennsi-Ordens und behüteten mit Eifersucht jeden Zugang zum Lande. Tuat wurde vollständig gegen Christen abgesperrt, nichtsdestoweniger ist Tuat auf die Producte des algerischen Tell und der algerischen Sahara angewiesen, die alljährlich von den der französischen Herrschaft untergebenen Stämmen nach Tuat gebracht und hier gegen Stoffe u. s. w. umgetauscht werden.

Die Schwierigkeiten für Christen, nach Tuat vorzudringen, werden noch dadurch erhöht, daß die Gewalt nicht in einer Hand ruht, daß es keine Centralmacht über die ganze Conföderation giebt, selbst für die einzelnen Oasengruppen mangelt eine unbedingte locale Autorität, im Gegentheile hat jeder Ksor oder im besten Falle jede Oase ihre bestimmte Autorität. In den berberischen Ksors ist es der demokratische Ortsrath, die Dschemaa, in den arabischen die erbliche Macht einer edlen Familie oder eines Marabuts, in

den Ksors mit vorwiegend schwarzer Bevölkerung der adelige Rath, welche die Macht in den Händen haben; zum Ueberfluß ist das Volk noch in zwei politische Parteien und zwei religiöse Lager getheilt, so daß der Reisende von einem Ksor zum anderen für seine Zukunft, für sein Leben u. s. w. besorgt sein muß.

Die Bevölkerung theilt sich in drei bestimmt von einander geschiedene Racen, und zwar Berber, Araber und Schwarze. Diese Letzteren sind die zahlreichsten und ältesten Bewohner des Landes, ja in den beiden nördlichen Oasengruppen Tuats, in Gurara und Augerut, bilden sie die überwiegende Majorität. Duveyrier ist geneigt, sie als gleichen Ursprungs mit den Bewohnern Fessans und jenen der Depressionsgebiete des Ued Rirh anzunehmen; die Uebereinstimmung der geographischen Verhältnisse in der Existenz großer Salzsumpfflächen (Sebchas) und das durch diese beeinflußte Klima, die thatsächliche Depression des Landes nach Südwesten und der charakteristische Gebrauch ausgedehnter Wasserleitungen (Galeriebrunnen), die wir als Fogara bereits kennen, lassen die Annahme Duveyrier's, in den Schwarzen Tuats Abkömmlinge der subäthiopischen Race zu sehen, sehr wahrscheinlich erscheinen. Diese ursprüngliche Bevölkerung wurde zuerst im südlichen Theile der Oasengruppe Tuats von den Tuareg unterworfen, später aber von den Berberstämmen, die ganz Tuat überflutheten, beherrscht. Später kamen einzelne arabische Triben hinzu, die sich seßhaft machten, Ksors erbauten und ein neues, aber wenig friedseliges Element der Bevölkerung wurden. Der Einfluß des Islam, dem alle drei Racen anhängen, erhob die arabische Sprache zur Schrift-, Handels- und Umgangssprache, die berberische ist in Gurara und Augerut Nationalsprache geblieben. In Folge der starken Vermischung der Berber und Araber mit den Schwarzen ist die Hautfarbe der Bewohner mehr dunkel, auch die gebogene Nase, die man sonst bei den meisten Arabern findet, verschwindet und weicht der geraden oder ausgebogenen. Das Naturell der Tuater schildert Rohlfs im Ganzen bedeutend friedlicher, als das der sie umgebenden Stämme. Gastfreundschaft, Rechtlichkeit und Treue werden dem Tuater mit Recht nachgerühmt. Sie sind eifrige Mohamedaner und ihr Land wird, wenn es nicht mit Gewalt von Frankreich occupirt werden dürfte, noch lange jedem Christen verschlossen bleiben, denn Aberglauben und

Fanatismus sind jedem eingewurzelt. Die einzelnen Oasen führen selten Krieg mit einander, viel haben die Tuater indessen von den sie umgebenden Stämmen zu leiden, heute sind es die Rluema, morgen die Dui Menia, von Süden kommen die Tuareg, von Westen die Arab, vom Osten die Schaanba, um die Caravanen der Tuater und ihrer Handelsfreunde zu plündern oder mindestens hohen Durchgangszoll zu fordern.

Eigenthümlich ist die Leidenschaft der Tuater für das Opiumessen; Tabak und Opium werden jetzt stark angebaut, da fast Alle rauchen und schnupfen.

Trotz seiner Fruchtbarkeit vermag Tuat seine Bevölkerung nicht hinreichend mit Nahrung zu versorgen, denn das Land ist — eine auffallende Erscheinung in der Sahara — überbevölkert und viele Tuater müssen auswandern, um in Timbuktu, Agades, Rhat, Rhadames, Tripoli und anderen Städten ihren Erwerb zu finden. Unter den Producten der Oasen Tuats stehen in erster Linie die Datteln, obwohl dieselben nicht so gewürzreich wie in Tafilet und nicht so billig wie im Wadi Draa sind. Die Palme erreicht hier nur eine geringe Höhe, liefert aber ein besseres Bauholz als in den westlichen Oasen der marokkanischen Sahara. Von Getreidearten baut man Gerste, Weizen und Bischna, das zweimal im Jahre geerntet wird. Die Menge der geernteten Kornfrucht reicht aber beiweitem nicht aus und sind die Tuater deshalb genöthigt, den größten Theil dieses unentbehrlichen Nahrungsmittels vom Tell zu beziehen. Von Früchten gedeihen nur die Granatäpfel und die Traube, beide kümmerlich, da die große Hitze die Früchte zu schnell zeitigt und den Saft aussaugt, hingegen fehlt es nicht an Gemüsen aller Art. Von anderen Nutzpflanzen wird die Baumwolle mit großem Erfolge gezogen, Senna wächst überall wild, ebenso das zum Färben der Fingernägel gebrauchte Henna und Kranke, dessen Holz zur Pulverbereitung vorzüglich geeignete Kohlen giebt.

Die von Norden kommenden Thiere erleiden in Tuat eine auffallende Veränderung, wie wir schon in El Golea constatiren konnten; die Schafe verlieren ihre Wolle und tragen wie die Ziegen Haare. Die Hühner werden auffallend klein, das Rind ist ganz verschwunden, Pferde selten, und werden gleich den häufigeren Eseln mit schlechten Datteln gefüttert. Handel und Wandel sind im Ganzen nicht so umfangreich, als man gewohnt war, ihn

anzunehmen. Die drei wichtigsten Marktplätze für den Localverkehr sind Timmimun in Gurara, Adrhar und Tamentit, für den Tauschhandel und als Sammelpunkt für die nach Timbuktu bestimmten Caravanen außer In-Salah noch der Ksor Akabli im Südosten von Bedeutung.

Kehren wir nach dieser Rundschau wieder nach unserem Aufenthaltsorte In-Salah zurück. Aus der Vogelperspective gesehen, nehmen wir die vier großen, von einer bastionirten und crenelirten Mauer und Gräben umgebenen Ksors, welche einer östlich vom anderen liegen, wahr; um diesen Centralpunkt reihen sich fünfzehn kleinere Ksors in geringerer oder größerer Entfernung, gleichsam die Außenforts und Bannmeile von In-Salah bildend. Jeder dieser Ksors hat seine eigene Verwaltung, und deshalb läßt sich In-Salah nicht eine Stadt im gewöhnlichen Sinne des Wortes nennen. Die einflußreichste Partei der Bevölkerung sind die Araber, und zwar die beiden großen Familien Ulad Bu Guda und Ulad el Mokhtar; einige Fremde, besonders Rhadamser, besitzen hier Niederlagen und Depôts, ebenso einige Tuareg-Chefs. An der Spitze der Verwaltung steht der Scheikh und ihm zur Seite eine Dschemaa. Die Solidarität der Interessen zwischen den Handelsleuten der Stadt und den Tuareg-Chefs der Ahaggar einerseits, der Marabuts El Bakkay von Timbuktu andererseits sichert daher In-Salah eine immer steigende Entwicklung und Bedeutung, denn für die Tuareg ist In-Salah dasselbe was Rhat und Rhadames, ein Markt, auf welchem sie, ohne ihrem Beutel wehe zu thun, sich mit den Vorräthen versehen können, die ihnen ihr armes Land versagt hat. Ohne die Geschenke, Lebensmittel und Kleidungsstücke, welche die Ahaggar von den Handelsherren In-Salahs erhalten, wären sie sehr oft in die bitterste Noth versetzt, andererseits würde ohne die Protection der Ahaggar, welche die Caravanen der Handelsleute von In-Salah nach Timbuktu und Rhadames geleiten, jeder Handel, der den Reichthum der Stadt ausmacht, unmöglich. Um aber die Prätensionen der Ahaggar auf einem bescheidenen Maße zu erhalten, haben sich die Bewohner von In-Salah die Freundschaft und Allianz des Araberstammes der Ulad Bu Hamum, ihrer Verwandten, die als tapfere und gefürchtete Krieger bekannt sind, zu sichern gewußt. Dieselben sind Nomaden, haben aber seit langem die Gebräuche und Sitten der Tuareg angenommen und tragen auch

die Tracht der Tuareg, mit deren Leibeigenen sie Theile des Ahaggar-Plateau's bewohnen; ein großer Theil hingegen besitzt innerhalb der Bannmeile von In-Salah einen eigenen Ksor, in welchem sie ihre Vorräthe deponiren, während der Tribu auf dem Plateau von Tademayt seine Heerden weidet.

Eine auffallende Erscheinung in In-Salah sind die fetten Frauen, kaum erreichen dieselben zwanzig Jahre, so nehmen sie derart zu, daß sie sich kaum fortbewegen können; die Männer jedoch finden dies schön, je fetter eine Frau, desto schöner ist sie in den Augen der Männer. Obgleich die schwarzen Sclavinen hier nicht theuer sind — denn man kauft dieselben für 80 bis 100 Thaler — so ist es doch selten, daß sich die Weißen mit ihnen vermischen; es herrscht ein strenger Kastengeist, die Schürfa heiraten unter sich, ebenso die Marabutin, ebenso die Horr oder freien Araber, ebenso die Hartani oder Abkömmlinge frei gelassener Sclaven, endlich die Sclaven desgleichen.

Gerhard Rohlfs, dem wir die ersten auf Augenschein beruhenden Mittheilungen über Tuat und In-Salah verdanken, schreibt über seinen Aufenthalt daselbst: „Mit drei Empfehlungsbriefen versehen, darunter dem Sidi el Hadsch-Absolom's (des Großscherifs von Uesan), welcher Hadsch Abd el Kader darin anbefahl, mich in Sicherheit an den Scheikh Ahmed el Bakkay nach Timbuktu zu senden, wurde ich selbstverständlich in In-Salah gut aufgenommen." Doch bald fing man an, in ihm einen Christen zu vermuthen und hielt seinen Diener für einen Juden; besonders Si-Othman, der Scheikh der Isoghas-Tuareg, brachte ihn in arges Gedränge und erklärte, dem Scheikh von In-Salah mit einem Schwur beeidigen zu können, daß Rohlfs ein Christ und von dem Christen-Sultan abgesandt sei, um das Land zu erforschen. Rohlfs schreibt darüber in seinem Tagebuche unter dem 25. September 1864 weiter: „Abd el Kader versicherte mir übrigens, er selbst sei überzeugt, daß ich Moslim sei, daß er ferner meine Empfehlungsbriefe mit seinem Thaleb nochmals geprüft und sie echt befunden habe, daraus ersehe er denn, daß Sidi el Hadsch Absolom unmöglich einem Christen einen solchen Empfehlungsbrief, wie ich ihn gebracht, habe ausstellen können, daß überdies, wenn ich Christ sei, die Ulnema und Tuater mich würden getödtet haben, und selbst, wenn sie nicht wußten, daß ich ein solcher wäre, würde Gott es selbst nicht

zugeben, daß ich Tidikelt betrete.“ Zum Schlusse aber sagte Hadsch Abd el Kader: „Und käme ein Christ, versehen mit Empfehlungsbriefen vom Sultan von Constantinopel und Marokko, ich würde ihn den Leuten überliefern, wir wollen keine Christen in unserem Lande. — Meine Lage ist dadurch keineswegs erfreulich, überdies ist es hier im Mittelpunkt der Wüste so theuer, daß mein Geld wie Schnee in der Sonne schmilzt, obgleich ich jetzt meine Medicamente nicht mehr umsonst weggebe, sondern verkaufe. Ich suche mich immer mehr mit dem Hadsch Abd el Kader zu befreunden, um im Nothfalle auf ihn zählen zu können, und scheint mir dies zu gelingen, auf andere Weise halte ich mir die Großen und Reichen In-Salahs zurück, indem sie meine ärztliche Hilfe nicht entbehren können. Ich lege ihnen nämlich spanische Fliegenpflaster oder brenne ihnen Moxen (die Araber nennen nur den einen geschickten Arzt, der sie zu quälen versteht) und lasse dies langsam heilen, so daß sie alle Tage meiner Hilfe bedürfen. Auf diese Art bin ich sicher, daß mir ihrerseits nichts Böses zustoßen kann. Die Tholba habe ich dadurch gewonnen, daß ich sie mehrere Male zum Essen eingeladen habe.“

Konnte anfänglich Rohlfs kaum es wagen, Jemanden um den Namen eines Berges, eines Ortes zu fragen, und durfte er nur verstohlen schreiben, so wurde gegen das Ende seines Aufenthaltes die Lage eine entschieden bessere; alle Welt betrachtete ihn als einen guten Moslim und selbst Si-Othman schien es zu glauben, so daß Rohlfs täglich weite Spaziergänge nach den benachbarten Dörfern In-Salahs und in den herrlichen Palmenwald machen konnte. Da sich ihm keine Aussicht bot, nach Timbuktu zu gelangen, die Mittel, über die er verfügte, schon bedenklich zur Neige gingen, so entschloß sich Rohlfs am 26. October 1864, mit Si-Othman nach Rhadames zu ziehen. Hadsch Abd el Kader, der Scheikh von In-Salah — unzählige Gesänge preisen seine Heldenthaten — zeichnet sich durch einen gewissen Grad von geistiger Ueberlegenheit über seine Stammesgenossen aus, und eben deshalb wurde er auch von den berüchtigten Ulad Bu Hammu zu ihrem Chef erwählt. Damit ist er auch zugleich das Haupt von ganz Tidikelt. Seine erste Heldenthat verrichtete er gegen einen Stamm der Schaanba, die seinen Vater überfallen und ermordet hatten, er zog mit sämmtlichen Ulad Bu Hammu gegen sie, besiegte sie und schnitt ihnen alle Palmen ab;

die Schaanba beugten sich und mit auf den Rücken gebundenen Händen kamen sie vor ihn und baten um Verzeihung. Sein größter Ruhm besteht aber darin, die Alnema (einen der räuberischesten Stämme an der Straße von In-Salah nach Tafilet) besiegt zu haben. Diese kamen mit 100 Reitern bis dicht vor In-Salah, Hadsch Abd el Kader rückte ihnen mit nur 18 Reitern und 30 Fußsoldaten entgegen und besiegte sie vollständig. Seit diesem Zuge



Ahaggar-Tuareg vom Stamme der Isakkamaren.

im Jahre 1861 lebte der Scheikh bis Rohlfs' Ankunft in Tidikelt im Frieden und wendete seine Zeit dazu an, neue Gärten zu gründen; auch betete er fleißig, damit ihm Gott verzeihe, daß er die Palmen umgehauen, was unter den Moslim für eines der größten Verbrechen gilt.

Bevor wir unsere Reise nach Westen fortsetzen, wollen wir noch mit einigen Worten der hauptsächlichsten Bundesgenossen der Tuater, der Ahaggar-Tuareg

gedenken, deren Territorium im Süden und Südosten, das vielfach erwähnte Ahaggar-Plateau, bisher von keinem Europäer noch betreten wurde, über das und dessen Volk wir aber durch Duveyrier eine Reihe der werthvollsten und interessantesten Nachrichten besitzen. — Südöstlich von Tidikelt, auf 100—120 Kilometer Entfernung, erhebt sich ein mächtiges, langgestrecktes Plateau, dessen Ränder auf der einen Seite concav, auf der anderen convex geböscht sind, und das in der orographischen Gliederung des ganzen Berglandes der Tuareg als Gegenstück der Inheskette im Südwesten von Rhat angesehen werden kann. Es ist das Plateau von Muydir, aus dessen Innerem ein mächtiger Pic aufsteigt, ähnlich jenem des Ahaggar-Plateau's. Zwischen ihm und dem nördlich gelegenen Tademayt-Plateau breitet sich eine von Tidikelt nach Osten allmälig sich erhebende Ebene, jene von Adschemor aus, sie ist, da sich in ihr alle Wasserläufe aus Süden und Norden von den Abhängen der Plateaux von Muydir und Tademayt sammeln, für die Ahaggar ein gleicher Zufluchtsort in trockenen Jahren, wie die Ebene des Igharghaven für die Asdscher-Tuareg. Im Südwesten des Muydir-Plateau's erhebt sich aus einer bis an die Igidi und die Tanesruft reichenden Hammada, ein isolirter niedriger, langgestreckter Höhenzug, der in der Sahara als Bodenform allgemein mit Baten bezeichnet, hier speciell den Namen Baten Ahenet führt. Auf dem Muydir-Plateau nehmen drei große Flußthäler ihren Ursprung, von welchen eines nach Osten dem Irharhar zueilt, während die beiden anderen, das Wadi Tirhehert und Wadi Akaraba, ihren Lauf nach Westen nehmen und schließlich in der Dünenregion der Igidi verschwinden. Wie wir es schon vorher beim Irharhar kennen gelernt haben, besitzen auch diese beiden Wadi die Eigenthümlichkeit in der Hydrographie der Sahara, daß dem sichtbaren trockenen Flußbette ein unterirdischer Wasserlauf entspricht; das Wadi Akaraba steht geradezu seiner reichen unterirdischen Wasser wegen in großem Rufe und wird es daher zur Zeit anhaltender Dürre zu einem großen Sammelplatze der Heerden. Der Lauf der Flußthäler, wie jener des Ued Ghir, im Mittellaufe Ued Saura, im Unterlaufe Ued Messaud genannt, mit dem sich auch das Wadi Akaraba südlich der eigentlichen Oase Tuat vereinigt, von Norden her, das Wadi Tirhehert aus Osten zeigen deutlich ein allgemeines Gefälle des Bodens gegen die Dünenregion der Igidi an, es dürfte sich

also, soweit man den Mittheilungen der Eingebornen vertrauen darf, südwestlich von Tuat ein Depressionsgebiet erstrecken, dessen tiefster Punkt in der obenerwähnten Dünenregion zu suchen ist. Wir dürfen hier jedoch bei dem Worte Depression an keine absolute, d. h. unter den Meeresspiegel reichende denken, denn Duveyrier berichtet nach den Mittheilungen Si-Othman's, daß die Wässer des Wadi Tirhehert sich dem Ued Draa nähern, während Rohlfs die Wasserläufe des westlichen Ahaggar-Plateau's jenseits der Tanesruft wiederum zu Tage treten und in den Niger gehen läßt — beides Dinge, die nicht möglich wären, wenn die Depression, in welcher sich die Wässer Tuats und des Muydir-Plateau's verlieren, eine absolute wäre, jedenfalls bietet die Existenz dieser Depression der Phantasie einer Inundirung der Sahara keinen fruchtbaren Boden.

Verfolgen wir den Irharhar bis nahe an seine Quelle, so finden wir auf dem Ahaggar-Plateau, im Herzen des unnahbaren Landes, etwa 10 bis 12 Tagereisen von In-Salah entfernt, Ideles, den seit circa 40 Jahren gegründeten Hauptort der Ahaggar, dieser gefürchteten Männer der Sahara. Ihr Ruf ist, wie uns bereits bekannt, nicht der beste, sie gelten allgemein als wilde, unabhängige, reizbare und hochmüthige Charaktere, mit denen der Verkehr sehr schwierig ist, im Bewußtsein dieser Eigenschaften brüsten sie sich selbst dessen bei ihren Stammesverwandten. Abgesehen von den anarchischen Zuständen im Lande, sind es die traurigen materiellen Verhältnisse, welche den unbändigen Charakter der Ahaggar erklären können. Ihr Land ist ein Labyrinth von zerrissenen nackten und zerklüfteten Bergen, eine Wildniß, die kaum einen geringen Theil des Volkes ernähren kann; die Wüste außerhalb des Landes bietet ihnen nur dornige Kräuter und Sträucher, und ohne Kameele wären sie in kürzester Zeit genöthigt, ihr Land gänzlich zu verlassen. Dazu tritt der Umstand, daß die ihr Gebiet berührenden oder durchschneidenden Caravanenstraßen in Folge der Unsicherheit gänzlich aufgegeben wurden und den Ahaggar damit eine der wichtigsten Erwerbsquellen entfiel. Ihr Ruf als Krieger, als Streithähne, die den Krieg und den Kampf um seiner selbst halber lieben, ist in der ganzen Sahara verbreitet, und an Gelegenheit, dieser Lust zu fröhnen, fehlt es nicht, denn sie haben fast alle ihre Nachbarn zu erbitterten Feinden; so können sie weder mit den Stämmen

der marokkanischen Sahara noch mit dem Berabisch im Norden von Timbuktu, noch mit den Schaanba zusammentreffen, ohne daß Blut vergossen wird. Einzig und allein mit den Tuatern stehen die Ahaggar in guten Beziehungen, da beide Theile vielfach auf einander angewiesen sind. Als Begleiter und Schützer der Caravanen, welche von Tuat nach Timbuktu und vice versa ziehen, erhalten sie von den Handelsleuten In-Salahs und Akabli's bedeutende Schutzgelder, die indessen wieder in die Taschen der Handelsleute zurückfließen, da die Ahaggar genöthigt sind, ihre wenigen Erzeugnisse zu Spottpreisen in Tuat zu veräußern und ihre Bedürfnisse mit schwerem Gelde in In-Salah zu bezahlen. Mit Ausnahme einiger kleiner Pflanzungen in der Nähe In-Salahs und bei Ideles an der Mündungsstelle einiger Thäler besitzen die Ahaggar keinerlei Anbau, ihre ganze Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung von Waffen und der nöthigen Kleidungsstücke aus Leder.

In ihren, den an die Ebene gewöhnten Kameelen unzugänglichen Bergen haben sie auch bei einem Angriffskrieg nicht den Raub ihrer Familien und Heerden zu befürchten, im Gegentheile, sie können, beruhigt um das Schicksal ihrer Hinterlassenen, ihre Raubzüge bis auf unglaubliche Entfernungen ausdehnen und überallhin Verwüstung und Schrecken verbreiten; an steten Kampf gewöhnt, unterliegen sie bei gleicher Zahl der Kämpfenden äußerst selten, doch können sie nie mit größeren Kräften auftreten, da ihre Gesammtzahl kaum zwei Drittel der Asdscher-Tuareg beträgt. Zwischen dem Begleiten der Caravanen und dem Hüten ihrer Heerden theilt sich die friedliche Beschäftigung des Volkes. Als Hirten ihrer Heerden ist ihre Aufgabe keine beneidenswerthe, sie walten unter den ungünstigsten Verhältnissen ihres Amtes, denn wo in ihren Bergen Wasser und Sicherheit anzutreffen ist, fehlt sehr oft das Gras; in der Ebene, wo die Weide wohl vorhanden, fehlt es hingegen an Wasser und der nöthigen Sicherheit vor Ueberfällen. Bleibt nun 10—12 Jahre jeder ausgiebigere Regen aus, so läßt es sich leicht denken, daß die Ahaggar bei der notorischen Armuth des Landes und in Ermanglung eines anderen Existenzmittels zur Plünderung Jener schreiten müssen, welche Allah und die Natur reichlicher bedachte.

Bei den Ahaggar giebt es nur edle und leibeigene Stämme; unter den ersteren ist jener der Kel-Rhela der mächtigste und einflußreichste, er bewohnt das centrale Plateau und hält Ideles besetzt, er besitzt die meisten Leibeigenen, aus ihm wird der jeweilige Amghar oder Chef gewählt. Zu ihren Leibeigenen zählen auch die Isakkamaren, deren Typen die vorhergehende Illustration zeigt. Der Stamm der Ibogelan ist ein Schrecken in der ganzen Sahara, denn dieser Stamm lebt nur von dem Ertrage seiner Beutezüge und ist beständig auf Reisen, verfolgt, zieht er sich auf die höchsten Partien des Ahaggar-Plateau's unter den Schutz der mächtigen Kel-Rhela zurück. Diesen letzteren ziemlich ebenbürtig sind die Taïtok, welche den Westabhang des Ahaggar-Plateau's bewohnen. In den eventuell günstigsten Verhältnissen lebt der Stamm des Kel-Ahamellen, welcher die weiden- und wasserreichen Strecken zwischen dem Wadi Akaraba und dem Muydir-Plateau bewohnt.



VIII.

Von In-Salah nach Tafilet.

Einer nach Karsas rückkehrenden Caravane von Marabutin uns anschließend, brechen wir nunmehr von In-Salah auf, unser nächstes Ziel, die Oase Tafilet in der marokkanischen Sahara, zu erreichen. Die Sebcha, welche den Palmenwald von In-Salah im Westen umgiebt, überschreitend, wenden wir uns nach der nächsten Oase Tidikelts, nach Inrhar und von hier durch mehrere Ksors ziehend, treffen wir in der Oase Aulef die Westgrenze der ganzen Gruppe, die wir als Tidikelt kennen. Das Land zwischen Aulef und In-Salah ist mit geringen Unterbrechungen nackt, trostlos und steinig, nur hie und da überschreiten wir eine mit Halfa, Domran und Schih bedeckte Ebene, über die unsere Kameele schwer hinüberzubringen sind, und die von den Tuatern in hochtönender Weise Rhaba (Wald) genannt wird, dagegen müssen wir häufig Dünenstrecken übersteigen, ein Zeichen, daß wir der großen Region der Sandhügel nicht mehr ferne sind. Im Norden des Weges erblicken wir denn auch die gelblich-rothen Kämme des Dünencomplexes, welcher im Osten von Tuat hinzieht, und hinter ihnen verschwimmen in bläulicher Ferne die scharfkantigen Ränder des Tademayt-Plateau's.

Aulef verlassend, durchziehen wir eine trostlose steinige Ebene, in der die Gesteine in Felsform offen zu Tage treten und von den Tuatern „Zuffia“ genannt werden, 12 Kilometer westlich von Tidikelt erreicht diese Ebene, die im Allgemeinen 65 Meter über der Fläche von Tidikelt liegt, ihren Culminationspunkt, jenseits desselben steigen wir unmerklich abwärts

zum Ostufer des Ued Ssaura, an der wir in den nächsten Tagreisen aufwärts ziehen. Wir sind in der eigentlich den Namen Tuat führenden Oase, die sich nach Süden bis zur Vereinigung des Wadi Akaraba mit dem Ued Mssaud erstreckt. Rohlfs, der als Scherif von Uesan in der Sauya Kinnta daselbst vom Chef derselben aufgenommen wurde, fand einen überraschenden Luxus. „Ein gutes Wohngemach, ausgezeichnete Teppiche von Constantinopel und Arbat, gute Küche hätten Einem glauben machen können," schreibt Rohlfs, „daß man sich eher bei einem reichen Fesser Kaufmann als bei dem Chef einer Wüstenoase befände. Muley-Ismaël, der Chef der Sauya, gestand indessen, daß er selbst nie von diesen Luxusartikeln Gebrauch mache, ja er war nicht zu bewegen, sich nur auf die weichen Teppiche zu setzen, er wollte nur mit Allem prunken." Hier mitten in der Wüste fand Rohlfs zum ersten Male deutsche Produkte an der Seite der französischen, die von Norden, und der englischen, die von Westen in die Wüste eingeführt werden; es waren dies Stearinkerzen und Zündhölzchen von Wien, die der Chef, ein vielgereister Mann, von Tripoli mitgebracht hatte. Unsere Reise fortsetzend, erreichen wir die Oase Timmi und den Hauptort derselben: Adrhar. Der Weg dahin führt uns durch Tamentit, in jeder Beziehung eine der merkwürdigsten Städte Tuats. Der Ort bildet mit den ihn umgebenden Palmen eine in politischer Beziehung unabhängige Oase, vom Scheikh und der Dschemaa regiert. Einer der ältesten Centralpunkte Tuats, war der Ort gleich mehreren anderen in Tuat früher von Juden bewohnt, die jedoch nach dem Hereinbrechen der Mohamedaner mit Gewalt zum Islam bekehrt oder ausgerottet wurden, so daß heutzutage in ganz Tuat kein einziger Jude mehr vorhanden ist. Indeß hat sich unter ihnen die bekannte Rührigkeit und Betriebsamkeit ihrer Voreltern erhalten, Handel und Wandel und allerlei Handwerke, als die der Schuh- und Kleidermacher, Waffenschmiede und Schlosser sind stark im Gange. Als besondere Merkwürdigkeit der etwa 6000 Einwohner zählenden Stadt gilt ein, wie die Eingebornen sich dessen rühmen, vom Himmel herabgefallener Stein, der im Hofe der Kasbah liegt (Meteoreisen). Die Bewohner Tamentits alle sind Fkra (Mehrzahl von Fakir) Muley-Thaib's von Uesan und tragen als solche einen messingenen Ring an ihrem Rosenkranze; die Bewohner des nächsten Ksors bekennen sich wieder zu einem anderen Heiligen, und an

solchen überbietet der Islam in der Sahara den Kalender der Katholiken; hier finden wir wie bei den Gläubigsten der Katholiken Orts-, Special- und Nationalheilige, und da der Erinnerungstag jedes derselben gehalten wird, so läßt sich denken, wie oft im Jahre das Pulver in der Wüste das große Wort führt. Bei solchen Gelegenheiten entwickeln die Damen von Tamentit ihren ganzen Reichthum an Toilettekünsten. Alles was sie an kostbaren Gegenständen besitzen, wird auf sich geladen, namentlich überhäufen sie ihre Haare mit Silbermünzen, Muscheln und Goldstücken, ja viele haben Decimeter lange Zweige rother Korallen in den Flechten. Diejenigen, die eine etwas hellere Hautfarbe haben (die meisten besitzen in Folge der starken Vermischung mit den Sudan-Negern dunkle Hautfarbe), bemalen sich das Gesicht mit Sternchen und bunten Figuren, einzelne kleben sich sogar auf den Nasenrücken kleine Korallenstücke; hier und in der ganzen Wüste gehen die Frauen unverschleiert und benehmen sich ganz ungezwungen, ohne Scheu, wie man es sonst nicht bei den muselmänischen Frauen des Orients und der Küstenstädte Nordafrika's antrifft.

Zwischen Tamentit und Adrhar treffen wir wieder eine Sebcha, unsere Weiterreise führt uns abwechsend über Dünen, steinige Ebenen, aber oft durch Palmenpflanzungen und Oasen, die in die eintönige Landschaft angenehme Abwechslung bringen. In Adrhar wird beständig Markt gehalten und deshalb ist der Ort nebst Tamentit und Timmimun in Gurara ein Sammelpunkt aller möglichen Stämme der westlichen Sahara. Die Oase Sba durchwandernd, gelangen wir nach der Oase Tsabit, deren Hauptort Brinken, sowohl der Größe seines Umfanges, als auch seiner Bevölkerungszahl nach den Namen einer Stadt verdient. Im Jahre 1848 hatte Brinken einen harten Strauß zu bestehen, denn da kamen der Scheikh von In-Salah, Abd el Kader, und der Scheikh von Timmi mit ihrer ganzen Macht und belagerten die Stadt vierundzwanzig Tage lang, jedoch ohne anderen Erfolg, als daß sehr viele Bewohner getödtet und die Hälfte der Palmen umgehauen wurden. Heute tragen die Palmen wieder Früchte und nichts würde mehr an diese in der Wüste so häufige Episode erinnern, läge nicht ein Haufen Gerippe getödteter Pferde vor der neuen Kasbah der Stadt.

Eine unzählbare Menge Fogara bewässern die Gärten und Palmenpflanzungen, die aber nicht hinreichen, um die überbevölkerte Oase zu ernähren.

Mit Brinken und der Oase Tsabit verlassen wir die Oasengruppe von Tuat; einen breiten Dünenstreifen und eine baum- und strauchlose Hammada durchquerend, gelangen wir wieder an das Flußbett des Ued Ssaura. Es ist eine hervorstechende Eigenthümlichkeit Tuats, daß wir auf der ganzen Wanderung, mit Ausnahme der erhöhten Hammadaflächen, überall in geringer Tiefe auf Wasser stoßen, in vielen Fällen genügt es, den Sand $1/2$—1 Meter tief aufzuscharren, um das Wasser reichlich aufquellen zu sehen; wir erhalten die Erklärung für diesen Wasserreichthum, wenn wir uns in Erinnerung rufen, daß sämmtliche Wässer des westlichen Abhanges des Tademayt-Plateau's unter dem Boden Tuats dem Ued Ssaura zuströmen und sich allseitig verästelnd ein ausgedehntes Netz von natürlichen Galeriebrunnen (Fogara) bilden. Diese Wohlthat wird leider durch die Unsicherheit des Weges problematisch, denn die ganze Gegend bis Igli am Ued Ghir, dem Oberlaufe des Ued Ssaura, ist ein beliebter Tummelplatz von Wegelagerern, die von den Caravanen starken Tribut erheben. Die Monotonie der Gegend wird auf der Hammada durch isolirte, sonderbar geformte (einzelne dem Königsstein in Sachsen ähnliche) Berge aus schlackenartigem Gestein unterbrochen, manche derselben fallen durch die Menge künstlicher Höhlen, die sie enthalten, besonders auf. Das Land zu beiden Seiten des Ued Ssaura, dem wir ununterbrochen bis Karsas, dem Hauptorte des Flußgebietes, folgen, ist der Wohnsitz des berüchtigten Stammes der Rluema, die als Wegelagerer und Räuber in der ganzen marokkanischen Sahara verschrieen und denen das Leben ihrer Mitmenschen nicht viel mehr gilt als das einer Fliege. Wir müssen uns daher glücklich schätzen, die auch in landschaftlicher Hinsicht traurige Gegend (zu beiden Seiten des Ued Ssaura dehnen sich hinter einem schmalen Streifen Hammada die Dünen des Areg und Igidi bis an den Horizont aus) ungefährdet passirt zu haben, als wir in Karsas eintreffen. Die Rluema, Berber von Abkunft, sich selbst aber gleich vielen anderen Stämmen zu dem Schellah rechnend, da die arabische und berberische Sprache bei ihnen gleich einheimisch, sind weiters als laue Gläubige verschrieen und fasten selbst im Rhamadan nicht, sondern stellen im Ganzen 30 Mann, welche dieses Geschäft für die übrige Bevölkerung übernehmen. In Marokko oder in anderen muselmänischen Staaten würde eine solche Uebertretung der Glaubensvorschriften den Tod jedes Individuums

zur Folge haben. Den Rlnema wie ihren Raubgenossen, den Ulad Atauna, welche ober ihnen am Ued Ssaura wohnen, werfen die Ulad Boanan, die doch auch nicht im besten Rufe stehen, vor: „Wenn der Prophet in eigener Person käme, ihr würdet ihn ausplündern," indem sie darauf hinspielen, daß selbst der Groß-Scherif von Uesan vor ihnen nicht sicher wäre und sie an den Mord eines Scherifs von Uesan erinnern, dessen Grabmal in Igli ein sichtbarer Zeuge ihrer Schandthaten ist. Doch wie man in den Wald schreit, so klingt es zurück, die Rlnema erwidern den Ulad Boanan: „Und ihr würdet unseren Herrgott selbst tödten, falls er persönlich unter euch erschiene." Die Plünderungssucht und Dieberei der Rlnema scheint indeß ein Gebot der Nothwendigkeit zu sein, da der Ued Ssaura vom Beni Abbes abwärts nicht wie die anderen Flüsse ein breites Bett hat, das viele Datteln erzeugen und Platz zu Ackerfeldern bieten könnte, nur ein geringer Saum längs des Flusses ist mit Datteln bestanden und diese sind meist Eigenthum des Chefs der Sauya in Karsas. Die Leute sehen daher auch entsetzlich abgemagert und ärmlich aus, der Hunger spricht aus ihren Augen.

Es nimmt uns Wunder, in Karsas eine Stadt zu finden, die ohne Mauern, während doch im ganzen von uns durchzogenen Gebiete seit El Golea der kleinste Ort ein Ksor, d. h. ein befestigter Ort ist. Wir erfahren indeß, daß Karsas eine heilige Sauya und daher ohne Mauern, die Häuser sind wie die aller Ksors aus Thon gebaut. Die etwa mit den Sclaven 2000 Einwohner zählende Stadt liegt am linken Ufer des Ued Ssaura, der hier nur nach den stärksten Regengüssen des Winters an der Oberfläche Wasser führt; daß er unterirdisch reichlich Wasser enthalte, deutet uns ein feuchter Sandstreifen im Flußbette an. Das ganze culturfähige Land beschränkt sich auf Dattelzucht, welche indeß vorzügliche Sorten liefert, eine außergewöhnliche Höhe erreicht hier die Baumwollenstaude. Karsas ist aber noch dadurch von Bedeutung, daß die Marabuts der Sauya daselbst die Hauptvermittler des Handels zwischen Tuat und dem algerischen Tell sind; drei bis vier große Caravanen gehen alljährlich von hier nach Tlemsen und umgekehrt, dabei haben die Marabuts den Vortheil, daß sie sämmtlich unbewaffnet reisen, da sie von allen zu durchziehenden Stämmen als heilige Personen respectirt werden. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Marabuts

von Karsas ist es, sich äußerst frühzeitig zu verheiraten. Rohlfs sah ein junges Frauenzimmer, das, obwohl nur acht Jahre alt, bereits verheiratet war, ebenso fand er einen vierzehnjährigen Marabut bereits ein Jahr im Ehestande. Wie alle Berber nehmen auch die Marabuts von Karsas nur eine Frau. Polygamie ist bei ihnen verschrieen. In ihrer bequemen Kleidung, mit ihrem gesunden Aussehen und ihrem lächelnden Gesicht, ihren weichen und angenehmen Formen und mit ihren schönen Maulthieren, neben welchen kräftige Neger aus dem Sudan einherlaufen, erinnern die Marabuts nicht wenig an unsere Mönche des Mittelalters. Als große Kaufleute und Unterhändler in den meisten Handelsoperationen des Landes besitzen sie eine gewisse Gewandtheit im Verkehr, und obwohl Marabuts, ist der religiöse Fanatismus bei ihnen durch den Handelsgeist bedeutend abgekühlt.

Von Karsas aufbrechend, folgen wir dem Ued Ssaura aufwärts; die Landschaft, die wir durchziehen, ist eintönig, zu unserer Rechten die endlose Areg-Region, zur Linken einen felsigen Gebirgszug, der dem Flusse eine südöstliche Richtung aufdrängt und je weiter wir nach Nordwesten vordringen, an Höhe zunimmt, nur unmittelbar am Flußbett zieht sich ein schmaler Palmenwald hin, der mit kleinen Beständen von Talhabäumen abwechselt. Ohne uns im Ksor Beni Abbes aufzuhalten, dessen Gärten und Palmwälder, dank einer beständig fließenden Quelle, im üppigsten Grün prangen, setzen wir in starken Tagemärschen unsere Reise fort und treffen in Igli ein, das allseitig von hohen Sanddünen umgeben ist. Einst stärker bevölkert, besitzt dieser Ksor jetzt kaum 1500 Einwohner, denn der täglich vordringende Sand hat einen großen Theil der Gärten verwüstet und die Unzulänglichkeit der Nahrung viele Bewohner zur Auswanderung gezwungen. Von vielen Palmenstämmen gewahren wir nur mehr die Krone, der Stamm ist vom gelben Wüstensande begraben. Diese Areg-Region, an deren Westgrenze wir in Igli stehen, reicht nach den Aussagen der Eingebornen ununterbrochen bis zur Oase Ksur im Nordosten und nach El Golea im Osten. Bis hierher führt der Ued, an dem wir nordwärts zogen, den Namen Ssaura, wenige Kilometer nördlich von Igli treffen wir drei größere Flußthäler, die hier sich vereinigend den Ued Ssaura bilden; es sind dies der Ued Ghir, Ued Kenatsa und der Ued Zusfana. Es sind dies drei im Winter hochangeschwollene

Flüsse, welche ihren Ursprung im schneebedeckten Massiv des Atlasgebirges, wie der Ued Ghir, oder im Randgebirge des Steppenplateau's, wie die beiden letzteren, nehmen. Die Landschaftsscenerie ist unweit von Igli wie mit einem Schlage verändert; die Ufer der Flußthäler sind reichlich mit schattenspendenden Telalibäumen (einer Mimosenart) bestanden, Getaff (Atriplex halimus) und Rrdomstauden bedecken weite Flächen und geben ein vortreffliches Futter für unsere Kameele. Der Boden des Ued Ghir-Thales ist äußerst fruchtbar, je höher wir in's Thal aufwärts ziehen, desto häufiger treffen wir ausgedehnte und wohlbewässerte Gersten- und Kornfelder. Unterirdisch fließt das Wasser das ganze Jahr und deshalb fehlt es nirgends an



Wüstenlandschaft zwischen El Bahariat und Tumiat.

Brunnen, der Lauf des Wassers ist genau durch den feuchten Sand und durch die dichten Tamariskenbüsche bezeichnet. Zahlreiche Entenschaaren, Tauben, Sperlinge, Lerchen und andere Vögel beleben das Flußthal, Gazellen und Antilopen tummeln sich in Sehweite vor uns, unseren Weg kreuzen oft ganze Schwärme von Springmäusen, des Nachts hören wir, mehr als es für unsere Ruhe erträglich, das Geheul der Schakale und Hyänen. Dieser fruchtbare Landstrich am Ued Ghir erreicht etwa 100 Kilometer nördlich von Igli, im Gebiete der Tumiat seine größte Breite. Nördlich dieser Stelle treffen wir einen Bahariat genannten Ort, dessen Erosionserscheinungen uns als sprechende Beweise des einstigen Wasserreichthums der Sahara in Erstaunen setzen. Der Name Bahariat oder „die kleinen Meere“ rührt von der

ungeheuren Fläche her, welche die Gewässer des Flusses an dieser Stelle einnehmen. Auf eine Breite von 10 Kilometer und eine Länge von wenigstens 25 Kilometer bewässert ein ausgedehntes Netz von Canälen und Flüssen große, mit Getreide bewachsene Flächen, die Tamarisken, welche, jeden anderen Baum ausschließend, auf diesem Gebiete in solcher Menge wachsen, daß sie an einzelnen Stellen förmliche Wälder bilden, liefern mit ihrem Holze das Material zu den Bewässerungs-Canälen, welche sich nach allen Richtungen hin erstrecken; die in dieser kräftigen Vegetation vorkommenden Lichtungen sind alle bebaut, ausgenommen die Mitte des Thales, in welcher sich eine Kette hoher Sanddünen hinzieht. Die Aufnahme und Erforschung dieses interessanten, am Nordsaume der eigentlichen Wüste liegenden Gebietes ist das Werk einer militärischen Expedition der Franzosen, welche im März bis Mai 1870, unter der Leitung des General de Wimpffen, bis hierher vordrang, um den Stamm der Dui Menia, der das Thal des Ued Ghir bewohnt, für die Unterstützung der von Frankreich abtrünnigen Stämme der algerischen Sahara und der unternommenen räuberischen Einfälle zu bestrafen. Diese Dui Menia, auch von Rohlfs als ein wegen seiner Räubereien und seines Wortbruches bekannter Araberstamm, sind die mächtigsten und einflußreichsten, auch wohlhabendsten der ganzen östlichen marokkanischen Sahara. Mit ihren Familien, Heerden und allen Reichthümern um die Dünen des vorhergeschilderten Ortes gruppirt, glaubten die Dui Menia, beschützt durch den eben hochgehenden Fluß und die dadurch gefüllten Canäle, von den Tamarisken gedeckt, deren Undurchdringlichkeit noch durch hohe Büsche von Getaff vermehrt wird, voll Vertrauen auf ihre Zahl und ihre Position, welche jederzeit den Angriffen der eingebornen Armeen widerstanden hatte, auch den Franzosen trotzen zu können. Das ihnen von der Colonne gelieferte Gefecht brachte sie aber bald in die vollständigste Verwirrung und mußten sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben.

Den schärfsten Contrast zu dieser fruchtbaren und landschaftlich charakteristischen Thalgegend bietet der Weg, den wir, um nach Tafilet zu gelangen, vom Ued Ghir aus einschlagen müssen. Fast unmittelbar im Westen des Flußthales, das wir etwa 50 Kilometer nördlich von Igli verlassen, steigen wir auf eine Hammadafläche, die sich 80 Kilometer weit nach Westen,

über fünf Tagereisen von Norden nach Süden erstreckt. Die Einförmigkeit der Gegend auf dieser Hammada, deren Tafilet zugekehrter Westrand circa 800 Meter über dem Niveau der Oase liegt, sich aber nach Osten zum Ued Ghir allmälig abdacht, ist durch nichts unterbrochen, so weit das Auge auch schauen mag, nicht der geringste Höhenzug, nicht ein Baum oder Strauch ist zu erspähen. Der harte, feste Boden ist mit scharfen kleinen Steinen bedeckt, die das Gehen unerträglich machen und das beste Schuhwerk in kurzer Zeit zerstören. Ist es noch dazu Sommer, tritt die unerträgliche Hitze, die Mittags 40° Celsius im Schatten, 60° aber in der Sonne beträgt, der unersättliche Durst dazu, so läßt es sich begreifen, wenn Rohlfs erzählt, daß er mehr als 10 Liter Wasser im Tage consumirte und am Abende vor Erschöpfung, auf den spitzigen Steinen lagernd, trotzdem in tiefen Schlaf verfiel. Diese Hammada fordert so wie das Meer alljährlich ihre Opfer, und mehr als ein Reisender mußte hier Unachtsamkeit mit den Wasserschläuchen mit dem Leben bezahlen.

Nach dreitägiger mühseliger Wanderung steigen wir über den steilen Westabfall der Hammada in eine vom Ued Schibbi durchzogene steinige Ebene hinab und erreichen endlich die Oase Tafilet, deren großer Palmenwald uns schon aus weiter Entfernung neuen Muth zur Ueberwindung des schwierigen Weges einflößt; je näher wir dem Hauptorte der Oase, Abuam kommen, desto deutlicher vernehmen wir das Getöse des Marktes. Als erster Europäer zog im Jahre 1828, von Timbuktu kommend, der französische Reisende René Caillié, als Maure verkleidet, in Tafilet ein, er erhielt erst in Gerhard Rohlfs einen Nachfolger, welcher 1862, nachdem er die südlichen Provinzen von Marokko und die Oasen des Ued Draa besucht, in Abuam eintraf. Zwei Jahre später, 1864, begrüßte er nach einer kühnen That, der Uebersteigung des großen Atlasgebirges im Tisint el Rint-Paß, in 2589 Meter Seehöhe gelegen, neuerdings die Oasen von Tafilet, diesmal aber als Scherif von Uesan reisend. Die Eingebornen Tafilets äußerten über die Kühnheit des Reisenden bewunderndes Entsetzen, denn sie selbst wagen es nur in Caravanen von 1000—2000 Personen den Atlas zu übersteigen. Seither hat wieder kein Europäer seinen Fuß in dieses interessante Randgebiet der großen Wüste gesetzt.

So wie Tuat hat auch Tafilet eine weitere und engere Bedeutung. Im weiteren Sinne bezeichnet man unter Tafilet alle jene Oasen, die der Ued Sis von seinem Austritte aus dem Atlasgebirge an bis zur Daya el Daura im Süden der eigentlichen Oase Tafilet bildet, und unter welche Mdaghra, Ertib, Tissimi Ued Sahra und Tafilet selbst gehören. Im engeren Sinne bezeichnen die Eingebornen aber nur die letztgenannte Oase. Südlich von Tissimi liegend, wird dieselbe von mehreren Flüssen genährt, deren hauptsächlichster der oft genannte Sis ist; der zweitwichtigste ist der vom westlichen Gebirge kommende Ued Chriß, der sich ebenfalls in die Daya el Daura ergießt. Die Oase ist fast von allen Seiten von Gebirgen umgeben, im Nordwesten tritt der Dschebel Bellgrüll dicht an sie heran, indem er nach Süden zu einen nach der Oase hin concaven Bogen beschreibt und sich mit dem Dschebel Adrar verbindet, der die Oase im Süden begrenzt. Im Südosten ist die Oase offen. Rohlfs schreibt über seinen Aufenthalt in der Oase und diese selbst: „Eine meiner ersten Pflichten seit meinem Eintreffen in Tafilet, dieser großen Wüstenoase, die in jeder Beziehung die wichtigste der Sahara ist, war, um mich in den Augen der Eingebornen als frommer Muselman zu zeigen, die Grabstätte Muley Aly-Scherifs zu besuchen. Dieser Mann, Gründer der herrschenden Dynastie in Marokko und einer Linie der Schürfa, wird hier als der größte Heilige verehrt. Sein Grab liegt eine kleine Stunde südöstlich von Abuam; ein ziemlich geräumiger Dom, rechtwinkelig und inwendig fast ohne allen Schmuck, überdacht den wie immer mit rothem Tuch überhangenen Sarkophag. Nachdem ich üblicherweise das Grab geküßt und eine kleine Geldgabe in den vor dem Grabe aufgestellten Kasten geworfen, entfernte ich mich. Merkwürdigerweise ist keine Einrichtung getroffen, um die Fremden und Pilger zu beherbergen und zu beköstigen, was dem Besuch viel Abbruch thut.“

Abuam, der Hauptort der Oase Tafilet, ist für die ganze Wüste der Central-Handelspunkt. Nicht nur die Waaren Algeriens und Marokko's oder die Producte Tuats und des Ued Draa, sondern auch die des Sudan kommen hier zusammen. Ein bunteres und belebteres Bild als der große Markt, der dreimal wöchentlich in Abuam abgehalten wird, läßt sich kaum denken. Da das Bauholz selten ist, so sind sämmtliche Buden wie auch die Häuser der Dörfer

aus Thon in der Form eines Maulwurfhaufens aufgeführt, und gleichwie in den anderen marokkanischen Städten bilden diese Buden Straßen und jede Straße hat ihren besonderen Verkaufszweig. Links beim Eingang hat man die Krämergasse, rechts davon mündet die lange Straße der Tuch-, Seidenwaaren- und Kattunhändler, fast ausschließlich aus Kaufleuten von Fes bestehend. An die Straße der Krämer schließt sich die der Oel-, Butter-, und Seifen-Verkäufer, dann kommen die Buden der Kifta-Verkäufer, unseren Restaurants ähnlich. Weiterhin treffen wir die Waffenhändler-, Trödler-, Wollenhändler-, Schreiner-, Schusterstraße u. s. w., kurz jedes Handwerk, jede Waare hat eine eigene Straße. Dann giebt es außerdem mehrere große Plätze, wo im Freien verkauft wird, der Gemüse- und Obstplatz, der Dattelplatz, der Salzplatz, der Matten- und Teppichplatz und der Viehmarkt. Der Dattelhandel ist natürlich sehr bedeutend, denn die Tafileter Datteln sind als die vorzüglichsten in der ganzen Wüste bekannt, zuweilen geschieht es jedoch, daß in Folge Regenmangels oder übergroßer Hitze die Palmen nicht tragen, dann brechen über die Oase schlechte Zeiten an, wenn nicht die Oasen des Ued Draa aushelfen können. Andere bedeutende Handelsartikel sind Felle, die hier gegerbt und nach Fes und Tlemsen versendet werden, dann Straußenfedern und Sclaven, die vom Sudan über Tuat hierher gebracht werden; von europäischen Producten findet man ziemlich Alles auf dem hiesigen Markte. Selbstverständlich hängt der Verkehr und Umsatz des Marktes viel von den politischen Verhältnissen und der größeren oder geringeren Sicherheit der Caravanenstraßen ab, in ungünstigen Zeiten hört zuweilen in Folge häufiger Plünderungen der Caravanen fast jeder Verkehr auf. Eigenthümlicherweise werden alle europäischen Producte nach französischem Gewicht, das Retal = 500 Gramme, verkauft, auch ist das 5 Francsstück die vorherrschende Münze.

Die Bevölkerung Tafilets ist sehr gemischt, vorwiegend sind Schürfa und Araber, im Laufe der Jahre haben sich zahlreiche Berber eingedrängt, welche die Araber verjagt und ihre Ksors in Besitz genommen haben. Ueber die Zahl der Ksors in der Oase Tafilet behaupten die Eingebornen, daß die Oase so viele Ksors als das Jahr Tage habe, Rohlfs nennt jedoch diese Angabe übertrieben und nimmt an, daß sich in Tafilet 150 Ksors mit einer

Bevölkerung von 100.000 Seelen befinden. In Tracht, Wohnung und Gebräuchen gleichen die Bewohner jenen der übrigen Wüstenoasen, die gesellschaftlichen Verhältnisse sind jedoch die traurigsten; die einzelnen Ksors sind in beständiger Feindschaft und immer auf dem Kriegsfuß. Der Sultan, dessen Regierung in Rissani, einem Ksor, der einen Steinwurf nordöstlich von Abuam liegt, installirt ist, hat keine Macht, seine Autorität beschränkt sich eben nur auf den Ksor, in welchem er residirt. An den Thoren jedes Ksors befindet sich eine beständige Wache unter Gewehr und die zahlreichen zerstörten Dörfer sprechen laut genug von dem kriegerischen Geiste der Eingebornen. Im Westen von Rissani stoßen wir auf ein großes Ruinenfeld, das den Namen Amra trägt. Rohlfs konnte nicht erfahren, zu welcher Zeit die Stadt, die einst diese Fläche bedeckte, zerstört wurde, mehr als 100 Jahre dürfte es jedoch kaum sein, denn der Reisende fand an der Moschee noch aufrechtstehende Wände und Bögen, ebenso das hohe Minaret erhalten. Dieser Kriegszustand wird einerseits durch die Berberstämme, welche noch immer aus der Wüste oder von den Abhängen des Atlas in die Oase einbrechen und sich der Sitze der Araber bemächtigen, andererseits durch den Neid und die Scheelsucht hervorgerufen, mit welcher ein Ksor den anderen seines Handels wegen betrachtet. In religiöser Hinsicht sind die Abuamer fanatische Mohamedaner, ein Beweis dafür mag es sein, daß sie Rohlfs auf seiner ersten Reise aufgriffen und ihn untersuchten, ob er den Vorschriften des Islam gemäß beschnitten sei, eine an ihm früher nothwendig gewordene Phimosis-Operation rettete ihn vor dem sicheren Tode. Selbst während seines zweiten Aufenthaltes, obwohl er als Scherif von Uesan reiste, mußte sich Rohlfs allerlei Verdächtigungen gefallen und sich sogar sagen lassen, daß die Medicin wohl Nebensache bei seinen Reisen sei und er wesentlich hierher gekommen, um das Land auszuforschen und es den Christen mitzutheilen.

Die Oase erzeugt vorwiegend Datteln, für die übrigen Früchte mangelt im Sommer das nöthige Wasser. Bei einer geregelten Regierung würde der Ued Sis auch im Sommer bis zur Oase seine Wasser führen, so aber schneiden die oberen Oasen das Wasser ab und nur im Frühjahre nach starkem Winterregen wird die ganze Oase, welche 372 Meter hoch über dem Meere liegt, unter Wasser gesetzt. Die Wasser sammeln sich in der schon

früher genannten Sebcha, welche im Süden Tafilets liegt, im Sommer jedoch austrocknet. In den Palmenwäldern und Ksors fällt uns in der Thierwelt der Oase ein reizender, der Canarien-Familie angehörender Vogel auf, der in allen Oasen südlich des großen Atlas heimisch sein soll. Er wird von den Eingebornen Bu-Schamm (Vater des Fettes) genannt, sein Gefieder ist braunroth, Kopf, Schwanz und Flügelspitzen blaugrau, der Gesang ist jener des Canarienvogels.

Wenden wir uns nun von Abuam nördlich und statten wir den anderen Ksors des Oasenarchipels unseren Besuch ab. Uns zunächst liegt inmitten reizender Gärten Uled Matala, ein Ksor der Oase Tissimi, durchaus von Arabern bewohnt, oberhalb der Oase stoßen wir auf zwei Schlösser, welche beständig mit Wachmannschaft versehen sind, die darüber zu wachen hat, daß der Feind das Wasser des Ued Sis nicht abschneide. Weiter finden wir Duëra, einen Ksor, der geographisch zur Oase Ertib gehört, sich aber politisch davon scheidet, die Eingebornen betrachten das umliegende Gebiet als ein Land für sich. Hier endet die Thalrinne, die der Sis bildet, und öffnet sich die Gegend zur weiten Tafileter Ebene, indem das Plateau, vor dem wir stehen, sich östlich in einem großen halbbogenförmigen Kreise zurückzieht. Die folgende Gegend von Duëra bis zur Oase Ertib hatte zur Zeit, als Rohlfs 1864 sie besuchte, ein trauriges Aussehen, die Felder waren verwüstet, die Wasserleitungen zerstört, die Ksors überall von außen stark verbarrikadirt, die Obstbäume umgehauen, nur die Palme, die respectirt wurde, erhob traurig ihr Haupt über diese öden Flächen, wo die Menschen seit zwei Monaten um ein Nichts sich täglich erwürgten. Zu beiden Seiten des Ued Sis stoßen wir auf der Weiterreise auf zwanzig Ksors, welche die Oase Ertib bilden. Der bedeutendste dieser Ksors ist Eregat, er stellt über 1200 bewaffnete Männer und dreimal wöchentlich wird hier ein ansehnlicher Markt gehalten. Die Bevölkerung der Oase besteht aus den berberischen Ait Atta, die vor etwa 100 Jahren vom Ued Draa hereinbrachen und sich der Oase bemächtigten. Unter ihnen wohnen 200 Juden-Familien, welche in den einzelnen Ksors in abgesonderten Quartieren, der sogenannten Judenmilha, wohnen, ihr Loos ist kein leichtes und freudiges, denn ohne Rechte und Schutz, sind sie allen Quälereien und Vergewaltigungen der Berber und Araber

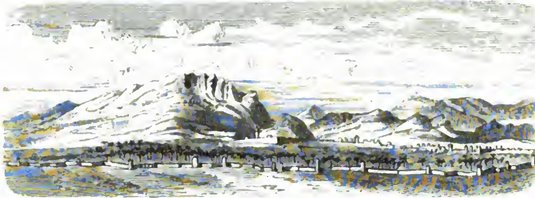
preisgegeben. In Sitte und Tracht gleichen die Ait Atta den Arabern. Die Weiber kleiden sich vorzugsweise in einen dunkelblauen Haïk aus grobem Kattun, der über Fes aus England eingeführt wird, ihr Haar durchflechten sie mit vielen Silber- oder Kupferketten, an Armen wie an den Füßen tragen sie große silberne oder kupferne Ringe. Alle, auch die vornehmen, gehen unverschleiert und lieben es, sich im Gesichte zu tätowiren. Die Männer ziehen auch hier die bunten Trachten vor, im rechten Ohre tragen die unverheirateten jungen Männer einen schweren silbernen Ring, der ihr Ohr oft bis auf die Schulter herabzieht. Sie sind tapfer, stolz, jedoch diebisch, habsüchtig und ohne Wort und Treue wie die Araber.

Dicht am Fuße des hohen Randgebirges, das zum Atlasgebirge parallel laufend, die Hochebene der Steppen-Region von der Wüste scheidet, liegt endlich die Oase Mdaghra, eine der glücklichsten, bevölkertsten und reichsten Oasen der Sahara. Ueber vierzig Ksors liegen längs des Flusses Ued Sis, theilweise in einem großen Palmenwalde verborgen. Die Oase bringt Alles hervor, was der Mensch wünschen kann, vor Allem vorzügliche Datteln, Oel, Wein, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen und andere Früchte der Mittelmeer-Flora. Wir sind in Mdaghra an der Nordgrenze Tafilets und zugleich auch der Wüste angelangt und wollen nun, bevor wir definitiv nach Süden, nach der großen Wüstenmetropole Timbuktu aufbrechen, noch jenem Theile der nördlichen Sahara einen Besuch abstatten, welcher sich zwischen El Aruat und Mdaghra ausdehnt, und vorzüglich der Oasen der Ulad Sidi Scheikh, des uns schon vielfach bekannten Stammes und religiösen Ordens, und Figigs wegen unser Interesse in Anspruch nimmt. Wir kehren zu dem Zwecke nach Abuam zurück und brechen mit einer nach Tlemsen rückkehrenden Caravane nach Nordosten auf.

Nach zwei Tagereisen erreichen wir die Oase Boanan. Auch Rohlfs besuchte im Jahre 1862 auf seiner Reise von Tafilet nach Géryville die Oase und wurde vom Scheikh der Oase, Thaleb Mohamed ben Abd-Allah, sehr gastfreundlich aufgenommen. Zehn Tage lang war er sein Gast und aß mit ihm aus einer Schüssel. Den Berichten solcher Reisenden vertrauend, die nur einen oberflächlichen Blick in das Leben der Mohamedaner geworfen haben und erzählen, wer mit einem Muselman aus einer Schüssel gegessen habe, werde

für heilig und unverletzlich gehalten, vertrauend, beging er die Unvorsichtigkeit, eines Tages sein Geld sehen zu lassen. Von dem Augenblicke an war aber bei dem Scheikh der Ulad Boanan der Entschluß gefaßt, den Reisenden zu ermorden. Mit einem Führer, den der treulose Scheikh Rohlfs aufgedrungen, verließ der Reisende Abends die Oase, um nach der Oase Kenatsa zu ziehen.

Nach kurzem Marsche lagerte der kleine Zug und der Führer beeilte sich, ein helles und hochloderndes Feuer anzumachen, um seinem Herrn den Ort zu zeigen, wo der Christenhund lagere. Rohlfs und sein Diener waren bald eingeschlafen. Doch bald erwachte der Reisende unter der Detonation eines Schusses und sah den Scheikh der Oase Boanan dicht über sich gebeugt,



Oase Figig.

die rauchende Mündung seiner langen Steinschloßflinte auf seine Brust gerichtet. Rohlfs fühlte seinen linken Oberarm zerschmettert; im Begriffe, mit der Rechten seine Pistole zu ergreifen, hieb ihm der Scheikh mit dem Säbel die rechte Hand auseinander. Rohlfs sank darauf, durch den Blutverlust ohnmächtig, zusammen, sein Diener rettete sich durch die Flucht. Als Rohlfs den folgenden Morgen zu sich kam, fand er sich mit neun Wunden bedeckt allein, denn als er schon bewußtlos lag, hatten diese Unmenschen noch auf ihn geschossen und gehauen; sein Geld und seine Reisegeräthe waren verschwunden. In dieser hilflosen Lage blieb Rohlfs zwei Tage und zwei Nächte, eine gefährliche Situation, denn der Reisende konnte von Hyänen und Schakalen leicht angefallen und lebendig verzehrt werden. Endlich am dritten Tage kamen zwei Marabuts von der

nahen kleinen Sauya Hadschui. Sie hatten eiserne Haken auf den Schultern, um den Todtgeglaubten zu beerdigen, beeilten sich aber, als sie Rohlfs lebend fanden, ihn zu retten und brachten ihn nach der Sauya, woselbst er im Hause des Scheikhs der kleinen Oase die uneigennützigste und sorgsamste Pflege fand. Rohlfs kann nicht genug die großmüthige und gastfreundliche Art rühmen, mit der sowohl der Scheikh, Sidi Laschmy ist sein Name, sowie seine Frau ihn während des ganzen zweimonatlichen Aufenthaltes pflegten. Dabei waren die Leute so arm, daß sie nicht einmal Weizen und Butter hatten, beides aber auf Gemeindekosten von einer anderen Oase holen ließen, um dem Verwundeten eine angenehmere und leichtere Kost zu gewähren. Endlich nach langem Schmerzenslager war Rohlfs soweit hergestellt, um seine Weiterreise über Kenatsa und Figig nach Géryville antreten zu können, woselbst er im Hospital der Garnison bis zur gänzlichen Genesung auf das liebevollste gepflegt wurde.

Vollständig waren seine Wunden erst 1868 geheilt, nachdem Rohlfs stets mit offenen Wunden die Reise von Tripoli nach dem Tschadsee und Lagos, wie auch die Expedition nach Abessinien gemacht hatte. Auf der Strecke zwischen der Oase Boanan und Kenatsa finden wir Blei- und Antimon-Minen, welche die Beni Sithe bearbeiten. Kenatsa ist auf eine weite Entfernung hin von sandigem Boden umgeben, der jeglicher Vegetation entbehrt und an gewissen Punkten den Charakter einer mit einer weißlichen Decke überzogenen Sebcha annimmt; dieser Umstand verleiht der Oase das strenge Gepräge, welches diesem heiligen Orte entspricht, denn Kenatsa ist eine heilige, im ganzen Gebiete berühmte Sauya. Der Stifter des Ordens lebte im 11. Jahrhundert, und sein Name, das traditionelle Andenken an ihn, schützt den Ort, der weder Thore noch eine Mauer hat. Der Orden Sidi Mohamed Bu Sian steht in der ganzen Gegend im hohen Ansehen und seine Marabuts und Tholbas erhalten reichliche Geschenke.

Schon bald nachdem wir Tafilet verlassen haben, nimmt die Landschaft einen von der eigentlichen Wüste verschiedenen, abwechslungsreichen Charakter an, wir treffen alle Tage hinreichendes Wasser, Brunnen und Ortschaften, die anfänglich von den Oni Menia, von Kenatsa nordwärts von den Beni Gil und Dscherir bevölkert werden. Eine ganze Reihe von

fruchtbaren Oasen liegt zwischen dem Ued Ghir und dem Dschebel Lackhdar, dem nördlichen Randgebirge; so inmitten eines steinigen und von Wasserläufen durchsetzten Terrains die Oasen Bu Kaïs, Mughöl und Sefisifa, von den Beni Gil bewohnt, so die Oase Aïn Chaïr, welche den meisten Nomaden von Süd-Marokko als Hauptmagazin dient. Bewohnt von einer energischen und unruhigen Bevölkerung, bildet sie den Actionsherd des oberen Ghirthales, wie Figig es für den Ued Susfana ist, und steht gleich den anderen Oasen dieser Gegend unter der religiösen Herrschaft des Marabut von Kenatsa, welcher die Chefs der Ksors jährlich ernennt. Aïn Chaïr heißt Gerstenquelle, und diesen Namen führt die Oase mit Recht, denn sowohl in der Oase als auch in der Umgegend wird viel Gerste gebaut und geerntet. Die Dattelpflanzungen hüllen den Ksor fast ganz ein, zwei reichlich fließende Quellen gewähren der ganzen Cultur ein sicheres Gedeihen. Die hervorragende Rolle, welche die Oase in der ganzen, Dahar genannten Gegend spielt, legt dem Ksor die Verpflichtung auf, ernstlich an seine Vertheidigung zu denken, eine gut in Stand gehaltene Ringmauer, von Thürmen flankirt, beschützt die Unabhängigkeit seiner Bewohner. Im Jahre 1870 wurde die Bevölkerung indessen vom General de Wimpffen für ihre Wühlereien und räuberischen Einfälle auf algerisches Gebiet empfindlich gezüchtigt.

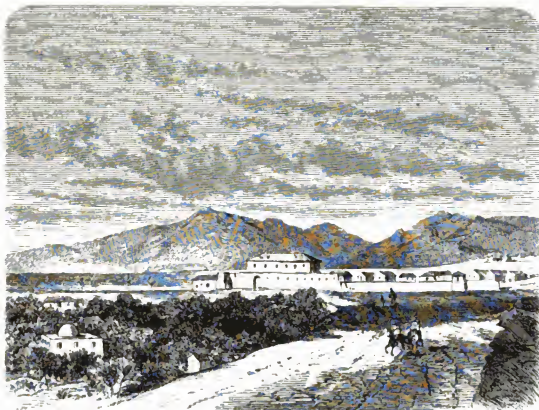
Je näher wir uns dem in seinen einzelnen Zügen im Allgemeinen von Südwesten nach Norden laufenden Gebirge nähern, desto eigenthümlicher, wilder durcheinander geworfen wird das Gepräge der Gegend. Hier stoßen wir auf mehrere aufeinander folgende felsige Höhenzüge, welche von Südwest nach Nordost parallel verlaufen und zwischen sich kleine Ebenen lassen, nur wenige und steile Uebergänge führen aus einer in die andere, auf welchen Schih und andere Wüstenpflanzen in großer Menge wachsen; dort blickt das Auge befremdet auf eine aus der einsamen Ebene aufsteigende Felsenmasse, welche in der Form einer ungeheuren Basilika ähnelt, deren Schiff und vorspringende Spitze sich vom Himmel abheben, anderwärts wieder glauben wir senkrecht aus der Ebene eine Kirche mit daneben stehendem Thurme aufsteigen zu sehen, es ist aber wie die erste Erscheinung eine Gara, der Rest eines mitten in der ausgedehnten Ebene stehen gebliebenen kleinen Plateau's, das durch den Zahn der Zeit und das

Wetter die wunderbarsten Formen angenommen hat. Im Frühjahre unter dem Einflusse des Regens und der noch verhältnißmäßig milden Temperatur sind die Ebenen und Thäler dieser Gebirgsregion mit einer Flora bedeckt, von deren Mannigfaltigkeit und Farbenreichthum wir uns keine Vorstellung machen können, weit ausgebreitete Arten kleiden sich in die lebhaftesten Farben und hauchen die angenehmsten Wohlgerüche aus. Doch unter dem farbenreichen Teppich lauert ein gefährlicher Feind, die gehörnte Viper, deren Anblick schon den Arabern Schrecken einjagt. An sandigen Stellen wächst eine Art weißer Trüffel, die man Terfes nennt, sich im Geschmacke der Kartoffel nähert und in dieser Gegend die wichtigste Nahrungspflanze bildet, da sie im Frühlinge in großer Menge gedeiht.

Am vierten Tage nach unserem Aufbruche von Kenatsa taucht, von mächtigen Bergen umrahmt, vor uns die große Oase Figig auf, deren dichte Palmenwälder uns ein höchst malerischer und erfreulicher Anblick sind. Es ist die letzte Oase nach dem Norden zu, deren Datteln noch ihrer Güte wegen gesucht werden. Figig ist kein Ort oder Stadt, sondern eine drei bis vier Stunden im Umfange haltende, sehr fruchtbare Oase mit zehn Ksors, die alle befestigt sind, je von einem Marabut selbstständig verwaltet werden und fast fortwährend in Feindseligkeiten mit den auswärtigen Ortschaften oder unter sich selbst sind. Obwohl die Oase keinen regelmäßigen Tribut zahlt, erkennt sie doch die Oberhoheit des Kaisers von Marokko an, und obwohl nur einen Tagemarsch von der französischen Grenze gelegen, war es bisher noch keinem Franzosen möglich, die Oase selbst zu besuchen. Rohlfs durchzog sie auf seiner Reise im Jahre 1862. Diese zehn Ksors, von welchen Snaga der Hauptksor ist, und unter welchen zwei durch ihren Namen Hammam (heißes Bad) die Existenz heißer Heilquellen in der Oase verrathen, sind ebenso wie die Palmengärten von einer 2 Meter hohen crenelirten und von Thürmen flankirten Wallmauer umgeben. Außerhalb dieser Mauer liegen noch einige isolirte Ksors, welche indessen zur Oase zählen. Die Gesammtbevölkerung der Oase darf auf 12—15.000 Seelen geschätzt werden, welche 2500 Mann in's Feld stellen können. Die Oase producirt außer der Dattel sämmtliche Früchte der Mittelmeer-Zone und unterhält einen sehr lebhaften Handel; die algerischen Stämme bringen Butter, Oel, Felle, Wolle, Schafe, Ziegen und

Getreide, und holen dafür Pulver, das hier in besonderer Güte (nach arabischer Werthschätzung) erzeugt wird, Kleidungsstücke, Datteln, Waffen und Sclaven.

Es ist ein Labyrinth von Bergen, engen Schluchten, abwechselnd mit leichtgewellten von Halfa übersäeten Ebenen oder nackten, steinigen Hammadaflächen, das wir, unsere Reise fortsetzend, zu durchziehen haben, bis wir



Géryville. (Vom Verfasser nach der Natur aufgenommen.)

Géryville, den südlichsten französischen Posten in der Provinz Oran, erreichen. Dieses stark coupirte Terrain ist denn auch die Heimat der Hyänen, Schakale, Gazellen und Antilopen, auf unserer Wanderung huscht es alle Augenblicke wie ein grauer Nebel vor unseren Augen, es sind die hier in Unzahl lebenden Wüstenspringmäuse.

Trotz ihrer Häufigkeit gewahrt man die schmucken Geschöpfe ziemlich selten in Ruhe. Man kann nicht gerade sagen, daß sie sehr scheu wären;

aber sie sind unruhig und furchtsam und eilen bei dem geringsten Geräusche und Sichtbarwerden eines fremden Gegenstandes schleunigst nach ihren Löchern. Auch fallen sie nur in geringer Entfernung in's Auge, weil ihre Färbung der des Sandes vollständig gleicht, und man ziemlich nahe herankommen muß, ehe man sie bemerkt, während ihre scharfen Sinne ihnen die Ankunft des Menschen schon auf große Entfernung hin wahrnehmen lassen. Wohl darf man sagen, daß es schwerlich ein anmuthigeres Geschöpf geben kann, als diese Springmäuse. So sonderbar und scheinbar mißgestaltet sie aussehen, wenn man sie todt in der Hand hat oder regungslos sitzen sieht, so zierlich nehmen sie sich aus, wenn sie in Bewegung kommen. Erst dann zeigen sie sich als echte Kinder der Wüste, lassen sie ihre herrlichen Fähigkeiten erkennen. Ihre Bewegungen erfolgen mit einer Schnelligkeit, welche geradezu an's Unglaubliche grenzt; sie scheinen zu Vögeln zu werden. Bei ruhigem Gange setzen sie ein Bein vor das andere und laufen sehr rasch dahin, bei großer Eile jagen sie in Sprungschritten davon, welche sie so schnell fördern, daß ihre Bewegung dann dem Fluge eines Vogels gleicht; denn ein Sprung folgt so rasch auf den anderen, daß man kaum den neuen Ansatz wahrnimmt. Dabei tragen die Springmäuse ihren Leib weniger nach vorn übergebeugt als sonst, die Hände mit den Krallen gegeneinander gelegt und nach vorn gestreckt, den Schwanz aber zur Erhaltung des Gleichgewichtes gerade nach hinten gerichtet. Wenn man das Thier aus einiger Entfernung laufen sieht, glaubt man einen pfeilartig durch die Luft schießenden Gegenstand zu gewahren. Kein Mensch ist im Stande, einer im vollen Laufe begriffenen Springmaus nachzukommen, und der sicherste Schütze muß sich zusammennehmen, will er sie im Laufe erlegen. Sogar in einem eingeschlossenen Raume bewegt sich das zierliche Thierchen noch so schnell, daß ein Jagdhund es kaum einholen kann.

Fühlt sich die Springmaus ungestört und sicher, so sitzt sie aufrecht auf dem Hintertheile wie ein Känguru, oft auf den Schwanz gestützt, die Vorderpfoten an die Brust gelegt, ganz wie Springbeutelthiere es auch zu thun pflegen. Sie weidet in ähnlicher Weise wie Kängurus, doch gräbt sie mehr als diese nach Knollen und Wurzeln, welche wohl ihre Hauptnahrung zu bilden scheinen. Außerdem verzehrt sie mancherlei Blätter, Früchte und



Halfa-Ebene.

Samen, ja sie soll selbst Aas angehen oder wenigstens den Kerbthieren gierig nachstellen.

Die Araber stellen ihnen, weil sie das Fleisch genießen und ziemlich hoch schätzen, eifrig nach und fangen sie ohne sonderliche Mühe lebendig, oder erschlagen sie beim Herauskommen aus den Bauen. Ihre Jagdweise ist sehr einfach. Sie begeben sich mit einem langen und starken Stocke nach einer Ansiedelung der Springmäuse, verstopfen den größten Theil der Röhren und graben nun einen Gang nach dem anderen auf, indem sie ihren starken Stock in den Gang stecken und die Decke aufbrechen. Die geängstigten Wüstenmäuse drängen sich nach dem innersten Kessel zurück oder fahren durch eine Fluchtröhre nach außen und dann in ein vorgestelltes Netz oder selbst einfach in den Aermel des Obergewandes, welches der Araber vorgelegt hat.

Im Jahre 1853 an der Stelle eines in Ruinen zerfallenen Ksors gegründet, erhielt Géryville seinen Namen nach dem Obersten Géry, welcher der Erste 1845 an der Spitze französischer Truppen in dieser Gegend erschienen war, um den Scheikh und Mokaddem der Ulad Sidi Scheikh, Sidi Hamsa, einen der mächtigsten Bundesgenossen Abd el Kader's, zu bekämpfen. Sidi Hamsa selbst wurde sieben Jahre später (1852) gefangen genommen und nahm die französische Investitur als Khalif der Ulad Sidi Scheikh an, ihm selbst wurde in den Gärten der neugegründeten Niederlassung ein im maurischen Style gehaltenes Haus gebaut. Inmitten einer allseitig von Bergen, im Süden von der durchschnittlich 1200 Meter über der Ebene erhobenen Kette des Dschebel Ksel umrahmten Arena liegt auf einer leichten Bodenwelle das Fort, um welches sich die wenigen Häuser der hier angesiedelten Europäer, die Lagerbaracken der Truppen und die Zelte der nomadisirenden Stämme gruppiren. Der Boden dieser Arena ist bis zu den Bergen im Süden nackte, leichtgewellte, mit kleinem Gerölle bedeckte Hammada, nur hie und da von spärlichen Halfabüschen unterbrochen. Im Westen des Forts durchschneidet eine enge, im Frühjahre von mächtigen Wassermassen angefüllte Schlucht, der Ued El Biod, die Ebene unmittelbar im Norden von Géryville, ein höchst romantisches, gewundenes Defilé bildend, das auf das Steppenplateau der Schottregion mündet. Wenige Schritte vom Fort entspringen zwei reiche Quellen, welche ein köstlich frisches und süßes Wasser liefern und zur

Bewässerung der Gartenanlagen verwendet werden. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit Géryville's sind die zahlreichen Lager conchylienführender marmorähnlicher Gesteine; in der ganzen Umgegend des Forts stößt man auf Steine, welche Muscheln umschließen, oder geschliffen die zartesten Zeichnungen von Pflanzenabdrücken zeigen.

In der Erforschungsgeschichte der algerischen Sahara spielt Géryville eine bedeutende Rolle, denn im Zeitraume vom Jahre 1853—70 gingen von hier nicht weniger als dreizehn größere militärische Expeditionen der Franzosen aus, welche auch der Wissenschaft fruchtbringend wurden, indem durch einzelne gebildete und verdienstvolle Officiere, wie Oberst Colonieu, General Colomb, General Dastugue, Capitän Burin und de la Ferronay und unter Mitwirkung eines für die Erforschung der algerischen Sahara überaus verdienten Geologen, Dr. Marès, ein Gebiet der Erdkunde erschlossen wurde, das bis weit über die marokkanische Grenze nach Westen und bis zum Oasengürtel Tuat nach Süden reichend, mehr als 150.000 Quadratkilometer Fläche bedeckt, einen großen Theil der Areg-Region umfaßt und in hydrographischer, orographischer und landschaftlicher Hinsicht zu den interessantesten der ganzen nördlichen Sahara gehört.

Wenn uns von Tafilet bis Figig die Vegetation der Gegend nur vereinzelt den Anblick des Halfa gestattete, da dieses südlich des äußersten Randgebirges und des ihm vorgelegenen Oasengürtels hauptsächlich durch Drin und Schih verdrängt wird, so sind wir jetzt hingegen in der eigentlichen Heimat des Halfa. Auf den leichtgewellten Ebenen des Hochplateau's, das bei Géryville 1307 Meter über dem Meere liegt, in allen Wadis und in allen Thalebenen, welche sich zwischen den wildzerklüfteten Bergen des Dschebel Ksel und Dschebel Ksan hinschlängeln, sprießt, so weit das Auge reicht, das schilfartig in die Höhe starrende Halfa, einem wogenden, gelbgrauen Meere gleich, wenn der Wind leicht darüber hinzieht. Wir könnten uns in eine Prairie versetzt glauben, denn unabsehbar reiht sich auf kleinen Erdhöckern ein Büschel an das andere (das Halfa bildet nie eine einheitliche, gleichmäßige Grasfläche) und wie Menschenhaar wehen die dichten Büschel unter dem Hauch des Luftzuges. Betrachten wir diese Flächen im Spiegel der Beleuchtung, so entfaltet die an und für sich einförmige Landschaft

einen seltenen Reiz. Der Flug der Wolken, die bald ihre Schatten über einen Theil der Ebene werfen, um gleich darauf weiter ziehend, die Fläche in einer Lichtfluth erscheinen zu lassen, bringt die phantastischesten Abwechslungen in den Tinten hervor, die sich auf der wogenden Steppe malen. Für die algerische Colonie sind die Halfaflächen ein wahrer Segen, eine reiche Einnahmsquelle, denn abgesehen davon, daß das Halfa auf dem Steppenplateau das einzige Brennmaterial und auf weite Strecken hin das einzige Viehfutter bildet, wird es in jährlich wachsenden Quantitäten (mehrere Millionen Kilo) zur Papier-Fabrikation nach England ausgeführt.

Wir haben mit Géryville bereits den Nordrand der Wüste überschritten und kehren daher über das Randgebirge des Dschebel Ksel, in welchem uns der Dschebel Bu Derga als dominirender Punkt lange Zeit in Sicht bleibt, nach dem Süden, nach der Areg-Region zurück. Obwohl fast unter derselben geographischen Breite gelegen wie El Arnat, ist Géryville in Folge der von Südwest nach Nordost verlaufenden Kammlinie der Randgebirge am inneren Rande, El Arnat aber am äußeren Fuße dieses Gebirges gelegen. Um in den mit El Arnat correspondirenden Oasengürtel zu gelangen, müssen wir eine mehr als 50 Kilometer breite Zone wilder Berglandschaften durchkreuzen und finden endlich am Südabhange dieses Berglandes eine Reihe von blühenden Oasen, wie El Maïa, Bresina, El Abiod Sidi Scheikh, Moghar u. s. w., und vor ihnen nach Süden die unendlichen sanftgewellten Weide- und Hammadaflächen der Sahara. In diesem zerklüfteten und kahlen Randgebirge haben eine Reihe von Flußbetten ihren Ursprung, welche in engen Schluchten und Einschnitten, reich an wildromantischem Reiz, das Gebirge durchbrechend, sich in die Hammada einen Weg bahnen, und nachdem sie dieselbe durchquert, am Nordrande der Areg-Region in einer Reihe von kesselförmigen Einsenkungen, Sebchas und Dayas ein plötzliches Ende nehmen, d. h. in ihrem sichtbaren Laufe nur, denn es ist gewiß, daß die Wässer unterirdisch unter der Areg-Region ihren Weg fortsetzen und die große Sebcha von Gurara wie die Fogara's in Tuat speisen. Dieser engen Schluchten, Ausfallsthore des Wassers, Kheneg genannt, giebt es auf der Linie zwischen El Arnat und Figig zahlreiche, wir wollen nur die Ued Sergun, Seggör, el Kebir, Namus nennen, stürmische und tosende

Wildbäche zur Zeit der großen Regen im Winter und Frühjahre, lange und breite, mit Sand oder brennendheißen Kieseln erfüllte, trockene Rinnen, wenn die Wasser abgelaufen sind. Diese Flußrinnen gleichen aber Arterien, welche in die am Südrande des Gebirges liegende Oasenzone und selbst bis an den Nordsaum des Areg das Leben verpflanzen, denn mit dem Wasser, welches aus den Bergen herunter kommt, wird auch vegetabilische Erde heruntergeschwemmt, welche sich in den Dayas ablagert und hier eine Art wasserloser Oasen schafft, während das Gerölle und Geschiebe schon im Oberlaufe der Flüsse abgelagert wurde. Im Bette dieser periodischen Flüsse hat die Natur glücklicherweise für die Anlage von kleinen Bassins gesorgt, deren felsiger oder thoniger Grund das Wasser nicht durchsickern läßt, sondern kürzer oder länger nach der Schwellzeit der Flüsse bewahrt, es sind die Rhedir, die Wasserreservoirs der Nomaden während des Frühjahres und bis in den Sommer hinein.

Die weiten Flächen und Ebenen zwischen diesen einzelnen Wasserläufen bedeckt bis auf 50 Kilometer südlich der Oasenzone zum großen Theile eine im Frühjahre üppige Krautvegetation, die das Eldorado des Saharahirten bildet. Im Bereiche der Oasenzone weidet sich das Auge nicht nur an den schönen Palmen, diesem echten Wüstenbaume, es freut sich des dunklen Grüns zahlreicher Terebinthen (Pistacia atlantica), an den üppig gedeihenden Begel-, Getaff- und Domransträuchen und an dem unübersehbaren grünen Teppich der Drin- und Schihpflanzen. Im Winter und Frühjahre werden diese Ebenen zum Zufluchtsorte der Heerden der algerischen Stämme, welche im Sommer auf dem hohen Schottplateau ihre Zelte aufgeschlagen haben, denn auf dem Plateau ist, wie Beobachtungen in Géryville gezeigt haben, der Winter ein rauher Geselle, der Schnee ist fast alljährlicher Gast und die Kälte erreicht 10—12 Grade. Dann eilen die Ulad Jagub, die Ulad Sidi Scheikh, die Trafi und Hamiyan in diese Gefilde und schlagen hier ihre Zelte auf, ihre Wanderungen bis zum fernen Süden, zum Saume der Areg-Region bis nach El Golea hin erstreckend.

Man muß mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Araber vertraut sein, um den mächtigen Reiz zu begreifen, welcher sie nach diesen stillen und ungastlichen Einöden zieht, die sie für uns Europäer scheinen. Der

arabische Nomade lebt in und von seiner Heerde, sie ist sein ganzer Reichthum, seine ganze Freude, er kennt kein größeres Glück, kein größeres Vergnügen, als diese sich vermehren und gedeihen sehen. Die Wolle, die er von ihr gewinnt, wird er nicht dazu verwenden, die dürftigen Lumpen, die ihn und seine Familie kleiden, zu ersetzen, nein — er verkauft sie, um neue Ziegen und Schafe zu erhandeln. So kommt es, daß er Besitzer von ein- bis zweitausend Schafen ist und nur zweimal des Jahres an den durch die Religion gebotenen Festen, wie z. B. am Feste Aïd el Kebir, dessen Feier wir in Tuggurt beigewohnt haben, eines seiner Thiere schlachten und verzehren wird. Ohne zwingende Nothwendigkeit eines seiner Thiere zu tödten, scheint ihm eine Monstruosität, und er gleicht in der Behütung seiner Heerden dem Geizhalse, der über seinem Schatz brütet, der sein Leben damit verbringt, die Geldstücke zu bewundern, und vor dem Gedanken erzittert, sich eines derselben zu entäußern, um Hunger und Durst zu stillen. Die Annehmlichkeiten des Lebens, das einfachste Wohlleben lassen ihn kalt, dort wo seine Schafe und Kameele sich wohl fühlen, ist er es auch, und wäre es in einem Backofen, wie es die Sahara im Sommer ist.

Wenn zu Beginn des Winters der Westwind die ersten Regenwolken über das Randgebirge jagt, dann kann man den Instinct der Thiere bewundern, stundenlang stehen sie mit weit vorgestrecktem Halse unbeweglich nach Süden gewendet, wo ihnen saftige Weiden und die Wärme der Sahara winkt, und es bedarf keines Treibers, um sie nach dem Süden zu führen, im Gegentheile, sie würden dem abwehrenden Hirten entfliehen. Geht dann der Frühling zur Neige, potenzirt sich die Wärme der Sonnenstrahlen in dieser vorhergeschilderten Ebene, dann kehren die Thiere wieder instinctiv nach den kühleren Bergen und den Hochflächen im Norden derselben. Der Mensch, die verschiedenen Nomadenstämme des Berglandes, des Steppenplateau's und des Oasengürtels am Südfuße desselben, sie folgen demselben Gesetze. Selbst der reiche Scheikh verläßt mit den Seinen die Smala (ein befestigtes, von einer mit Schießscharten versehenen Mauer umgebenes Zeltlager der Araberchefs im Tell und auf den hohen Steppenplateaux) und zieht nach dem gelobten Lande der Weiden; das ist auch die Zeit, die dem Hirten der Sahara so wohlgefällt, während das Leben, das er führt, uns ein schreckliches scheinen

mag. Mit einem Stocke, seinem Muß, einem Schlauche zur Erzeugung von Butter und Schafkäse und zur Aufbewahrung der Milch versehen, bricht er mit der Heerde eines Tages aus seinem Duar auf und zieht mutterseelenallein hundert und mehr Kilometer in die Einsamkeit jener Weidegründe, in welcher er drei Monate, auf's Gerathewohl seinen weidenden Thieren folgend, herumzieht. Seine Kameele und Schafe, die er hütet, entbehren gleich



Eine Smala.

ihm während der ganzen Zeit des Wassers, die saftigen Krautpflanzen dieser Ebenen und der Dünenstrecken machen den Thieren das Wasser entbehrlich, der Hirt trinkt die Milch der Kameele und lebt vom Käse, den er sich allabendlich ohne Salz zubereitet, an Terfes ist kein Mangel und ab und zu gelingt es ihm, mit seinem Stocke einen Hasen oder einen jungen Gazellenbock zu erlegen. Er schläft, wo ihn die Nacht überrascht, in seinen nur

nothdürftig mehr zusammenhaltenden, fetzigen Burnus gewickelt, auf den spitzen Kieseln oder auf dem Sande so gut wie im heimatlichen Duar, so gut wie in irgend einem weichen Flaumenbette, während sein Hund wacht und die Heerde bellend umkreist, um Schakale und Hyänen fernzuhalten. Während dieser drei Monate sieht er oft kein menschliches Wesen und doch behagt ihm dieses Leben, denn rufen ihn die Geschäfte in's Tell, so eilt er diese zu beenden und herauszukommen, er ist in den dumpfen Häusern der Städtebewohner unglücklich, erst in die unendliche offene Wüste zurückgekehrt, athmet er wieder auf, und es ist keine Uebertreibung, wollte man einen solchen Hirten plötzlich in das schönste Land der Erde versetzen, er würde vor Sehnsucht nach seiner theuren Sahara und aus Langweile dahinsiechen.

Ueber den Paß der Ulad Mumen, den Dschebel Bu Derga zur Rechten lassend, gewinnen wir, ein Chaos eigenthümlich geformter Berge durchwandernd, den Ksor Rasul. Die Landschaft ist im höchsten Grade pittoresk, und es dürfte schwer halten, ein gleich wildes, zerrissenes und nach allen Richtungen von engen schluchtenförmigen Spalten durchzogenes Bergland zu finden. Der Anblick der Berge wirkt um so überraschender, als die Vegetation, in deutliche Zonen gereiht, die mittleren Abhänge bedeckt, während der untere Theil des Abhanges gleich dem Gipfel nackt und felsig ist. Einem breiten Bande gleich zieht sich das Grün der immergrünen Eiche, der Terebinthen, des Wachholderbaumes und des Rosmarin, das weithin duftet, um den Berg, einzelne abgestorbene, die nackten grauen Aeste starr gegen Himmel streckende Terebinthen- und Telalibäume reichen noch über diese mittlere Zone hinaus, sie haben aber dabei das Leben eingebüßt. Eine weitere auffallende Erscheinung ist es, daß die Vegetation an der Nordseite (der dem Steppenplateau zugekehrten Seite) der Berge viel dichter und frischer als an der dem heißen Hauche des Gebli ausgesetzten Südseite ist. Im Thalgrunde oder auf den kleinen offenen Flächen begleitet uns unausgesetzt das Halfa und nach Süden zu immer häufiger als Genosse Schih, Harmel (Peganum harmala) und Senga (Ligeum spartum).

An der Quelle eines der zahlreichen Zuflüsse des Ued Seggör lagernd, bereiten uns unsere arabischen Begleiter bei Anbruch der Nacht das Schauspiel eines Halfabrandes. Da wir in Sicherheit sind, so können wir mit

Ruhe das herrliche Bild betrachten. Ein leichter Wind begünstigt das Vorhaben, anfänglich sind es nur einzelne Büschel, die auf allen Seiten, an allen Berghängen hell auflodern, doch bald züngeln und lecken die Flammen nach allen Richtungen, in wenigen Minuten ist das ganze Thal im Umkreise einer Stunde und die Abhänge der Berge, wo immer nur ein Büschel des leichtentzündlichen steifen Grases sich eingenistet hat, ein wogendes Feuermeer, über



Brand einer Halfa-Ebene.

welches eine große dunkle Rauchwolke sich schirmartig ausbreitet; allmälig zerreißt die bisher compacte Feuerlohe, es fehlt dem Elemente an Nahrung, denn das Halfa verglimmt sehr schnell, auch setzen die felsigen Partien der Berge und die breiten Flußrinnen der Ausbreitung des Feuerherdes eine Schranke. In der Thierwelt des Thales hat der Brand, so kurz er auch gewährt und so gering dessen Ausdehnung war, eine heillose Verwirrung erzeugt, an

unseren Zelten zieht es wie eine verwegene Hetzjagd vorüber, Schakale, Hyänen, der Reineke der Wüste, Gazellen und Aruis, dazwischen der Troß der blitzartig dahinschießenden Springmäuse, eilen bunt durcheinander und unaufhaltsam nach einem freien Auswege. Viel imposanter als hier, wo das Terrain zu coupirt und zerrissen, ist das Schauspiel auf den großen Ebenen des Steppenplateau's, auf welchen Flächen von 10—50 Quadratkilometer in ein Feuermeer verwandelt werden. Es geschieht dies mit Absicht, wenn die Wanderheuschrecke ihren Zug aus dem Süden gegen das Tell nimmt, dann sind diese wogenden Halfaflächen den Thieren eine willkommene Raststation, aber auch ihr Verderben. Eine Kette von tausend und mehr Arabern umzingelt sofort das Invasionsheer und steckt auf dem ganzen Umkreise das Halfa in Brand, den Heuschrecken einen schnellen und sicheren Untergang bereitend. Der Brand einer solchen großen mit Halfa bedeckten Fläche ist wirklich imposant und erinnert mehrfach an einen Prairiebrand, welchen es an phantastischen Scenerien noch übertrifft. Das immer weiter um sich greifende flackernde und prasselnde Feuer, das Gewieher der fliehenden Pferde, das Blöken der ziellos herumirrenden, von den Arabern getriebenen Schafheerden und Rinder, die gespenstig hin und her laufenden und wie toll schreienden Massen der Männer, deren Burnusse im Feuerschein blenden, und die dicke Rauchdecke, welche den herrlichen Himmel verschleiert, alles dies giebt ein großartiges Schauspiel, dessen Zweck indessen ein wohlthätiger ist.

Unsere Reise fortsetzend, gelangen wir über mehrere zur Hauptkette des Dschebel Ksel parallellaufende Bergzüge in das Thal des Ued Seggör und betreten, in's trockene Bett des Ued hinabsteigend, eine enge finstere Schlucht, deren 50 Meter hohe senkrechte Felswände von der allmäligen Erosion des Wassers wie polirt erscheinen. In mehreren Windungen durchbricht in dieser Schlucht der Ued Seggör den letzten Wall der Berglandschaft, am Ausgange angelangt, glauben wir, daß der Maschinist den Vorhang vor uns aufgezogen hat, der uns ein herrliches Bild verdeckte, denn plötzlich treten die Berge zur Seite und vor uns liegen die unübersehbaren leichtgewellten Ebenen dieses Theiles der nördlichen Sahara. Am fernen Südhorizonte zeichnen sich die Kämme einzelner isolirter Bergzüge ab, während vor uns aus einem kleinen Palmenhaine, von Dünen umsäumt, der Ksor Bresina

hervorlugt. Diese enge Schlucht, von den Ulad Sidi Scheikh, Kheneg el Aruia genannt, ist von den Franzosen das Thor der Wüste genannt worden, eine Bezeichnung, die sie mit Recht verdient, denn keine größere Ueberraschung kann dem Reisenden werden, als wenn er, aus der engen und düsteren Schlucht heraustretend, die unendliche Sahara vor sich hat. Bresina selbst ist ein kleiner Ksor inmitten eines Palmenhaines von 8—10.000 Stämmen und dient den Ulad Aïssa und den Ulad Sidi Scheikh als Kornspeicher.

Etwa 15 Kilometer südlich von Bresina fesseln drei isolirte, steil aus der Ebene herausragende, 60 Meter hohe Gurs unser Interesse. In der Form gleichen sie den Ruinen eines Riesenpalastes, die untergehende Sonne verwandelt ihre rothe Farbe in flüssiges Feuer, das uns blendet, unsere Gedanken verwirrt, ein bewunderungswürdiges geologisches Phänomen! Wer vermöchte bei diesem Anblicke sich des Gedankens eines in einer früheren geologischen Periode existirenden Binnenmeeres an der Stelle der heutigen Sahara erwehren können? Die Anzeichen sind scheinbar so eindringlich, und doch ist es bisher nicht gelungen, den zweifellosen Beweis dafür zu erbringen. Auf einem dieser Gurs treffen wir auf Spuren älterer Bauten und einer Cisterne. Unser Führer ermangelt nicht, die Sage, die sich daran knüpft, uns zu erzählen. Ein Weib des einst mächtigen, das ganze Gebiet der Oasen zwischen El Aruat und Figig bewohnenden Stammes der Beni-Amer vertheidigte sich hier lange Jahre hindurch gegen einen Sultan des Westens (Marokko), der ihr seine Liebe aufdringen wollte. Derselbe hielt die Gara lange umzingelt und hoffte durch Durst die Besatzung und ihre Herrin zur Capitulation zu zwingen, doch anstatt sich zu ergeben, ließ sie an den Mauern der Feste nasse Wäsche zum Trocknen aufhängen, eine List, die zwar die letzten Tropfen Wasser der Cisterne in Anspruch nahm, aber auch den Abzug des Feindes zur Folge hatte. Bent el Khas ist der Name dieses Weibes, das in der Poesie der Saharastämme eine große Rolle spielt, eine bedeutende Anzahl der Brunnen, welche in den wenigst besuchten Theilen der algerischen Sahara und der Dünen-Region den Reisenden vor den Qualen des Durstes bewahren, werden von den Arabern als ihr Werk bezeichnet.

In der Erzählung solcher Traditionen und phantastischer Legenden sind die Araber der Sahara glühende, naive Enthusiasten, mit Begeisterung

sprechen sie von der blühenden Vegetation ihrer Wadis und der Weidegründe, von der Jagd in der unendlichen Einsamkeit des Wüstenplans, sie haben dabei so ausdrucksvolle Gesten und Worte, um den scheinbar bis in's Endlose reichenden Wüstenhorizont zu malen, und der Zug des Herzens, der sich in allen diesen Worten und Mienen für die Wüste ausspricht, ist so lebendig, daß ihr Enthusiasmus wie ein Contagium wirkt, wir fühlen uns unwillkürlich mitgerissen und in uns regt sich auch der Wunsch nach der stillen, erhabenen Wüste und dem beschaulichen Leben, welches der Nomade in ihr führt. Auch unser Führer straft diese Schilderung nicht Lügen, die Luft in der Nähe der Palmen und Häuser des Ksors, vor dem wir unsere Zelte aufgeschlagen haben, scheint ihm zu schwer auf der Brust zu liegen, nur dort weit im Süden hinter der phantastisch geformten Gara kann er aus vollen Lungen athmen, seine feuchten Augen glänzen feurig, sein ganzes Gesicht strahlt vor Enthusiasmus, da er uns von den Jagden in seiner Jugend erzählt, als er, mit zwei oder drei Genossen ganze Monate in dem Chaos der Areg-Region oder auf den kieseligen Hammadaflächen herumstreifend, den Freuden der Jagd huldigte, vom Fleische der Trappe, der Gazelle und der Antilope sich nährend, weich gebettet im warmen Sande unter dem immer sternhellen, wolkenlosen Himmel der Sahara schlief. Uns verwöhnten Europäern erscheinen freilich auf den ersten Anblick und ohne sich dem Zauber solcher enthusiastischer Schilderungen hingegeben zu haben, diese ausgezeichneten Weiden etwas dürftig, ein Alpenhirt würde allerdings in Verzweiflung gerathen und sich in den unfruchtbarsten Theil der Welt versetzt glauben.

Etwa 140—150 Kilometer südlich unseres Standpunktes in Bresina dehnt sich am Rande der Areg-Region in einem 30—50 Kilometer breiten Streifen, theils ohne jeden Zusammenhang mit den vom Norden herabkommenden Flußbetten, theils das Ende derselben bezeichnend, vom Schebka-Plateau der Beni Mzab bis Igli am Ued Ghir eine Reihe trichterförmiger großer und kleiner Einsenkungen aus, welches Gebiet man uns als die Region der Dayas bezeichnet. Es ist ein förmliches Labyrinth solcher Einsenkungen, auf deren Grunde der Boden entweder eben, schmutzigweiß und mit Salzauswitterungen bedeckt, sebchaartigen Charakter trägt, oder in der Mehrzahl

mit einem dichten Teppiche succulenter Vegetation bedeckt ist, die zuweilen selbst förmlich wasserlose Oasen bildet. Die Tradition der Araber hat einer dieser Dayas, der Daya Habessa, eine besondere Bedeutung in der Geschichte der Saharastämme zuerkannt, sie läßt in ihr die beiden feindlichen Stämme der Sebeïrat und Ubeïrat in Folge einer Verwünschung eines heiligen Marabuts verschwinden. General de Colomb, welcher sie im Jahre 1857 in Gesellschaft des Mokaddem Sidi Hamsa besuchte, fand sie circa 12 Quadratkilometer groß, durch eine große Düne in ihrer Mitte gewissermaßen in drei Theile getheilt. Der Glaube an die Tradition war damals bei den Hirten der Umgebung noch in voller Kraft, die Daya daher mit ängstlicher Scheu gemieden, selbst die Antilopen und Gazellen meiden die wüste und völlig vegetationslose Fläche dieser Daya.

De Colomb überschritt aber den als unfehlbar nachgebend geschilderten Boden ungefährdet und zerstörte damit eine der vielen Legenden, die den Nomaden der Sahara so geläufig sind. Sein Begleiter Dr. Marès fand die Oberfläche derselben aus einer 25 Centimeter starken Salzkruste bestehend, unter welcher Kruste ein an Conchylien überaus reicher, dickflüssiger Sand liegt. Unter den Conchylien konnte eine Art von Cardium edule, Melanopsis, Paludina acuta und Physa intorta constatirt werden, alles Arten, welche im lebenden Zustande noch heute in den brackischen Küstensümpfen der Nordküste Afrika's, im Guadalquivir in Spanien und in den Schotts des hohen Steppenplateau's Algeriens vorkommen. Diese Erscheinungen sprechen mehr oder minder bestimmt für die Existenz größerer Binnenseen in einer geologisch jungen Periode an der Stelle dieser Dayas. Nach dem Zurückweichen des Wassers blieben alle diese natürlichen Bassins gefüllt, das Niveau des Wassers sank von Jahr zu Jahr, bis endlich nur mehr eine dickflüssige Masse den Abgrund ausfüllte. Unter der Einwirkung der glühenden Sonne verhärtete sich die oberste Schichte dieser Masse zu einer soliden Kruste, die anfänglich stark genug war, um eine dünne Schichte Flugsandes, nicht aber Menschen und Thiere zu tragen. So mochte es wohl möglich sein, daß vor tausend Jahren die beiden oberwähnten Stämme von dem dickflüssigen Schlamme verschlungen wurden, seither aber die Kruste hinreichend an Festigkeit zunahm, um auch Menschen und Thiere zu tragen.

Wir setzen nunmehr unsere Wanderung von Bresina nach den Ksors von El Abiod Sidi Scheikh fort. Das Landschaftsbild ist nun ein ganz verändertes, der Boden wird, je weiter wir nach Westen kommen, immer felsiger, die Vegetation dürftiger und eine andere. An Stelle des Halfa tritt Schih, Nessi (Arthratherum plumosum), Regig (Helianthemum sessiliflorum), Drin und Bubonia feii, auch der Schleier der Negerin genannt. Bald taucht zu unserer Linken der wellenförmige Kamm des Dschebel Tismert auf, bis tief am Westhorizonte hinabreichend, vor uns heben sich inmitten einiger Gruppen schlanker Palmen, überhöht von den glänzend im Sonnenlichte sich spiegelnden Kuppeln der Kubas, die fünf Ksors von El Abiod Sidi Scheikh lebhaft vom vergoldeten Hintergrunde einiger großen Dünen ab, während gegen Süden das Auge über die endlosen Flächen der Sahara hinirrt. Wir schlagen vor einem Ksor unsere Zelte auf und statten diesen unseren Besuch ab. El Abiod Sidi Scheikh und seine Sauya sind die Residenz des Mokaddem eines der mächtigsten religiösen Orden der nördlichen Sahara, und die Ksors verdanken eben ihren Namen einem Marabut Sidi Scheikh (der Verehrungswürdige), welcher im 17. Jahrhunderte lebte und durch sein Wissen, seine Gerechtigkeitsliebe, seinen versöhnenden Geist und seine Geschicklichkeit sich einen weitreichenden und mächtigen Einfluß und den Ruf eines Heiligen erwarb. Um ihn sammelte sich Alles, was der Raubsucht und Grausamkeit der türkischen Regierung im Tell oder der Anarchie, welche im Lande an allen Ecken und Enden herrschte, entfliehen konnte. Zu El Abiod fand Sidi Scheikh einige Häuser vor, und der Platz war einladend genug, um eine Sauya zu gründen, welche bei dem großen Zufluß von Verehrern und Anhängern nothwendig geworden war. Zu ihrer Erhaltung trugen eben diese bei, welche alljährlich einen religiösen Tribut entrichteten, der auch heutzutage noch von weit und breit in altgewohnter Weise den Marabuts dargebracht wird. Die Tugenden und das Ansehen des Gründers Sidi Scheikh waren nach arabischer Darstellung so groß und selbst über diejenigen anderer Marabuts erhaben, daß die ganze Bevölkerung der Gegend um die Ehre warb, seinen Namen zu tragen und sich als seine Kinder nennen zu dürfen. Daher nennt sich die Bevölkerung Ulad Sidi Scheikh. Wir besuchen in El Abiod sein Grab, an das sich eine der vielen phantastischen Legenden

der Sahara knüpft und welches das Ziel der Wallfahrer der ganzen westlichen algerischen Sahara ist. Wie wenig Vertrauen der heilige Marabut in seine eigenen Nachkommen besaß, zeigen die letzten Verfügungen über seine Nachfolger in der Verwaltung der religiösen Fonds der Sauya. Er mußte es wohl wissen, daß seine Kinder den eingehenden Tribut zu ganz anderen Zwecken als den seinem Geiste und seiner Absicht entsprechenden frommer Werke und Almosen verwenden würden, und übertrug die Verwaltung der Sauya seinen freigelassenen Negersclaven. Damals waren die Neger das, was sie heute nicht mehr sind, ergebene Diener ihrer arabischen Herren, und zählten zu deren Familie, und es war nicht selten, daß ein Scheikh in seine Neger mehr Vertrauen als in seine eigenen Verwandten setzte. Lange Zeit hindurch rechtfertigten die schwarzen Nachfolger Sidi Scheikh's das in sie gesetzte Vertrauen ihres einstigen Herrn, aber heute thun sie dasselbe, was der Gründer bei seinen Stammesbrüdern befürchtete, sie verwenden den religiösen Tribut der Armen und Pilger zu ihrem eigenen Wohlergehen, und die schönen Pferde, reichen Sattelzeuge, die zahlreichen und fetten Heerden in ihrem Eigenthume sprechen deutlich genug, daß das Einkommen der Sauya nicht den Bestimmungen des Gründers gemäß angewendet wird. De Colomb schätzt das jährliche Einkommen der Sauya (lediglich aus dem dargebrachten Tribut bestehend) auf 80.000 Francs, und es dürfte keine Familie geben, welche die religiöse Oberhoheit der Marabuts von El Abiod anerkennt, die es nicht als Gesetz ansehen würde, jährlich ihr Schärflein dem Säckel der Sauya darzubringen; im Frühjahre ist es eine Ziege mit ihrem Zicklein, ein gewisses Maß Butter, Datteln, wenn die Caravanen von Tuat und Gurara, oder ein solches von Weizen und Gerste, wenn sie vom Tell kommen, in vielen Triben steuern ganze Familien zusammen, um ein Kameel opfern zu können, die Bewohner der Ksors von El Abiod entrichten überdies noch einen Zehent von den Producten ihrer Gärten. Ein solches Einkommen erlaubt allerdings den Herren der Sauya, ihre schwarze Haut mit reichen Gewändern zu decken und den großen Herrn zu spielen, es wird aber eben dadurch der Gastfreundschaft entzogen, welche die Sauya jedem Armen und Reisenden, Jedem, der zum Grabe Sidi Scheikh's pilgert, bieten sollte. Wir wollen an dieser Stelle uns näher mit dem Charakter einer Sauya bekannt machen. Eine Sauya ist eine

Anstalt, die in den Ländern der Christenheit kein Analogon findet. Sie ist sehr viel zu gleicher Zeit, eine Ruhestätte der Familie des Gründers, eine



Araber-Frau und Mädchen (Mutter und Tochter).

Moschee, in welcher sich die Gläubigen der umwohnenden Stämme von Zeit zu Zeit zum gemeinsamen Gebete versammeln, eine Schule, in welcher die

Jugend unterrichtet wird, die Tholbas über theologische Fragen discutiren, ein Asyl, das jedem Verfolgten und Verbrecher Schutz gewährt, ein Hospital und eine Aufnahmsstätte für Kranke, Reisende, Pilger und Unheilbare, in welcher sie Hilfe, Kleidung und Nahrung erhalten, ein Auskunftsbureau, eine Bibliothek u. s. w.

Mit den eigentlichen Marabuts sind deren freiwillige Diener Khoddam nicht zu verwechseln, welche, den gleichen Namen Ulad Sidi Scheikh tragend, einen der größten und bedeutendsten Nomadenstämme der algerischen Sahara bilden und das ganze Territorium zwischen Géryville und der Areg-Region und zwischen dem Ued Sergun und der Oase Figig innehaben. Ihre Zelte von schwarzem Gewebe sind zumeist von einem Büschel Straußenfedern überragt, sie selbst sind reich an vorzüglichen Pferden, Kameelen und Schafen, ihr Sinn für den Handel führt sie häufig auf die Märkte der Beni Mzab nach Gurara und nach Figig.

Männer wie Frauen dieses Stammes, die wie in der ganzen Wüste so auch hier unverschleiert gehen, sind ihrer körperlichen Schönheit wegen unter den Arabern der Sahara bekannt, beide lieben schöne und reiche Gewänder, glänzende Waffen, reiches Sattelzeug und sind als ausgezeichnete Reiter und Jäger bekannt. Ihre Bewegungen, ihre unnachahmliche Grandezza an Festtagen haben einen gewissen aristokratischen Anstrich, dessen sie sich auch bewußt zeigen und über den sie als nahe Verwandte des Ordens eifersüchtig wachen.

Wir nehmen von El Abiod Abschied und ziehen am Westfuße des Dschebel Tismert im Ued el Gharbi durch das Land der Gewehre und der Furcht*) nach Süden. Soweit das Auge reicht, im Thale des mit Gerölle und kleinen Dünen erfüllten Flußbettes, an den Abhängen des Dschebel Tismert wogt ein grünes Meer von Tamarisken, Getaff, Begel, Alenda, Sfar, Drin, Neffi und Schih, und wie sie alle heißen mögen die Sträucher, Kräuter und Gräser der Sahara. Wir durchwandern diese Weidegründe und lassen bald den Dschebel Tismert im Rücken, bei den Ruinen eines einstigen, von einer anmuthigen Gruppe von Palmen umgebenen Ksors, Ksor

*) So werden in der nördlichen Sahara streitige Grenzterritorien zwischen zwei Triben genannt, die im Frieden gemieden werden.

Benut, schlagen wir unser Nachtlager auf. Wir stehen am Rande der Areg-Region, die hier in der westlichen algerischen Sahara am weitesten nach Norden vorgedrungen ist, denn unmittelbar vor uns erheben sich schon einzelne hohe Dünen als isolirte Vorposten des großen Heeres. Vor weniger als 50 Jahren war der Ued el Gharbi bei Ksor Benut noch völlig frei von Dünenbildungen, heute stehen die Palmen schon metertief im Sande, ein sprechender Beweis des stetigen, wenn auch in einem Jahre unmerklichen Vorrückens der Dünen. Von Ksor Benut, der zugleich den südlichsten Punkt der Reise des Verfassers in der algerischen Sahara bildet, wenden wir uns wieder nach Westen, um über die Oase Figig nach Tafilet zurückzukehren und nunmehr die Vorbereitungen zu unserer Reise nach dem fernen Timbuktu zu treffen. Mit Tafilet verlassen wir für längere Zeit das Nomadenvolk der Araber und deshalb wollen wir hier noch Ueberschau halten über seine Geschichte in Nordafrika, seinen Charakter, seine Naturanlagen, über dessen Sitten, Gebräuche und sociale Verhältnisse, die nach jeder Richtung unser Interesse in Anspruch nehmen.

Aus ihrem Heimatlande, der Halbinsel Arabien, als Träger einer neuen religiösen Idee, des Islam, in Nordafrika eindringend, fanden die Araber das ganze Gebiet von Barka bis zum atlantischen Ocean von Berberstämmen bewohnt, von welchen die drei großen Familien der Lua, Sanhaga (Sanhadscha) und Senate die mächtigsten waren. Die Eroberung des großen Gebietes und die Unterwerfung dieser Stämme gelang nicht leicht, trotzdem die Araber ihrem neuen Glauben mit Feuer und Schwert Eingang zu verschaffen suchten, ja in der ersten Periode ihrer Invasion, 640—708 n. Chr., mußten sie zweimal nach Syrien zurückkehren. Ein Aufstand der Berber folgte dem anderen und wiederholt schlugen die Berber unter Kossila, ihrem ersten Kaiser, und unter Führung der tapferen Herrscherin la Kahena die Araber in die Flucht, doch schließlich war der Ansturm der fanatischen Araber stärker als der Widerstand der Berber und 708 vollendete Musa ben Nosseïr die Eroberung Nordafrika's. Es würde hier zu weit führen, alle die blutigen Aufstände und Kämpfe auch nur flüchtig anzuführen, welche zwischen den Eindringlingen und den alten Herren des Landes in ununterbrochener Reihe stattfanden, ebensowenig können wir uns näher

mit den zahllosen Revolten einzelner ehrgeiziger Führer der Araber befassen, welche die Zwietracht und den Kampf unter den Stammesbrüdern in Permanenz erhielten, durch die Geschichte der arabischen Invasion in Nordafrika bis zu Ende des 15. Jahrhunderts zieht sich die Anarchie wie ein rother Faden hindurch, eine Dynastie folgt im Sturze der anderen nach, Omeïaden, Edrisiden, Arlebiten, Fatamiden, Ziriden, Abbassiden, Almoraviden, Almohaden, Hassiden, Zianiten, Meriniden u. s. w. folgen sich in bunter Reihenfolge, den Sturz der vorhergehenden Dynastie begleitet stets eine Reihe von mörderischen Kämpfen und der neueroberte Boden war bald reichlich mit vergossenem Blute gedüngt. Die Kämpfe der Hassiden mit den Portugiesen und Spaniern, die Uebergabe Algiers durch Kheïr ed Din an die Pforte, die ganze Reihe der Ereignisse in Nordafrika seit dieser Epoche gehören der Geschichte der Neuzeit an und können hier nicht weiter verfolgt werden. Dem neueroberten Lande gaben die Araber die Eintheilung in vier größere Abschnitte und nannten das Land von Barka bis Bougie in der algerischen Provinz Constantine: Ifrikïa, von hier bis zum Flusse Muluia: Maghreb el Asot, von diesem Flusse bis zur Westküste: Maghreb el Aksa, endlich die Wüste (Fessan inbegriffen): Sah'ara; die Sicherung und Vertheidigung des Eroberten nöthigte einen Theil der Invasionsarmee, dem gewohnten Nomadenleben der syrischen oder arabischen Heimat zu entsagen und führte zur Erbauung zahlreicher befestigter Orte (Ksor), um welche sich, wenn auch mit Widerwillen (denn der Araber ist nur durch die Verhältnisse gezwungen seßhafter Ackerbauer), mit der Zeit die seßhafte Oasenbevölkerung schaarte. Der größere Theil, die ursprüngliche Gliederung in Triben beibehaltend, fand im Lande (in der Sahara und auf den Steppenplateaux) ein Terrain, das für die Fortführung des gewohnten Nomadenlebens wie geschaffen war. Eben dieses Nomadenleben führte die Araber bis an die Westküste Afrika's und verwickelte sie in eine ununterbrochene Reihe von Fehden und Kämpfen mit den vor der Invasion in die Wüste geflüchteten, im Lande erbgesessenen Stämmen, als deren Folge wieder eine allgemeine Rückwanderung nach der nördlichen Sahara platzgriff. Die Fluctuationen in den Wanderungen der einzelnen Triben sind so zahlreich, daß es kaum möglich wäre, dieselben auch nur für einen größeren Tribu zu verfolgen. Es ist

selbstverständlich, daß das Schicksal der einzelnen Triben ein höchst wechselndes sein mußte, einzelne sind gänzlich verschwunden, andere bedeutend gelichtet, andere erhielten sich auf der Höhe ihrer einstigen Macht; in den Legenden der Sahara begegnen wir ja vielen Stämmen, wie den Beni Amer, Ubeïrat und Sebeïrat u. s. w., welche heutzutage nur mehr in der Tradition fortbestehen.

Die Geschichte dieser Triben bietet nur ein Spiegelbild der großen politischen Kämpfe und Umwälzungen der vorhergenannten Dynastien, im Kleinen finden wir dieselben anarchischen Zustände, den Kampf als perpetuum mobile, heute war es dieser, morgen jener Tribu, welcher sengend und mordend in das Gebiet des nächsten einfiel, und bei den herrschenden Gesetzen der Blutrache war in Folge eines solchen Einfalles des Kämpfens kein Ende; noch gegenwärtig verschwinden in Folge solcher socialer Gebräuche, man könnte fast sagen, unter den Augen der Mitlebenden ganze Triben, die einst zu den mächtigsten zählten. Wer den Charakter des Arabers als Abkömmling jenes Volkes kennen lernen will, das im 7. Jahrhundert n. Chr. sich Nordafrika und später Spanien unterwarf, darf nicht unter die Bewohner der Städte des Tell oder der Ksors in den Oasen gehen, denn an beiden Orten hat sich das arabische Blut vollständig theils mit berberischem, theils mit Negerblut vermischt, sondern muß den echten Wüstennomaden aufsuchen, der auf die Reinerhaltung seines Stammbaumes achtet, und solcher Triben giebt es eben nur wenige. Dem Einflusse der Blutsverwandtschaft, die bei den Arabern noch ausgebreiteter ist als nach christlichen Begriffen, und der Abneigung des Arabers, sich an die Scholle zu binden, verdankt der Tribu seine Entstehung als Staatsform, als politische Einheit. Von der Macht des Familienoberhauptes ist die aristokratische Regierungsform im Tribu abgeleitet, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß wir in der Familie den Ursprung des Tribu zu suchen haben. Die Entwicklung der Familie zum Tribu läßt sich dabei so denken, daß einzelne Glieder der ursprünglichen Familie, mit ihren Kindern im Familienzelte nicht mehr Platz findend, ihre Zelte in der Nähe desselben aufschlugen und so den Duar (Zeltrunde) bildeten, über welchen das gemeinschaftliche Oberhaupt der Familie unumschränkt herrscht. In der

Folge und nach dem Maße der Nachkommenschaft entwickelte sich aus jedem der einzelnen Zelte ein selbstständiger Duar, die Entfernung der einzelnen Duars untereinander mußte mit Rücksicht auf die erforderlichen Weidegründe für die Heerden immer größer werden, die Gesammtheit der Duars, in welchen der jeweilige Aelteste Chef wurde, bildete schließlich den Tribu, über welchen der älteste Nachkomme des ursprünglichen Familienzeltes als Scheikh herrschte. Die patriarchalische Regierungsform im Tribu ist daher nur eine nothwendige Folge seines Ursprunges. Wurde ein und der andere Tribu von einer größeren Macht (Türkei, Frankreich, Marokko) unterworfen, so übertrug sie einem von ihr Gewählten die staatliche Investitur, ernannte ihn zum Kaid und schuf somit neben der Autorität des Familienoberhauptes eine erbliche Aristokratie, welche jene in den Hintergrund drängte; die innere Organisation der Triben blieb aber trotzdem unverändert, im Duar blieb nach wie vor der Familienälteste das Haupt desselben, weder der Staat noch der Chef des Tribu können seine von der Familie stillschweigend angenommene Ernennung beeinflussen. Die einzelnen Chefs der Duars vereinigen sich zur Dschemaa (eine Art Municipalrath), um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten und Maßregeln zu berathen und über die Interessen ihrer Familien zu wachen, in dieser Rathsversammlung, welche im gewissen Sinne ein aristokratisches Gepräge hat, führt der von den Mitgliedern als würdigst Gewählte den Vorsitz. In den von Frankreich unterworfenen Triben ist der Kaid politischer und administrativer Chef und der Regierung für Alles, was im Tribu vorgeht, verantwortlich; indem sie aber den Kaid aus der Mitte des Tribu wählte, schuf sie sich eine bestimmte Garantie für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit, denn für jeden auf dem Territorium des Tribu verübten Mord oder Raub wird der Kaid verantwortlich und ihm die Eruirung des Schuldigen zur Pflicht gemacht, welcher er, um seine Familie und seinen Besitz zu schonen, auch nachkommen wird. Dem Kaid unterstehen der Richter (Kadhi), der Mu-eddin und die Medderes (Lehrer). Zur Ausführung seiner Befehle verfügt er über einige Schausch (Polizeiagenten), im Kriegsfalle befehligt er den Gum (das Reitercontingent des Tribu). In allen unabhängigen Triben entspricht der Scheikh des Tribu der Stellung des Kaid und seinen Gewalten.

In socialer Hinsicht unterscheiden die Araber dreierlei Aristokratie, und zwar jene der Geburt, eine Militär- und eine religiöse Aristokratie. Edel von Geburt (Scherif) wird nur Jener erachtet, welcher seine directe Abstammung von Fatma-Zora, der Tochter des Propheten Mohamed, ableiten und nachweisen kann; die Zahl Derjenigen, welche dies können, ist immerhin zu groß, um zweifellos dafür gehalten zu werden, sie genießen aber trotzdem eine große Verehrung und ihnen gebührt der Titel Sidi (Herr). Die Mitglieder der Militär-Aristokratie, Dschuad genannt, sind Nachkommen im Lande und im Stamme bekannter Männer, welche sich durch Kriegsthaten und Tapferkeit hervorgethan haben, der Adel erlischt jedoch nach einer feigen That des jeweiligen Trägers, sie sind die Plage des gewöhnlichen Mannes im Tribu, der viel unter ihren Ungerechtigkeiten und Erpressungen zu leiden hat, spielen die großen Herren und sind als Streithähne verrufen. Im Kriegsfalle übernehmen sie die Führerstelle größerer Abtheilungen. Wenn der Einfluß dieser beiden Classen der arabischen Aristokratie ein verhältnißmäßig geringer ist, so potenzirt er sich in den Vertretern der dritten Classe, der religiösen Aristokratie, uns bereits als Marabuts bekannt. Im Uebrigen ist das Ansehen der einzelnen Edlen, welcher Gattung sie auch angehören mögen, vielfach von den persönlichen Eigenschaften und ihrem Reichthume abhängig. Die Gleichförmigkeit der Bedürfnisse, die nivellirende Macht des Nomadenlebens in Bezug auf die Beschäftigung hat unter der Masse des Volkes weitere Unterschiede ferngehalten. Den Vorschriften des Koran gemäß, halten die Araber Sclaven, deren Loos jedoch nicht mit jenem der Plantagen-Sclaven des Westens verwechselt werden darf, im Gegentheile, der Sclave wird im Hause des Oasenbewohners wie im Zelte des Nomaden oft als Glied der Familie betrachtet und nach wenigen Dienstjahren freigelassen, verbleibt aber aus eigenem Antriebe noch als freier Diener bei seinem früheren Herrn. Der Unterschied zwischen den Sclaven des Arabers und anderen liegt hauptsächlich in der Tendenz des Arabers, welcher seine Sclaven zum Islam bekehrt, um sich selbst nach dem Ausspruche des Propheten von den Leiden dieser Welt und den Qualen des ewigen Feuers zu befreien, sie deshalb auch zumeist gut hält und Kindern, welche er mit Negerinen erzeugt, die Legitimität nicht entzieht, im Gegentheile genießen Frau und Kind dieselben Rücksichten einer legitimen Frau.

So unbehaglich uns das Leben des nomadisirenden Arabers in der Sahara scheinen mag, so begeistert ist er selbst dafür, er schätzt sich wahrhaft glücklich in seiner Freiheit, denn Tyrannei hat er nie gekannt; ist der Scheikh tyrannisch, so sind seine Tage gezählt, oder eine Familie flüchtet um die andere aus dem Bereiche seiner Macht. Der unübersehbare Raum der ganzen nördlichen Sahara gehört ihnen, sind die Weiden an einem Orte erschöpft oder aber kommt ihm eine besondere Laune, so bricht er das Zelt ab, ladet sein Hab und Gut auf seine Kameele und zieht auf's Gerathewohl hinaus in die Wüste nach einem neuen, günstigen Weideplatze. Die Wüste, in der er lebt, ist gesund, ihm sind die epidemischen Krankheiten, welche unter der Oasenbevölkerung grassiren, fremd, und wenn er seine Augen und seinen Leib vor dem jähen Wechsel von Tag und Nacht, von Mittagshitze und Nachtkühle zu bewahren vermag, so stirbt er entweder im Kampfe oder aus Altersschwäche, die Luft, die er einathmet, sie ist rein und klar wie keine andere.

Sein Reichthum sind die Heerden, die Kameele liefern ihm die Haare, aus welchen seine Frauen das Zelttuch weben, die Schafe und Ziegen die Wolle, aus der er seine Kleider fertigt, alle drei versorgen ihn mit Milch und Käse, die nöthige Gerste und Datteln bezieht er aus den Oasen, in welchen er meistens einen Antheil an den Gärten besitzt, die er durch seine Khammes (Diener) bearbeiten läßt, oder tauscht gegen sie bei den Stämmen des Tell die Wolle seiner Schafe aus. Seine Bedürfnisse sind übrigens die denkbar geringsten, seine Genügsamkeit ist sprichwörtlich, ein- oder zweimal des Tages eine Handvoll Gerstenbrei und Datteln, ein Trunk Milch, ab und zu an religiösen Festtagen ein Hammelkuskus und er ist gesättigt; trotz dieser genügsamen, für uns an Hungersnoth mahnenden Lebensweise erreicht er häufig ein hohes Lebensalter (hundertjährige Greise sind keine Seltenheit).

Obwohl Muselman, ist der arabische Nomade der Sahara meistens tolerant, in der Einsamkeit, welche ihn umgiebt, bleibt er von den subtilen Gebräuchen fanatischer Eiferer verschont, außer den gewöhnlichsten Koransprüchen und Gebeten der Religion kennt er meistentheils, des Lesens nicht mächtig, nicht viel mehr vom Islam, die vorgeschriebenen Waschungen werden ihm häufig durch den Wassermangel unmöglich gemacht, überdies ist er

kein großer Freund derselben, denn so wie hinsichtlich der Nahrung, ist er auch in der Kleidung äußerst genügsam. Sein Burnus und Haïk drohen gewöhnlich jeden Augenblick in Fasern zu zerfallen, die Luft kann frei in die klaffenden Oeffnungen eindringen, die Farbe seiner Kleider mag in seiner Jugend weiß gewesen sein, im Mannesalter ist es ein undefinirbares Graubraun, das sich bei näherer Untersuchung als eine Schichte von Ungeziefer darstellt, an welchem die Araber im Allgemeinen keinen Mangel leiden. Von dieser Schwäche für Insecten sind selbst die wohlhabenden Scheikhs, deren Burnus weiß erscheint, und auch die Frauen nicht frei. Nach dem Maße des Verbrauches an Seife müßten die Araber überhaupt nicht als der Cultur geneigt angesehen werden, denn diese ist ein meist unbekannter Artikel, der nur in die Zelte der Reichen und hohen Würdenträger als eine Segnung der französischen Civilisation Eingang gefunden hat, der gewöhnliche Nomade benützt ein- oder zweimal im Jahre die Gelegenheit des Anschwellens des ihm zunächst gelegenen Ued, um sich, zuweilen auch seine Kleidung zu reinigen, indem er sie auf einen glatten Stein im Wasser legt und darauf herumtanzt.

Der äußerlichen Erscheinung wie dem Charakter nach steht der Nomade aber hoch über dem Araber der Städte und Ksors, seine meist schlanke, hohe, sehnige und muskulöse Gestalt, sein Bronzeteint verräth die ihm innewohnende Kraft, gestählt im Kampfe mit den Unbillen des Wetters und auf dem Schlachtfelde; für den verweichlichten Ksorbewohner hat der Nomade nur ein mitleidiges Lächeln, eine tiefe Abneigung und Verachtung, wie wir dies schon am Beginne unserer Wüstenreise erfahren haben. Sein moralischer Charakter ist ein seltsames Gemisch großer und schöner Eigenschaften und erbärmlicher Fehler und Schattenseiten, woher auch die oft diametral entgegengesetzten Urtheile der einzelnen Reisenden über den Araber herrühren. Ohne in das geläufige ungerechte Urtheil zu verfallen oder ihn auf Kosten der Wahrheit im günstigen Lichte darzustellen, können wir den arabischen Nomaden der Sahara als ein mit allen Schwächen, aber auch Vorzügen eines Naturmenschen behaftetes Erdenkind bezeichnen. Im hohen Grade eigensinnig, handelt er meist ohne Ueberlegung im ersten Aufwallen seiner Eingebung, so kommt es vor, daß er heute für seinen Genossen oder Herrn sein Leben lassen könnte, morgen aber mit ihm auf Tod und Leben um den

geringsten Betrag streitet, der ihm entgehen würde. Im gewissen Grade von angeborner Habsucht, ist er nach Geld und Geldeswerth sehr begierig und scheut keine Anstrengung, im Nothfalle keinen kühnen oder listigen Eingriff, um sich in dessen Besitz zu setzen. Hand in Hand damit geht ein ausgesprochener Hang zur Lüge, die größte Leichtfertigkeit im Ablegen von Schwüren, die bei ihm sehr wohlfeil sind; ein Urtheil, in welchem wir Rohlfs beistimmen müssen, wenngleich andere Reisende ihn als Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit darzustellen bemüht waren. Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß Alle dieser Fehler sich schuldig machen, der Verfasser selbst lernte zu Ksor Benut eine Fraction der Ulad Sidi Scheikh kennen, welche im Gegentheile frei von dem angeführten Fehler war.

Im hohen Grade abergläubisch und Fatalist von Geburt, ist der Nomade ein blindes Werkzeug in den Händen sinnloser oder aber berechnender Eiferer, und dem ist es zuzuschreiben, wenn er sich wiederholt zu Handlungen hinreißen ließ, die als Ausdruck eines unauslöschlichen Fanatismus und Christenhasses gelten. Seine Unkenntniß des Korans, der Hang zum Tragen von Amuletten als Schutz gegen die verschiedenen Dschins werden ihn noch lange in gänzlicher Abhängigkeit von den Marabuts und Tholbas erhalten, die eben darin nicht nur eine Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Herrschergelüste, sondern auch hauptsächlich eine reiche Einnahmsquelle finden, denn sie lassen sich die Amuletten mit schwerem Gelde bezahlen.

Es ist selbstverständlich, daß Licht- und Schattenseiten des Charakters bei den einzelnen Stämmen (Triben) der Nomaden vielfache Nuancen zeigen, bei einem Licht, bei anderen Schatten vorwaltet, und beide speciellere Formen annehmen, doch läßt sich das vorher Gesagte als ein ziemlich allgemeiner Charakterzug bei allen beobachten, ebenso wie unter den Lichtseiten des Charakters eine unbestechliche Freiheitsliebe und eine mehr oder minder umfassende Gastfreundschaft überall anzutreffen sind. Ohne den Werth dieser von Arabern geübten Gastfreundschaft herabwürdigen zu wollen, müssen wir für die Beurtheilung derselben als gesellschaftliche und moralische Tugend bei dem Araber der Wüste einen anderen Maßstab als etwa in civilisirten Ländern anlegen. In der Wüste ist die Gastfreundschaft, abgesehen von den Vorschriften des Islam, welche in dem Ausspruche des Propheten: „Wer

großmüthig und gastfreundlich sein wird, dem wird Gott zwanzig Gnaden verleihen", ihre beste Interpretation finden, ein Gebot des Selbsterhaltungstriebes. Wer heute dem müde und hungrig vor seinem Zelte anlangenden Reisenden das Lager und die Diffa verweigert, kann morgen schon seinen Geiz bereuen müssen und in noch schlimmere Lage kommen; einer ist auf die Gastfreundschaft des anderen direct angewiesen und wird sie schon aus Rücksicht auf sich selbst nicht verweigern. Der tiefgehende Causalnexus zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur ist auch in den Satzungen der Religion ausgesprochen. Der Prophet, in einem Lande geboren, das gleich der Sahara die Gastfreundschaft zur Pflicht macht, schrieb dieselbe auch so eindringlich seinen Anhängern vor. Andererseits, und dies darf hier nicht verschwiegen bleiben, involvirt die Uebung der Gastfreundschaft in einem Lande, wo Hab und Gut des Einzelnen verhältnißmäßig dürftig ist und der Boden kaum den Gastgeber und die Seinen zu ernähren vermag, um so mehr das Verdienst der Großmuth. Auch in dieser Hinsicht, obwohl an Reichthum dem Oasenbewohner nachstehend, überragt der Nomade weit den ersteren. Im engen Zusammenhange mit der Natur des Landes und der gebieterischen Nothwendigkeit der Gastfreundschaft steht daher auch das Gebot des Islam, Almosen zu spenden, ein Gebot, dessen Befolgung, für jede Sauya eine hauptsächliche Seite ihres Wirkungskreises bildet oder mindestens bilden sollte.

Wir haben schon zu Beginn unserer Wüstenwanderung es als eine der vielen Schwierigkeiten, welche sich dem Reisenden in der Sahara entgegenstellen, erkannt, der complicirten Etiquette im Verkehre mit den verschiedenen Stämmen, die sie bewohnen, gerecht zu werden, und ersehen, daß ein Verstoß gegen dieselbe manchmal die unangenehmsten Folgen nach sich ziehen kann. Weit strenger gefordert und geübt als bei irgend einem anderen Wüstenstamme, sind gewisse Formen der Höflichkeit bei den Arabern. Niemand weiß besser als der Araber seine Annäherung mit einem Schwalle von höflichen Floskeln zu begleiten, welche so wenig kosten und so viel eintragen, welche eine freundliche Aufnahme auf das günstigste vorbereiten; Niemand weiß sich den Rücksichten, welche die sociale Stellung in der Behandlung des Menschen erheischt, besser anzubequemen, als der Araber. Diese

Höflichkeitsformen des Arabers sind oft subtiler Art, er weiß in Haltung des Körpers, Verneigung, Ansprache u. s. w. den kleinsten Nuancen des socialen Ranges Rechnung zu tragen und darf sich ungescheut an die Seite eines europäischen Salonmannes stellen. Unter solchen Verhältnissen ist es auch keine leichte Aufgabe des europäischen Reisenden, einen Verstoß gegen das arabische Gesetz der Höflichkeit zu vermeiden, sein Ansehen hängt mehr als er selbst glauben möchte, damit zusammen. Es kann hier selbstverständlich nicht unsere Absicht sein, uns mit dem ganzen Arsenal schwulstiger Begrüßungs- und Abschiedsformeln bekannt zu machen, wir wollen nur erwähnen, daß der Araber für jede Tageszeit, für jede Gelegenheit bestimmte Ansprachen, die sich wieder je nach dem Range des Angesprochenen nuanciren, anwendet. Ein fundamentales Gebot der Höflichkeit bei den Arabern ist es, sich nie direct um das Befinden der Frau zu erkundigen, diese etwa bei dem Namen zu nennen, wäre eine schwere Beleidigung des Mannes und würde sogleich Argwohn erwecken. Nur auf weitschweifigen Umwegen, indem man sich um das Wohlergehen des Zeltes, der Familie u. s. w. erkundigt, mag man Antwort erheischen.

In der Conversation unter sich ist der Name des Höchsten und des Propheten bis zum Ueberdruß eingeflochten, im Verkehre mit Andersgläubigen jedoch wo möglich vermieden. Die Form der Begrüßung selbst unterliegt ebenfalls vielfachen Nuancen, so z. B. grüßt der Untergebene seinen Herrn, indem er ihm die Hand küßt, ist dieser zu Fuß, das Knie, falls dieser zu Pferd sitzt, ist der Erstere zu Pferde und begegnet seinen Herrn ebenfalls zu Pferde, so steigt er ab, um diesem das Knie zu küssen u. s. w. Haltung und Mienen müssen stets im Einklange mit dem Sinne und dem Ernste der Rede stehen. Selbst in die ernsteste Conversation wird ohne äußerlichen Anlaß von Zeit zu Zeit eine höfliche Phrase, eine Frage nach dem Wohlbefinden u. s. w. eingeflochten. Mit der linken Hand zu essen oder zu trinken, wäre ein grober Verstoß, denn nur der Teufel thut dies, ebenso ist es unschicklich, stehend zu trinken oder sich bei Tische eines Messers zu bedienen, sowohl vor als nach dem Essen ist es Vorschrift, sich die Hände und den Mund zu waschen, beleidigend wäre es, bei Tisch seinen Nachbar zu beobachten, oder sich überhaupt über den Geschmack der Speisen zu äußern.

Das Lexikon der arabischen Convenienz zählt nicht weniger als vierundzwanzig besondere Vorschriften für das Verhalten bei Tische.

Selbst ihre Habsucht, ihre Begier nach fremdem Besitze wissen die Araber hinter einem Schwalle von höflichem Lobe und Schmeicheleien zu verbergen; erregt z. B. ein Pferd sein Wohlgefallen und den Wunsch, es zu besitzen, so wird er sich in endlosen Lobsprüchen auf das Pferd und seinen Reiter ergehen, um es möglicherweise zu erhalten, da die Höflichkeit schwer eine abschlägige Antwort zuläßt; diesem Wortschwalle in irgend einer Weise zuvorzukommen, oder durch eine geschickte Wendung das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken, muß in solchen Fällen das Bestreben des in dieser Weise Angefallenen sein. Als Fremder heißt es besonders auf seiner Hut sein und vor Allem darauf zu achten, sich in ihren Augen nicht lächerlich zu machen. Scharfes Beobachten des Mienenspiels, der Augen, des Augenblinzelns ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, denn nur eines solchen bedarf es, damit sich zwei Araber verständigen, um den Fremden in ihrer Mitte zu betrügen und zu verrathen. Mehr als ein Leben war in Folge eines Augenblinzelns verwirkt. In keinem Falle darf man eine Begrüßung oder ein Compliment unerwidert lassen. Wir haben schon früher die Leichtfertigkeit des Arabers mit dem Ablegen von Schwüren kennen gelernt, in der That schwört er bei dem Heiligsten, bei dem Kopfe, dem Barte des Propheten und Gottes, bei seiner Verdammniß u. s. w., ohne auch nur den mindesten Anstand zu nehmen, sich dabei das Gegentheil dessen vorzunehmen, was er beschwört.

Dieser Codex der Umgangsformen, der Höflichkeit, den wir hier nur in flüchtigen Zügen angeführt haben, ist nicht nur den Wohlhabenden, den Scheikhs und Edlen, sondern selbst dem einfachsten Manne in der untersten socialen Stellung mehr oder minder zur zweiten Natur geworden. Der social tiefstehende Araber wird dem Fremden immer mit erhobenem Kopfe und scharf auf ihn gerichteten Augen begegnen, einen Stolz zeigen, der nicht blos persönlicher Eitelkeit, sondern wesentlich auch dem Bewußtsein entspringt, Gläubiger zu sein und zu einem tief unter ihm Stehenden zu sprechen. Nie wird sich der Araber linkisch benehmen, nie Verwirrung zeigen, nie sich für geschlagen halten, selbst in der abhängigsten Stellung als Bettler wird er

seiner Verachtung nach erhaltener Gabe im Mienenspiel Ausdruck verleihen. Hoch oder nieder im Range, sind die Araber eingefleischte Egoisten, die nur aus Egoismus stets mit dem Hintergedanken an eine Gegenleistung, die ihre überbietet, Gutes üben. Die Erklärung dieses Charakterzuges darf in den anarchischen Zuständen, welche seit jeher in der Sahara bestanden haben, gesucht werden, ferner aber auch in der religiösen Ueberzeugung des Arabers, daß der Unglückliche und Arme auf Erden ein von Gott Enterbter sei.

Ein Freund festlichen Schaugepränges, liebt er es, an den religiösen Festen seinen ganzen Reichthum in vollem Glanze zu entfalten und schmückt sich mit dem Besten, was er besitzt; bei solchen Gelegenheiten läßt sich auch am besten der complicirte Apparat arabischer Höflichkeitsbezeigungen studiren.

Ein rühmlicher und schöner Zug des Arabers ist seine hohe Achtung und Verehrung für das Alter und die Familie; wehe Dem, der es an solcher für einen weißen Bart fehlen läßt (wir können nicht weißes Haupt sagen, da die Araber sich bis auf einen kleinen Schopf am Scheitel das Kopfhaar abrasiren und diesen zuweilen zopfartig langen Schopf deshalb belassen, da sie der Ansicht sind, daß Mohamed sie nach dem Tode an diesem Schopfe in's Paradies hinaufziehe); er würde überall mit Verachtung behandelt und aus dem Tribu gejagt werden. Der Mann kann in der Wüste ohne den mindesten Vorwurf der Ueberflüssigkeit oder eine Last zu sein, alt werden, im Gegentheile, die Achtung, die er genießt, steigt mit jedem weißen Haare, das sein Bart zeigt. Ebenso genießt der Vater in der Familie dasselbe Ansehen, der Sohn darf hier vor seinem Vater sich weder setzen noch rauchen oder vor ihm das Wort ergreifen, ebensowenig vor seinem älteren Bruder, das Recht der Anciennetät wird unter dem Zelte des Nomaden strenge gewahrt.

Im schärfsten Gegensatze zu den Tuareg ist, wie wir bereits wissen, die Stellung der Frau bei den Arabern keine beneidenswerthe, und wenn auch manche Reisende und in Folge dessen die allgemeine Auffassung das Bild der arabischen Frau zu sehr in Grau malen, sie als einfache Sclavin des Mannes hinstellen, so ist es doch gewiß, daß sie eine ihrer Würde wenig entsprechende Stellung einnimmt. Wesentlich wird dies durch die leichte Löslichkeit der Ehe verschuldet, und wenn der Wüstennomade im

Allgemeinen selten mehr als eine oder zwei Frauen auf einmal hat, die Polygamie also eingeschränkt ist, so beruht diese Enthaltsamkeit in seiner Armuth, die ihm nicht gestattet, sich den Luxus eines Harems zu gönnen. Auch in dieser Hinsicht, nämlich in der Behandlung des Weibes, unterscheidet sich der Wüstennomade von dem Oasenbewohner. In der Wüste genießt die Frau immerhin eine gewisse Freiheit, sie geht unverschleiert und übt zuweilen eine merkliche Herrschaft über ihren Ehegemal aus, Pantoffelhelden sind auch in der Wüste unter den Zelten zu finden. Gestattet der Besitz des Mannes den Ankauf einer oder mehrerer Sclavinen, so ist selbstverständlich das Loos der Frau insoweit ein besseres und angenehmeres, als sie sich nicht den drückenden häuslichen Arbeiten unterziehen muß, die ihr im Gegenfalle obliegen, als da sind das Herbeischleppen von Wasser und Feuerungsmaterial, das Mahlen der Gerste auf die primitivste Weise (zwischen zwei Steinen), das Melken der Kameele und Schafe, die Zubereitung der Speisen u. s. w., wozu noch das Weben von Stoffen in der übrigen Zeit hinzutritt, denn der Burnus und Haïk, den ihr Herr trägt, die Pferdedecke, die Teppiche, auf denen der Herr seine Glieder streckt, ja das Zelttuch, unter welchem die Familie wohnt, sind ihr Werk. Jung ist sie noch der Gegenstand großer Aufmerksamkeit, sind ihre Reize verblüht, so sinkt sie zur Dienerin ihres Herrn und seiner Neuerwählten herab.

Die Zeit der Blüthe des arabischen Weibes ist aber eben nur eine äußerst kurze, nur in der zartesten Jugend, etwa bis zum sechzehnten Jahre, bleibt ihnen die Frische erhalten, welche Frauen des Nordens noch im Spätfrühlinge ihres Lebens zeigen. Es ist ein unendlich vergänglicher Frauentypus, der in den beiden extremen Polen, Hitze der Leidenschaft und Zartheit der Formen, seinen Ausdruck findet. Mit dem tiefbrünetten Teint und der zarten, noch vollen und doch nicht zu starken Formenrundung, mit den wie von einem rosigen Goldhauch durchschimmerten, braunen Wangen, mit dem fast allzu lebhaften Spiel ihrer flammensprühenden schwarzen Augen und dem tiefen Dunkel ihres rabenschwarzen Wellenhaares scheinen die jungen Mädchen der luftigen Zelte die Offenbarung eines unendlich reizenden Typus. Ein solches Weib, ein solches Gebilde aus Feuer und Dunkel kann, das fühlt man, instinctmäßig, nur wenige Wochen schön bleiben. Obwohl noch

jung, sind viele Arabermädchen bereits verrunzelt, abgewelkt und abgemagert; die arabische Wüstenschönheit wird je älter, je hagerer, und mit dreißig Jahren geradezu abschreckend häßlich, mit Ausnahme einiger Gegenden, wie Tuat, wo die Frauen ähnlich wie bei den Berbern der Küstenstädte in vorrückenden Jahren sich oft üppiger Körperfülle erfreuen. Ein Arabermädchen ist, wie Maltzan treffend bemerkt, nur wenige Augenblicke vollendet schön, aber in diesen Augenblicken ist sie würdig, eine Braut für Göttersöhne zu sein, ist ein Stück Wüstenpoesie. Kein Wunder, daß ein so leicht erregbares, sich dem Eindrucke der Außenwelt willig hingebendes Volk wie der arabische Nomade, die Schönheit seiner Erwählten mit Worten besingt, welche sich der glänzendsten Farben, der eigenthümlichsten Vergleiche bedienen, und für die ritterlichen Bewohner der Zelte in der Sahara immer neuen Reiz besitzen. Auf stattlichem Pferde in den Kampf ziehend, in den auch die Frauen den ganzen Tribu begleiten, hebt mitten im Tumult der Fantasia, die auf diese Töne aber gleich verstummt, ein Reiter das Lied seiner Schönen an:

Mein Herz mit seinem Feuer glüht
Für ein Weib, dem Paradies entstammt.
O Ihr, die Ihr Meryem *) nicht kennt,
Dies Wunder Gottes, des Alleinigen,
Ich will ihr Bild Euch malen.

Meryem, das ist Bey Osman selbst,
Wenn er erscheint mit seinen Flaggen,
Den Trommeln, welche brüllen,
Und den Gums, die ihm folgen.

Meryem ist eine Stute edler Art,
Die ein glückselig Leben führt
In einem reich vergoldeten Palast.
Sie liebt der Blätter Schatten,
Sie schlürfet reines Wasser
Und will gepflegt nur sein von Schwarzen.

Meryem, das ist der Mond der Sterne,
Der jeden Dieb verräth.
Noch eines ist sie, — ist die Palme
Im Land der Beni-Mzab,
An der so hoch die Früchte hängen,
Daß man sie nicht berühren kann.

*) Marie.

Meryem ist die Gazell' vielmehr,
Wenn sie dahineilt in der Wüste,
Der Jäger zielet auf ihr Junges.
Sie sieht den Zunder glühen,
Versteht's, den Schlag selbst zu empfangen,
Zu sterben, um das Leben ihm zu retten.

Sie hatte mir ein Stelldichein gegeben
Für Montag Nacht.
Es schlug mein Herz — sie kam
Ganz eingehüllt in Seide,
In meine Arme sich zu stürzen.
In keinem Theile dieser Erde
Hat Meryem eine Schwester.

Sie wieget Tunis auf und Algier
Tlemsen und Mascara.
Ihre Kaufladen, ihre Händler
Und ihre Stoffe voll von Wohlgerüchen.
Sie wieget die Fahrzeuge auf,
Die Segler, die das Blau durchschiffen,
Um jene Reichthümer zu holen,
Die Gott für uns erschuf.
Sie wiegt fünfhundert Stuten auf,
Den Reichthum eines Stammes,
Wenn sie dem Kampf entgegen eilen,
Ihre stolzen Reiter tragend.
Und der Kameele wiegt sie auf fünfhundert,
Gefolgt von ihren Jungen,
Weit mehr als hundert Neger des Sudan,
Geraubt vom Stamm der Tuareg,
Um Muselmanen zu bedienen, —
Wiegt die arabischen Nomaden auf, —
Sie alle glücklich, unabhängig
Und die in festem Wohnsitz weiden, —
Die unglücksel'gen Opfer
Der Launen der Sultane.
Es schmückt ihr Haupt die reinste Seide,
In wallendem Gelock befreit sich d'raus
Ihr schwarzes Haar, von Bisam duftend
Und von dem Ambra von Tunis.
Die Zähne, Perlen sind sie zu vergleichen,
In hochrothen Korallen eingerahmt;
Ihr Augenpaar, durchglüht von heißem Blut,
Verwundet, wie die Pfeile
Der Wilden, welche Bornu bewohnen.

Ihr Speichel — ich hab' ihn genossen —
Der Zucker ist's der trock'nen Traube, —
Der Bienen Honig gleichet er,
Wenn rings der Frühling blüht; —
Ihr Hals, der Mast ist's eines Fahrzeugs,
Das mit den weißen Segeln,
Um mit dem Wind zu schiffen,
Das tiefe Meer durchfurcht.
Dem Pfirsich gleichet ihre Kehle,
Den auf dem Baum man reifen sieht, —
Die Schultern glattem Elfenbein,
Und ihre Rippen, abgerundet,
Sie sind die stolzen Säbel, die
Die Dschuad aus der Scheide zieh'n,
Wenn sie vom Pulverkampf ermüdet sind.
Wie viele tapf're Reiter
Sind im Gefecht für sie gestorben!
Wie gern, ach, — möchte ich besitzen
Das beste Pferd der Erde,
Um einsam und gedankenvoll
Zu reiten neben dem Kameel, dem weißen, das sie trägt.
Dies Pferd, es würde wohl in Wuth versetzen
Die jungen Männer der Sahara!

Ich jage, bete, faste
Und folge den Geboten des Propheten.
Doch, sollt' ich bis nach Mekka gehen,
Ich werde nimmermehr Meryem vergessen,
Ja, Meryem mit Deinen schwarzen Wimpern,
Schön wirst Du immer sein
Und angenehm, wie ein Geschenk.

Bei aller natürlichen Anmuth wenden die jungen Wüstenschönheiten, die Arabermädchen und Frauen, noch zahlreiche künstliche Schönheitsmittel an, um den Glanz und das Dunkel ihrer feuersprühenden Augen zu erhöhen, und färben sich z. B. die Augenwimpern sowie den Rand der Augenlider mit Kohel, ein Geschenk Allah's, wie es die Araber nennen, in Wirklichkeit Schwefelantimon, das den Wimpern ein eigenthümliches Blauschwarz verleiht. Bei dem Gebrauche desselben walten aber außer der Eitelkeit noch hygieinische Rücksichten vor und es wird deshalb auch von den Männern verwendet, es schützt nämlich in der Wüste das Auge vor Ophthalmien, hemmt den Erguß der Thränen und giebt dem Blicke erhöhte Klarheit und Sicherheit.

Ebenso färben sich die Damen der Wüste die Fingernägel mit Henna orangeroth und kauen Suak (oder Irak), um den Athem wohlriechend, weiße Zähne und purpurrothe Lippen zu erhalten. Hat die Araberfrau alles dies gethan, so ist sie in den Augen Allah's wohlgefällig, denn sie ist von ihrem Manne mehr geliebt. Nach dem Tode des Mannes, oder wenn die Frau von demselben verstoßen wurde, hat sie sich als Zeichen der Trauer 4½ Monate des Gebrauches dieser Schönheitsmittel zu enthalten.

Im Gegensatze zu den Tuareg kauft sich der Araber seine Frau, d. h. er ist verpflichtet, dem Vater derselben einen nach seinen Vermögensverhältnissen oder aber nach den Ansprüchen des ersteren sich richtenden Kaufschilling, bestehend in einer bestimmten Anzahl von Kameelen, Pferden, Schafen u. s. w., zu erlegen. Im Zelte bewohnen die Frauen eine getrennte Abtheilung, die Fremden unzugänglich bleibt, und selbst dem Manne ist der Aufenthalt für längere Zeit verwehrt. Hier wachsen die Kinder auf, deren Pflege der Frau bis zu deren Mündigkeit zufällt. Meistens sehr jung verheiratet (Ehen zwischen vierzehnjährigen Männern und elfjährigen Mädchen sind nichts Seltenes), ist ihre Rolle meist nach fünf bis sechs Jahren ehelichen Zusammenlebens zu Ende, der Mann ihrer überdrüssig, verstoßt sie ohne zwingende Motive und sendet sie ihrer Familie zurück, besitzt sie keine solche mehr, so ergiebt sich in vielen Fällen die verstoßene Frau dem Laster der Prostitution und wird mit einigen Schicksalsgenossinen, abseits eines größeren Ksors der nächsten Oase ihr Zelt aufschlagend, eine Hadschila, auch die Wüste ist eben nicht frei von den Schattenseiten europäischer Civilisation.

Wir haben schon auf unserer Wanderung von Rhadames nach Biskra und El Aruat die Araber im gellenden Festestaumel der Fantasia und als Jäger in der Dünenregion und in den Bergen kennen gelernt, wir wollen uns noch zum Schlusse mit ihnen als Krieger, auf dem Schlachtfelde bekannt machen, um ihren persönlichen Muth, ihre Tapferkeit und ihre Kampfesweise beurtheilen zu können. An Gelegenheit, sich als Helden im Kampfe, als schlaue Freibeuter und schnelle Verfolger zu zeigen, fehlt es nicht in der Wüste, unter den einzelnen Triben, wie gegen äußere Feinde, namentlich gegen die Tuareg im Süden und Berbertriben des Westens ist der Krieg

kein Ausnahmsfall, sondern sehr oft in Permanenz erklärt, es müssen schon sehr dringliche Umstände für die Aufrechterhaltung des Friedens sprechen, wenn ein Jahr ohne Kampf und Fehde vergeht, wir haben hierbei nur politische Kämpfe im Auge, denn Razzien abzuwehren giebt es das ganze Jahr hindurch. Eine Caravane wurde geplündert, die Frauen des Tribu insultirt, man macht dem Tribu die Brunnen und die Weide streitig, alles Dinge, die ein himmelschreiendes Unrecht involviren und durch keine einfache Razzia, wäre es auch eine Tehha (ein Ueberfall, bei welchem Alles, was man vom Feinde erhascht, erdrosselt wird), gerächt werden kann, die Chefs der Duars vereinigen sich und erklären den Krieg als unabwendbar. Allein auf sich angewiesen, ist der kleine Tribu zu schwach (die einzelnen Triben schwanken in ihrer Seelenzahl von 500—50.000), es werden daher Boten zu allen Freunden und alliirten Triben entsendet, welche durch persönliche und Handelsinteressen solidarisch mit dem beleidigten Tribu verbunden sind und an dem Soff (der Conföderation) theilnehmen. Doch bis zu deren Ankunft können acht und mehr Tage vergehen, und die Zeit darf nicht nutzlos verstreichen, die Chefs entflammen unterdessen die Geister durch emphatische Ansprachen und Proklamationen. „Beschlagt eure Pferde,“ heißt es in solchen zündenden Ansprachen, „nehmt für fünfzehn Tage Proviant mit euch, vergeßt dies und jenes nicht, denn es gilt nicht nur für euch selbst zu sorgen, sondern auch unseren Verbündeten großmüthige Gastfreundschaft zu gewähren. Befehlt euren schönsten Frauen, sich reisefertig zu machen, seht darauf, daß sie sich auf's beste schmücken und auch für den Schmuck ihrer Kameele und Atatisch (Palankins) sorgen, ihr selbst legt eure schönsten Gewänder an, nehmt eure schönsten Waffen und achtet, daß sie in gutem Stande seien, versammelt euch an diesem Tage bei diesem Brunnen. Wer immer wehrfähig und nicht erscheint, wird eine Strafe von zehn bis zwanzig Schafen zu erlegen haben!“ Der Tribu ist endlich ausgerüstet, die Zelte, die Heerden (deren Zahl bei den einzelnen Triben je nach deren Wohlhabenheit von 1000 bis 80.000 und 100.0000 schwankt, aus 20—300 Kameelen, 100—1000 Pferden, der Rest Ziegen, Schafe und Esel, bestehend) sind erfahrenen Alten anvertraut, welche auch die zurückgebliebenen Frauen, Kinder, Hirten und Kranken überwachen und in Ordnung halten.

Aber auch der Feind war nicht müßig, durch Reisende und Freunde (Verwandte) im Lager des anderen Tribu ist er von den Absichten seiner Gegner unterrichtet, auch er zieht von allen Seiten seine Alliirten an sich, bringt seine Heerden und Zelte an einen ihm sicher scheinenden Ort und wählt, um Ueberraschungen vorzubeugen, als Versammlungsort ein für die Vertheidigung günstig gelegenes Terrain, hier die Ereignisse abwartend. Der beleidigte Tribu hat sich in Bewegung gesetzt, nachdem Alle unter Assistenz des Marabuts bei allen Heiligen sich Beistand geschworen haben. Ein Edler besteigt sein Pferd und übernimmt die Führung der Kameele der Frauen, damit das Signal zum Aufbruche gebend, es ist ein bestechender Anblick, dieses malerische Treiben vor sich entfalten zu sehen. Hier ist es eine Gruppe von Fußsoldaten, welche die Kameele mit den Vorräthen und Zelten bewacht, dort umschwärmt eine Gruppe der kühnsten und gewandtesten Reiter die Damenpalankins, andere feurige Reiter sind zu ungeduldig, um mit dem Troß zu ziehen, sie eilen windschnell, von ihren Windhunden begleitet, voraus nach den beiden Flanken und versuchen ihr Glück in der Jagd auf die Gazelle, den Hasen, die Antilope und den Strauß, die, durch den lärmenden Zug aufgeschreckt, sich über den Wüstenplan flüchten. Die Chefs sind ruhiger, denn auf ihnen ruht die Verantwortlichkeit, wohl gehört ihnen nach glücklichem Ausgange des Zuges der Löwenantheil der Beute, doch fällt auch auf sie im Gegenfalle die Fluth der Vorwürfe, der Ruin und die Schande.

Von einem geordneten Marsche nach Abtheilungen ist nichts zu merken, dem Terrain sich anpassend, zieht der lärmende und fröhlich gestimmte Troß vorwärts, an die Abenteuer, nicht an die Strapazen, an den Sieg, nicht an die Gefahr denkend. Die Reiter zeigen ihre Künste und Gewandtheit, es ist eine continuirliche Fantasia, die wir sehen, dazwischen ertönt der Chor der Flöten und die Freudenrufe der Frauen, das bekannte Juhjuh, Alles aber wird alle Augenblicke durch die heftigen Detonationen ganzer Gewehrsalven übertönt, denn das Pulver führt das große Wort!

In den Pausen der Erschöpfung stimmt dazwischen ein oder der andere Reiter, dessen zärtlich Geliebte im Zuge weilt, eine jener sich an Epitheta überbietenden Lobeshymnen an, die wir schon kennen. Die empfindlich gesteigerte Sonnenhitze gegen Mittag nöthigt zur Rast, doch drei oder vier Stunden

später geht es wieder vorwärts, unter demselben Lärmen und Jauchzen wie vorher. Aus den Vorhängen der Palankins taucht bald der eine, bald der andere Frauenkopf hervor, neugierig der Fantasia folgend, und beobachtend, ob sich auch der Geliebte hervorthue!

Der Tag neigt sich zu Ende, die Wahl eines sicheren Lagerortes beschäftigt die Führer, dieser ist denn gefunden und nun löst sich der ganze Troß in einen undefinirbaren Knäuel von blökenden Kameelen, wiehernden Pferden, geschäftigen Negersclaven auf, welch Letztere eiligst beflissen sind, die Zelte ihrer Herren und deren Frauen aufzuschlagen, dort werden Vorbereitungen zur Herstellung der Mahlzeit getroffen, bald umkreist ein lohender Feuerwall das ganze Lager, es ist ein Anblick von eigenthümlichem Reiz und Originalität. Der verrätherische Mond bleibt heute ferne, die Feuer werden endlich verlöscht, bei den Thieren und dem Gepäck die nöthigen Wachen aufgestellt, um Diebstahl zu verhindern. Doch nicht allein die Diebe sind es, welche die Nacht sehnsüchtig erwarten, auch jener schmucke Reiter mit dem Blicke des Falken, der Held der heutigen Fantasia, benützt in tiefer Nachtstunde die Finsterniß, um unbemerkt in das Zelt seiner Geliebten zu schlüpfen, es erwächst ihm keine Gefahr, daß sie nicht allein, sondern auch ihre Gefährtinen hier wachen, der Herr und Gemal, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, schläft, nur durch eine Zeltwand getrennt, hart an ihrer Seite den Schlaf des Gerechten, während sein Weib Liebesschwüre mit dem Geliebten wechselt. Doch wehe, wenn das Paar überrascht wird, selbst der Prophet vermöchte sie Beide nicht mehr dem Leben zu erhalten. Die Nacht ersehnt sich auch der abgewiesene Liebhaber, um seine Rache an der Stolzen zu kühlen, ein Schuß schreckt das ganze Lager auf, Alles rennt und schreit und im Tumult entkommt der Mörder. Diese und andere Abenteuer sind in der Sahara unter den arabischen Triben keine Seltenheit, wenn auch nicht Regel, wie von mancher Seite behauptet wurde.

Der Schleier hebt sich, im Osten färbt sich der Himmel golden, es ist der Moment des Aufbruches, der zweite Marschtag. Man ist dem Feinde schon näher gerückt, der Chef des Zuges entsendet Spione und Eclaireurs, um das Lager, Stärke und die moralische Kampfesbereitschaft des Feindes zu erspähen, die dies an äußeren Zeichen erkennen. Einer unter ihnen, der

kühnste und verwegenste, benützt die nächste Nacht, um, in erdfahle Lumpen gekleidet, sich hart an den Boden schmiegend und auf allen Vieren an das Lager anzuschleichen, und im günstigen Momente mit einem Satze im feindlichen Duar sich unter die Menge zu mischen, Alles zu beobachten, noch vor Tagesanbruch zu den Seinen zurückzukehren und Bericht zu erstatten. Unterdessen setzt der Zug seinen Marsch fort, bis er auf 30—40 Kilometer dem Feinde sich genähert hat. Man will offenbar nichts überstürzen und dem Gegner Zeit lassen, sich zu einem friedlichen Ausgleich zu entschließen. Fühlt sich der Gegner zu schwach, den Kampf mit dem zur Rache ausgezogenen Tribu und seinen Alliirten aufzunehmen, so versammelt er in seinem Lager die einflußreichsten Marabuts und versieht sie mit reichen Geschenken, für den Feind bestimmt. Diese Sendboten des Friedens suchen im Dunkel der Nacht das Lager des anziehenden Feindes und die Zelte der einzelnen einflußreichen Duarchefs auf, um sie durch Uebergabe dieser Geschenke zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen. Man weigert sich wohl anfänglich, fühlt sich aber schließlich doch Allah's wegen bewogen, darauf einzugehen, und stellt nun eine Reihe von Bedingungen, unter welchen die Rückgabe alles Geraubten, die Bezahlung der Dya (des Blutgeldes) für die bei dem Ueberfalle Getödteten die hauptsächlichsten sind. Die Marabuts nehmen diese Bedingungen an und garantiren für deren Erfüllung. Der Friede wird darauf beiderseitig beschworen, der den Frieden bewilligende Tribu schlägt den folgenden Tag in der Nähe des bishin feindlichen sein Lager auf, um das ihm Geraubte in Empfang zu nehmen. Ist dies geschehen und damit der Friede definitiv besiegelt, so bricht der vorher als Feind ausgezogene Tribu mit seinen Bundesgenossen wieder nach dem heimatlichen Zeltlager auf, die Abreise durch eine glänzende Fantasia bis zum Uebermaß ausgelassener Fröhlichkeit und Heiterkeit feiernd. Einige Chefs des früher angreifenden Tribu bleiben als Gäste bei den neuen Alliirten, werden mit den Gaben der Gastfreundschaft und selbst anderen Geschenken bedacht, bei ihrer Rückkehr sind es einige Chefs der Gastgeber, welche im heimatlichen Lager gastfreundlich bewirthet werden.

Daß die Friedens-Negociationen der Marabuts bei Nacht stattfinden, hat seine besonderen Gründe, bei hellem Tage müßten entweder Alle mit

Geschenken bedacht werden, oder die Masse des in den Kampf gezogenen Tribu würde auf dem Kampf bestehen.

Zum Kampfe kommt es auch, wenn sich der verfolgte Tribu stark genug fühlt und im Laufe des ersten Tages, an welchem sich beide Gegner auf einen Marsch Entfernung nahegerückt sind, keine Abgesandten des Friedens zur Unterhandlung gesendet hat. Die Vorposten beider Parteien beginnen damit, sich gegenseitig zu beschimpfen und zu reizen und aus der Entfernung einige Schüsse zu wechseln. „Hunde! Hundesöhne!“ tönt es hinüber und herüber. „wenn ihr Männer seid, werden wir uns morgen begegnen!“ Das ist das Vorspiel, nach welchem sich die Vorposten auf ihre Haupttruppe zurückziehen; um einem Ueberfalle während der Nacht vorzubeugen, organisirt der Anführer jeder Partei eine starke Nachtwache, am folgenden Morgen soll der Kampf beginnen. Man beobachtet sich gegenseitig mit größter Aufmerksamkeit, bricht eine Partei die Zelte ab, so thut es die andere auch, rückt diese aber mit der Reiterei, dem Fußvolke und den auf Kameelen hockenden Frauen vor, so folgt der Gegner diesem Beispiele. Die Reiterei beider Gegner macht gegen einander Front, die Frauen stehen hinter ihnen bereit, die Kämpfenden durch ihren Beifall und ihr Schreien anzufeuern, sie selbst sind durch das Fußvolk geschützt, das, gleichzeitig im zweiten Treffen stehend, die Reserve bildet. Das Gefecht beginnt nun damit, daß einzelne Trupps von zehn bis fünfzehn Reitern nach den Flanken des Gegners ausschwärmen und die feindliche Stellung zu umgehen suchen. Der Anführer an der Spitze einer compacten Masse hält sich im Centrum. Die Scene wird sehr bald belebt und der Kampf ein heißer, einige der tapfersten und bestberittenen Reiter sprengen, von Kampfeslust und Blutdurst aufgeregt, gegen die Front des feindlichen Centrums, entblößen ihr Haupt, stimmen Kriegsgesänge an und fordern den Feind zum Kampfe heraus: „Wo sind Jene, die vor ihren Chefs sich immer der Tapferkeit brüsteten? Heute ist der Tag, wo die Zunge lang sein muß und nicht im Geschwätz! Wo sind Jene, die nach Ruhm dürsten! Vorwärts, Kinder des Pulvers! Seht vor euch die Kinder der Juden, unsere Schwerter müssen von ihrem Blute triefen, ihre Güter werden wir unseren Frauen geben! In's Feuer, junge Männer, in's Feuer! Die Kugeln tödten nicht, nur das Schicksal tödtet!“ Diese und ähnliche Rufe entflammen die

jungen Reiter, welche unter den Augen ihrer Frauen und Geliebten fechten, zum höchsten Muthe, das Feuergefecht währt auch nur sehr kurze Zeit, man greift sich bald mit blanker Waffe an und das Gefecht artet in ein blutiges Handgemenge aus, in dem persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit als Reiter auf der einen Seite oft der numerischen Ueberlegenheit auf der anderen Seite die Wage hält.

Einige Zeit wogt der Kampf unentschieden hin und her, doch endlich fängt eine Partei an zurückzuweichen und sich auf die Kameele, welche die Frauen tragen, nach rückwärts zu concentriren; das ist eben der entscheidende Moment, denn hüben und drüben ertönt das schrille Geschrei der Frauen, auf einer Seite Freudenschreie, um die Sieger zu entflammen und sich die Palme des Tages zu erringen, auf der anderen Seite halberstickte Schreie des Zornes und eine Fluth von schauerlichen Flüchen, um den erschütterten Muth ihrer Gatten und Brüder wieder aufzurichten. „Ha! also das sind die prächtigen Krieger, welche mit blankem Steigbügel und im reichen Gewande bei den Festen und Hochzeiten herumtänzeln, und jetzt bis zu ihren Frauen fliehen! O, Juden, Judensöhne, steigt ab von den Pferden, wir werden eure Pferde besteigen und von heute ab seid ihr keine Männer mehr! O diese Feiglinge, Gott verdamme sie!“ Solche Beschimpfungen wirken, die Kampfeswuth erwacht von Neuem bei den Besiegten, sie versuchen einen kräftigen Choc, unterstützt von dem Feuer des in Reserve stehenden Fußvolkes, es glückt ihnen, Terrain zu gewinnen und den Feind bis auf seine Frauen zurückzuwerfen, die nun ihre Rolle zu wechseln gezwungen sind. Der numerische Verlust an Pferden und Menschen, besonders aber der Tod eines oder mehrerer der tapfersten Chefs entscheidet den Ausgang, und die schwächere Partei ergreift die Flucht, trotz der Beschwörungen und flehentlichen Bitten einiger energischer Männer, welche von einem Flügel zum anderen eilen, um das Gefecht zum Stehen zu bringen. „Giebt es Männer hier oder nicht? Wenn ihr flieht, raubt man euch die Frauen und auf euch bleibt die Schande. Sterbet! aber man wird nicht sagen, sie sind geflohen!“ rufen diese Wackeren, sich selbst in's dichteste Handgemenge stürzend, um die Schande der Flucht nicht zu überleben. Die Demoralisation der Kämpfenden ist indeß schon zu weit vorgeschritten, man sucht das Theuerste zu retten und flieht so schnell als möglich, während

einzelne Abtheilungen zeitweise Front machen, um den Verfolger aufzuhalten. Meistens kommt es indessen nicht dazu, daß der Sieger den unterlegenen Gegner verfolgt und bis zur Vernichtung schlägt, die Beutelust ist mächtiger als alle strategischen und taktischen Rücksichten. Alles stürzt sich über das Lager, um reichliche Beute zu machen, dank der dabei herrschenden Verwirrung sind noch einige Tapfere des unterliegenden Gegners im Stande, ihre Frauen und selbst ihre Zelte zu retten. Nach der Plünderung des gegnerischen Lagers denkt auch die siegreiche Partei, sich zurückzuziehen und die Beute in Sicherheit zu bringen, denn der Feind kann möglicherweise Verstärkungen an sich gezogen haben und den sorglos auf dem Schlachtfelde lagernden Gegner in der nächsten Nacht überfallen. Man marschirt deshalb die nächsten Tage immer bis in die sinkende Nacht, bis die Entfernung eine gewisse Sicherheit gewährt.

Acte unmenschlicher Grausamkeit sind bei solchen Kriegszügen verhältnißmäßig selten, das Kopfabschneiden der Gefallenen ist auch nicht so im Schwunge wie bei den Stämmen des Tell. Gefangene werden keine gemacht, die geraubten Neger werden nicht als Gefangene, sondern als Beute betrachtet, die Frauen meistens glimpflich behandelt und zuweilen ihrem Tribu zurückgesendet. Es läßt sich leicht denken, daß der Einzug des Siegers in das heimatliche Lager das Signal zu einer Reihe nicht endenwollender Festlichkeiten ist, die Heiterkeit ist eine allgemeine, frenetische Juhjuh-Rufe und das Knattern der Gewehre begrüßen die heimkehrenden Tapferen, die Fantasias sind glänzender denn je. Den Schluß bildet die Vertheilung der Beute und namhafter Geschenke an die Verbündeten, deren Mitwirkung der Sieg zu verdanken war.

Wir scheiden hiermit von der nördlichen Sahara, und nun auf nach Süden!



IX.

Von Tafilet nach Timbuktu.

Einer der großen Caravanen uns anschließend, welche alljährlich mehrmals von Tafilet nach Timbuktu ziehen und zum größten Theile von den berberischen Handelsleuten Abuams ausgerüstet werden, brechen wir von diesem Hauptorte nach unserem neuen, fernen Ziele auf. Die hammada-artige, von kleinen Höhenzügen durchzogene Wüste, welche uns vom Ued Draa trennt, durchziehen wir in südwestlicher Richtung und erreichen am fünften Tage, die Oase Tessarin zwei Tagereisen zur Rechten liegen lassend, die große und blühende Draa-Oase Ktana. Vom ewigen Schnee des Atlas gespeist, hat der Ued Draa, der längste der marokkanischen Ströme, Veranlassung zu einer der schönsten Oasenbildungen gegeben, wie man sie überhaupt nur in der Sahara findet. Denn nur wo überirdisch immer rieselndes Wasser vorhanden ist, bildet sich eine so üppige Vegetation wie hier, wo wir die Fruchtbäume, die das glückliche Klima des Mittelmeer-Beckens hervorbringt, im schönsten Gedeihen antreffen.

Wir glauben eine der Inseln der Glückseligen erreicht zu haben, als wir nach fünftägigem Marsche durch die steinige, vegetationsarme, nur hie und da durch einige verkrüppelte Akazienbäume belebte, brennende Wüste dieses lachende Grün erblicken, wie es sich frisch unter dem schirmenden Dache hochstämmiger Palmen entwickelt, und vergessen all' die Mühen und Beschwerden der Wüstenreise.

Der bewohnteste und fruchtbarste Theil des Ued Draa ist das vom saharischen Randgebirge nach Süden (Südsüdosten) zu laufende Flußthal

sobald der Ued Draa nach Westen umbiegt, was in circa 29° nördlicher Breite geschieht, fängt er an, unbewohnt und unfruchtbar zu werden. Es hat dieser plötzliche Wechsel darin seinen Grund, daß die vom Gebirge kommenden Gewässer nur bis zu diesem Wendepunkte im Flußlaufe beständig fließen, den Atlantischen Ocean aber nur einmal im Jahre nach der großen Schneeschmelze des Atlas erreichen. Es ist ein sonderbar geformtes Gebirgsland,



Berber-Caravane.

ähnlich jenem, das wir zwischen dem Ued Ghir und der Oase Figig durchwandert haben, das sich südlich vom Atlasgebirge und unabhängig von diesem ausbreitet und vom Ued Draa durchströmt wird. Hat der Fluß dieses Gebirgsland verlassen, dann strömt er in einem mehr oder minder breiten Thale, welches er sich selbst geschaffen hat. Auch hier sind die Ufer und Bänke des ursprünglichen Flußthales manchmal so hoch, so eigenthümlich und

sonderbar geformt, daß man, vom Flußbette aus gesehen, sie für zwei nach Süden streichende, parallel laufende Gebirge halten könnte. Am Westufer des Flußthales winkt uns ein wirklicher Berg, der Dschebel Sagora herüber, an den sich die Sage von hier in einer Höhle angehäuften Schätzen aus der Christenzeit knüpft. Ungefähr zwei Tagereisen westlich der scharfen Biegung des Flusses bildet der Fluß einen großen Salzsumpf, eine Sebcha, Debaya genannt, die den größten Theil des Jahres trocken, sich aber zur Zeit der großen Hochwasser mit Wasser füllt und dann auf einige Wochen einem wirklichen See gleicht.

Bevor Rohlfs die Oasen des Draa-Thales im Jahre 1862 besuchte, hatte man sehr wenige sichere Nachrichten über das ganze Gebiet, denn Caillié streifte nur die südöstlichste Umbugsecke des Thales, eine ausführliche Darstellung der Gegend verdanken wir erst Gerhard Rohlfs. Von Norden nach Süden zerfällt der fruchtbare und bewohnte Theil des Draa-Landes in fünf Provinzen, von welchen Ktana die größte und südlichste ist. Obwohl in der mittleren Provinz, Ternetta, ein Kaid des Kaisers von Marokko residirt, so ist die Herrschaft desselben nur eine nominelle, sein Ansehen geht nicht über seinen Wohnort hinaus. Die ganze Gegend im Draa-Land ist so verwaltet, daß jede einzelne Ortschaft von der anderen unabhängig ist und jede Gemeinde durch ihren Scheikh, dem die Dschemaa zur Seite steht, regiert wird; selbst die einzelnen Provinzen haben keine gemeinsame Regierung. Als Hauptort des Draa-Landes kann man Tamagrut bezeichnen, aber auch nur insoferne, als hier eine berühmte religiöse Genossenschaft ihre Sauya hat, der Einwohnerzahl nach ist Beni Sbih südlich von Ktana die größte Ortschaft.

Wir finden sämmtliche Ortschaften, sowie in Tuat und Tafilet, in der ganzen nördlichen Sahara überhaupt mit einer hohen Thonmauer umgeben, einzelne haben auch noch mehr oder minder breite und tiefe Gräben. Alle haben wenigstens eine Moschee, die größeren auch mehrere. Die Häuser, von gestampftem Thon erbaut, besitzen im Inneren einen meist geräumigen Hofraum, haben alle ein flaches Dach und meistens ein Erdgeschoß und ein Stockwerk. Im Erdgeschoß verwahrt man das Vieh, im Stockwerke ist die Wohnung der Menschen. Die Straßen in den Ortschaften sind schmal, staubig und voll Unrath, obwohl auch hier wie in Tafilet und Tuat

überall öffentliche Latrinen zahlreich vorhanden sind. Die Palmengärten, welche alle wohl durch hohe Thonmauern eingefriedigt sind, erhalten ihre Bewässerung durch den beständig strömenden Ued Draa, und da das Wasser sehr reichlich vorhanden ist, hat man keine Zeitbestimmung über die Vertheilung desselben zu treffen nöthig gehabt. Die Datteln, welche in den Draa-Oasen producirt werden, gehören zu den vorzüglichsten der ganzen Sahara, und da sie kein anderes Absatzgebiet haben als Marokko, das überdies noch von Tafilet, Tuat und anderen kleinen Oasen seinen Dattelbedarf bezieht, so sind sie äußerst billig, in guten Jahren hat die Kameelladung, circa 150 Kilo, nur einen Werth von 2 Francs. Der Getreidebedarf muß indessen von außen bezogen werden, denn das, was in den Oasen selbst angebaut wird, reicht nicht hin, um die einheimische Bevölkerung zu ernähren, obschon das ganze Jahr hindurch gepflanzt und geerntet wird; es kommt dies daher, weil ein großer Theil der Gärten nur zum Gemüsebau verwendet wird, und weil die größte und schönste Provinz, Ktaua, derart von Süßholz (Glycirrhiza) überwuchert ist, daß es fast den ganzen fruchtbaren Boden unter den Palmen einnimmt. Unter der Thierwelt entzückt uns ein reizender kleiner Vogel, zu den Sperlingen zählend, mit buntem Gefieder und lieblicher Stimme; die Eingebornen nennen ihn Marabut (der Heilige), und wir treffen ihn frei aber zahm in jedem Hause als Genossen des Menschen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bevölkerung, deren Zahl sich auf etwa 250.000 Seelen belaufen kann und die mit dem Collectivnamen Draui bezeichnet wird. Der Mehrzahl nach sind die Bewohner der Draa-Oasen Berber; die Araber, vornehmlich Schürfa, leben nur vereinzelt in Ksors, außer diesen giebt es noch Beni Mhammed, reine Araber von Abkunft, die durch das ganze Draa-Thal in kleinen Gemeinschaften von wenigen Familien unter Palmenhütten wohnen; diese Art zu wohnen, scheint manchen Reiz für sich zu haben, denn auch einige Berberstämme haben sie angenommen. Die hier wohnenden Berber gehören ausschließlich dem als räuberisch bekannten Stamm der Ait Atta an. Der Neger, natürlich auch hier zahlreich vertreten, hat auf die große Menge der Bevölkerung wenig Einfluß gehabt, aber der Draa-Berber, wenn er es auch nicht liebt, sich mit den Schwarzen zu vermischen, hat doch unmerklich Negerblut aufgenommen, dann haben Sonne und Staub das Ihrige dazu

beigetragen, der Hautfarbe eine dunkle Färbung zu geben. Die in einigen Ksors ansässigen Juden leben hier nicht in derselben unterdrückten und ausgestoßenen Weise wie im übrigen Marokko, obschon sie sich manche Vexationen gefallen lassen müssen. Sie sind hier weniger dem Handel zugethan, vertreten hingegen mehr den eigentlichen Handwerkerstand; Büchsenmacherei, Blechschlägerei, Tischler-, Schneider- und Schusterarbeit sind ihre hauptsächlichsten Beschäftigungen, eben darum, weil sie durch diese Handwerke den Bewohnern unentbehrlich geworden sind, werden sie weniger gequält. Nach dem heiligen Orte Tamagrut dürfen sie indeß nicht kommen, nicht einmal den dort außerhalb der Stadt abgehaltenen Wochenmarkt besuchen, damit sie aber die Strenge dieser Maßregel weniger fühlen, hat man doch die Rücksicht gehabt, den Markttag auf einen Samstag zu verlegen. Außer der Sprache bemerkt man, was das Aeußere betrifft, von den Negern abgesehen, zwischen den Drani keinen Unterschied, wäre dieser nicht, so könnte man glauben, das Land sei von einem Volke bewohnt. Die Lebensweise der Bewohner ist äußerst einfach; Morgens wird eine dünne, heiße und stark gepfefferte Mehlsuppe mit Datteln genossen, Mittags und Nachmittags Datteln, wozu die Reichen ungesalzene Butter nehmen, oder auch Buttermilch trinken, während der Arme blos Wasser zum Trunk hat, Abends ist Kuskus die allgemein übliche Kost!

Die Oase Ktaua, in der wir weilen, hat allein für sich gegen hundert Ksors, die von Berbern oder auch von Arabern, Schürfa und Beni Mhammed bewohnt sind. Von Aduafil, einem der größeren Orte der Oase, wird der hauptsächlichste Handel mit dem Sudan betrieben. Gold, Elfenbein, Leder und Sclaven sind die Haupt-Importartikel aus demselben, an eigenen Producten liefern die Drani den Negern nichts, sie können ihnen nur europäische Producte zuführen. Wir verlassen die Oase Ktaua und erwarten in dem größten Orte und Markte des Draa-Landes, in Beni Sbih, den Anschluß einiger Zuzüge, welche vereinigt eine große Kafla bilden, und den Verkehr zwischen der marokkanischen Sahara und Timbuktu vermitteln. Verfolgen wir nun, bevor wir mit der Kafla aufbrechen, noch den Ued Draa, bis zu seiner Mündung, und überblicken wir das Land zwischen diesem Flußthale und den Südhängen des Atlas. Nach seinem Austritte

aus der Sebcha el Debaya erhält das Draa-Thal zahlreiche Zuflüsse aus dem Norden, welche alle ihren Ursprung im saharischen Randgebirge, hier Dschebel Saghora genannt, nehmen, den größten Theil des Jahres hindurch aber wasserlos sind. Wenn wir im Draa-Thale nach Westen ziehend, den Blick nach Norden schweifen lassen, nehmen wir ein Chaos sich übereinander häufender Berge wahr, während nach Süden die Hammadaflächen



Wadi Nun (Ogilmim).

der marokkanischen Provinz El Haha den Horizont begrenzen. In seinem Unterlaufe fast parallel zum Wadi Draa verläuft 60 Kilometer nördlicher das Wadi Nun (Wadi Assaka), dem ganzen Lande zu beiden Seiten des Flußbettes diesen Namen verleihend. Etwa anderthalb Tagereisen von der Küste des Atlantischen Oceans, am Ostrande einer großen von Bergen umsäumten und vegetationsarmen Ebene, die eben die Landschaft Wadi Nun bildet, liegt der Hauptort derselben, Ogilmim, mit 3000 Einwohnern, bedeutend als Markt

und wegen der in seiner Nähe im Gebirge existirenden Metall-Lagerstätten (Silber, Kupfer).

Panet fand 1850 die Stadt auf einem sehr unebenen, von Gräben durchzogenen Boden erbaut, gegen Osten von einer Kette ungleicher Hügel eingefaßt, ihr Grund besteht aus einer röthlichen, steinigen Erde, welche Sandsteinblöcke mit glanzlosem Bruch bedecken; in der Tiefe von 2 Meter ruht diese auf einem Thonlager, in das sich eine Menge Muscheln und Kalkstücke einmischen.

Nun ist von keiner eigentlichen Mauer umgeben, seine Häuser, ganz aus Thon oder Erde und isolirt oder in Reihen gebaut, bilden längliche, mehr oder weniger regelmäßige Vierecke. Gewöhnlich haben sie in der Mitte einen Hof, von dem die Zimmer ihr Licht erhalten, da nach der Straße zu keine Fenster angebracht sind; die neueren Gebäude zeigen marokkanischen Styl. Dank den häufigen Schiffbrüchen an der Küste, sind die Wohnungen der Reichen mit Holz ausgetäfelt, auch ihr Meublement ist ziemlich luxuriös. Die engen Straßen, in denen sich zwei Kameele nicht ausweichen können, überraschen durch eine gewisse Reinlichkeit, aber im Inneren der Höfe und besonders in der Judenmilha, die etwa hundert Familien zählt, findet man den größten Schmutz. Die Stadt gehört dem Araberstamm der Ait Hassan und die Regierung liegt in den Händen eines Scheikhs mit despotischer Gewalt.

Unter den Producten der Landschaft stehen Weizen und Gerste obenan, die in großer Menge Anfangs April geerntet werden. In besonderen, von Oleander eingefaßten Gärten zieht man Gemüse, wie Kohl, Möhren, Zwiebel, Pfeffer, Tomaten, und Obstbäume, wie Aepfel-, Aprikosen-, Feigen- und Olivenbäume, die jedoch weniger kräftig gedeihen als in den nördlicheren Gegenden. Zahlreiche Dattelpalmen schmücken einzelne Theile der Stadt, tragen aber keine Früchte. Tabakbau wird eifrig betrieben, auch zeigt er ein rasches kräftiges Wachsthum, aber seine Blätter sind wenig entwickelt. Der Scheikh hat in seinem Garten auch einige Weinstöcke, doch wiegen die größten Trauben kaum 200 Gramm. Die Pferde und Maulthiere des Landes sind von ausgezeichneter Race, die Esel sehr klein, aber kräftig; die einzige Sorte Schafe für den Unterhalt der Bewohner und den Handel mit Mogador von großer Bedeutung.

Nun verdankt hauptsächlich seine Wohlhabenheit und Bedeutung dem Handel. Die Kaufleute von Nun tauschen die europäischen Waaren, die ihnen aus Marokko zugehen, gegen das Gummi, die Ziegenfelle, die Kameel- und Schafwolle, die Straußenfedern u. s. w. ein, welche die Nomadenstämme aus Sagia und den übrigen Theilen der Westküste herbeibringen. Außerdem expediren sie Caravanen nach Timbuktu, die von dort Gold in großer Menge zurückbringen, außer Sclaven und 2—3000 Kameelladungen Gummi, Elfenbein und Wachs. Die Dörfer und Flecken der Umgegend liefern ebenfalls Wachs, und Gummi erhalten sie auch durch die Tadschakant, einen in der westlichen Sahara weitverbreiteten Berberstamm. Ferner haben sie Theil an dem Ertrag der Goldminen im Sudan, durch ihre Verbindungen mit der Oase Aderer und durch directe Expeditionen nach Tischit.

Zwischen dem saharischen Randgebirge und dem Südabfalle des eigentlichen Atlas endlich treffen wir ein drittes Flußthal, den Wadi Sus, das nach der Beschreibung, welche wir Rohlfs verdanken, und der das Thal seiner ganzen Länge nach von Agadir an der Küste bis zur Quelle 1862 bereiste, nicht mehr zur Wüste zu zählen ist. Der Weg zwischen Agadir und Tarudant, dem etwa zwei Tagereisen von der Küste und nahe dem Flusse gelegenen Hauptorte der gleichnamigen Landschaft Sus, gehört zu einem der schönsten, was die Reichhaltigkeit der Natur betrifft. Rohlfs vergleicht die Ebene am Wadi Sus mit der lombardisch-venetianischen Poebene, entzückend schlängelt sich der stets Wasser führende Sus durch die Oliven- und Orangengärten hin. Das Thal des Flusses ist ein wahrer Garten, ein Dorf, ein Haus neben dem anderen, Oel-, Feigen-, Granaten-, Pfirsich-, Mandel-, Aprikosen-, Orangenbäume und Weinreben bilden ein liebliches Durcheinander. Aber so entzückend die Gegend ist, so unheimlich fällt es auf, daß alle Welt nur bis zu den Zähnen bewaffnet ausgeht.

Als ersten Forschungsreisenden, welcher diese interessanten, aber unsicheren Gebiete bereiste, finden wir den englischen Arzt John Davidson. Von Tanger im December 1835 aufbrechend, durchzog dieser kühne Reisende das westliche Marokko und erreichte über Agadir am 22. April 1836 Wadi Nun oder Ogilmim. Vergeblich mußte er hier nahezu sieben Monate auf eine Gelegenheit warten, mit einer Caravane nach Timbuktu aufbrechen zu können,

da die politischen Zustände und die Sicherheit im Lande die allertraurigsten waren. Trotz der Abmahnungen des Scheikhs von Ogilmim brach indessen Davidson, des Harrens müde, mit einer Caravane auf, um auf das ersehnte Ziel loszusteuern. Schon bei Ueberschreitung des Ued Draa wurde dieselbe von Ait Atta angefallen und erst nach Zahlung eines schweren Tributs freigelassen; die Landschaft El Haha in der Folge durchziehend, stieß die



John Davidson.

Caravane bei dem Lager Suekeya auf einige hundert Reiter vom maurischen Stamme der Harib, welche eben von einem Plünderungszuge, den sie in die Landschaft Asauad im Nordosten von Timbuktu unternommen hatten, zurückgekehrt waren. Einige Tafileter Kaufleute, welche in Davidson einen Concurrenten und Spion erblickten, der das Land auskundschaften und später den Engländern in die Hände spielen wollte (es war gerade die Nachricht von der Einnahme Tlemsens durch die Franzosen in Algerien verbreitet),

stifteten die Harib zur Ermordung des Reisenden an, so fand er auch am 18. December 1836 an dieser Stelle seinen Tod. Wir verdanken ihm die vorstehende Ansicht von Ogilmim. Vierzehn Jahre später, 1850, durchzog der französische Reisende Panet, vom Senegal kommend, die Landschaft Wadi Nun und besuchte Ogilmim; eine eingehende Beschreibung des Landes jedoch gab erst der Spanier Joachim Gatell, welcher 1864, nachdem er Rohlfs in Marokko angetroffen hatte, die Sus-Landschaft und später das Wadi Nun und die südlichere Landschaft Tekna bereiste. In den östlich vom Wadi Nun liegenden, von den Zuflüssen des Ued Draa durchströmten Landschaften ist es eine kleine Oase, Akka, welche unser Interesse in Anspruch nimmt, sie ist nämlich der Geburtsort eines Reisenden, dessen Schicksale erzählt zu werden verdienen, und welcher, was keinem Europäer außer dem unglücklichen Major Laing bisher gelang, von Norden aus Timbuktu erreichte. Hier wurde der Rabbiner Mardochaï Abi Serur als Glied einer armen israelitischen Familie geboren. Schon im neunten Lebensjahre erfaßte ihn der unwiderstehliche Drang, die Welt zu sehen und sich zu unterrichten. Er verließ sein armes Dorf und durchstreifte ohne Mittel, ohne Unterstützung Spanien, das südliche Frankreich, Italien, Griechenland und kam so nach Jerusalem, wo er mit Eifer den Studien oblag. Seine Anstrengungen blieben nicht fruchtlos, denn er wurde von den Großwürdenträgern des israelitischen Cultus bemerkt und errang nach vierjähriger Arbeit den Grad eines Rabbiners. Der Gedanke an seinen darbenden Vater und seine armen Brüder veranlaßte ihn, den Rückweg nach Akka anzutreten. Nachdem er ganz Nordafrika durchreist hatte, kam er endlich in sein Heimatsdorf und fand daselbst die Seinigen in noch größerer Dürftigkeit als bei seiner Abreise. Um ihnen einige Erleichterung zu verschaffen, wollte er nun seine neuen Kenntnisse benützen, und beschloß, in der Stadt Timbuktu, die bis dahin ebenso den Israeliten wie den Christen verschlossen war, Handelsgeschäfte zu unternehmen. Er machte sich denn auch mit seinem jüngeren Bruder auf den Weg und gelangte in vierundvierzig Tagen durch die Wüste nach El Arauan, das nur sieben Tagereisen von Timbuktu entfernt ist; diese Reise zu Kameel durch die nackte, öde Wüste ohne Wasser, ein wahrhaftes Sandmeer, von Räuberbanden durchzogen, war an sich schon eine Zeit voll Aufregung und Gefahr. In El Arauan

wurden die beiden Brüder von dem arabischen Scheikh, der die Stadt regierte, verhaftet, er wollte sie tödten lassen, wie er schon 1826 mit einem christlichen Reisenden, dem Major Laing, verfahren war. Mardochaï bedurfte in dieser kritischen Lage seiner ganzen Klugheit und aller seiner Erfahrungen in Bezug auf die Sitten und Gesetze des Islam. Er berief sich auf den Text des Koran, bewies seinen Feinden, daß es ihnen untersagt sei, einen Geschäftstreibenden, auch wenn er von anderer Religion ist, umzubringen, und durch seine Schlauheit gelang es ihm, die Erlaubniß zum Aufenthalt in El Aranan gegen eine jährliche Abgabe an den arabischen Scheikh zu erwirken. Die Reise nach Timbuktu wurde ihm aber gleichwohl ausdrücklich untersagt. Mardochaï verbrachte das Jahr 1861 in El Aranan, und es gelang ihm, durch Handel sich etwas zu erwerben. Bei allen Völkern der Welt öffnet aber der Schlüssel des Goldes alle Pforten. Mittelst einer bedeutenden Summe, die er dem anfangs so übel gegen ihn gesinnten Scheikh gab, erhielt er von ihm die Erlaubniß, nach Timbuktu zu gehen, wo er jedoch nur mit Mühe und als Araber verkleidet, Einlaß fand. Einmal in der Stadt, hoffte er auf die Unterstützung der marokkanischen Kaufleute, seiner Landsleute, diese aber sahen in ihm nur einen gefährlichen Concurrenten und wurden seine eifrigsten Verfolger; sie gingen so weit, seinen Tod zu fordern. Mardochaï wandte sich in dieser Gefahr an den mohamedanischen Gouverneur, erbot sich, ihm ein hohes Jahresgeld zu zahlen, und erwirkte sich trotz der Intriguen seiner Feinde das Recht, Handel zu treiben. In Gemeinschaft mit seinem Bruder arbeitete er nun eifrig während der Jahre 1861 und 1862, so daß er 1863 mit einem kleinen Vermögen nach Akka zurückkam. Das Unternehmen war zu glücklich ausgefallen, als daß er es nicht fortsetzen sollte. Er trat mit einer bedeutenden Waarenladung eine neue Reise nach Timbuktu an, begleitet von einigen Verwandten und Glaubensgenossen, mit denen er eine israelitische Colonie gründen wollte. Die Geschäfte der neuen Ankömmlinge prosperirten und am Ende eines Jahres reiste der junge Bruder Mardochaï's mit einer reichen Ladung von Straußenfedern, Goldstaub, Elfenbein ꝛc. im Werthe von ungefähr 50.000 Francs nach Marokko zurück. In der Wüste beraubte ihn aber ein arabischer Räuberstamm seiner ganzen Reichthümer, und er mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben davon zu kommen. Diese

unsicheren Zustände bei Ausübung des Handels wurden für Mardochaï verhängnißvoll; jedesmal wenn er sich etwas erworben hatte, beraubten ihn die Wegelagerer der großen Wüste, so daß er schließlich eben so arm in seine Heimat zurückkehrte, wie er sie verlassen hatte. Seit jener Zeit hat sich Mardochaï unter den Schutz Frankreichs gestellt, der verstorbene französische Consul Beaumier in Mogador gewährte ihm Hilfe und sandte ihn 1874 an die Pariser geographische Gesellschaft. Hier wurde er von Henri Duveyrier im Gebrauche des Compasses und anderer Instrumente unterrichtet und durchzog 1875 im Auftrage einiger Naturforscher die Provinz Sus und die südwestlichen Theile des marokkanischen Gebietes bis zum Dschebel Fabayudt, einem hohen Berge, der, aus der Ferne gesehen, den Anblick einer mitten in einer Ebene aufgerichteten Riesensäule gewährt und, auf sechs Tagereisen in der Runde sichtbar, ein werthvoller Wegweiser ist. Die Entdeckung alter Bauten, Grabmäler und Felseninschriften in der Nähe dieses Berges durch Mardochaï erregte ungewöhnliches Aufsehen.

Kehren wir nach diesem Ausfluge gegen Westen nach Beni Sbih, dem Sammelplatze unserer Kafla, zurück. Einige Sicherheit für die Durchquerung der großen Wüste zwischen dem Ued Draa und Timbuktu verbürgt uns die Größe der Caravane, wir zählen mehr als 1000 Kameele und 200 bewaffnete Begleiter; nicht anders als mit einem so großen Apparat läßt sich, ohne die ärgste Gefahr zu laufen, die Route nach Timbuktu für Handelsleute verfolgen. An Leben und bewegtem Treiben fehlt es unter solchen Umständen nicht, und so lange wir noch im Bereiche des Draa sind, spricht das Pulver zum Vergnügen den ganzen Tag. Der Abgang einer großen Kafla ist auch hier ein Moment allgemeiner Aufregung und Spannung. Wir folgen so ziemlich der Route, welche René Caillié im Jahre 1828, aber in entgegengesetzter Richtung, nämlich von Timbuktu kommend, einschlug. Unter drückenderen Verhältnissen wird wohl noch selten ein Reisender die Wüste durchkreuzt haben, als René Caillié; ohne fachmännische Bildung zu besitzen, nur dem Drange nach Kenntniß des Inneren Afrika's folgend, schiffte sich Caillié, fünfzehn Jahre alt, 1814 von Frankreich nach dem Senegal ein, und trat 1827 von Sierra Leone aus, als Maure verkleidet, nur mit den dürftigsten Mitteln versehen, eine Reise nach Timbuktu an. Nach vielen Mühsalen langte er am 20. April 1828

endlich in Timbuktu an, das er schon am 4. Mai verlassen mußte, und kehrte mit einer maurischen Caravane durch die Sahara gänzlich erschöpft und entblößt über die Oase Tafilet und über Tanger nach Frankreich zurück. Verhöhnt und verspottet, seiner Armuth wegen auf das empörendste behandelt, war die Durchquerung der großen Wüste vom 4. Mai bis 25. Juli 1828 eine ununterbrochene Kette von Qual und Noth, Durst und Hungerspein, bei unerträglicher Hitze. Seinen Reiseberichten wurde lange Zeit, insbe-



René Caillié.

sondere von englischen Geographen, kein Glauben geschenkt, schließlich aber, und besonders nachdem ihm Dr. H. Barth ein glänzendes Zeugniß seiner Wahrhaftigkeit ausgestellt, kam der muthige Reisende, der 1839 starb, zu allgemeinen Ehren.

Ueber Mimssina und Bunu, zwei kleine befestigte Ksors, von anmuthigen Dattelhainen umgeben, ziehen wir am linken Ufer des Ued Draa vorerst nach Westen; bis zu dem kleinen Ksor El Harib folgt ein Palmenwäldchen dem

anderen, unter deren Schatten die Draui Gerste, Weizen und Gemüse bauen. Der Boden der nächsten Umgebung dieser kleinen Oase ist echte Hammada, von verschiedenfarbigen kleinen Kieseln übersäet. Auf dem Wege fällt uns eine Kuba in die Augen, an deren Thüre eine Unzahl verschiedenfarbiger Stofffetzen hängen, zahlreiche kleine Steinpyramiden umgeben dies Mausoleum, beides Zeichen der Verehrung und Huldigung, welche den Manen des hier begrabenen Scherifs dargebracht werden. Das Terrain wird, je weiter wir nach Westen ziehen, immer schwieriger, kleine Sanddünen verzögern den Marsch der Caravane, ebenso wie die Ueberschreitung mehrerer tief eingeschnittener Gräben, in denen einige Stauden von Ziziphus lotus wuchern. So erreichen wir am zweiten Tage El Harib, das im Süden zweier kleinen Bergzüge liegt, welche den Ort vom Draa-Lande trennen. Die Bewohner sind in mehrere Nomadentriben getheilt, welche sich mit Kameelzucht befassen, die ihnen, abgesehen von der Milch zur Zeit der Regen, die nöthigen Thiere liefert, um die Handelscaravanen, welche von Tafilet und Ktana nach Timbuktu gehen, mit diesem wichtigen Transportmittel zu versehen. Die Bewohner, Mauren, sind selbst rührige Handelsleute, die auf Rechnung der Tafileter Kaufleute deren Waaren nach Timbuktu, El Arauan und Sansandig am oberen Niger führen. Bei den Bewohnern der Umgegend sind die Mauren von El Harib verachtet und werden als Ketzer oder Ungetreue behandelt, und sind deshalb auch von den Draui und den Tadschakanten im Westen häufig gebrandschatzt. Nach Tafilet und den Oasen des Ued Draa dürfen sie nur mit einer Berber-Escorte und nach Erlag eines Geleitgeldes ziehen, ihre Frauen sind, nach Caillié, sehr böswillig und in ekelerregendem Grade schmutzig. Caillié mußte sich von ihnen die gröbsten Vexationen und Quälereien gefallen lassen.

Wir setzen unsere Reise über eine unabsehbare Hammada fort, anfänglich in einer Ebene, welche, von Tamariskenbüschen und mit Schih bestanden, den Kameelen ein reichliches Futter gewährt, in welcher wir aber eben deshalb in der Stunde kaum zwei Kilometer fortkommen, da die Thiere nach allen Richtungen auseinanderlaufen, so daß die Caravane sich übermäßig in die Länge und Breite ausdehnt, später aber über festen, mit grauem, grobkörnigem Sande bedeckten Boden. Die Caravanen der Mauren brauchen deshalb auch beinahe die doppelte Zeit zur Durchquerung der Wüste, da sie nicht wie

die Tuareg die Kameele eines hinter dem anderen schreiten lassen, sondern in aufgelösten langgestreckten Reihen. Am folgenden Tage ist der Marsch überdies durch einen Bergzug, welchen wir zu überschreiten haben, wesentlich verlangsamt. Das Defilé durch diesen granitischen Bergzug ist von wild-romantischer Schönheit. Zwischen enormen Felsmassen, welche überhängend, die Caravane jeden Augenblick durch ihren Sturz zu zerschmettern scheinen wollen, klimmen wir einen steilen, schmalen und gewundenen Pfad empor, der die größten Schwierigkeiten bietet, Alles steigt von den Kameelen ab, um die Thiere vor einem Falle zu bewahren, der hier leicht verhängnißvoll werden könnte. Die Thiere schreiten nur mit Widerwillen, alle Augenblicke stehen bleibend und den Kopf unruhig nach rechts und links wendend, vorwärts. Die Schlucht widerhallt von ihrem kläglichen Gebrüll, es bedarf aller Ermuthigung der Treiber durch Zurufe, um die Thiere ruhig zu erhalten. An manchen Stellen ist der Pfad so schmal und so nahe dem Rande der Felsen, daß die Gefahr eines Absturzes in die Abgründe der Schlucht zu unseren Füßen eine imminente ist. In diesen Schluchten glänzt aus der Tiefe hie und da ein kleines Wasserbecken herauf, gefüllt mit salzigem Wasser. Endlich ist der Paß überschritten, und über einen steilen Abhang, schichtenweise von Granitfelsen durchsetzt, gewinnen wir wieder die steinige Fläche der Hammada. Die folgenden Tage führen uns vorerst zum Brunnen Sibica, der ausgezeichnetes Wasser besitzt und von einigen Palmen umstanden, zwischen zwei großen Blöcken von rosarothem Granit eine anmuthige Abwechslung in die traurige Wüste bringt, und dann wiederholt durch kleine Defiléen, gebildet von großen Quarzblöcken und Granitfelsen; auf dem sandigen Boden der Defiléen fristen einige verkrüppelte Mimosen und dornige Salzpflanzen ein kümmerliches Dasein. In einem dieser Defiléen stoßen wir am Nordrande der Dünenzone, hier Igidi genannt, auf die Brunnen von Majara, deren salziges Wasser jedoch ungenießbar ist. Seit El Harib, von welchem uns fünf Tagereisen trennen, sind wir nur auf den Brunnen Sibica gestoßen. Die Versorgung einer Caravane von 200 Menschen und 1000 Kameelen erforderte die größte Umsicht, umsomehr als bei der enormen Hitze die Verdunstung in den Schläuchen große Mengen Wassers absorbirt. Die nächsten Tagereisen verbringen wir mit der Durchquerung der Region der beweglichen Sandhügel,

die westliche Fortsetzung der Areg-Region, welche wir bereits vorher zweimal überschritten haben. Hier fehlt es, dank der eigenthümlichen Natur der Dünenzone, im Allgemeinen nicht an Brunnen, und auch die Vegetation ist eine verhältnißmäßig reichliche, so daß es den Kameelen nicht an Futter gebricht, nur die Hitze ist inmitten des Chaos der Dünen eine erdrückende und nöthigt uns sehr oft, zum Wasserschlauch Zuflucht zu nehmen. Wir kennen bereits das Landschaftsbild der Dünenregion und wollen daher hier nicht weiter darauf eingehen, es ist mit geringen Abweichungen dasselbe, wie wir es zwischen Rhadames und Tuggurt gefunden haben. Nach viertägiger Wanderung in diesem Dünenlabyrinth halten wir am Brunnen El Gedea, von reichlicher Krautvegetation umgeben, und füllen unsere Schläuche.

Weitere drei Tagereisen bringen uns zu den Brunnen Bir Marabuti am Südrande der Igidi, wir würden dieselben, abgesehen von einigen Tamariskenbüschen, leicht an der großen Menge von Kameelmist auffinden, welche die Brunnen umlagern. Hier werden die Thiere getränkt, was bei deren großer Zahl uns einen Rasttag aufnöthigt, auch wir füllen unsere Schläuche mit dem guten, süßen Wasser, da die nächsten Brunnen mit Ausnahme des Bir el Ekseif und Amul Taf meist salziges Wasser führen. Indem wir die Brunnen von Marabuti verlassen, betreten wir wieder eine eintönige, von kleinen, spitzigen oder glatten Kieseln übersäete, von zahlreichen schneidigen Felsrücken und tiefen Gräben und Einsenkungen durchzogene Hammada, zu deren Durchquerung wir zwölf Tage brauchen. Nach Osten hin wird der Charakter dieser Einöde noch trauriger und schreckensreicher, da ihr das Wasser fehlt und sie die in der ganzen Sahara verrufene, steinige und wasserlose Tanesruft bildet, welche zehn bis zwölf Tagereisen breit, sich zwischen den Brunnen Bir Wallen und Bir Amghannan, einem von Ost nach West streifenden Bande gleich, plateauartig ausdehnt. Von dem unglücklichen Major Laing durchquert, dessen Papiere indeß, wie bekannt, verloren gingen, wurde sie seither von keinem Europäer besucht, und unsere Kenntnisse über ihre Ausdehnung und Natur beschränken sich daher nur auf die von Tuareg und Arabern eingezogenen Erkundigungen, besonders erstere als Geleitsmänner der Caravanen von In-Salah und Akabli durchqueren sie alljährlich mehrere Male. Auf unserer Route findet die westliche Fortsetzung dieser Tanesruft ihr südliches

Ende durch einen Bergzug und durch den südlichen Arm der Dünenregion der Igidi, welche nach Westen die Tanesruft hufeisenförmig einschließt. Die Nähe dieser Dünenregion wird uns schon südlich des Brunnens Amul Taf durch häufiges Auftreten von einzelnen langgestreckten Sandhügeln angekündigt, nachdem wir an dem Brunnen Amul Gragim, dessen salziges Wasser uns zu keinem Aufenthalte einladet, vorbei und eine Reihe von rosarothen Granitfelsen übersteigen, sind wir herzlich froh, die Hammada und ihren schneidend scharfen Kieselteppich im Rücken zu haben und treten wieder in die Dünenregion ein. An dem Brunnen Trasas, dessen salziges Wasser auch die Kameele verschmähen, vorüber, erreichen wir nach sieben weiteren Tagereisen die Brunnen von Telig und eine halbe Tagreise westlich derselben die großen Salzminen von Taudeni. Wir befinden uns in der Landschaft El Dschuf oder im Leib der Wüste, d. h. nach der Auffassung der Araber und Mauren soll dieser Theil der Igidi-Region die tiefste Stelle der westlichen Sahara bilden, eine Bezeichnung, welche durch das meist salzige Wasser der Brunnen dieser Zone und das Vorkommen großer Steinsalzlager unterstützt, in jüngster Zeit einige unternehmungslustige Engländer, Skertchley und Mackenzie, zur Behauptung führte, El Dschuf sei eine absolute Depression, und ihnen das Project aufdrängte, diesen ganzen westlichen Theil der Wüste zwischen dem atlantischen Ocean bis gegen Timbuktu hin unter Wasser und in Verbindung mit dem Ocean zu setzen. Ein bloßer Blick auf die Karte zeigt aber die Existenz eines mindestens 100 Meter über den Ocean erhobenen 100—200 Kilometer breiten Landrückens im Westen der Landschaft El Dschuf und die Haltlosigkeit einer Annahme, der keinerlei positive Beobachtungen und Messungen zu Grunde liegen können, da leider seit Caillié's Reise kein Europäer einen Fuß in diese unübersehbaren Wüstenstrich gesetzt hat.

Seinen Salzminen, respective der Wichtigkeit des Salzes im Haushalte des Menschen und dem verhältnißmäßig seltenen Vorkommen des Salzes im ganzen Sudan verdankt Taudeni seine Bedeutung als Handelsstadt, denn hier wird alles Salz gewonnen, welches nach Timbuktu und Dschenne und weiter nach dem westlichen Sudan importirt wird. Die Salzlager von Taudeni finden sich 1½ Meter unter der Oberfläche des Sandbodens in mächtigen Schichten, aus welchen es in großen Blöcken herausgebrochen wird, dann

sägt man die Blöcke in dünne Platten, in welcher Form es verpackt und befördert wird.

Diese Salzminen sind eine Quelle des Reichthums der maurischen Stämme von Taudeni, welche die Minen von Negersclaven bearbeiten lassen. Nicht nur in Taudeni, sondern auch an vielen anderen Orten zeigt der Boden der El Dschuf genannten Landschaft Salzauswitterungen, welche unterirdische Salzlager vermuthen lassen.

Nach einem Rasttage in Taudeni brechen wir neuerdings auf und verlassen nach drei Tagereisen die trostlose Region der Igidi, überschreiten hierauf eine einförmige, vegetations- und wasserlose Hammada-Ebene und erreichen am sechsten Tage den Knotenpunkt der Caravanenstraße, El Araua, vor welcher Stadt wir unsere Zelte aufschlagen. Die Stadt liegt in einer von hohen Dünen umrandeten Einsenkung und gleicht in Anlage und Bau Timbuktu, Alles nur in einfacheren Verhältnissen genommen. Seine hauptsächlichste Bedeutung liegt darin, daß sich hier die Caravanenstraßen von Tafilet, Mogador, Ued Draa, Tuat, Rhadames und Tripoli vereinigen und die Stadt das eigentliche Salzdepot oder besser gesagt, die Verfrachtungsstelle des Salzes aus den Minen von Taudeni ist. Zur Regenzeit erhält die Stadt den Besuch der Tuareg, welche ihre Zelte hier aufschlagen und den Tribut für die freie Passage der Waarencaravanen von den Bewohnern der Stadt einheben. Die Bewohner El Arauans sind durchgängig Mauren und als fanatisch verrufen. Wir brechen, nachdem die Thiere nochmals ausgiebig getränkt wurden, wieder auf und ziehen über eine flache, sandige, trostlose Ebene nach Süden, gegen Abend desselben Tages kommen wir an der Stelle vorüber, wo Major Laing am 24. September 1826 durch seinen Führer Ahmed Uld' Abeda Uld er Rahal, einem Chef der Berabisch und unter verschwiegener Mithilfe des Scheikhs von El Arauan meuchlings erdrosselt wurde. Wir eilen an dieser Unglücksstätte vorüber und wandern die nächsten sechs Tage ununterbrochen über eine streckenweise völlig flache, von Flugsand überwehte, vegetationslose, sonst aber leicht gewellte und von Gräben durchzogene, aber brunnenreiche Ebene von trostlosem Anblicke, die einzige Abwechslung, welche das Landschaftsbild zeigt, sind einzelne isolirte Dünenzüge, sonst herrscht die vollste Oede und Eintönigkeit.



Timbuktu.

Wir sind glücklicherweise von feindlichen Ueberfällen der Tuareg oder anderer Wegelagerer der großen Caravanenstraßen verschont geblieben, ein Glück, das umsomehr in's Gewicht fällt, da wir trotz der großen Anzahl Bewaffneter, bei dem jeglichen Mangel einer einheitlichen Organisation der Caravane, kaum einem geschickt geleiteten und verwegenen Ueberfalle hätten erfolgreich Widerstand leisten können. Es giebt nämlich in solchen großen Caravanen kein absolutes Obercommando, jeder Kaufmann oder Kameelbesitzer ist Herr in der Führung seiner Thiere, und Zank und Streit auf dem Marsche, wie auf den Halteplätzen und an den Brunnen sind an der Tagesordnung, dabei ist die schon vorher geschilderte Marschordnung der Caravanen jeglicher Vertheidigung äußerst ungünstig. Nur so kann man es sich erklären, wenn ein Häuflein von zehn bis zwölf Tuareg von einer starken Caravane die unerhörtesten Passagezölle einfordern kann, die ihnen auch ohne Zögern erlegt werden.

Wir sind nunmehr eine halbe Tagereise von Timbuktu entfernt und senden Boten voraus, welche die Ankunft der Caravane in der Stadt ankündigen sollen. Mit ihnen kehrt ein ganzer Troß Timbuktiner zu Pferde und zu Fuß zu uns in's Lager zurück, um Bekannte zu treffen und über die Ladung der Kameele, Preise der Waaren u. s. w. zu unterhandeln. Die Leute sind meist in leichte blaue Toben, die vermittelst eines Shawls eng um den Leib gegürtet sind, und in kurze nur bis an die Knie reichende Hosen gekleidet, ihr Haupt ist mit einem Strohhute von der eigenthümlichen Gestalt einer kleinen Hütte mit regelmäßigem, an der Spitze in einen Büschel auslaufendem Strohdache bedeckt. In ihrer Begleitung ziehen wir durch den Schutt, der sich rund um den Erdwall der Stadt herum angehäuft hat, und durch eine Reihe schmutziger Rohrhütten, welche die ganze Stadt umgeben, in die Stadt Timbuktu ein. Die Straßen, die wir durchziehen, sind so enge, daß kaum zwei Reiter nebeneinander passiren können, großen Eindruck hingegen macht auf uns der gut bevölkerte und wohlhabende Charakter des Stadtviertels Sane Gungu, das wir darauf betreten, manche Häuser erheben sich hier zu einer Höhe von zwei Stockwerken und zeigen in ihrer Façade einen deutlichen Versuch von architektonischer Verzierung. Von einer zahlreichen Schaar neugieriger Städter verfolgt, gewinnen wir endlich das Haus eines

Rhadamser Handelsmannes, an den wir ein Empfehlungsschreiben besitzen, und können, gastlich aufgenommen, endlich wieder nach achtwöchentlicher Wüstenreise die langersehnte Ruhe genießen, deren wir gründlich bedürfen. Das heißersehnte Ziel einer ganzen Reihe für die Erforschung Afrika's begeisterter Männer, das sagenhafte Timbuktu ist erreicht, nur drei Europäer aber haben bisher in seinen Mauern geweilt; zuerst Major Alex. Gordon Laing, der am 18. August 1826 unter dem Namen Er Raïs (d. h. der Capitän) einzog, durch das unumwundene Bekenntniß seiner Eigenschaft als Christ aber zugleich den religiösen Fanatismus und die politische Eifersucht der herrschenden Partei der Stadt, der Fulbe, erregte und von diesen aus der Stadt verjagt wurde. Dem früher genannten Chef der Berabisch sich anvertrauend, verließ er am 22. September desselben Jahres Timbuktu, um einem so baldigen Tode entgegenzugehen. Glücklicher war René Caillié, welcher am 20. April 1828 die Stadt betrat und bis 4. Mai in ihr verweilte, ihm war es vergönnt, lebend noch die Heimat zu sehen und über seinen Aufenthalt in der Wüstenstadt zu berichten, leider geben seine Berichte kein zutreffendes Bild der Stadt. Erst Dr. Heinrich Barth, der am 7. September 1853 Timbuktu betrat und unter dem Schutze des mächtigen und einflußreichen Scheikhs und Chefs des religiösen Ordens der Bakkay, Ahmed, bis 18. März 1854 in der Stadt verweilte, hat uns eine eingehende Schilderung derselben gegeben, die zwar Timbuktu all seines angedichteten Zaubers entkleidet, aber der Wahrheit entspricht. Unter seiner Führung wollen wir denn auch einen Rundgang durch die Stadt machen. Timbuktu, etwa 25 Kilometer vom linken Ufer des Nigerstroms (hier Eghirrën oder Issa genannt) entfernt, liegt nach den Berechnungen Dr. Petermann's unter 17° 37′ nördlicher Breite und 3° 5′ westlicher Länge von Greenwich, nach jenen Jomard's, welcher die Längenbestimmung des Schattens durch Caillié benützte, unter 17° 50′ nördlicher Breite und 3° 40′ westlicher Länge von Greenwich, weder Caillié noch Barth besaßen indeß die Instrumente, um eine genaue astronomische Positionsbestimmung zu machen.

Die Stadt liegt nur wenige Fuß über dem mittleren Niveau des Nigerstromes und bildete in ihrer Größe zur Zeit Barth's ein Dreieck, dessen Basis dem Flusse zugekehrt ist, während sein vorspringender Winkel, an die

Moschee Sjan-Kore sich lehnend, nach Norden sieht. Dies war der Umfang im zerrissenen Zustande des Landes während Barth's Aufenthalt, aber während der Blüthe ihrer Macht erstreckte sich die Stadt wohl 2000 Schritte weiter nordwärts. Trotzdem ihr Umfang damit von der legendenhaften Ausdehnung früherer Zeiten auf circa 5 Kilometer zusammenschrumpft, verdient sie immerhin mit vollem Rechte eine „Medina“ (Stadt) genannt zu werden, denn wenn man sie mit den hinfälligen Wohnstätten im ganzen Sudan vergleicht, so erkennt man den Charakter der Stadt auf's deutlichste. Timbuktu ist von keiner eigentlichen Mauer umgeben, die früher bestandene, welche in den letzten Jahren vor Barth's Ankunft mehr ein Erdwall als eine Mauer war, wurde 1826 von den Fulbe bei ihrem Einrücken in die Stadt zerstört. Die Stadt öffnet sich theils in regelmäßigen, theils in gewundenen Gassen, die nicht gepflastert sind, sondern zum größten Theile aus hartem Sand und Kies bestehen, einige haben eine Art Rinnsteine in der Mitte, um dem Wasser bei Regenwetter Abfluß zu gewähren, was besonders nöthig ist, da Dachrinnen das ganze auf den Terrassen der Häuser angesammelte Regenwasser in die Straßen ergießen. Die Stadt ist besonders im südlichen Theile dicht bewohnt, auffallend ist der Mangel an offenen Plätzen. Die Häuser sind meist in gutem Zustande und zum überwiegenden Theile Thonwohnungen, deren man zu Barth's Zeit circa 1000 zählte, außerdem gab es mehrere hundert Mattenhütten, die mit wenigen Ausnahmen die äußere Umschließung der Stadt auf der ganzen Nord- und Nordostseite bilden, wo sich dem Auge gewaltige Schutthaufen, die sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte angesammelt haben, darbieten.

Die einzigen öffentlichen Gebäude sind drei große Moscheen, von dem ehemaligen Palaste der Könige von Sourhai ist ebensowenig, wie von der Kasbah zu sehen. Die Gesammtzahl der wirklich angesiedelten und dauernd in der Stadt wohnenden Leute beträgt circa 13.000 Seelen, während die flottante Bevölkerung der gelegentlichen Besucher zur Zeit des größten Handels und Verkehrs 5—10.000 Seelen erreicht, auf diese Zahlen schrumpfen die fabelhaften Angaben älterer Schriftsteller von 80—100.000 Einwohnern zusammen. Diese flottante Bevölkerung sind theils die Mauren der Wüste nebst den arabischen Handelsleuten vom Norden, theils und ganz besonders die im

Binnenhandel dieser Gegenden so unendlich wichtigen Wangarana oder östlichen Mandingo (Negervölker). Timbuktu als Markt und Handelsstadt unterscheidet sich hauptsächlich von den Märkten des Sudans dadurch, daß es kein producirender Platz ist; fast das ganze Leben der Stadt ist auf fremden Handel basirt, der in Folge der großen nördlichen Biegung des Nigerstromes hier den günstigsten Punkt zum Verkehre findet, während zugleich der herrliche Strom die Bewohner in den Stand setzt, sich mit allen ihren Bedürfnissen von außen zu versehen. Fast alle Lebensmittel werden zu Wasser aus den südlicheren Gegenden eingeführt.

Die einzigen Gewerke, welche in der Stadt blühen, erstrecken sich auf das Handwerk des Grobschmiedes und auf Lederarbeit. Letztere Arbeiten sind aber meist Erzeugnisse der Tuareg-Frauen. Kleidungsstücke werden sämmtlich aus Kano und Sansandig eingeführt, die Hemden aus letzterem Orte sind im Allgemeinen durch ihren reichen Schmuck an Stickerei in gefärbter, besonders grüner Seide ausgezeichnet und haben ein recht hübsches Aussehen.

Der auswärtige Handel Timbuktu's hat vornehmlich drei große Straßen: erstens den Handelsweg am Flusse entlang von Südwesten her, der die von verschiedenen Punkten ausgehenden Radien zusammenfaßt, und zwei Straßen von Norden her, diejenige von Marokko und jene von Rhadames. In diesem gesammten Handel bildet Gold den Hauptartikel, obwohl der Betrag nach europäischen Begriffen gering ist und nur die Höhe von 8—900.000 Francs erreicht. Der größte Theil des Goldes wird nach Barth in Ringen in die Stadt gebracht und nach Mithkal gewogen, welcher einem Werthe von 3000 bis 4000 Muscheln (5 Francs) entspricht. Einer der hauptsächlichsten Handelsartikel auf dem Markte Timbuktu's ist das Salz und dieses bildete zugleich mit Gold seit den ältesten Zeiten längs des ganzen Nigerlaufes den Hauptgegenstand des Austausches. Das Salz wird von Taudeni hierher gebracht, dessen Minen schon seit dem Jahre 1596 bearbeitet werden. Der Preis einer Salzplatte (wir wissen, daß die ausgegrabenen Stücke in Platten zersägt werden) schwankt zwischen 3—6000 Muscheln, er steigt gegen das Frühjahr, wo in Folge der zahllosen Blutfliegen, welche die Stadt sowohl wie die Umgebung des Nigerstromes heimsuchen, die Salzcaravanen selten werden. Natürlich kann es auch nicht fehlen, daß, wenn die große Handelsstraße von Norden her in

Folge von Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen für eine längere Periode verschlossen ist, der Preis eine außerordentliche Höhe erreicht. Der Salzhandel im großen Maßstabe wird hier in Timbuktu mittelst der Turkedi betrieben (d. i. das in Kano verfertigte Baumwollenzeug für Frauenkleidung), die Kolanuß, welche im Lande der Schwarzen einen der größten Luxusartikel bildet, ist hier auch ein höchst wichtiger Handelsgegenstand; im Besitze dieser Nuß fühlen die Schwarzen den Mangel des Kaffee's nicht.

Die Hauptproducte, welche auf den Markt von Timbuktu kommen, bestehen in Reis, Negerkorn und vegetabilischer Butter; dieselbe wird außer ihrer Anwendung statt Brennöl, bei der ärmeren Classe der Einwohner als ein Surrogat für animalische Butter zum Kochen benützt. In Bezug auf europäische Manufacturen ist die Straße von Marokko noch immer die bedeutendste. Tabak und Datteln bilden die Hauptartikel der Einfuhr aus Tuat. Die Ausfuhr reducirt sich auf Gold, Wachs, Gummi, geringe Quantitäten Elfenbein und Sclaven.

Für die europäische Wirksamkeit liegt in Timbuktu ein ungeheures Feld offen, um den Handel dieser Gegenden wieder in großartiger Weise aufblühen zu lassen. Die Schwierigkeiten, welche Timbuktu einem freien Handelsverkehr mit den Europäern entgegensetzt, sind indessen sehr groß. Die eigenthümliche Lage der Stadt am Rande der Wüste und an der Grenzlinie verschiedener Racen macht eine energische Regierung fast unmöglich, eben den anarchischen Zuständen in der Stadt fiel Laing zum Opfer und auch Barth's Lage in der von vielen Herren beherrschten und doch herrenlosen Stadt war wiederholt eine eminent lebensgefährliche, jeder einzelne der vielen Machthaber wollte den verhaßten Christen todt oder lebendig in seine Hände bekommen, und ohne den mächtigen Schutz des Scheikhs Ahmed el Bakkay wäre es auch um Barth geschehen gewesen.

Als geistliches Oberhaupt eines religiösen Ordens, der in der ganzen westlichen Sahara und im westlichen Sudan zahlreiche Anhänger besitzt, ist die Familie Bakkay unabhängig von dem Kaiserreiche der Fellata und der anderen Negerstaaten, welche Timbuktu umschließen, und repräsentirt die größte moralische Macht Nordafrika's. Der Herrscherfamilie Marokko's alliirt, deren religiöse Oberhoheit der Orden anerkennt, mit den Königen von Sokoto

und Bornu befremdet, besaßen die Chefs des Ordens nur die erbitterte Gegnerschaft des Chefs von Hamd-Allahi, der Hauptstadt des neuen Fellata-Kaiserreichs. Ohne Armee, nur gestützt auf den Einfluß, welchen die Familie als Marabuts auf die Arabertriben im Asauad, über die Trarsa, Brakna und andere Maurenstämme am Senegal, ebenso wie über die Auelimmiden und Ahaggar-Tuareg ausübt, vermochte sie den Fellata erfolgreich zu widerstehen und wußte es zu verhindern, daß ganz Centralafrika den Gesetzen derselben unterworfen wurde.

Nach dem genealogischen Stammbaum leitet die Familie ihre Abkunft von Sidi Okba, dem großen Eroberer des westlichen Nordafrika ab, ihre Ankunft in Timbuktu datirt aus der Zeit der Herrschaft der Almoraviden und geschah zu einer Zeit, in welcher Timbuktu ein Sammelplatz aller gelehrten und weisen Männer Nordafrika's war, ein Athen der Wüste, wie dies aus den Werken eines hervorragenden arabischen Schriftstellers hervorgeht. Aus einem kurzen Ueberblicke über die Geschichte der Stadt werden wir auch ein Bild des Völkergemisches erhalten, welches Timbuktu beherbergt. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde die Stadt von den Tuareg gegründet, nachdem sie an dieser Stelle lange Zeit vorher schon ihren Lagerplatz hatten; zu Anfang des 14. Jahrhunderts eroberte Manssa Mussa, der König des Reiches Melle im Westen und Südwesten von Timbuktu, die Stadt und erbaute hier einen großen Palast. Wenn auch Timbuktu dadurch seine Unabhängigkeit eingebüßt hatte, erwarb es jedoch auf der anderen Seite bedeutende Vortheile, indem es ein Theil eines mächtigen Königreiches (Melle) wurde und gegen jede Gewaltthätigkeit der benachbarten Berber-Bevölkerung kräftig geschützt ward. Die Folge davon war, daß die Stadt sich schnell vergrößerte und bald ein Marktplatz ersten Ranges wurde. Die Herrlichkeit währte leider nicht lange, denn 1329 wurde die Stadt vom König Mo-ssi geplündert, mit Feuer und Schwert zerstört, unter den Bewohnern ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Sieben Jahre später fällt die Stadt wieder an Melle und bleibt 100 Jahre in diesem Abhängigkeits-Verhältniß, während welcher Zeit sich neuerdings die Tuareg in ihr niederlassen, 1373 erscheint Timbuktu zum ersten Male als Timbutsch auf einer Karte (Mappamondo Catalan). Im Jahre 1433 werden die Leute von Melle gänzlich aus Timbuktu vertrieben und die

Tuareg blieben Herren der Stadt, 1460 wird Timbuktu ein wichtiger Stapelplatz für den Salzhandel, 1468 richtet Sonni Ali, der große Tyrann und berüchtigte Bösewicht, König von Sonrhai, bei der Eroberung der Stadt unter den Bewohnern ein entsetzliches Blutbad an, das jenes durch den Heidenkönig Mo-ssi angestellte noch übertraf, die Stadt wurde ganz verwüstet, sie erholte sich jedoch sehr schnell, denn Ende des 15. Jahrhunderts war sie dichter bevölkert als je zuvor. Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts war Timbuktu und das einst so mächtige Sonrhai-Reich von den Marokkanern erobert; der Herrscher mußte, von Allen verlassen, zu seinen Feinden, den Heiden fliehen, wurde aber hier erschlagen. Es kam für Timbuktu eine Zeit der Ruhe und gedeihlichen Entwicklung, doch schon Ende des 16. Jahrhunderts war auf die friedliche Ruhe ein Zustand steter Furcht gefolgt, Untergang und Mißgeschick nahmen die Stelle des Wohlergehens ein; die Einwohner des Landes begannen überall den Kampf mit einander, Eigenthum und Leben waren fortwährend gefährdet. Dieser verderbliche Zustand, einmal in's Leben gerufen, griff um sich, wuchs an Kraft und erhielt endlich die Oberhand über das ganze große Land. 1640 wurde Timbuktu in Folge eines außerordentlich hohen Wasserstandes des Niger überschwemmt; 1680 erobern die Mandingo-Neger die Stadt, werden jedoch von den Tuareg wieder vertrieben. Seitdem nun die Tuareg das Nordufer des Niger zwischen Timbuktu und Gogo wieder an sich gebracht und die Fulbe zu Anfang unseres Jahrhunderts sich zu Herren des Reiches Massena gemacht haben, ist das auch in früheren Zeiten oft schwer geprüfte Timbuktu in der üblen Lage, von zwei einander feindlich gegenüberstehenden Völkerschaften abhängig zu sein. Zu Dr. Barth's Zeit war die Regierung der Stadt in den Händen zweier Sonrhai-Amtleute, mit dem Titel Emir, welche aber sehr wenig Gewalt besaßen, da sie zwischen den Tuareg und Fulbe standen, welch Letztere nach einem Uebereinkommen von 1846 einen Tribut von etwa 24.000 Francs aus der Stadt bezogen. Eine dritte Macht repräsentirte endlich der Scheikh El Bakkay, sich auf die Tuareg stützend. Je nachdem nun augenblicklich der den Europäern wohlwollende Scheikh El Bakkay und die Tuareg oder die allem Verkehr mit jenen entschieden abgeneigten Fulbe die Oberhand in der Stadt behaupten, sind die Chancen für einen dort anlangenden europäischen Reisenden sehr

verschieden, gut oder schlimm. 1826 besetzten die Fulbe von Massena Timbuktu, wurden aber 1844 von den Tuareg vertrieben und schlossen 1846 den erwähnten Vertrag, brachen denselben jedoch 1855 und zogen neuerdings gegen Timbuktu zu Felde, mußten jedoch unverrichteter Sache abziehen. Unterdessen war der Stadt ein neuer gefährlicher Feind in El Hadsch Omar erwachsen, der 1862 Massena eroberte und den Scheikh des Reiches, Ahmedu-Lebbo und dessen Bruder ermorden ließ. Als neuer Herrscher von Massena hatte dieser Usurpator nach den Verträgen von 1846 das Recht, Tribut von Timbuktu einzufordern, ohne jedoch die Stadt militärisch zu besetzen. Er schickte aber seinen Beamten mit einer Escorte von 4000 Mann, welche trotz des Protestes El Bakkay's in die Stadt eindrang. El Bakkay verließ darauf Timbuktu, kehrte aber bald mit einer Armee von Tuareg zurück, schlug den Beamten Omar's vor der Stadt, zwang die Fulbe, dieselbe zu verlassen, und stellte sich, von Tuareg und Arabern verstärkt, eine halbe Tagereise südlich von Timbuktu auf, um die Stadt zu decken. Es währte auch nicht lange, bis Omar mit einer großen Armee heranrückte. Bei seiner Annäherung verließen die Tuareg und Araber ihr Lager, die feindliche Armee dringt in die Stadt und überläßt sich der Plünderung; sie war vollständig in die Falle gegangen, denn die Araber und Tuareg erwarteten nur diesen Augenblick, um über sie herzufallen; ein furchtbares Blutbad war das Ende des Kampfes, aus welchem sich Omar nur mit wenigen Trümmern seiner Armee über den Niger retten konnte. Das geschah zu Anfang des Jahres 1863, seither fiel Omar 1864 in seiner Hauptstadt Hamd Allahi, von El Bakkay belagert, im Kampfe und blieb Timbuktu, soweit die Nachrichten reichen (1865), von neuen erschütternden Kämpfen verschont.

Ein Besuch des Marktes bietet uns ein fesselndes, reich bewegtes Bild, das um so mehr Interesse erregt, als wir hier nicht nur die Typen der Sahara, sondern auch eine erkleckliche Anzahl des Sudan vereinigt finden. Es ist ein buntes Gewühl aller möglichen Hautfarben und Trachten, aus welchem uns hie und da Bekanntes auffällt. Kaufleute aus Rhadames, In-Salah und Tafilet, Handelsleute aus Kano, Katsena und Sokoto des östlichen Sudan, aus Sansandig und Segu des westlichen Sudan, Berber aus Mogador, Mauren aus Arauan, Walata, Wadan mengen sich unter

die Masse der Leute aus Sourhai und Fulbe, doch unter Allen ragen die stolzen Wüstensöhne, die Tuareg von der Conföderation der Auelimmiden hervor.

Wir haben mit Timbuktu schon den Südrand der eigentlichen Wüste erreicht und müssen, bevor wir unsere Wanderung nach der fernen Oase Aïr im Osten fortsetzen, einen Blick auf die ausgedehnten, bisher wenig erforschten Territorien der von maurischen Stämmen bewohnten westlichen Sahara werfen. Da wir ohnedies noch nach Timbuktu zurückkehren, beschäftigen wir uns vorläufig nicht näher mit dem Landschafts-Charakter der Umgebung Timbuktu's, sondern versetzen uns nach der französischen Colonie am Senegal an der Westküste Afrika's, um von hier an einem Zuge durch die Wüste nach Norden, nach Marokko theilzunehmen.

Zur Zeit, als Karl Ritter seine Erdkunde von Afrika schrieb, d. h. im Jahre 1817, also vor nicht länger als 60 Jahren, galt der westliche Theil der Sahara für einen einförmigen Sandocean, unter allen Wüstengegenden der Erde am verlassensten von mannigfaltigen Producten der unorganischen Natur, wie unter allen am leersten von Pflanzen, Thieren und Menschen, dessen furchtbares, unbelebtes Dasein nicht einmal mehr von grünenden Oasengruppen unterbrochen werde und kaum noch zur festen Gestaltung der Erdrinde zu gehören scheine. Wie man aber schon früher in der östlichen und mittleren Sahara eine weit mannigfaltigere Gliederung des Bodens und eine weit größere Entwicklung des organischen Lebens gefunden hat, als man nach althergebrachten Vorstellungen vermuthete, so hat auch eine nähere Kenntniß der westlichen Sahara gezeigt, daß die vermeintliche Einförmigkeit, jenes ununterbrochene Sandmeer in Wirklichkeit nicht existirt, daß vielmehr auch hier begünstigte Landstriche zwischen die schrecklichen Hammaden sich einschieben, Berge mit Ebenen wechseln, Wasser und Pflanzenwuchs an vielen Stellen die Existenz von Heerden und Nomadenvölkern ermöglichen und der Austausch der einheimischen Producte gegen die Waaren Europa's und des Sudan sogar einen sehr lebhaften Handelsverkehr bedingt.

Das Verdienst, diese richtige Kenntniß der westlichen Sahara errungen und verbreitet zu haben, gebührt vorzugsweise den Franzosen, denn abgesehen von den umfassenden und werthvollen Erkundigungen, die sie von Algerien und Senegambien aus eingezogen haben, waren es zwei dieser Nation

angehörige Männer, welche vom Niger und vom Senegal nach Marokko die Wüste selbst durchwanderten. Den ersten von diesen zwei muthigen Männern haben wir bereits kennen gelernt, es ist René Caillié, der zweite ist Leopold Panet.

Panet hatte 1849 von dem französischen Departement der Marine und der Colonien den Auftrag erhalten, von Saint-Louis durch die Wüste nach Algier zu reisen. Er verließ am 19. April 1849 Paris und schiffte sich zu Bordeaux am 1. Mai nach Saint-Louis ein, kam aber dort mit sehr geschwächter Gesundheit an, so daß er sich erst einige Zeit in Gorée erholen mußte. Am 17. October kehrte er nach Saint-Louis zurück, verlor aber auch jetzt noch einige Monate mit fruchtlosen Versuchen, sich zuverlässige Führer zu verschaffen, bis er endlich am 6. Jänner 1850, begleitet von einem maurischen Juden, Namens Jauda, mit einer nach Schinghit zurückkehrenden Handels-Caravane seine Reise antreten konnte. Wir schließen uns Panet auf seinem Zuge an. Anfangs dem Küstensaum in nördlicher Richtung folgend, wenden wir uns bald mehr nach dem Inneren. Das Land bleibt eben, statt aber wie bisher mit Mimosen und Asclepiadeen geschmückt zu sein, ist der Boden von Salzlagern incrustirt, und nur einige Gesträuche mit eßbaren Früchten, Euphorbien und Schlingpflanzen vertreten die Vegetation. Die Salzsümpfe sind auch jenseits des Brunnens Brâhim noch sehr häufig, obwohl der sandige Boden sehr uneben und die Vegetation weit reicher wird. Die nomadisirenden Araberstämme von Trarsa benützen das bald weiße, bald röthliche Salz und verlegen deshalb von Zeit zu Zeit ihr Lager dahin. Der Brunnen Brâhim ist auch ein Sammelplatz für die Caravanen, die aus dem Inneren nach dem Meeresufer bei Portendick gehen. Merkwürdigerweise reisen solche Handels-Caravanen hier in ziemlicher Sicherheit durch feindliche Gebiete, da sie von beiden Theilen respectirt werden.

So verfolgte auch die Caravane, welcher sich Panet angeschlossen hatte, unangefochten ihre Straße durch Trarsa, obgleich der König dieses Landes mit dem Fürsten von Aderer oder Adrâr in Krieg lag, und eben damals die Ulad Hamed, welche die Grenzgebiete zwischen Trarsa und Adrâr durchziehen, eine Razzia gegen den Trarsastamm der Tafilbit ausführten.

In diesem Theile der Wüste zeigen sich Gazellen und Antilopen in großer Menge, obwohl Wasser nur in tiefen Brunnen zu finden ist. Der wellenförmige Boden besteht aus Sand und Kieseln, ohne alle Vegetation, und ist an manchen Stellen mit dicken Lagern eigenthümlicher Steine bedeckt, die wie Glas zerbrechen, bald die Farbe des Feuersteines, bald die eines weißen trüben Glases haben. Weiterhin werden die Kiesel häufiger und größer und bisweilen erheben sich Sandsteinblöcke aus der ebenen Fläche, aber der Mangel an Sträuchern und Kräutern bleibt derselbe, bis wir das Lager der El-Barek-Allah (Segen Gottes) erreichen.

Dieser friedliche Stamm ist reich an Heerden und besitzt namentlich schöne ebenholzschwarze Rinder, die einzigen dieser Art, die wir auf der ganzen Reise vom Senegal bis Sueira (Mogador) zu Gesichte bekommen.

Am zwölften Tage kommen wir an dem hohen Berge Tamagut vorüber, den die Araber mit Freude begrüßen, da sie von nun an nichts mehr von den Räuberhorden der durchzogenen Wüste zu befürchten haben. Der Berg hat ein schönes majestätisches Aussehen; auf seinem abgeplatteten Gipfel erheben sich säulenförmig mehrere Pics, die 12—15 Fuß Höhe zu haben und in Zwischenräumen von 2 Meter zu stehen scheinen. Nachdem unsere Caravane mehrere Hügel aus Sand und eisenhaltigen Agglomeraten überschritten oder umgangen hat, gelangen wir am folgenden Tage an den südlichen Fuß der Sachfa-Berge, welche die Grenze von Aderer bilden. Der erste dieser Berge (den Panet erstieg) besteht aus einem Gemenge von schwarzem oder dunkelgrünem Kieselschiefer und weißem Quarz, während am Fuße Schichtgesteine zu Tage treten; aber ein zweiter Berg, obwohl nahe dabei gelegen, ist von einer ganz anderen Formation. Er hat keine abschüssigen Seiten wie der erstere, sondern treppenförmige Abhänge, die seine Ersteigung sehr erleichtern, und besteht (wie Panet glaubt) aus Basalt. Dieselbe Bildung zeigen auch die übrigen Berge mit Ausnahme von zweien, die sich in stufenförmigen Plateaux erheben und ganz aus gewöhnlichem Sandstein zusammengesetzt sind. In diesem Ocean von Bergen, wenn man diese Vereinigung von Höhen so nennen kann, lassen sich zwei Hauptketten unterscheiden: eine, welche von Ostsüdost ausgehend über einen Kilometer weit nach Nordwest und dann weiterhin nach Nord zieht, und eine andere, höher und

ausgedehnter, welche, von West kommend, die erstere nach mehreren Biegungen durchsetzt und in östlicher Richtung weiter streicht. Mehrere Berge lehnen sich gegen diese letztere Kette und lassen zwischen sich Thäler, in denen Lianen, Portulak und einige andere Kräuter im Glanz ihres Grün wetteifern.

Beide Höhenzüge müssen überschritten werden, und nachdem der gefährliche Abstieg glücklich überwunden ist, führt der Weg weiter zwischen kleinen isolirten Bergen oder Reihen von Sandhügeln hin, und enorme Felsenblöcke von granitähnlichem Gestein, deren Oberfläche bedeutend verwittert ist, zeigen sich von Zeit zu Zeit. Gräser unterbrechen hie und da die Einförmigkeit des Bodens und häufig sieht man auch den Hegnîn genannten Baum. Von hier aus können wir den Iridschi deutlich erkennen, einen Berg, an dem sich nach der Aussage der Araber mehrere kalte und warme Quellen befinden sollen, die in Cascaden herabfallend ein Bett füllen, das sich am Fuße gebildet hat. Die Bergkette scheint von West nach Ost zu streichen.

Nach weiteren drei Tagereisen gelangen wir zu den Brunnen von Ichref. Ichref ist der Name eines Berges, der von grünen, futterreichen Thälern umgeben ist, so daß man hier fast das ganze Jahr hindurch Zeltlager findet. Den folgenden Tag führt der Weg bald über Flächen weichen Sandsteines, bald über Flugsand, nur einmal unterbrochen von einem angenehmen Halteplatz, den verschiedene Blumen, Hegnîn und Mimosen schmücken. Am Abend lagern wir zwischen den Sachfa-Bergen und einer anderen Bergkette, die von West nach Ost streicht und nach den Versicherungen der Araber eine Länge von fünfzehn Tagereisen mit unbeladenen Kameelen, d. i. von 600 Kilometer haben soll. Ein Fürst von Aderer, der uns hier einen Besuch abstattet, fordert im gebieterischen Tone ein Geschenk, und verläßt die Caravane nicht eher, bis er einige Stücke Baumwollzeug erhalten. Auch an den folgenden Tagen kommen mehrere Arabertrupps herangeritten, um mit bewaffneter Hand Pulver und Baumwollzeug zu verlangen, zum Theile unter dem Vorwande, von Uld-Aïda, dem Häuptling von Aderer, hierzu abgeschickt zu sein.

Die Straße führt indessen zwischen den beiden Bergketten, einem regelmäßigen, sich allmälig erweiternden Thale entlang, überschreitet sodann eine Reihe sandiger und steiniger Hügel, die bisweilen schwierig zu passiren

sind, und einen letzten bedeutenderen Berg, um sich in ein schönes, mit Dattelpalmen bepflanztes Thal hinabzusenken.

Der Berg bildet eine ausgedehnte Terrasse, an die sich eine Menge Hügel anlehnen, in denen das eisenhaltige Agglomerat eine große Rolle spielt, während der Berg selbst ganz aus hartem Sandstein besteht, dessen riesige Blöcke an Größe mit dem Invalidendom wetteifern. Quarz- und Trachyt-Fragmente zeigen sich ebenfalls, aber in sehr geringer Menge. Jenseits des schönen Thales sind nur noch einzelne kleine, aber sehr felsige Anhöhen zu sehen, sonst bildet der Boden eine gleichförmige Sandsteinfläche, die einem Steinpflaster gleicht und nur mit großen, meist von dornigen Gebüschen umgebenen Blöcken besetzt ist.

Nachdem wir noch in einiger Entfernung von dieser eigenthümlichen Landschaft unser Nachtlager aufschlagen, gelangen wir am nächsten Tage, zweiundzwanzig Tage nach unserem Aufbruche aus Saint-Louis am Senegal, in die Stadt Schinghit.

Wie groß ist unsere Enttäuschung, als wir statt einer regelmäßig gebauten Ortschaft einen Haufen kunstloser, ohne Ordnung und Dauerhaftigkeit errichteter Baracken vor uns sehen! Die neuesten Gebäude, die noch nicht einmal vollendet, fallen schon wieder in sich zusammen, und wehe Dem, der sich an eine Mauer gelehnt hätte, denn die Bewegung eines Kindes, einer Ziege oder selbst einer Ratte hätte ihm eine Ladung Steine von der Höhe der Mauer zugeschickt. Die Wohnungen haben sehr verschiedene Formen: es sind viereckige, ovale oder anders gestaltete Gehege, in denen Hütten errichtet sind, bald in Form eines Parallelepipedes, bald ähnlich einer bedeckten Straße. Das Licht fällt durch kleine, in der Mauer angebrachte Dachfenster und durch eine einzige sehr niedrige Thüre hinein, meist aber durch die letztere allein. Doch entschädigt die Lage des Ortes reichlich für diese Enttäuschung.

Schinghit steht in einem sandigen Thale zwischen zwei Sandhügeln, die mit schönen Dattelpalmen bepflanzt sind. Diese Palmen umgeben herrliche Getreidefelder, die mit außerordentlicher Sorgfalt cultivirt und durch große, in ihrer Mitte gegrabene Brunnen bewässert werden. Man braucht nur das Wasser zu schöpfen und neben den Brunnen auszugießen, so

verbreitet es sich mittelst der angelegten Canäle über das ganze Feld. So angenehm aber der Anblick dieser Dattelpflanzungen und Felder ist, so haben doch die Sandhügel den Nachtheil für die Stadt, daß der Wind, von welcher Seite er auch kommen mag, eine Masse Sand in die Luft erhebt und auf die Gebäude und Einwohner hinabweht. Zu den natürlichen Vortheilen, welche Schinghit auszeichnen, kommt sein Handel mit Tischit, Nun und dem Senegal, welch' letzterer erst seit kurzer Zeit begonnen hat. Die Stadt wird von 250—300 Seelen bewohnt und ist das Eigenthum der Idán-Ali, obwohl diese nur etwa den dritten Theil der Bewohner ausmachen. Die übrigen sind Araber verschiedener Stämme, welche durch den Handel der Stadt herbeigezogen wurden. Jedes Jahr gehen von hier Caravanen nach Nun und nach Saint-Louis am Senegal, um europäische Waaren, hauptsächlich aber das blaue indische Baumwollzeug zu kaufen.

Sind diese Artikel in Schinghit angekommen, so werden sie größtentheils gegen Steinsalz vertauscht, das verschiedene Stämme von der großen Sebcha herbeibringen, und das Salz wird dann den Caravanen von Tischit gegen das Gold des Sudan ausgeliefert. Große Sebcha ist der Name, den man einem weit ausgedehnten Landstrich beilegt. Er befindet sich in der Nähe eines Berges von beträchtlicher Länge, der ihn nach Osten hin begrenzt und unter dem Namen Idschil bekannt ist. Zwischen Afra und Dumus gelegen, von denen das erstere den El-Baba-Hamed, das letztere den Ulad Delim gehört, ist die Sebcha dreizehn Tagereisen von den Ufern des Oceans, sechs Tagereisen von Schinghit und acht von Wadan entfernt. Das Salz kommt dort in Schichten vor und geht bis 1½ Meter in die Tiefe. Lager von grauem, bisweilen rothem Thon wechseln mit dem Salz, dessen dickste Schichten höchstens 8 Centimeter messen. Zwischen diesen Schichten findet man Reste organischer Körper und eine Masse zerbrochener Muscheln. An der Oberfläche ist das Salz von schlechter Beschaffenheit, aber nach der Tiefe zu wird es allmälig sehr gut und in den letzten Schichten findet man gelbe krystallisirte Massen. Werkzeuge, die in Wadan gefertigt werden, dienen zur Bearbeitung der Salzlager, die keine Schwierigkeiten bieten kann, da ein Arbeiter als Lohn nur eine Platte von je sieben erhält. Eine Abgabe für die Ausbeutung einer Sebcha wird nicht gezahlt. Dieses Steinsalz, das man

in Platten von je 1 Meter Länge und 25 Centimeter Breite schneidet, ist die Münzeinheit des Landes, bei jedem Geschäft dient es zur Basis. In gewöhnlichen Jahren gelten 4 Platten 1 Quentchen Gold, oft auch 3 Platten; zu Tischit gilt 1 Platte 1—2½ Quentchen. Die Caravane, in deren Begleitung Panet gereist war, verkaufte innerhalb 24 Stunden 800 Stück Baumwollzeug für 1600 Quentchen Gold (20.000 Francs). Er rühmt die Ehrlichkeit und das Vertrauen in allen Handelsbeziehungen zwischen den Bewohnern von Schinghit und Tischit; jedes Jahr, sobald die Regengüsse aufhören, die Straßen der Wüste zu überschwemmen, eilen die Araber von Tischit nach Schinghit und Wadan, um bedeutende Quantitäten von Salz und Baumwollstoffen einzuhandeln, aber niemals sei ein Beispiel von Wortbrüchigkeit vorgekommen. Panet meint, daß der Handel von Schinghit einer beträchtlichen Entwicklung fähig sei, von der auch der Senegal Nutzen ziehen könnte, denn die Kaufleute, die leichter nach Saint-Louis als nach Nun gelangen, wohin der Weg durch Räuber sehr gefährdet ist, fangen schon jetzt an, sich häufiger nach Saint-Louis zu wenden.

Die Regierung der Stadt ist in die Hände eines alten Marabut gelegt, der unumschränkte Gewalt hat, aber trotz seines hohen Alters in seinen Amtshandlungen große Gerechtigkeitsliebe und Urtheilsschärfe zeigt, weshalb er auch bei allen Einwohnern in hoher Achtung steht. Die Sitten der Stadt lassen viel zu wünschen übrig, mit wenig Ausnahmen sind die Frauen von einer Verderbtheit ohne Grenzen, auch schließt hier der Handelsgeist jede Spur von Wohlthätigkeitssinn und Gastlichkeit aus.

Schinghit bildet einen Theil der Oase Aderer, deren Hauptstadt Wadan ist. Es liegt 150 Kilometer westlich von Wadan, 72 Kilometer nördlich von Atar, 92 Kilometer von El-Moboch und 110 Kilometer von Odschuft, anderen Dörfern von Aderer; Atar, weit wichtiger als Schinghit, besitzt zahlreiche Felder und trägt im Allgemeinen zur Verproviantirung der ganzen Oase bei. Der Hauptmann der Oase, der seinen Sitz zu Wadan hat, ist unter dem Namen Idáu-el-Hadsch bekannt. Aus ihm gingen die Marabuts hervor, welche am Senegal Darmako genannt werden. Die Producte des Landes bestehen in Weizen, Gerste, Hirse, Datteln, Schafen, Kameelen und Rindern. Man kauft hier viel Straußenfedern, die nach Nun ausgeführt werden.

Europäische Waaren, blaues Baumwollzeug von Indien, Calico u. s. w., und das Steinsalz bilden die Haupthandelsartikel. Es würde für den Handel des Senegal von Bedeutung sein, wenn man ein bleibendes Etablissement in Schinghit oder an einem anderen Orte von Aderer gründen könnte, aber das Mißtrauen der fanatischen Bevölkerung muß ein solches Unternehmen sehr erschweren oder ganz unmöglich machen. Panet war daher der Meinung, die französische Regierung sollte vorher erst nur einen Handelsvertrag mit Uld-Aïda schließen, indem sie jährlich 100—200 Stück Baumwollzeug (1200—2400 Francs) verspräche und dafür Sicherheit und Schutz für die reisenden Handelsleute des Senegal verlangte. So könnten diese nicht nur das Gold einhandeln, das über Tischit nach Aderer kommt, sondern auch Straußenfedern, Gummi, welches leicht von Sakiet-el-Hamra und dessen Umgegend durch die Ulad Bu-Sba und andere Stämme herbeigeschafft werden könnte, Ziegenfelle und ganz besonders auch Wolle, denn alle Stämme der Küste besitzen zahlreiche Heerden wolltragender Schafe, von den Ulad Tidrarin an bis zu den Aït-el-Hassan. Zur Vervollständigung dieser Angaben sind die Erkundigungen Dr. Barth's von großem Werthe, die wir deshalb hier kurz zusammenstellen wollen.

Aderer, sagt Dr. Barth, ist ein ziemlich hoch gelegener Landstrich, gebildet von Sandhügeln, die sich um einen ansehnlichen Höhenzug gruppiren. Eine solche Natur wird schon vom Namen selbst angezeigt, denn er bedeutet „Bergland“ und ist ganz identisch mit dem Namen der zwischen Asauad und Aïr liegenden Landschaft; allein die Verschiedenheit der Aussprache des Vocallautes in der Endsilbe unterscheidet beide, indem man die letztere Landschaft allgemein Aderar nennt.

Aderer wird im Norden von dem schrecklichen Gürtel von Sandhügeln umsäumt, die den Namen Maghter führen, und im Süden von einer ähnlichen, aber nicht ganz so unfruchtbaren Zone, die Waran heißt. Diese beiden Landschaften vereinigen sich östlich von Aderer an einem El Gedam genannten Punkte, sechs Tagereisen von Wadan, wenn man von Ost nach West geht.

Man passirt auf diesem Wege eine große Menge Quellen. Zwischen Aderer und El Hodh und von jener Landschaft El Hodhs, die den besonderen

Namen „El Batn" führt, durch eine Hügelreihe getrennt, im Norden von Taganet, liegt eine sehr ausgedehnte Thalebene, Namens Chat e'demm. Sie läuft, wie es scheint, von West nach Ost am nördlichen Fuße des Höhenzuges von Aderer entlang, an dessen südlichem Fuß El Hodh liegt. Die Thalebene von Chat ist reich an Brunnen und enthält selbst ein paar dauernd bewohnte Dörfer (Ksors). Die Thalebene ist so fruchtbar und wasserreich, daß der wandernde Araber über ihre Vorzüge gerade ebenso begeistert ist wie der Europäer über die romantischen Gegenden der Schweiz und Italiens.

Aderer zerfällt nach der verschiedenen Beschaffenheit seiner besonderen Theile in die Landschaften „Aderer e'temar" und Aderer ssuttuf; die Dattelcultur beschränkt sich auf die erstere. Im eigentlichen Aderer giebt es vier Städte (Ksors), deren bedeutendste das fast einzig in Europa bekannte Wadan ist, ein Städtchen, das allerdings von Tischit an Umfang übertroffen wird, aber doch bis in die neuere Zeit, wo es gleichfalls von inneren Unruhen gelitten hat, besser bewohnt war als letzteres. Es besaß jedenfalls eine gewisse Bedeutung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo die Portugiesen hier eine Factorei anlegten. Da hätte es eine ewig denkwürdige Rolle spielen können, aber die Entfernung von der Küste war zu groß und die umliegenden Landschaften zu kahl und öde, so daß die Portugiesen schon nach wenigen Jahren diesen schwer zu vertheidigenden Posten aufgaben. So weiß der Deutsche Ferdinand, dessen interessante Nachrichten über die afrikanische Westküste uns in neuerer Zeit bekannt geworden sind, schon nichts mehr davon. Wadan war ursprünglich ein Platz der Aser und das Asérie ist noch jetzt die Sprache der einheimischen Bevölkerung. Außerdem hat es aber auch noch eine ansehnliche arabische Bevölkerung. Es besitzt eine hübsche Pflanzung von Dattelpalmen verschiedener Gattungen und von besserer Art als die von Tischit.

Die Stadt, die aus Stein- und Thonwohnungen besteht, liegt auf der Ostseite des Thales, auf steinigem ansteigenden Boden. Die Bevölkerung übersteigt sicherlich nicht 5000 Seelen, bleibt vielleicht sogar bedeutend hinter dieser Zahl zurück. Sie versorgen sich mit dem, was sie bedürfen, aus Tischit, und es scheint, als besuchten sie nicht persönlich den Markt von

Nyámina (am Dscholiba oberhalb Segu) oder anderen Plätzen. Schinghit ist ein altes Städtchen, das sich in allen östlichen Ländern dadurch einen großen Namen erworben hat, daß nach ihm alle Araber des Westens benannt worden sind. Der Grund hiervon soll darin liegen, daß ein ausgezeichneter Mann Namens Abd e' Rahman, aus diesem Orte gebürtig, den Hof Harun e' Raschid's besuchte. Es ist aus Stein gebaut und liegt zwei Tagereisen westsüdwestlich von Wadan.

Atar, zwei Tagereisen südöstlich von Schinghit, von welchem der Weg in den Landstrich El Oß herabsteigt, ist ein wohlbevölkertes kleines Städtchen, das nach den Angaben Einiger größer sein soll als Schinghit. Es liegt am Fuße einer Kodia, wo sich das Wasser ansammelt und eine kleine Pflanzung von Dattelbäumen nährt.

Odschuft, einen Tagemarsch von Atar, ist nicht so gut bevölkert wie die beiden vorhergehenden, hat aber gleichfalls ein Palmenhain. Seine Hauptbewohner sind E' Smessid oder Smassida, ein Stamm von Snaie, und nur diese unternehmen Handelsreisen, aber nicht die übrigen Bewohner; im Allgemeinen erhalten nämlich die Bewohner Alles über Kasr el Barka, wo einiger Handel getrieben wird.

Nach einem dreißigtägigen, durch Unannehmlichkeiten aller Art verbitterten Aufenthalte zu Schinghit gelingt es uns endlich, unsere Reise in Begleitung einer Familie aus dem Stamme der Ulad Bu-Sba fortzusetzen. Gleich nördlich von der Stadt führt der Weg über eine sandige, nach Osten hin unabsehbare Ebene, die mit Steinblöcken von granitischer Structur (wie Panet glaubt, Amphibolen), besäet ist, aber bald erreicht man eine Menge Hügel, deren Hauptkette den Namen El Ak'Sabi von Aderer trägt und eine weite Terrasse bildet, welche die Route rechtwinklig schneidet. Von der Höhe dieser Terrasse überblickt man eine ausgedehnte Gruppe von Hügeln, alle mit runden Gipfeln, nur zwei von oval verlängerter Form; in ihren Zwischenräumen bemerkt man verschiedenartige Kiesel auf dem Boden, die das während der Regenzeit von den Hügeln herabströmende Wasser geglättet hat, der schwierige Abstieg von der Höhe des El Ak'Sabi von Aderer nach einem, Sdeida genannten Platze beträgt etwa 400—500 Meter. Auf den Bergabhängen gewahren wir die Gebeine von Kameelen, die hier mit ihrer

Salzladung von der großen Sebcha umgekommen waren, und ihre große Anzahl läßt vermuthen, daß solche Unglücksfälle sehr häufig sind. Dieser Berg ist der einzige auf unserer Route, der ganz aus geschichtetem und in Blöcke zersprengtem Sandstein besteht. Von Sdeida kommen wir nach El Mufga, wo Wasser eingenommen wird, und gehen dann längs des Höhenzuges El Ak'Sabi über meist sandigen, bisweilen mit Hegnün bewachsenen Boden nach den Brunnen von Aussis. Hier findet sich eine Anhöhe aus Schiefergestein, das in Blättern übereinander gelagert und an der Oberfläche verwittert ist. Die Vegetation in der Umgebung ist schön, dem Brunnen gegenüber endet die Bergkette El Ak'Sabi von Aderer und läßt zwischen sich und einem regelmäßigen Plateau einen Zwischenraum von etwa 60 Meter, in welchem mehrere Brunnen liegen, und der die Nordgrenze von Aderer bildet.

Endlich haben wir die Brunnen und somit Aderer im Rücken, und befinden uns zwischen einer Menge von Sandhügeln, die den Kameelen reichliches grünes Futter bieten. Am zweiten Tage darauf erreichen wir die Brunnen von Turin, einen angenehmen Lagerplatz zwischen Sanddünen, der mit Mimosen und anderen Pflanzen geschmückt ist. Hier nehmen wir einen größeren Wasservorrath mit, weil von da bis zu dem Lager der El Hadsch-el-Mokhtar kein Brunnen anzutreffen ist. Diese einförmige Wüstenstrecke, wo der Boden abwechselnd aus Sandstein und lockerem Sand besteht und nur anfangs in der Nähe von Turin die längs des Weges sich hinziehende niedrige Hügelkette Tiserghef einige Abwechslung gewährt, durchwandern wir in vier Tagen und äußerst erschöpft gelangen wir nach El Genater, einer Localität, wo der Boden ringsum mit Salzablagerungen bedeckt ist, die in ihren stärksten Theilen 2 Centimeter, meist aber nur 5—6 Millimeter messen.

El Genater bedeutet „die Brücken“ oder Arcaden, und in der That könnte man glauben, hier die Ruinen alter, majestätischer Monumente vor sich zu haben. Zwischen Hügeln aus Basaltgestein von colossalen Dimensionen, die in verticalen Linien übereinander gethürmt sind und deren Gipfel in Kegelform ausgehen, lagern enorme Felsblöcke von granitischer Structur, welche die Zeit respectirt zu haben scheint. Eine Terrasse, die sich etwa 2 Meter über den Boden erhebt, zeigt eine Schichtung von rothem Sandstein gleich einer Backsteinmauer. Nicht weit davon treten blätterige

Schiefer und geäderter Quarz aus einem Hügel hervor, der zur Hälfte in dem vom Winde zusammengewehten Sand begraben ist. Zwischen den Hügeln erfreut sich das Kameel einer reichlichen Weide und zertritt Tausendschönchen unter seinen Füßen, während der Reisende, die Großartigkeit des Ortes bewundernd, wähnt, daß er einst der Sitz eines erobernden Volkes gewesen. Aber Wasser war auch hier nicht zu finden und unglücklicherweise hatten die El-Hadj-el-Mokhtar, El Genater, ihren gewöhnlichen Lagerplatz, verlassen. So ist unsere Caravane genöthigt, zwei Männer zum Aufsuchen von Wasser abzuschicken, während die Uebrigen, dem Verdursten nahe, unter freiem Himmel zurückbleiben. Drei volle Tage braucht es, bis die beiden Abgesandten mit etwas schlammigem, stinkendem Wasser zurückkommen, das sie aus einem Sumpfe geschöpft hatten.

Wir setzen nunmehr unsere Reise fort. Der Weg führt abwechselnd über sandigen und steinigen Boden, hie und da unterbrochen von rundlichen Hügeln, bis wir am Abende des folgenden Tages ein dichtes Gehölz und am anderen Morgen Geugmu, das Lager der Ulad El Hadsch-el-Mokhtar erreichen. Die Caravane wird freundlich aufgenommen und bewirthet, und es scheint, als sei das Schlimmste überwunden, da nun auch die Landschaft mannigfaltiger und belebter wird. Der Boden ist mit viel Gehölz bewachsen, zahlreiche Hügel, meist aus Sandstein gebildet, unterbrechen die Ebenen, und schon drei Tage später treffen wir bei Tamareikat wieder ein Araberlager, das der Ulad Bu-Sba, welche die anmuthige Ebene von Semur (d. i. Olivenbaum) zu ihrem Lieblingsaufenthalt erwählt haben. Nur wenige Stunden davon entfernt und durch mehrere sich in einander verzweigende Hügelketten getrennt, steht ein beträchtliches Lager der Ulad Tidrarin. Dies ist einer der Stämme, die am häufigsten mit den canarischen Fischern verkehren. Dabei begeben sie sich jedoch niemals selbst auf das Meer, sondern die canarischen Fischer kommen an's Land, wenn es der Zustand des Meeres erlaubt, und versorgen sich mit Milch, welche die Araber herbeitragen. Irrthümlich hat man behauptet, die Araber bei Portendick und in der Umgegend der Bai von Arguin besäßen Nachen aus Fellen, mittelst deren sie selbst den Fischfang betrieben und mit den canarischen Fischern verkehrten, sie fischen aber nur mit der Leine am Ufer, oder mit dem Netze, wenn

das etwas erregte Meer die Fische der Küste zutreibt. Bisweilen lassen auch die Wellen beim Ablaufen den Strand mit Fischen übersäet zurück.

Die bald isolirt stehenden, bald zu kleinen Ketten verbundenen Hügel setzen sich auch jenseits des Tidrarin-Lagers fort und nach vier Tagen gelangen wir zu einem Berge, der in der Sprache des Landes Gelb-el-Hamar, d. h. „rother Hund“ heißt. Trotz seiner ansehnlichen Höhe erscheint er, als wir uns ihm nähern, hinter der Masse von Mimosen verborgen, die hier ringsumher wachsen. Verschiedene Blumen, unter denen wir besonders die blaue Kornblume und das Tausendschönchen bemerken, erscheinen hier ebenfalls und bedecken den Boden, mit einem Worte, es ist ein reizender Punkt, der uns freudig überrascht. Diesen Punkt hatten die räuberischen Ulad Bu Sba ausersehen, um Panet zu ermorden und sich seiner Habseligkeiten zu bemächtigen. Sie überfielen ihn Nachts im Schlafe, schlugen ihn, bis er die Besinnung verlor, und entfernten sich dann mit allen seinen Sachen, Kleidern, Instrumenten, Papieren u. s. w. Nur ein Flanellhemd ließen sie ihm, in welchem das Geld und die Aufzeichnungen der Routen verborgen waren. Glücklicherweise hatten sie wegen der Nähe anderer Stämme nicht gewagt, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen, und so kam Panet mit dem Leben davon. Ein Trupp der Larosin fand ihn in seiner hilflosen Lage und brachte ihn nach Grona, ihrem Lagerplatz, wo er eine Woche lang verpflegt wurde. Eine Anzahl Männer dieses Stammes verfolgte die Räuber und war so glücklich, die Papiere des Reisenden wiederzufinden, aber die Instrumente waren alle verbrochen und unbrauchbar geworden.

Wir scheiden von dieser Unglücksstätte und erreichen das nächste Lager der Larosin, um von hier unseren Weg nach dem Ued Draa fortzusetzen.

Eine Bergkette Namens Gilta (d. h. See), aus Kalk- und Sandstein bestehend, von der sich mehrere unregelmäßig gestaltete Hügel derselben Formation abzweigen, durchschneidet gleich anfangs die Route. Die Schluchten zwischen den Bergen sind mit schönen grünen Mimosen bekleidet, aus deren kräftigem Wuchse man schließen kann, daß sich schon in geringer Tiefe unter der Oberfläche Wasser befinden müsse. Nach beständigem Auf- und Niedersteigen kommen wir zu einem Lager der Larosin, das von zwei Hügeln, einem sandigen und einem aus zahllosen Fragmenten secundärer Gesteine bestehenden,

eingeschlossen ist. Oestlich stößt daran eine regelmäßige Hammada. Durch ein Gebüsch gelangen wir zu einem dritten Lager der Larosin, das auf einem sandigen, ganz von Mimosen bedeckten Terrain errichtet ist, und von da führt uns ein beschwerlicher, sich durch dichte Gummiwälder (Mimosen) und zwischen steilen Berggehängen hinwindender Weg an das Flußbett des Erni, der seinen Namen von einer Bergkette erhält, die ihn in der Regenzeit speist. Rothe und schwarze Erde mit Trachytfragmenten bedeckt den Boden des Bettes, in dem man bei 50 Centimeter Tiefe klares süßes Wasser findet. Nachdem die Erni-Berge überschritten sind, kommen wir in ein Lager der Scherguin, die sich durch ein kurzes, rundes Gesicht, kleine Nase, aufgerichtete Ohren, eine sehr entwickelte Stirn, eine meist kleine Gestalt und einen intelligenten Ausdruck vor den meisten übrigen Maurenstämmen auszeichnen, und über einen abermaligen Höhenzug an das Flußbett des Terni, der hier ungefähr 150 Meter breit ist. Das Wasser ist hier ebenso vortrefflich und der Boden von derselben Beschaffenheit wie im Erni, aber der Terni bietet noch mehr Annehmlichkeiten. Seine Ufer sind mit Mimosen und anderen verkrüppelten Bäumen eingefaßt, unter deren Schatten sich ein frischer Teppich gelber und blauer Blumen ausbreitet. Ziegen, Gazellen und Sultanhühner gehen hier schweigend umher, die Schwalbe, die Freundin der Reisenden, flattert von Zweig zu Zweig und die Nachtigall singt ihr ewiges Klagelied. Nicht weit von dem Bache treffen wir ein Lager der Tekna, einer kleinen Abtheilung des Stammes der Ait Hassan. Da diese Leute gerade im Begriffe stehen, ihren Lagerplatz zu wechseln, schließen wir uns ihnen mit unseren Begleitern an, um nach Sagia (Ssakiet), einer ungeheuren mit Mimosen umsäumten Ebene, zu gehen. Gummi giebt es dort in Menge und in ihrem westlichen Theile baut man mit Erfolg Gerste von vorzüglichster Qualität. Auf dem Wege dahin drängen sich Männer und Weiber mit ihren Heerden, die sich vor einer allgemeinen, von Rgueibi gegen die schwächeren Stämme unternommenen Razzia flüchten. Die Rgneibi, ein kriegerischer Stamm, begnügen sich nicht mit den Einkünften, die der Handel mit Nun und Aderer abwirft, sondern berauben auch noch die kleinen Stämme.

Nach mehrtägigem Aufenthalte zu Sagia versuchen wir, die im Norden sich erhebenden Gebirge zu passiren, aber mehrmals ist alle Anstrengung,

die steilen Abhänge zu erklimmen, erfolglos, bis endlich auf Umwegen der Uebergang gelingt. Die höchsten dieser Berge bestehen ausschließlich aus kalkigem, bald rothem, bald buntem Sandstein, die übrigen sind aus Quarz oder Schiefer gebildet. An den Abhängen und in den Thälern findet man Thon von schmutzig-weißer, bisweilen gelber Farbe, der sehr fettig anzufühlen ist, und darauf folgen Lager von compactem Kalkmergel. Die Nacht bringen wir auf einer felsigen, ganz entwaldeten Ebene zu, wo auf der einen Seite Berge von erdfarbenem Sandstein mit rundlichen und eckigen Körnern, auf der anderen Seite einige Hügel aus weißer Thonerde sich erheben.

Am folgenden Tage erreichen wir nach oftmaligem Auf- und Abklimmen den höchsten Berg der Gruppe, den Salcha, an dessen Fuß sich mehrere Brunnen von 30 Centimeter Tiefe befinden. Mehr als 2000 Schafe und eben so viel Kameele bedecken das ungeheure Thal, welches den Salcha von einem gegen Norden gelegenen, unregelmäßig gebildeten Plateau trennt. Während die einen sich an den Kräutern ergötzten, mit denen das Thal bedeckt ist, liefen die anderen auf den Ruf ihres Herrn herbei, um an den nie versiegenden Brunnen ihren Durst zu löschen, deren rasch aufquellendes Wasser die Oberfläche erreicht und sich in dem ganzen Thale ausbreitet.

Wir wenden uns von den Salcha-Brunnen westwärts und passiren ein Lager der Ait-Mussa-u-Ali, bei welchem der Argan genannte Oelbaum sich häufiger zu zeigen beginnt, kreuzen dann ein hügeliges Terrain, das in eine nordsüdlich ausgestreckte Hammada übergeht und liebliche Schluchten und Thäler mit Gummi-Mimosen und anderen verkrüppelten Bäumen einschließt, und gelangen auf einer von harter, dürrer Erde bedeckten sterilen Ebene an den Fluß Akel (Schpika), der sich südlich vom Ued Draa in den Ocean ergießt. Er wird in einer Ausdehnung von mehr als 200 Meter von zwei Mimosenhecken eingebettet, deren herabhängende Zweige dem ermüdeten Wanderer einen angenehmen Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewähren.

Durch eine Anzahl Araber verstärkt und so vor den räuberischen Horden gesichert, die sich in diesen Gegenden herumtreiben, gelangen wir über eine Reihe nordsüdlich verlaufender, mit Arganbäumen bewachsener Hügel nach

Termasson, einer ehemaligen kleinen Stadt, die gegenwärtig zu Niederlagen von Getreide und anderen Waaren benützt wird. Sie war einst von einer Thonmauer umgeben, die aber ganz verfallen ist. Noch jetzt hat diese Stätte eine gewisse Celebrität wegen des hier befindlichen Grabes eines Rgueibi-Scherifs, der bei seinen Mitbürgern außerordentlich beliebt war. Ein zu seinem Andenken errichtetes Monument, ein viereckiges, von einer Kuppel mit Säulen überragtes Gebäude, wird mit frommer Sorgfalt unterhalten; stets weiß übertüncht, sieht es wie ein neues Gebäude aus. Hinter Termasson steigt eine Bergkette in drei terrassenförmigen Absätzen auf, der erste mit einem sehr sanften Gehänge, der zweite mit einem etwas steileren und der dritte, der in einem Kegel endet, mit einem nach Süden zu äußerst jähen Abhang.

Von Termasson verläuft der Weg zwischen zwei Hügelreihen, die beide den Namen Termatakur tragen. Die östliche wird jedoch zum Unterschied die große genannt. Das zwischenliegende Thal, im Anfang sehr eng und von Strecke zu Strecke cascadenartig abfallend, erweitert sich allmälig und bildet in der Regenzeit einen Fluß mit knietiefem Wasser. In das mit Kieseln bedeckte Bett hat sich der Argan gleich einem Baobab des Sudan eingepflanzt. Von Termatakur gelangt man in einigen Stunden in den Ued Draa. An der Stelle, wo wir ihn überschritten, steht das Wasser 60 bis 70 Centimeter hoch, in der Breite kommt er der Seine in Paris (ungefähr 150 Meter) gleich. Die Ufer sind theils waldlos, theils mit Bäumen besetzt, unter denen sich mannigfaltige Blumen und Oleander-Gebüsche entwickeln.

Wir gelangen auf der Weiterreise nach El Cheng, einer unabsehbaren Ebene mit röthlicher Erde und zum großen Theil von blühenden Kräutern und Schlingpflanzen überwachsen, und den anderen Morgen durch eine sehr fruchtbare Gegend, wo Kornblumen und Tausendschönchen, wilder Portulak, Lianen und andere Pflanzen in dem üppigsten Grün glänzen. Nirgends auf unserer ganzen Route von St. Louis her hatte sich die Natur so reich und lachend gezeigt wie hier, aber schon am Nachmittag folgt auf diese schöne Vegetation ein steriles Land mit zahlreichen Hügeln, die dem Auge nichts als Gerölle bieten können. Erst spät Abends zeigen sich wieder Grasbüschel auf einem Terrain, das der Fluß Nun überschwemmt, und bald erreichen

wir auch El-Ak'sabi, einen großen Marktflecken, der Nun an Größe nicht nachsteht.

Der Ort wird von Arabern aus dem Stamme der Ait Hassan bewohnt. Mit Ausnahme einiger Häuser, wahrer Paläste für Leute, die sonst nur ein Zelt kannten, befinden sich alle Wohnungen im Inneren einer Festung mit Erdwerken, aber ohne Armirung. Schlecht gebaut und noch schlechter vertheilt, stehen die besten dieser Erdhütten den elendesten Dorfwohnungen Europa's nach. Man denke sich einen Berg, in den Jeder ein Loch gräbt, um darin zu wohnen, nachdem er es mit Unflath bedeckt hat, und man wird sich eine richtige Vorstellung von den Infectionsherden bilden, die man hierzulande Häuser nennt. Die Unreinlichkeit wird noch dadurch sehr vermehrt, daß die Einwohner genöthigt sind, des Nachts die Pferde, Kameele u. s. w. in die Höfe einzuschließen, um sie vor den räuberischen Schellenh zu schützen, einem Berberstamm, der die Gegenden zwischen Nun und Marokko bewohnt. Nur die Negersclaven wohnen zum großen Theil außerhalb der Festung in Zelten, die sie mit Dornenhecken umgeben und von Hunden bewachen lassen. Man baut hier mehrere Gemüse und Aepfel, Oliven, Feigen und Aprikosen gedeihen hier ebenso wie bei Nun.

Wir sind wieder auf uns bekanntem Terrain und wollen, bevor wir nach Timbuktu zurückkehren, um unseren Zug nach Osten fortzusetzen, noch einiger Reisen gedenken, welche uns die Natur weiterer Gebiete der westlichen Sahara erschlossen haben. Eine, wenn auch weniger umfangreiche als die vorhergehende, aber gleich erfolgreiche Wanderung führte vom März bis Juni 1860 der französische Generalstabs-Capitän H. Vincent nach dem uns schon bekannten Berglande Aderer aus. Auch er brach von Saint Louis am Senegal auf, von wo ihn ein Dampfer nach dem landeinwärts gelegenen französischen Handelsposten Dagana brachte, in seiner Begleitung befanden sich blos zwei Spahis (eingeborne Cavalleristen) und ein schwarzer Dolmetscher Namens Bu el Moghdad, der in den arabischen Religionsschriften sehr bewandert war und im Rufe eines Marabuts stand. So lange die Wanderung den Senegal aufwärts ging, fand man dasselbe reiche und mannigfaltige Thier- und Pflanzenleben wie am linken Ufer des Flusses, kaum hatte sich aber die Expedition nach Norden gewendet, als das landschaftliche

Bild sich völlig veränderte. Die Wasserbecken verschwanden und wurden durch kleine, grasbedeckte Sandhügel ersetzt, die Reisenden hatten eben den Südrand der Sahara überschritten. Von Zeit zu Zeit erschienen anfänglich Einsenkungen, deren frisches üppiges Grün das vom rothen Sande und dem trockenen Gebliwinde erschlaffte und angegriffene Auge erfrischten. Hier in diesen Einsenkungen stoßen wir auch auf zahlreiche Lager maurischer Hirtenstämme, welche das ganze südliche Randgebiet der Sahara mit ihren Heerden durchziehen. Hier fehlt es nicht an Wasser und vortrefflichen Weideplätzen. Hinter Tamariskenbüschen verborgen, lugen die Zelte dieser Nomaden hervor. Die Ankunft Fremder erregt im ganzen Lager Sensation. Die Männer dieser Nomadenstämme lassen den Oberleib unbekleidet, ihre Hautfarbe ist roth, das Auge voll Verstand, die Nase gebogen, die Haare eher kraus als lockig, die Frauen verschleiern das Gesicht nicht, tragen ein langes Gewand, welches von den Schultern bis zu den Fersen herabfällt, lassen aber Arme und Füße nackt. Die Männer sind von sanfter Gemüthsart, sie tragen keine Waffen, sondern betrachten sich als Marabuts. Die größte Verwunderung erregte die Ankunft Vincent's und seiner Begleiter bei den Trarsa, einem kriegerischen Stamme, welcher die vorerwähnten Hirtenstämme unterjocht hatte. Eine große Anzahl Neugieriger folgte dem Reisenden auf Schritt und Tritt, besonders die Frauen zeichneten sich in dieser Richtung aus. Alle trugen an den Armen und Fußgelenken Kupfer- und Silberringe, die Töchter der Chefs trugen überdies schwere und massive Ohrgehänge, in den Haaren und um den Hals trugen die Mädchen und Frauen Korallen und Glasperlen, das Haar in feinen und herabhängenden Flechten. Die Trarsa verlegen sich dabei ganz besonders auf die Cultur der Fettleibigkeit der Frauen, die Mädchen müssen freiwillig oder gezwungen unerhörte Massen von Milch und Butter zu sich nehmen, so daß sie zuletzt eine Feistigkeit erzielen, die bei der Magerkeit der Männer doppelt auffällt. Auffallend genug, traf Vincent bei allen maurischen Stämmen der westlichen Sahara nicht einen Mann, der mehrere Frauen besessen hätte. Diese dulden nämlich keine Theilung der Ehe und scheinen über die Männer einen gewichtigen Einfluß zu besitzen, denn diese geben sich die größte Mühe, ihnen zu huldigen; als Entschädigung für die Vielweiberei ist indeß die Ehescheidung

außerordentlich leicht. Die Stellung der Frau, obwohl sie vom Manne der Familie abgekauft wird, ist eine weit günstigere als bei den Arabern. Die freie Frau verrichtet keinerlei Arbeit und geht nie zu Fuß, wechselt der Stamm sein Lager, seine Weideplätze, so nimmt sie im Palankin Platz.

Die Männer sind von der Sonne tief gebräunt, die Frauen würden dagegen völlig weiß erscheinen, wenn nicht eine dicke Schmutzrinde die Hautfarbe verdecken würde, dabei hüten sie sich vor jedem Wasser, und eine Frau, die Vincent befragte, hatte ihre Vorsicht so weit getrieben, sich seit sieben Jahren nicht zu waschen. Die ganze Bevölkerung lebt vom Ertrage der Heerden, die Kameelmilch ist äußerst nahrhaft und die Schafe vermehren sich außerordentlich, haben aber keine Wolle, sondern, wie wir auch anderwärts dies gefunden, Haare. Als Hüter der Heerden fungiren Neger, welche die Trarsa aus dem Sudan und vom oberen Senegal rauben. Die freien Männer und tributären Krieger besitzen einige kleine Pferde von vorzüglichen Eigenschaften, und tragen sämmtlich doppelläufige Steinschloßgewehre, welche sie mit seltener Geschicklichkeit zu handhaben wissen.

Vincent sprach dann die Gastfreundschaft der Tiyab, eines ehemaligen, später Marabuts gewordenen Kriegerstammes an. Als die Begleiter Vincent's Wein zu trinken begannen, zogen sich die Zeltinsassen mit Ausnahme des Herrn voll Abschen aus dem Zelte zurück. Auf die Frage Vincent's, ob er ihn und seine Angehörigen damit beleidigt habe, sprach der gastliche Wüstensohn die schönen Worte: „Und kämest Du mit Nattern, vom Augenblicke, wo Du mein Zelt betrittst, bist Du gern gesehen". Das Gebiet, das dieser Stamm der Tiyab bewohnt, ist einer Masse von Gummibäumen wegen bemerkenswerth, deren Erträgniß an Gummiharz nach Dagana am Senegal exportirt wird, das Einsammeln des Gummi besorgen die Negersclaven; im Uebrigen ist die Gegend arm an Weide, und durch den Ausspruch eines Trarsa-Marabuts am besten charakterisirt: Die einzige Krankheit im Lande ist der Hunger, der Schakal, der Löwe des Landes. Durch ein mit zahlreichen kleinen Sebchas bedecktes Terrain, das streifenartig von Dünen unterbrochen wird, welche reichlich mit Gräsern und natürlichen Hecken von Euphorbien bewachsen sind, erreichte die Expedition das Gestade des atlantischen Oceans an der Bank von Arguin und traf hier die maurischen Stämme der Imragen und

Ulad Bu Sba in vollster Thätigkeit des Fischfanges. Ihr Handwerk ist ein äußerst gefährliches, da die Arguinbank als einer der fischreichsten Winkel der Erde von Haifischen umschwärmt wird und die Imragen den Fang mit Schleppnetzen betreiben, welche sie in Ermanglung von Booten schwimmend im Meere ausbreiten. Die Ausbeute an Fischen ist enorm und würde die Anlage einer Fischereistation am benachbarten Cap Blanco, in dessen Nähe auch ausgedehnte natürliche Salzlager sich vorfinden, ungewöhnliche Vortheile bieten. Die Fische werden hier von den Imragen an der Sonne getrocknet, nur selten in Oel conservirt und an die maurischen Stämme des Innern verkauft, welche in ganzen Caravanen hierher ziehen. Außer dem sehr ergiebigen Fischfange betreiben die Ulad Bu Sba auch die Straußenjagd auf eine höchst eigenthümliche und originelle Art, indem sie die am Strande des Meeres in der nassen Fluth Kühlung suchenden Thiere überfallen und in's Meer jagen. Die Thiere werden in dem ihnen nicht heimischen Elemente bald müde, und dieser Moment wird benützt, um sie zu fangen.

Dieser ganze Theil der atlantischen Küste Afrika's von Portendick bis Cap Bojador, mit dem Festlande zugleich auch den Dünenzügen der Wüste eine Grenze vorzeichnend, ist für die Schifffahrt ein verrufenes Gestade, insbesondere aber die Bank von Arguin, welche durch den Schiffbruch der französischen Fregatte Méduse eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Zahlreiche Schiffbrüche von Schiffen aller seefahrenden Nationen haben von jeher den maurischen Stämmen der Küste Gelegenheit geboten, die Wracks auszubeuten und die gerettete Mannschaft in's Innere als Sclaven zu entführen und sie nur gegen entsprechendes Lösegeld herauszugeben. So scheiterte auch im October 1810, nördlich des Cap Blanco, die amerikanische Brigg Charles, die Mannschaft wurde von den Mauren in Gefangenschaft geschleppt und einige von den Seeleuten sollen nach dem seinerzeit Aufsehen erregenden Berichte des Matrosen Robert Adams sogar bis nach Timbuktu gebracht worden sein.

Im Verfolgen seiner Route nach Nordost gelangte Vincent in die Landschaft Tiris, die Brunnen wurden immer seltener und tiefer, und die kleine Caravane mußte stets den Wasservorrath ängstlich behüten; die Gegend selbst ist ein unübersehbares horizontales Plateau aus Granitfels, der meist nackt zu Tage tritt oder nur schwach mit Flugsand überdeckt ist. Nach Osten

begrenzen die zerrissenen und zerklüfteten Berge von Aderer den Horizont. Die Bevölkerung des Landes sind die Uled Delim, ein Nomadenstamm, berühmt als schnelle Reiter und gefürchtet als verwegene Räuber, die den Caravanen schweren Durchgangszoll abpressen, berühmt auch durch die Schönheit ihrer Frauen und Mädchen. Diese verdienen auch thatsächlich die Bewunderung, die ihnen gezollt wird, wegen ihres glatten Haares, der großen, schattig bewimperten Augen, der griechischen Nase, der blendenden Zähne, ihrer schlankeren Formen als bei den Trarsa und der außerordentlichen Zartheit der Füße und Hände, an welchen die Nägel mit Henna rosig gefärbt werden. Die Familienbande sind aber bei diesen Mauren möglichst locker und werden die Ehen sämmtlich nur auf kürzeste Kündigung geschlossen. Nach Osten weiterziehend, überschritt die Expedition einen breiten Streifen hoher Dünen (Magther) und betrat Aderer, das wir bereits kennen. Auf der Rückreise nach dem Senegal kam Vincent häufig in die Nähe maurischer Städte, deren Bevölkerung ziemlich zahlreich und sich von Ertrage ihrer Dattelgärten, sowie ihrer Hirse-, Mais-, Gersten- und Weizenfelder ernährt, die aus seichten, aber höchst ergiebigen Brunnen bewässert werden.

Wenige Monate nach Vincent's Rückkehr trat der früher erwähnte Begleiter und Dolmetsch Vincent's, Bu el Moghdad, Beamter beim mohamedanischen Gerichtshof in Saint Louis, eine Pilgerfahrt nach Mekka an, und nahm seinen Weg durch die westliche Sahara, über Marokko, Algier und Frankreich. Mit einer nach Aderer zurückkehrenden Caravane brach er im December 1860 von Saint Louis auf und zog bis zum 18. Breitegrade in der Nähe der Küste hin, in Folge eines in Aderer ausgebrochenen Erbfolgestreites mußte er jedoch das Land meiden und durch Tiris gehen. An einer großen Gruppe hellweißer Dünenberge J'Mullen vorüber, erreichte er den Berg Tamagut, den auch wir schon auf unserem Zuge durch Aderer als einen getreuen Wegweiser begrüßt haben. Er berührte ferner die Landschaften Akchar und Inchiri, ersteres ein sandiges Land, während der Boden in letzterem fest und eisenhaltig und mit kärglicher Vegetation bekleidet ist. Die völlig vegetationslose Wüstenlandschaft Ragg durchquerend, erreichte der Reisende mit genauer Noth einen Brunnen, an dem sich Mensch und Thier laben konnten, und nach Durchwanderung der pittoresken Pässe durch den

Dschebel el asuad (Timsirdade), die Thalschlucht Sakiet el Hamra, welche die Tributärstaaten Marokko's (Nun und Tekna) von Tiris trennt; damit hatte die Wüstenwanderung ihr Ende gefunden und der Reisende betrat das bewohnte und angebaute Plateau El Gada.

Gleichfalls vom Senegal aus, unternahm der Laptot-Lieutenant*) Aliun Sal im Jahre 1860 eine Forschungsreise, welche ihn bis nach El Arauan führte und uns werthvolle Aufschlüsse über die Landschaft El Hodh und die Oase Walata verschaffte. Aliun Sal verließ die französische Station Podor am Senegal in Gesellschaft des Schiffsfähnrichs Bourrel, wandte sich zuerst zu dem Stamm der Brakena und später zu den Duaisch, deren Chef ihn schlecht behandelte und gewaltsam zurückhielt, so daß er erst nach monatelangem Warten seine Reise fortsetzen konnte. Bourrel war schon vorher umgekehrt; Aliun Sal hingegen setzte seine Reise nach Osten fort und zog in der Entfernung eines Tagemarsches von der Nordgrenze Tagants (aus Vorsicht vor den Ueberfällen der räuberischen Ulad el Naser), eines von Thälern und Thalebenen durchschnittenen, waldigen Gebirgslandes, das 1861 auch von dem französischen Schiffslieutenant Mage berührt wurde, auf das Hochplateau Asaba. Das Terrain wurde, je weiter die Caravane Aliun Sal's vordrang, immer unebener und vegetationsärmer, man näherte sich sehr schnell der eigentlichen Wüste. Durch eine Reihe von Berglandschaften der großen Einsenkung El Hodh und unter mannigfachen Abenteuern (er mußte sich selbst unter den Schutz eines berüchtigten Räuberhäuptlings stellen) erreichte er endlich Walata. Aliun Sal schildert Walata als eine ziemlich große Stadt von 1500 Meter Länge und 600 Meter Breite, die Häuser sind aus Thon und Stein mit Sorgfalt gebaut und mit buntfärbigem, in Gummi aufgelöstem Gyps schmuckreich bekleidet. Die Umgebung der Stadt ist trocken und wenig zum Anbau geeignet, es wird daher Alles von außen eingeführt, weshalb auch die Bevölkerung vorzugsweise Handel treibt und Walata nebst El Arauan einen der größten Märkte der westlichen Sahara bildet, auf denen die Producte Marokko's und des Negerlandes ausgetauscht werden. Aliun's Reiseziel war eigentlich Timbuktu, um von hier wo möglich

*) Officier der eingebornen Truppen Senegambiens in französischen Diensten.

nach Algerien zu reisen, indessen scheiterte sein Plan an den Fehden, welche zwischen den Tuareg von Timbuktu (Jghelad) und einem maurischen Stamme ausgebrochen waren und die Straßen gänzlich unsicher machten, er mußte sich zufrieden geben, nach El Aranan gelangen zu können. Er schloß sich einer sehr zahlreichen, aus wenigstens 2000 Kameelen bestehenden Caravane der Tadschakant an, durchzog das wüste und wasserlose Land des Dahr, später eine mit den Ruinen vieler alter Ortschaften angefüllte Landschaft, welche die frühere große Bedeutung der Umgebung Walata's bezeugen, weiter über eine breite Zone von Sanddünen (A'kela), zu deren Durchquerung die Caravane drei Tage benöthigte, und endlich über die nackte, ohne eine einzige Terrainwelle „spiegelartig" sich ausbreitende Wüste der Mraya, um nach acht gefährlichen Marschtagen über dieselbe die Stadt El Aranan zu erreichen. Da der Weg nach Timbuktu der erwähnten Fehden halber versperrt war, zog Alinn Sal nach Süden und brach mit einer Caravane von Tadschakant nach Basikunnu auf, hier wurde er als im Dienste der Franzosen stehend erkannt, und von El Hadsch Seïdu, einem Häscher Hadsch Omar's und fanatischen Christenfeind, gefangen und seiner ganzen Habe beraubt. Es gelang dem Gefangenen jedoch, durch den Chef der El Thaleb Mustaf, einem alten Bekannten, mit List befreit zu werden, und von diesem barmherzig mit Kameel und Führer versehen, zu fliehen. Nach einer an Mühen und Drangsalen überreichen Flucht erreichte Alinn Sal endlich den französischen Posten Bakel am Senegal, starb aber bald darauf in Folge der überstandenen Strapazen.



X.

Von Timbuktu nach Aïr (Asben).

Wir kehren nunmehr nach dieser großen Rundtour durch die westliche Sahara nach Timbuktu zurück und rüsten uns zur Abreise nach dem fernen Alpenlande der Wüste, Aïr. In Gesellschaft einer kleinen Schaar Tuareg vom Stamme der Tademekket, einer Fraction der südwestlichen Conföderation des Tuareg-Volkes, brechen wir auf, um vorläufig das Norduser des Niger zu gewinnen und an ihm entlang ostwärts zu ziehen. Wir sind im Winter und die Wüste um Timbuktu bietet eben ein sehr interessantes Schauspiel dar, Alles scheint mit einem Male ganz verändert; ein ansehnlicher Wasserstrom, von der Ueberfluthung des Niger gebildet, ergießt sein Wasser mit großer Gewalt in die Thäler und Einsenkungen der Sandzone und verleiht der fabelhaften Angabe von 36 Flüssen, welche die Wüste bei Timbuktu durchziehen sollen, einen Schein von Wahrheit. Der Eindruck dieser eigenthümlichen Erscheinung wird noch durch die Jahreszeit, in der sie stattfindet, erhöht, denn während die übrigen Flüsse des nördlichen Centralafrika im August ihren höchsten Stand erreichen, geschieht dies beim Niger hier Ende Jänner. Der Charakter der Umgebung Timbuktu's schwankt zwischen dem der Wüste und einem weniger begünstigten Weideland, indem seine gewellte Oberfläche einen sandigen Boden zeigt, der mit mittelgroßen Acacien und Dumgebüsch ziemlich dicht bekleidet ist und Ziegen hinreichend Futter gewährt. In seinem jetzigen Gewande bietet aber das Land ein höchst wunderbares und eigenthümliches Schauspiel, indem die Ströme fließenden Wassers, welche mit ihren Silberfäden die nackten Wüsten und Weideflächen belebten, auf

ansehnliche Ferne in's Land eindringen, es ist dies eine Erscheinung, die ohne Zweifel aus der nackten nördlichen Wüste kommende Reisende, die Timbuktu zu dieser Jahreszeit besuchen, in Erstaunen setzen muß. So kam es auch, daß fremde (maurische) Handelsleute bei ihrer Heimkehr von den Ufern dieses großen Stromes am Südrande der Wüste in übertriebenen Farben die Kunde von den zahllosen Strömen verbreiteten, welche sich mit dem Hauptstrome an jener denkwürdigen Stätte vereinigen sollten, während doch im Gegentheil diese Ströme vom Flusse ihren Ausgang nehmen und ihm ihr Entstehen verdanken. Denn sie kehren, nachdem sie eine kurze Strecke ihren Lauf landeinwärts verfolgt haben, beim Sinken des Hauptstromes in ihre frühere Richtung wieder zurück, wenn auch mit verringerter Wassermasse in Folge der Einsaugung des Bodens und der Verdunstung durch die Sonne. In mehreren Jahren geschieht es auf diese Weise, daß das Inundationsgebiet des Niger bis über Timbuktu hinaus reicht, ein Umstand, der das Project entstehen ließ, Timbuktu selbst durch einen Canal mit dem bis Kabara, dem Hafen der Stadt, reichenden Seitenarm des Nigerstromes zu verbinden.

Unsere Route führt uns durch ein Gewirre von Sümpfen und Sanddünen, welche die zahlreichen Hinterwasser und todten Arme des Nigerstromes am Nordufer einsäumen, die vielen Umwege und das stellenweise schwierige sumpfige Terrain lassen uns nur langsam fortschreiten, ab und zu erklimmen wir den Grat einer der vielen Sanddünen, welche den majestätischen Strom zu unserer Rechten begrenzen, derselbe ist hier fast zwei Kilometer breit und flößt uns vermöge seiner Größe und feierlichen Pracht Bewunderung ein. Daß wir bereits an der Südgrenze der eigentlichen Wüste reisen, beweisen uns die vielen kleinen Wäldchen, welche den Hintergrund und die Ufer der zahllosen Seiten- und Hinterarme des Stromes umranden, auch die Dünen sind mit dichtem Gebüsch bedeckt und immer zahlreicher steigen die herrlichen Dumpalmen aus der Landschaft empor, je weiter wir nach Osten dem Strome folgen, desto mannigfaltiger wird das Vegetationsbild, hier und da stoßen wir auf ausgedehnte Reisfelder und Tabakbau, kleine Bestände von Feigenbäumen und mächtigen giftigen Euphorbien (Fernan), auf den kaum bewegten Flächen der vielen stehenden Hinterwasser entdecken wir einen Flor von Wasserlilien. Auch die Fauna ist eine wesentlich andere geworden, des Nachts

hält uns das dröhnende, tiefe Gebrüll der Löwen, welche hier in den Uferwäldern in großer Zahl hausen, wach, während des Marsches belustigen wir uns an der schnellen Flucht ganzer Giraffenrudel, aus dem Röhricht der Sümpfe fliegen Schwärme von Gänsen auf, im Dumgebüsch der Dünen flattern ganze Schwärme von Perlhühnern und vernehmen wir das Grunzen wilder Schweine. Die Landschaft, die wir durchziehen, ist Aussa, d. h. die Nordseite des Flusses, während die Südseite Aribinda genannt wird. Im Verlaufe unseres Marsches kommen wir an mehreren Zeltlagern der Tuareg vorüber und halten gewöhnlich in solchen unser Nachtlager. Hier in den Uferlandschaften des Niger hat sich die Lebensweise der „Verhüllten", jener Freibeuter und Herren der Wüste, gewaltig verändert. Durch den Einfluß des Charakters der neuen Landschaften, die sie auf ihrem Eroberungszuge gegen Süden in Besitz genommen haben, sind sie ganz umgewandelt. Nomaden sind sie geblieben, nur verlegen sie ihre Lagerstätten von einer Insel zur anderen, von einem Ufer des Stromes zum anderen, indem sie ihr Vieh (sie besitzen hier stattliche Hornviehheerden) durch den Fluß schwimmen lassen. In Folge dieser Lebensweise haben sie auch den Gebrauch des Kameels beinahe ganz aufgegeben, in ihrer Undankbarkeit vergessend, daß dieses geduldige Thier in jenen wüsten Landschaften, die in früheren Zeiten ihre Heimat gewesen waren, ihnen das einzige Mittel ihrer Existenz gewährte.

Fassen wir in kurzen Zügen die Geschichte dieser Gruppe von Tuareg zusammen, so ersehen wir, daß die ganze Gruppe der südwestlichen Tuareg allgemein mit dem Namen Auelimmiden nach dem Namen des herrschenden Stammes, dessen Oberhoheit die übrigen in einer oder der anderen Weise anerkennen, bezeichnet wird. Die ursprüngliche Gruppe der Auelimmiden wohnte in früheren Zeiten in Igidi, nahe dem maurischen Stamme der Uled Delim, die sehr viele Berber-Elemente in sich aufgenommen haben, bis sie nach Aderer, der Landschaft östlich von Timbuktu und nördlich von Gogo, auswanderten. Im Laufe der Jahrhunderte hatte die Conföderation ihr Gebiet bis weit über den Niger nach Süden ausgedehnt, so daß Tuareg-Sämme gegenwärtig im Reiche Massena leben und das einst mächtige Ssonrhaireich gänzlich unterjocht haben, dem ganzen Nigerlaufe entlang von Ssaraiyamo bis Sinder wohnen Tuareg mit Ssonrhai und Fulbe gemischt. Unter den hervorragendsten Stämmen, welche durch

Macht und kriegerischen Ruhm sich hervorthun, finden wir auf unserem Zuge längs des Niger zuerst südlich von Timbuktu die Tademekket, zu denen auch unsere Reisebegleiter zählen. Sie waren ursprünglich in Aderer angesiedelt, in der Nachbarschaft der nach ihnen von den arabischen Geographen Tademekka benannten Stadt Ssuk, der alten Metropole der nördlichen Tuareg, wurden aber von dort in der Mitte des 17. Jahrhunderts durch die Auelimmiden vertrieben und sind seitdem auf beiden Ufern des Niger südlich von Timbuktu seßhaft. Oestlich von ihnen kommen wir durch das Gebiet der Iguadaren, einst als sie noch in der Landschaft Asauad im Norden von Timbuktu, in der Nähe des Caravanen-Knotenpunktes Mabruk angesiedelt waren, ein mächtiger und völlig unabhängiger Stamm, gegenwärtig aber bedeutend an Macht und Ansehen heruntergekommen, endlich im Osten der Iguadaren, die eigentlichen Auelimmiden, unter deren zahlreichen Fractionen die Kel e Ssuk hervorragen. Unter den ihrer freien und edlen Stellung verlustigen Stämmen, den Imrhad der Auelimmiden-Conföderation, dürfen die Imedidderen und Kel-Gossi nicht unerwähnt bleiben. Die ersteren sind ein noch jetzt zahlreicher Stamm und nicht so weit herabgesunken als andere Stämme, obgleich sie beiweitem nicht mehr die Macht besitzen, auch nicht die Gelehrsamkeit, durch die sie sich in früheren Zeiten auszeichneten. Es war eben dieser Stamm, zu dem Kossila, der Bezwinger Okba's, gehörte, auch war es dieser Stamm, der, aus der nördlichen Sahara zurückgedrängt, zusammen mit den Ideuan an eben der Stätte, wo sich im Laufe der Zeit Timbuktu erhob, die erste Ansiedlung gründete. Die Kel-Gossi sind die kriegerischeste Abtheilung und hielten zu Barth's Zeiten den Kampf gegen den Fulbe-Statthalter von Hombori hartnäckig aufrecht. Es würde uns hier zu weit führen, auf all' die einzelnen Fractionen näher einzugehen, der physische und moralische Charakter der Auelimmiden-Conföderation ist mit geringfügigen Abweichungen derselbe ihrer nördlichen Brüder, nur die Lebensweise hat dem veränderten Landschaftscharakter sich accommodiren müssen, auch hat sich bei vielen Stämmen in Folge häufiger Mischung mit den Ssonrhai und Fulbe (Negern) der ursprüngliche Berbertypus einigermaßen verwischt.

Manche der am Norduſer des Niger wohnenden Tuareg konnten sich, als Barth 1854 dem Flusse abwärts folgte, noch Mungo Park's, jenes kühn

unternehmenden und geheimnißvollen Christen erinnern, der vor 50 Jahren diesen Fluß von Sansandig aus auf 2000 Kilometer Länge befahren hatte. Selbst nach so vielen Jahren, schreibt Barth, war Mungo Park diesen Leuten ein mysteriöses, unlösbares Räthsel geblieben, und auch die Gegend, aus der er so plötzlich an's Licht trat.

Dank unserer Begleitung, werden wir auf unserem Marsche in den Zeltlagern der Iguadaren und nachdem wir das Gebiet derselben durchwandert haben, in jenem der eigentlichen Auelimmiden überall gastfreundlich aufgenommen. In einem dieser Lager herrscht besonders reges Treiben, indem eben einige befreundete Iguadaren zu Besuche sind, der Anblick des am Fuße der Dünen aufgeschlagenen Lagers ist äußerst malerisch. Die großen und kleinen Lederzelte, von denen einige offen sind und das Innere dieser leichten, beweglichen Behausungen den Blicken frei enthüllen, heben sich wirksam ab von dem grünen Hintergrunde, aus Ssiwakbäumen (Capparis sodata) und dem hier zu Baumhöhe gedeihenden Pfriemenkraute bestehend. Die Landschaft rings umher ist überaus charakteristisch für das Labyrinth von todten Hinterwassern und seichten Armen jenseits des Stromes. (Siehe das Farbendruckbild VI: Lager der Auelimmiden.)

Von der Muskelkraft und körperlichen Gewandtheit der Zeltinsassen erhalten wir gleich bei unserem Empfange den besten Eindruck, denn als wir uns dem Zelte des Häuptlings nähern, der darin auf seinem Ruhelager sitzt, springt er mit einem Satze heraus und steht plötzlich aufrecht vor uns. Zwar ist das Zelt vorne offen, dennoch muß es eine große gymnastische Leistung genannt werden, besonders wenn man die Niedrigkeit des Einganges in Betracht zieht, da der Chef beim Sprunge sich zu gleicher Zeit niederbücken mußte. Die Zelte (Ehe) der hiesigen Tuareg weichen wenig von jenen der Asdscher und Ahaggar ab, und bestehen aus einem großen runden Stück Leder, aus einer Menge kleiner, in viereckige Stücke geschnittener Schaffelle zusammengenäht, während die Ränder des Ganzen absichtlich im rohen, unbeschnittenen Zustande gelassen sind, um die Stangen oder Aeste, welche den äußeren Kreis des Zeltes beschreiben, durch die vortretenden Enden durchgehen zu lassen. In einem solchen Zelte befinden sich gewöhnlich zwei Ruhestätten, aus einer feinen Art Rohr gemacht und etwa



LAGER DER AUELIMMIDEN.

0·3 Meter vom Boden erhaben, da derselbe sehr oft sumpfig ist und nicht selten nach einem Unwetter das ganze Lager mitten in einer großen Lache angetroffen wird. Auf jeder Ruhestätte liegt das bekannte runde Lederkissen. Der ganze Hausrath dieser einfachen Leute besteht außer wenigen hölzernen Schüsseln und Schalen zum Essen und Trinken aus Lederschläuchen von ausgezeichneter Arbeit und zuweilen sehr geschmackvoll verziert, in welchen sämmtliche Kleidung und Mundvorräthe aufbewahrt werden. Die äußere Erscheinung der hiesigen Tuareg ist gleich jener der Asdscher eine einnehmende, alle sind von breitschulterigem Wuchse, untersetzt und von schönem Ebenmaß der Glieder, mit einem gefälligen Gesichtsausdruck und weißer Hautfarbe.

Dem Nigerstrom immer abwärts folgend, erreichen wir, nachdem der Strom im Meridian von Greenwich scharf nach Südosten umbiegt, und an den Umbugstellen wiederholt von Riffen und mächtigen Felsen durchzogen wird, welche die schiffbare Passage stellenweise auf 50 Meter einengen, während die Ufer sich plateauförmig 100 Meter über den Flußspiegel erheben und in steilen, höhlenreichen Klippen zum Flusse abfallen, Gogo, die ehemalige Hauptstadt des Sonrhai-Reiches, gegenwärtig ein armseliges Dorf von etwa 400 Hütten, in welchem nur eine alte Moschee mit dem Grabe des gefürchteten Herrschers Mohamed A'ssia an die einstige Herrlichkeit und Größe (es überragte zur Blüthezeit im 16. Jahrhundert Timbuktu in jeder Hinsicht und hatte einen Umfang von 12 Kilometer) erinnert. Einst muß hier ein sehr reges Leben geherrscht haben, da Gogo den Charakter der Hauptstadt eines weit ausgedehnten Reiches mit dem einer höchst blühenden Handelsstadt vereinigte. Der Goldhandel hatte hier im Anfange des 16. Jahrhunderts einen sehr bedeutenden Umfang erreicht und der Caravanenverkehr zwischen Gogo und Egypten scheint damals ein höchst großartiges Bild eines mächtigen Völkerverkehrs gewährt zu haben.

Wenn wir den Landschaftscharakter am Flusse und weiterhin in's leichtgewellte Land hinein betrachten, so sagt uns das Auftreten schöner Tamarinden, Sykomoren und Dattelpalmen, das Aufhören der Sanddünen an beiden Seiten des Flusses, an deren Stelle immer häufiger ausgedehntes, anbaufähiges Land, Reis-, Sorgho- und Tabakfelder treten, die immer zahlreicher werdenden Rinderheerden, daß wir die Südgrenze der großen Wüste

schon überschritten und uns in den von der Natur überschwenglich bedachten Gebieten des Sudan befinden, auch der Fluß, so einladend seine Fluthen zum Bade winken, ist von zahlreichen Crocodilen bevölkert, welche mitunter 5 Meter Länge und mehr erreichen und alle Gedanken an ein Bad verscheuchen müssen.

Wollten wir dem Programm unserer Wüstenwanderung treu bleiben, so müßten wir jetzt von Gogo aus quer durch die gebirgige Aderer- und Kidal-Landschaft der großen Wüste nach Agades zu gelangen suchen, doch hier müssen wir der Nothwendigkeit weichen und auf einem Umwege durch die Haussa-Länder des Sudan dem fernen Alpenlande der Wüste, der Oase Aïr zusteuern. Wohl führt eine Caravanenstraße direct von Mabruk in der Landschaft Asauad nach Agades, mit welcher sich eine zweite von Gogo nach Insisa im Lande der Ahaggar schneidet, so daß wir allerdings von Gogo quer durch die Wüste nach Agades gelangen könnten und auf diesem Wege den Unterlauf des Wadi Tafasasset bei Isakkeriyen kreuzen würden (nach Duveyrier's Erkundigungen soll der Tafasasset als Ballul Basso in den Niger münden), allein erstlich ist das ganze weite Gebiet zwischen dem Niger bis In-Salah nach Norden und bis Asben nach Osten eine vollkommene terra incognita, in welche noch kein Europäer bisher seinen Fuß setzen konnte, weiters ist die obenerwähnte Caravanenstraße in Folge der continuirlichen Fehden zwischen den Kelgereß und den Auelimmiden seit Jahrzehnten verödet und gemieden, die politischen Zustände im Lande haben sich aber im gegenwärtigen Zeitpunkte eher verschlimmert als gebessert. Für künftige Forschungsreisende eröffnet sich in dieser Richtung ein weites Feld epochemachender Entdeckungen, denn eben nördlich von Aderar erhebt sich das Plateau von Adghagh, das dritte natürliche Reduit des targischen Volkes, ein Hochlandsmassiv, ähnlich jenem des nördlichen Tasili- und Ahaggar-Plateau, das Centrum der Machtsphäre der Auelimmiden-Conföderation.

Der Route H. Barth's folgend, durchmessen wir in Eilmärschen die Strecke zwischen Gogo und Taghelel in Damerghu, indem wir dem Niger bis Saï flußabwärts folgen, das Gebiet der Sonrhai verlassen und durch die Landschaft Kebbi über Tamkala und Gando Sokoto, die Hauptstadt des großen Fellata-Reiches gleichen Namens, erreichen. Nach kurzem Aufenthalte brechen wir wieder auf und gelangen über Gundi, Syrmi, den großen Marktplatz des centralen

Sudan, Katsena und endlich über Gasaua, den Hauptort von Damerghu, Taghelel, wo wir uns für den Eintritt nach Aïr, dem Alpenland der Wüste, vorbereiten. Hier in Taghelel mußten sich im Jänner 1851 Barth, Overweg und Richardson von einander trennen, wie Barth schreibt, in Folge des schlechten Zustandes der Finanzen der Expedition.

Das Land, das wir nach unserem Aufbruche von Taghelel, in nördlicher Richtung für die nächsten Tage durchziehen, ist ein offenes, welliges, fruchtbares und anmuthiges Hügelland, die Kornkammer von Aïr und diesem auch tributpflichtig. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß er selbst die dichteste Bevölkerung ernähren könnte; in früheren Zeiten war die Bevölkerung gewiß weit zahlreicher, die langjährigen Fehden, welche zwischen dem Könige von Bornu, dem Sultan von Agades und den Kelowi von Aïr wütheten, mußten jedoch diese Grenzgebiete in hohem Grade entvölkern.

Wir passiren auf unserem Marsche mehrere einzelne Meiereien, die einen höchst erfreulichen Eindruck von Sicherheit und Frieden in uns erregen und einige Abwechslung in die sonst baumarme Gegend bringen; eine angenehme Unterbrechung in die Stoppelfelder bringen weiterhin einzelne Weidegründe, auf denen ansehnliche Rinderheerden weiden, darauf folgt wieder ein Landstrich, der ausschließlich mit der einförmigen Asclepias gigantea bedeckt ist. Diese Pflanze, ein Unkraut der Tropen Afrika's und Asiens, liefert das Sparrenwerk zu den Strohdächern und wird zur Einzäunung der Weiler verwendet, zur Feuerung ist das Holz zu schlecht, das Mark wird jedoch als Zunder benützt, der Milchsaft dient hie und da, um das Hirsebier in Gährung zu setzen. So wechseln für die nächsten Tage Dörfer, Stoppelfelder, mit Asclepiaden bedecktes, brachliegendes Land, einzelne Meiereien, Rinderheerden und Pferde, die in Ruhe auf dem reichen Krautteppiche weiden, mit einander ab. Hie und da wird die Landschaft von einem ausgetrockneten Wasserbette durchschnitten. Es fehlt jedoch in dieser afrikanischen Idylle nicht an Plagen, denn eine solche ist für uns die massenhaft auftauchende weiße Ameise (Termes fatalis), ein ungemein lästiges Insekt und ein arger Feind des Hirsekorns. Der Charakter der Landschaft ändert sich etwas am dritten Tage, indem wir in einem Hügellande abwärts steigen, dessen Gipfel kahl, theils von schwarzem, theils von graulichem,

unheimlichem Aussehen sind, während sich in den Einsenkungen ein grünes Band von dichtem Unterholz hinschlängelt.

Erfreulich wirkt der Anblick eines kleinen Sees (Gamrek), den wir auf unserer Route passiren, rings umher mit den dichtesten Gruppen üppiger Acacien umsäumt, welche ein überaus schönes Laubdach bilden; neu ist uns in dieser Vegetation das Auftreten einer circa 1 Meter hohen, sehr giftigen Euphorbie, von den Arabern das Löwengift genannt; sie liefert vorzugsweise das Pfeilgift der hiesigen und anderer Bewohner central-afrikanischer Landschaften.

Wir durchziehen weiterhin die an Rindern, Schafen und Kameelen reichen Weidegründe der Tagama, eines kleinen Stammes, dessen Hauptbeschäftigung neben der Rindviehzucht die Jagd ist; mit ihren kleinen, schnellen Pferden wissen sie sowohl die große Antilope als die Giraffe zu erjagen und selbst dem mähnenlosen Löwen, der hier ziemlich häufig auftritt, sich entgegenzustellen. Nebenbei nehmen sie auch am Salzhandel theil und begleiten die Kelgereß nach Bilma. Je weiter wir nordwärts vordringen, desto deutlicher wird die Erhebung des Bodens bemerkbar; am fünften Tage erklimmen wir bereits ein 650 Meter über dem Meere erhabenes Plateau, dessen wellenförmiger, kahler, stellenweise felsiger, von tiefen Rinnen durchfurchter Boden nur selten mit einigen kleinen Bäumen besetzt, dafür öfter von Sandhügeln durchzogen wird, unbewohnt und wasserarm, die Heimat der Giraffe, des wilden Ochsen, des Straußes und der langgehörnten Antilopen ist. Wir sind in der Uebergangszone von den fruchtbaren Ebenen des Sudan und der felsigen Wildniß der Wüste, die sich als unübersehbare, aber keineswegs völlig vegetationslose Hochfläche oder als Flachland quer durch ganz Afrika hinzieht und deren Südgrenze eine den 16. Grad nördlicher Breite wiederholt wellenförmig schneidende Linie bildet.

In drei Tagen durchmessen wir dieses Wüstenplateau, auf welchem der Brunnen Tergulanen ein beliebter Hinterhalt der Auelimmiden und Kelgereß ist, und steigen über den nördlichen Abfall des Plateau's in eine kiesige, von zahlreichen niedrigen, gneißigen Felsriffen durchsetzte Ebene hinab, die spärlich mit Gräsern und einer blauen Conifere (A'llnot genannt) bewachsen ist, später in ein krautreiches, enges Thal und haben nunmehr die Südgrenze des Landes Aïr überschritten.

Eine imposante, dunkle Bergwand, die vor uns zur Linken zu gewaltiger Höhe emporsteigt, das Baghsen-Gebirge, kündigt uns unzweideutig an, daß wir ein neues Gebiet der großen Wüste betreten haben; die Ueberraschung wird aber um so größer, da wir, noch vom Anblick der kahlen, grotesken Felsmassen des Baghsen und der tiefen, kahlen Schluchten, welche die Bergmasse in einzelne Gruppen zu theilen scheinen, befangen, eine Reihe vielfach gewundener Thäler am Ostfuße der Bergmasse durchwandern, welche uns durch ihre üppige Vegetation eher an das Nilthal als an die Sahara mahnen. Ein dichter Wald von Fächerpalmen, zu beiden Seiten von aufsteigenden Höhen begrenzt, beschattet unseren Weg. Ueber uns wölbt sich die warm lebendige, dunkelblaue Himmelsdecke, das Thal zur Seite eines Strombettes, das gelegentlich — man erkennt die Spuren an den Acacien, welche seinen Rand umsäumen — von mächtig geschwellter Fluth erfüllt ist und dieser Fülle wildkräftiger Vegetation das Leben verleiht, ist dicht mit wilden Melonen bewachsen; zahlreiche Schwärme wilder Tauben beleben dieses Bild. Die Thäler sind aber nicht allein mit dem reichsten Pflanzenwuchs geschmückt, sie werden auch immer belebter, ab und zu begegnen wir kleine Trupps von Kelowi-Tuareg hoch zu Kameel und zu Fuß, ihre Kameele, Rinder und Ziegen zur Tränke führend; auch sehen wir die ersten Steinhäuser, welche diese Gegend, zu welcher das Thal (Unan ist sein Name) gleichsam die Eintrittshalle bildet, eigenthümlich auszeichnen. Je weiter wir in diesem Thale vorwärts kommen, desto mehr gewinnt es an Schönheit; mit seiner reichen Vegetation, das ganze Thal bildet einen dichten Wald von Dumpalmen, und von zahlreichen Ziegenheerden belebt, gewährt es einen anmuthenden und erheiternden Anblick. Die Reste von Steinhäusern werden immer zahlreicher, endlich stoßen wir auf ein ganzes aus solchen Häusern bestehendes, aber verlassenes Dorf. Die Bergmasse des Baghsen tritt uns immer näher, wir können die engen zahlreichen Schluchten und Thäler mit Muße betrachten, in denen nach der Aussage unserer Begleiter zahlreiche Löwen hausen sollen.

Abwechselnd über basaltische, dicht mit hohen Gräsern bewachsene Hochflächen und durch enge, von hohen, steilen Bergmassen eingeschlossene, vielfach gewundene Thäler, dann wieder über felsige kahle Ebenen, den Tummelplatz lustiger Gazellen- und Hasenrudel, zu denen sich Rebhühner gesellen,

gelangen wir zur mächtigen Bergmasse des Eghellal-Gebirges und, die Bundeiberge zur Linken lassend, in das Thal von Tintellust. In die Vegetation der Thäler bringen prachtvolle, sich weit ausbreitende A'bdua, Taborakbäume eine angenehme Abwechslung; ihre Laubkronen reichen oft bis auf den Boden herab und bilden ein dichtes Dach des frischesten Grüns, unter welchem wir die schwebenden Nester des Webervogels überaus künstlich aus trockenem Grase gewunden und mit einem langen einzelnen Grashalm an einen Baumzweig aufgehängt, entdecken. Wüstenei und fruchtbarer Boden kämpfen in dieser ganzen Landschaft mit wechselndem Erfolge; in Folge der meilenweit defiléartigen Thäler, deren Sohle noch überdies mit einem Labyrinth von Felsblöcken bedeckt ist, zieht sich unsere Caravane sehr in die Länge, ein Thier nach dem anderen, geht es langsam vorwärts auf unendlich geschlungenem Pfade, zu dessen beiden Seiten die Berge und Felsen uns durch ihre phantastische und groteske Form in Erstaunen setzen, einzelne hohe und stark markirte Kegel charakterisiren besonders diese eigenthümliche, vulcanische Gegend. Eine dieser zuckerhutähnlichen Kuppen, Namens Teleschera, im Osten unseres Weges und des Eghellal-Gebirges gelegen, wurde von H. Barth 1850 unter den größten Mühsalen bestiegen. Den höchsten Gipfel fand Barth aus perpendikulären viereckigen trachytischen Säulen bestehend, von nahezu ein Meter Durchmesser, von größter Regelmäßigkeit wie von Menschenhand gearbeitet, einige bis über 30 Meter hoch, andere in halber Höhe abgebrochen.

Ungewöhnliches Leben herrscht in allen diesen Thälern, wenn, wie Barth es erlebte, die großen Salz-Caravanen (Aïri) nach Bilma ziehen oder mit der theuren Fracht beladen hierher zurückkehren, dann widerhallen die Thäler von dem betäubenden Lärm allgemeiner, festlicher Heiterkeit, von Spiel und Tanz. Die vielen lebhaften und munteren Scenen, welche sich bei dieser Gelegenheit über eine weite, malerische, von wild aus Blöcken aufgethürmten Felsmassen unterbrochene Landschaft abspielen und des Abends von großen Feuern beleuchtet werden, geben ein heiteres Bild eines regen Volkslebens ab, über welchem der Reisende, schreibt Barth, leicht die schwachen Seiten, welche das Wüstenleben hat, vergessen kann. Eine ganze Nation ist dabei in Bewegung, ihrem großartigen Berufe nachzugehen, die Bedürfnisse anderer Stämme zu befriedigen, und dagegen dasjenige einzutauschen, dessen sie selbst bedarf.

Das Bild des Aufbruches einer solchen großen, 2—3000 Lastkameele zählenden Caravane ist großartig und von eigenthümlichem Reiz, die Männer zu Fuß oder zu Kameel, die Frauen auf Rindern oder Eseln, mit allem Hausbedarf, ja selbst den leichten Wohnungen, Matten und Stangen, Töpfen und Mörsern, Schüsseln und Trinkschalen — Alles im bunten Gewirre umherhängend, ordnen sich in kriegerischer Ordnung zu einem großen Zuge



Tintellust.

unter der Führung der erfahrensten und zuverlässigsten Diener und Anhänger der einzelnen Häuptlinge.

Fünfundzwanzig Tage nach unserem Aufbruche von Taghelel öffnet sich vor uns das Thal von Tintellust, ein breites, sandiges Rinnsal ohne Krautwuchs, nur am Rande mit dichtem Buschwerk eingefaßt, auf einer niedrigen, felsigen Vorhöhe liegt ein kleines, kaum von den Felsen zu unterscheidendes Dorf — es ist Tintellust, zur Zeit, als H. Barth Air besuchte, die

Residenz des Kelowi-Häuptlings Annur. Dieser empfing die englisch-deutsche Expedition (Richardson, Barth und Overweg) in einer ungeschminkten und barbarisch wohlwollenden Weise. Mit größter Einfachheit, die nicht eben wie ein Compliment aussah, bemerkte er, daß sie, obwohl als Christen schuldbefleckt in sein Land gekommen, doch durch die vielen Gefahren und Mühseligkeiten die sie bisher erduldet hätten, reingewaschen seien, sie hätten nun nichts weiter als das Klima und die Diebe zu fürchten. Es war eben (September 1850) die Regenzeit angebrochen, und regelmäßig jeden Nachmittag begann der Regen, zuweilen von einem gewaltigen Sturme begleitet (es spricht dies deutlich dafür, daß Aïr schon innerhalb des Bereiches der tropischen Regen liegt und streng genommen nicht mehr zur eigentlichen Sahara gehört, sondern als ein weit in die Wüste vorgeschobener Sporn des Sudan zu betrachten ist, wenn auch der Landschaftscharakter in einzelnen Theilen, insbesondere aber das Gebirge Wüstencharakter trägt), zu dieser Zeit nimmt die ganze Natur in wenigen Tagen einen frischen und üppigen Charakter an und rege Lebenslust verbreitet sich im ganzen Reiche des Organischen. Dann hat der Anblick des malerisch gruppirten Dorfes, von wild aufeinandergethürmten Granitmassen in weitem Umkreise umspannt, im engeren von weitspannigen Ssiwakbüschen und großen üppigen Mimosen, die hier dichte Laubmassen tragen und reichen Schatten spenden, Alles in wilder, höchst malerischer Verwirrung, besonderen Reiz. Auch die Thierwelt entwickelt dann ihre geselligen Eigenschaften in der ganzen Kraft neu erwachender Triebe. Die dichtkronigen Bäume schwirren von dem fröhlichen Gezwitscher der Ammern und Finken und dem Gegirre der Turtel- und der kleinen egyptischen Taube, während der Wiedehopf in fröhlichen Sprüngen auf dem Boden umherspielt. Affen steigen, so oft sie unbemerkt zu sein glauben, in das Thal hinunter, um einen Trunk Wasser zu erhaschen, Hyänen und Schakale umkreisen des Nachts die Zelte des Reisenden, während dann und wann das ferne Gebrüll des Löwen durch die stille Nacht erschallt.

Vor die Wahl gestellt, den bisher eingeschlagenen Weg weiter nach Norden zu verfolgen, und durch die nördliche Berglandschaft von Aïr, am Timgegebirge vorüber und durch die Berglandschaft Fadeangh, dem Brunnen Asin zuzusteuern, oder nach der etwa 170 Kilometer südwestlich von Tintellust

gelegenen Hauptstadt Aïrs, nach Agades aufzubrechen, können wir wohl nicht lange zögern und entscheiden uns für den Besuch von Agades. Auf kräftigen und schnellfüßigen Meheri brechen wir, der Route Barth's folgend, nach Südwesten auf, unser Marsch führt uns anfänglich durch eine malerische Wildniß — felsiges Terrain, jeden Augenblick von schlängelnden Thälern und trockenen Rinnsalen, die reich mit Kräutern und Mimosen bewachsen sind, durchschnitten, und von Berggruppen und isolirten Bergkegeln überragt.

Unser Interesse fesselt vorzüglich der Berg Tschereka zur Rechten unserer Route, mit seiner merkwürdigen Doppelform, anfänglich erscheint der Berg wie ein einziger Kegel, nur ein wenig an seiner Spitze gespalten, dann aber, als wir fast auf der gleichen Linie der Route angelangt sind, zeigen sich zwei fast von der Basis an getrennte Hörner, mit breitem Untersatz und schmaler Kuppe fast zu gleicher Höhe aufsteigend; zu unserer Linken grüßen uns die wilden Zacken und Pics des majestätischen Bundei- und Eghellalgebirges. Im selben Maße als wir während der nächsten Tagereisen vorwärts kommen, weicht das Eghellalgebirge zurück und tritt das Baghsengebirge, anfänglich in matten Umrissen, später immer deutlicher vor uns empor, auch die Landschaft wird abwechslungsreicher, die Gräser reicher und frischer, eine Fülle von Esiwak und Mimosen schmückt die Gegend. Unser Staunen erreicht aber seinen Höhepunkt, als wir nach Durchwanderung einiger gras- und baumreicher Thäler durch ein von den Bergen von Anderaß eingerahmtes Paßdefilé in das malerische Thal Erasar n' Anderaß hinabsteigen. Die Kuppe des Dogem, des zweithöchsten Berges im ganzen Berglande Aïr, verschwindet hinter den gezackten Thalwänden, an der Sohle angelangt, gewahren wir einen wahrhaft tropischen Ueberfluß an Pflanzenwuchs, der kaum einen engen niedrigen Durchgang für die Kameele freiläßt. Die Reiter sind jeden Augenblick genöthigt, sich niederzubeugen, um nicht vom Sitze gehoben zu werden. Ein dichter Hain von Dumpalmen (Cucifera thebaica), untermengt mit einer Menge Arten aus der Familie der Acacien, alle in höchst üppigem Wuchse und von Schlingpflanzen in den schönsten Gewinden umschlungen und durchflochten, so daß die ganze Masse der Vegetation zu einer dichten Decke verbunden wird, zieht sich längs des ganzen zu beiden Seiten von steil abschüssigen, in wilder Unregelmäßigkeit unterbrochenen Felswänden ein-

geschlossenen Thales, dessen Ruf schon vor Barth nach Europa gedrungen war. Der Wald widerhallt von dem Gegirre ganzer Taubencolonien, und am Boden entdecken wir neben den zierlichen Fußspuren der Gazelle auch diejenigen des Löwen, welcher diese romantische Wildniß bevorzugt. (Siehe das Farbendruckbild VII: Thal Erasar n' Anderaß.)

Unmittelbar nachdem wir diese prächtige Pflanzenoase verlassen, vertiefen wir uns wieder in eine düstere, wildzerrissene Thalebene, welche mit Basaltstücken von der Größe eines Kinderkopfes bedeckt ist und einen ungemein öden Anblick gewährt, an einigen Stellen entdecken wir eine dünne Natronkruste, welche von einigen Kelowi-Leuten eingesammelt wird. Abwechselnd durch blühende, von dichter Vegetation (Fächerpalmen, Dumpalmen, Ssiwak- und Taborakbäume, durchsetzt von üppig wuchernden Asclepias- und anderen Büschen) erfüllte Thäler, wie das Thal Budde [in dem wir zum ersten Male mit einer neuen, dem Reisenden sehr lästigen Pflanze, der Karengia (Pennisetum distichum), bekannt werden, deren kleine klettenähnliche Samenkapsel sich an alle Kleider hängen und deren Stacheln wenn im Körper gelassen. Wunden und Eiterung zur Folge haben, daher selbst von den Eingebornen mit einer Zange entfernt werden], und öde, düstere, felsige Schluchten oder Hammadaflächen wandernd, erblicken wir am sechsten Tage in weiter Ferne am Südhorizonte die hohen Me-ssalladje (Thürme), den Ruhm von Agades, wie sie uns von den Begleitern mit einem gewissen Gefühle nationalen Stolzes gezeigt werden. In nächster Nähe der Hauptstadt Aïrs angekommen, machen wir Toilette, wählen die prächtigsten Toben und Burnusse und halten so unseren Einzug in Agades, dessen verödeter Marktplatz und Straßen, die zahlreich in Ruinen verfallenen Häuser uns in Erinnerung rufen, daß die Blüthezeit der Stadt schon längst entschwunden ist. Agades ist am Rande einer ebenen Hochfläche erbaut, welche nur von kleinen Hügeln unterbrochen wird, die durch Schutt und Gerümpel, welchen die Leute in ihrer Nachlässigkeit aufgeworfen haben, entstanden sind. Die Linie, welche durch die flachen Terrassen der Häuser gebildet wird, ist nur von den Me-ssalladje und etwa 50—60 Häusern mit zwei Stockwerken, endlich von einigen Fächerpalmen und Talhabäumen unterbrochen. Der ganze Boden, auf welchem die Stadt gebaut ist, scheint in einer gewissen Tiefe stark mit Salz geschwängert zu sein,



THAL ERAASAR-N-AUDERAZ.

wovon nicht nur die Teiche der Umgebung, sondern auch die innerhalb der Stadt gegrabenen Brunnen Zeugniß geben; das zum Trinken benützte Wasser wird aus der Umgebung der Stadt, durch schöne bewachsene Thäler gebildet, geholt. Ein Rundgang durch die ziemlich ausgebreitete Stadt, sie zählte zur Zeit Barth's 6—700 bewohnte Häuser mit einer Bevölkerung von über 7000 Seelen, führt uns auf die einzelnen Märkte, unter welchen der Fleischmarkt uns durch die auf den Zinnen der verfallenen Thonmauern in großer Menge sitzenden hungrigen Geier gleich seine Bestimmung als Schlachtplatz verräth, zur „Fada" oder zum Palast des Sultans, der ein kleines, abgetrenntes Quartier in westlichen Theile der Stadt bildet und 20—25 kleine zerfallene Wohnhäuser innerhalb eines unregelmäßigen Hofraumes umschließt, nur das Wohnhaus des Sultans selbst erwies sich, wie Barth schreibt, als vor kurzem ausgebessert und hatte ein zierliches, ordentliches Aussehen.

Unser Interesse fesselt jedoch der Ruhm von Agades, die Me-ssalladje, welche an der Hauptmoschee der Stadt angebaut ist. Der Thurm steigt nämlich von der niedrigen Plattform, die das Dach der Moschee bildet, zu kühner Höhe empor und könnte für sich bestehen, denn die Moschee ist nur so daran gelehnt, daß der Untertheil des Thurmes, der auf vier massenhaften Pfeilern ruht, einen integrirenden Theil der Hallen bildet, aus denen die Moschee besteht. Diese Hallen sind aber ungemein niedrig und haben ein überaus düsteres Aussehen. Der Thurm selbst mißt an seiner Basis 6½ Meter im Gevierte und hat an der Ostseite einen kleinen Anbau. Von hier aus steigt der Thurm auf, sich allmälig verjüngend, hat aber in der Mitte der ganzen Höhe eine Anschwellung, ähnlich wie das schöne Meisterwerk der Natur, die großen Fächerpalmen Centralafrika's. Der ganze Bau erhebt sich bis zu 32 Meter Höhe, sein Inneres wird durch sieben Oeffnungen an jeder Seite erhellt. Wie die meisten Häuser in Agades, ist der Thurm ganz aus Lehm erbaut, und um einem so hohen Baue aus solchem Material hinreichende Stärke zu verleihen, hat man die vier Wände desselben durch dreizehn Schichten kreuzweis gelegter Bretter aus Dumstämmen verbunden; diese ragen an jeder Seite noch 1 Meter hervor und bieten zu gleicher Zeit ein, wenn auch sehr rohes Mittel, um den Thurm zu besteigen. Der Thurm wird jedoch nicht vom Mu-eddin benützt, um zum Gebete zu rufen,

was von der Terrasse der Moschee aus geschieht, seine Bestimmung ist vielmehr, als Wachtthurm zu dienen; das war wenigstens sein Zweck zur Zeit, als die Stadt, von einer starken Mauer umgeben und mit Wasservorrath versehen, noch im Stande war, einem Angriffe von außen her Widerstand zu leisten. Jetzt wird der hohe zum allgemeinen Verfalle der Stadt augenscheinlich in gar keinem Verhältniß stehende Thurm mehr der Ehre halber, als ein berühmtes Wahrzeichen, in Stand gehalten. Etwa 50 Schritte von diesem Thurme sieht man noch den Stumpf eines älteren Thurmes, welcher noch immer ansehnlich hoch, aber eine so schräge Lage hat, daß der berühmte Thurm von Bologna dagegen zurücktritt.

Ueber die Bewohner, ihre Tracht, Sitten und das sociale Leben in Agades, der Residenz des Sultans von Aïr, verdanken wir Barth die interessantesten Aufschlüsse. Während seines Aufenthaltes daselbst im October 1850 wurde eben ein neuer Sultan eingesetzt und das große religiöse Fest Aid el Kebir gefeiert, zu welchem auch der Titular-Sultan der Kelowi-Tuareg, Astafidet, seinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt. „Schon am Abende des vorhergehenden Tages," schreibt Barth, „war Gesang und Tanz in der ganzen Stadt, alle Welt überließ sich der Freude. Früh am Morgen des nächsten Tages betrat Astafidet mit dem kleineren Theile seiner Heerschaar die Stadt. Hierauf hatte die Einsetzung des neuen Sultans ohne viel Gepränge und Aufschub statt, worauf der ganze Zug der Hofleute und Krieger nach einer außerhalb der Stadt liegenden Kuba eines heiligen Marabuts sich in Bewegung setzte, da nach altem Herkommen der Sultan mit seinem ganzen Gefolge an diesem Tage hier sein Gebet zu verrichten hat. An der Spitze, von Musikanten begleitet, ritt der Sultan auf einem sehr stattlichen Pferde Tuater Zucht. Er trug über einem schönen Sudan-Hemde von feinstem Gewebe aus Baumwolle und Seide den blauen Burnus, welchen ich ihm als Geschenk der Königin von England überreicht hatte; an der Seite trug er einen stattlichen krummen Säbel mit goldenem Griff. Ihm zunächst ritten zwei Hauptleute seiner Bewaffneten und zugleich Staatsräthe, ihnen folgten sämmtliche Häuptlinge der Kelgereß und anderer Tuareg-Stämme des Landes. Diese waren sämmtlich zu Pferde und in voller Kleidung und Bewaffnung, mit Schwert, Dolch, langem Speer und ungeheurem Schilde. Darauf kam der längere

Zug der Kelowi, meist zu Meheri mit Astafidet, ihrem titulären Sultan an der Spitze; ganz zuletzt folgten endlich die Bewohner der Stadt, theils zu Pferde, theils zu Fuß, Alle bewaffnet. Da Alle zu dieser Feierlichkeit ihren höchsten Schmuck angelegt hatten, so gewährte der ganze Aufzug ein außerordentliches Interesse.

Während der Zug durch die Stadtquartiere zog, eilten Weiber und Kinder, die nicht am Zuge selbst theilnahmen, die Schutthügel vor der Stadt hinan, um einen besseren Ueberblick über das Ganze zu gewinnen, das vielfach an die ritterlichen Processionen des Mittelalters erinnerte: umsomehr, als die hohen rothen Mützen der Tuareg von einem Ueberfluß an Quasten und kleinen an Schnüren befestigten, Zauberformeln umschließenden Ledertäschchen rings umgeben und mit dem schwarzen Litham umwunden sind, welcher das ganze Gesicht bedeckt und nur die Augen sehen läßt. Da hierüber nochmals ein roth- und weißgestreifter egyptischer Shawl in phantastischer Weise geschlungen wird, so nehmen sie fast gänzlich die Gestalt hoher, schwerer Helme an. Außerdem haben besonders die dunkelblauen, fast schwarzen Toben, wenn sie neu sind, in ihrer schönen Glasur von Weitem ganz das Aussehen von Metall und vergegenwärtigen sehr wohl die schwerere Kleidung der Ritter des Mittelalters. An solchen Festtagen jedoch trägt der Targi, wenn er es haben kann, zu gerne seine Perlhuhntobe, die fast denselben Eindruck macht, und über diese weite Tobe wirft er in schönem Faltenwurf einen feuerrothen Burnus, indem er wohl darauf achtet, daß der die Ecken im Inneren verzierende bunte Seidenschmuck in die Augen fällt. Die Thatsache, daß der Sultan den ihm von mir, also von einem Christen geschenkten Burnus an solch festlichem Tage trug, übte einen mächtigen Einfluß auf die hier versammelten Stämme und verbreitete einen vortheilhaften Bericht weit nach Westen über die Wüste."

Ueber die Sitten der Damen von Agades kann Barth nicht viel Rühmliches berichten; von Natur leidlich hübsch und gut gebaut, mit schwarzem in Flechten herabhängendem Haar, ohne Ueberfluß von Fett, mit lebhaften Augen, heller Gesichtsfarbe und angenehmen Zügen, sind sie sich dieser Eigenschaften bewußt und in den Künsten der Coquetterie bewandert, in ein volles, aus Baumwolle und Seide bestehendes Gewand gekleidet, je nach dem Reichthume

mit mehr oder weniger Silberschmuck versehen, gehen sie unverschleiert umher, ziehen aber gelegentlich, mehr aus Coquetterie als aus Schamhaftigkeit, ein Obergewand über den Kopf. Merkwürdig genug, sind die Frauen hier die bedeutendsten Handwerker in Lederartikeln mit Ausnahme von Schuhen und Sätteln, auch ist den Frauen ein eigener Markt eingeräumt, auf welchem in einer Art Halle, von Dumpalmenstämmen getragen, dieselben Arm- und Halsbänder, Sandalen, kleine oblonge Blechbüchsen, welche von den Kelowi zur Aufbewahrung von Talismanen benützt werden, kleine Lederdosen von hübscher Form und mit zierlichen, durch Färbung ausgezeichneten Schnörkeln versehen, feilbieten. Die Art des Kaufes und Verkaufes ist eigenthümlich und anziehend; der Preis der Waare wird nämlich weder in Gold, Silber noch in Muscheln bestimmt, sondern in Waaren verschiedener Art, wie Calico, Shawls, Toben oder in Negerkorn; dies letztere ist der eigentliche gegenwärtige Münzfuß in Agades, während zur Blüthezeit der Stadt das Gold von Gogo diese Stelle vertrat.

Ueber die Geschichte der Stadt erfuhr Barth, daß sie von Berbern um das Jahr 1460 gegründet, 1515 aber schon von dem großen Ssonrhai-Herrscher Hadsch Mohamed A'ſlia erobert wurde, woher auch die auffällige Erscheinung zu erklären ist, daß das Idiom von Agades der Ssonrhai-Sprache angehört. Die einstige Wichtigkeit des Handels von Agades und der Reichthum des Platzes im Allgemeinen giebt sich deutlich durch die Höhe des Tributs von 150.000 Ducaten zu erkennen, welchen ehemals der König von Agades seinem Lehensherrn, dem König von Ssonrhai, zu zahlen im Stande war. Gegenwärtig beträgt die Gesammteinnahme des Sultans von Agades, der eigentlich mehr Häuptling der Tuareg-Stämme als Oberhaupt der Stadt ist, kaum 40.000 Gulden und besteht hauptsächlich in den Geschenken, welche er empfängt, wenn er seine Würde antritt, außerdem im Tribut einer Ochsenhaut von jeder Familie, in einem bedeutenderen, aber auch minder sicheren Tribut, der den Unfreien (Imrhad) auferlegt ist, ferner in der Steuer von zehn Mithkal (oder acht Gulden) von jeder Kameelladung Waare, die nach Agades hineingebracht wird, während Lebensmittel steuerfrei sind; in einem kleinen, auf das von Bilma in ungeheurer Menge durchgeführte Salz, sowie auf alle das Land passirenden Waaren gesetzten Transitzoll; endlich in den Geldstrafen, welche von Raubzüglern

und Ruhestörern, oft sogar von ganzen Stämmen eingetrieben werden. Der Titel des Sultans ist Amenokal wie bei den nördlichen Tuareg. Der Nächste an Autorität in der Stadt und in gewisser Beziehung Minister ist der „Scheikh el Arab“, ihm fällt es zu, die Steuern von den aus dem Norden in die Stadt eingeführten Waaren zu erheben, ein Amt, das in früheren Zeiten, als ein beträchtlicher Handel getrieben wurde — wir wissen, daß Agades einst durch eine directe und stark frequentirte Straße mit Wargla in Verbindung stand — natürlicherweise von großer Bedeutung war, jetzt ist es zu einem kleinen Posten herabgesunken. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen besteht sein hauptsächlichstes Amt darin, jährlich die Salz-Caravanen der Kelgereß, welche den westlichen Theil des mittleren Sudan mit dem Salze von Bilma versehen, von Agades nach Sokoto zu begleiten, und sie sowohl auf der Straße zu beschützen, als auch gegen übertriebene Erpressungen der Bewohner jener Residenz zu sichern. Für diese Bemühung erhält er im Durchschnitt den achten Theil jeder Kameelladung.

Mit Ausnahme des Salzhandels, der auch nur Transithandel für Agades bleibt, ist der Verkehr in der Stadt gegenwärtig ein unbedeutender, und weder mit Gogo noch Timbuktu, noch mit Tuat wird Handel getrieben, wie dies Dr. Erwin v. Bary, welcher jüngst, im October 1877, die Landschaft Aïr besuchte, bestätigen konnte. Dieser gänzliche Niedergang der einst so blühenden Handelsverhältnisse ist wesentlich Folge der wirren politischen Verhältnisse und gesetzlosen Zustände, wie sie gegenwärtig in der centralen Sahara herrschen. Mit den Ahaggar leben die Kelowi auf gespanntem Fuße, und seit acht Jahren, schreibt v. Bary, war kein Ahaggar nach Aïr gekommen, ja in jüngster Zeit (Jänner 1877) überfielen die Ahaggar eine Caravane der Ihadanaren, die von Rhat nach Aïr zog, und plünderten sie; unter der Beute waren an tausend Thaler baares Geld und viele Kameele, die den Kelowi gehörten, alle Reclamationen dieser blieben aber fruchtlos, so daß der Marabut von Tintelluſt und der Sultan von Agades das Land Aïr den Ahaggar gänzlich zu verschließen drohten. Mit den Auelimmiden und Kelfadai stehen die Kelowi in fortwährendem Kriege, so daß schon seit langen Jahren keine Caravane mehr von Agades nach Westen zieht. Kelgereß und Kelowi leben einige Zeit in Frieden, doch bricht oft aus geringfügigen

Anlässen heftige Fehde zwischen ihnen aus. Der Weg zwischen Agades und Sokoto wird durch verbündete Banditen von den Stämmen der Kelgereß, Auelimmiden und Kelfadai unsicher gemacht, so daß nur sehr große Caravanen es wagen können, diese Route einzuschlagen.

Und nun, da unser Aufenthalt in Aïr zu Ende geht und wir sorgen müssen, mit einer Caravane nach Kauar zu den berühmten Salzlagern von Bilma und weiter nach dem dritten großen Berglande der Sahara, nach Tibesti zu gelangen, wollen wir, bevor wir Aïr verlassen, noch einen Ueberblick halten über das Land und sein Volk im Allgemeinen. Vom Nordfuße des Timgegebirges an erstreckt sich das eigentliche Land Aïr vom 19. bis zum 17. Grade nördlicher Breite, in einer durchschnittlichen Breite von 70—100 Kilometer. Sein eigentlicher Kern wird von einer Massenerhebung gebildet, die, in verschiedenen höheren Berggruppen aufsteigend, zu beiden Seiten tiefe und langgedehnte Furchen bildet, in denen das auf den Berghöhen bei den tropischen Regen, besonders im Herbste sich sammelnde Wasser seinen Abfluß findet, und durch die in diesen engen Thälern lagernde Hitze einen großen Reichthum an Pflanzenwuchs erzeugt. Die Fruchtbarkeit wird dadurch bedeutend erhöht, daß Basalt in starkem Verhältniß mit Granit gemischt ist; wo Sandstein vorwaltet, ist die Natur am ärmsten. Die durchschnittliche Erhebung der Thäler kann man (genaue Messungen liegen nicht vor) mit 600 Meter, die der bedeutenderen Berggruppen, wie die Baghsen-, Timge-, Eghellal- und Dogemberge mit 12—1600 Meter annehmen; die höchsten Gipfel, besonders der Timgeberge, werden jedenfalls über 1800 Meter emporsteigen. Der noch unausgebildete Charakter des Landes zeigt sich darin am deutlichsten, daß die zahllosen kleinen und größeren Thäler kein gemeinsames Flußbett bilden, und es Wunder nehmen muß, wo die zur Regenzeit in den breiten Strombetten (bis 1 Kilometer) hinabgewälzte Wassermasse bleibt.

Im Ganzen senkt sich der Boden des Landes auf der westlichen Seite der höchsten Berggruppe nach Westen, aber nicht ausnahmslos, denn viele der nach Westen abziehenden Thäler erweitern sich, sobald sie aus dem höheren Bergmassiv heraustreten, und verlaufen, ohne sich zu vereinigen. Sehr nahe liegende Thäler ziehen oft in ganz entgegengesetzten Richtungen, da ihr

Gefälle im Allgemeinen gering ist, so daß das Ganze für den aufmerksamen Wanderer, der diese Landschaft durchzieht, ohne jedoch Anfang und Ende jeder Thalrinne zu kennen, als ein wunderbar wildes Labyrinth erscheint. Viele dieser Thäler sind so reich, daß sie nicht allein die ausgedehnteste Kameel-, sondern auch Rindviehzucht erlauben, Ziegen findet man in großer Menge, aber keine Schafe, ebenso werden Pferde nur in sehr geringer Anzahl gehalten.

Außer mannigfaltigen Species der Mimosen erzeugen die meisten Thäler dieses Berglandes dichte Waldungen der Fächerpalmen und eine Fülle von Ssiwakbäumen, ja manche sind sogar des Kornbaues fähig, und wo die pflegende Hand des Menschen thätig ist, finden wir selbst Dattelpalmen. Die Fauna treffen wir in den unzugänglicheren Thälern des Landes durch den mähnenlosen Löwen überaus zahlreich vertreten, seltener sind der Leopard und die Hyäne, hingegen finden sich Schakale in großer Menge. Die niederen Ausläufer der Gebirge scheinen vornehmlich von Affen bewohnt zu sein. Antilopen sind in allen Thälern häufig, desgleichen Hasen, und in den offenen Thälern stoßen wir auf große Schaaren Strauße, Perlhühner und Schwärme verschiedener Taubenarten. Schon aus dieser kurzen skizzenhaften Darstellung können wir entnehmen, daß dieses landschaftlich hochinteressante Bergland der großen Wüste dem Menschen eine keineswegs ungünstige Wohnstätte bietet und dem Reisenden einen angenehmen Ruhepunkt auf der öden Straße von Nord- nach Centralafrika gewähren würde, wenn die politischen und socialen Zustände des Landes nur einigermaßen geordnet wären.

Die Bewohner des Landes bilden die vierte (südöstliche) große Conföderation des Tuareg-Volkes und werden mit dem Sammelnamen Kelowi bezeichnet, ihr Name bedeutet das Volk von Owi und scheint mit besonderer Rücksicht die angesessenen Stämme von den nomadischen zu unterscheiden; denn es ist im Allgemeinen der charakteristische Zug der Kelowi und ihrer Blutsverwandten, daß sie in Dörfern leben, welche aus festen unbeweglichen Hütten bestehen, nicht wie die Stämme der Ahaggar, Asdscher und Auelimmiden, in Zelten von Fellen oder Matten. Der Name Kelowi hat aber einen engeren und weiteren Sinn, ebenso wie dies bei den drei übrigen Conföderationen der targischen Nation der Fall ist. Im weiteren Sinne umfaßt der Stamm eine Anzahl Stämme, welche die Oberhoheit des den eigentlichen Namen tragenden Stammes in gewisser Art anerkennen.

Gleich den übrigen Tuareg von berberischer Abkunft, haben die Kelowi jedoch ihren ursprünglichen Charakter beeinträchtigt, indem sie bei der Eroberung des Landes von der vorgefundenen subäthiopischen Race nur die Männer, nicht aber die Frauen ausrotteten, sondern sich vielmehr mit diesen verehelichten. Dadurch haben sich bei den Kelowi die strengen Sitten der alten Berber mit dem heiter spielenden Charakter des Nigritiers gemengt; auch ihre schöne edle und hohe Gestalt haben sie zum großen Theile ganz eingebüßt und ihre helle Farbe mit der dunkleren der Haussa-Neger vermischt, wie ihnen auch die Sprache derselben ebenso geläufig geworden ist, als das Temahak. Die Folge dieser Vermischung ist es, daß die nördlichen Tuareg mit einer Art von Verachtung auf die Kelowi herabsehen und sie selbst oft als Iklan (Sclaven) bezeichnen. Die edelste Unterabtheilung der Kelowi sind die Irholang, die Amenokalenfamilie, welche in der Umgegend von Tintellust ihren Sitz hat, sie und ihre verwandten Stämme tragen in ihren schönen männlichen Gestalten und ihrer feinen Gesichtsfarbe noch unverkennbare Spuren reinen Berberblutes, einige der naheverwandten Stämme jedoch sind Räuber von Profession und beunruhigen sämmtliche Landschaften zwischen Aïr und dem Bornu-Reiche mit ihren Raubzügen. Die Mehrzahl der das Bergland bewohnenden Stämme der Kelowi untersteht dem Amenokal von Assodi, einem Orte südwestlich von Tintellust und westlich von den Bundeibergen, ihr Oberhaupt ist gegenwärtig der uns bereits bekannte Astafidet; während die Minderzahl der Kelowi in Gemeinschaft mit den Kelgereß die Oberhoheit des Sultans von Agades anerkennt.

Wir nehmen hiermit von dem Tuareg-Volke und den von ihm bewohnten aus dem allgemeinen Charakter der großen Wüste so eigenthümlich hervorragenden vier Berglandschaften (dem Plateau von Tasili, Ahaggar, Adghagh und dem Massiv von Aïr) Abschied; in seiner Gesammtheit haben wir das Volk, sowohl seinem physischen als auch moralischen Charakter nach, als das hervorragendste der ganzen Sahara kennen gelernt, so zahlreich auch neben den vielen Lichtseiten seine Schattenseiten sind. Möge es künftigen Reisenden gelingen, dieses interessante Volk und sein noch manches Geheimniß bergendes Land bald gänzlich der Kenntniß zu erschließen!



XI.

Von Aïr nach Tibesti (Tu).

Das rege und bewegte, malerische Treiben einer Salz-Caravane, wie wir es vorher kennen gelernt haben, umgiebt uns, da wir von Agades aufbrechen, um hoch zu Meheri nach der auf der großen Bornustraße gelegenen Oase Kauar zu gelangen. Wir verfolgen dabei eine Straße, welche wohl Barth von den Kelowi erkundigt, die aber bisher von keinem Europäer betreten wurde.

In den ersten vier Tagen ist das Wüstenplateau, das wir auf unserer ostnordöstlichen Route durchschneiden, von mehreren Thälern durchsetzt, in denen wir Wasser finden, und von welchen einige mit schönen Dumpalmen geschmückt sind; am fünften Tage jedoch steigen wir über einen felsigen Abhang am nördlichen Abfall des Wüstenplateau's in eine tiefe Einsenkung, aus der wir erst den folgenden Tag herauskommen, und über steile Felshänge den westlichen Rand einer Hammada erklimmen müssen, welche sich nach Osten bis zur Oase Kauar ausdehnt; bevor wir jedoch in diese Einsenkung hinabsteigen, verweilen wir noch eine Zeit am Plateaurande, durch den Anblick der in bläulicher Ferne sich dunkelschwarz am Nordwest-Horizonte abhebenden Baghsenberge gefesselt, um von ihnen Abschied zu nehmen.

Die nächsten Tage führt uns der Weg über eine nackte, öde, felsige Hammada, auf welcher wiederholt die Felsenmassen Kesselthäler bilden, die von uns, weil vorzügliche Verstecke, als Lagerplätze aufgesucht werden. Die Hammada hat hier wieder einen eigenthümlichen Charakter, wir vermissen den gewohnten Kiesel- oder Steinteppich, es ist nackter felsiger Boden, hie

und da in kleinen Einsenkungen von äußerst spärlichem Graswuchs unterbrochen. Wir reisen Tag und Nacht, nur zur heißesten Tagesstunde uns einige Erholung und Ruhe gönnend, und trotzdem brauchen wir vier Tage, um aus dieser entsetzlichen Einöde herauszukommen; in kleiner Reisegesellschaft ist die Durchmessung solcher Strecken eine harte Aufgabe, und der Reisenden bemächtigt sich dann eine unabweisliche Apathie, diesmal fehlt es nicht an belebenden Intermezzos, so daß wir die unbeschreibliche Eintönigkeit des Marsches nicht gewahren. Unsere Geduld ist am fünfzehnten Tage dafür herrlich belohnt, denn völlig unerwartet öffnet sich vor uns ein breites, langgestrecktes Kesselthal, aus dem uns die Kronen hochstämmiger Dattelpalmen mit ihrem frischen dunklen Grün entgegenwinken, wir sind in der Oase Faschi und stehen hier an der Grenze zweier großer Völkerfamilien der Sahara, der Tuareg, deren Gebiet wir hiermit verlassen, und der Teda oder Tibbu, die wir als neuen Volkstypus kennen lernen, deren westlichste Oase eben Faschi ist. Etwa fünf Tagereisen nördlich von Faschi liegt, gleichfalls an der Grenze beider Völker, eine zweite, mitten auf der unübersehbaren Hammadafläche, wie ein verlorener Außenposten des Culturlandes, die von Tibbu bewohnte Oase Dschebado, welche v. Beurmann im Jahre 1862 als erster Europäer besucht hatte. Daß die Oase Faschi in früheren Zeiten, als die Tuareg noch häufigere Raubzüge nach Tibesti unternahmen, als Grenzstation einige Bedeutung hatte, beweisen uns zwei Castelle, von welchen wir eines in Ruinen zerfallen antreffen. Von Faschi unseren Weg fortsetzend, ziehen wir wieder drei Tage über die Hammada gegen Osten an einem kleinen Salzsee Agram vorüber, lassen die steilen Felsberge des Fossogebirges, die fast isolirt aus der ebenen Fläche emporragen, zur Linken und erblicken endlich, achtzehn Tage nach unserem Aufbruche von Agades, die Palmenhaine von Bilma, der südlichsten Provinz der großen Oase Kauar, und lagern uns vor Garu, dem Hauptorte Bilma's und der ganzen Oase Kauar.

Unter den Salzhändlern beginnt alsbald die regste Thätigkeit, die Ansammlung der Salzformen und das Verladen auf die Kameele. Wir benützen diese Gelegenheit, um Ort und Gegend zu besichtigen und den Salzgruben einen Besuch abzustatten. Garu, die Residenz des Sultans von Kauar, selbst macht uns, da wir eben von Agades mit seinen netten Häusern kommen,

einen sehr ungünstigen Eindruck, die Stadt, welche etwa 1000 Einwohner zählen mag, ist mit einer Mauer umgeben, im Inneren aber einer der schmutzigsten Orte der Sahara, namentlich aber bieten die niedrigen unregelmäßigen, aus kothigen Salzklumpen erbauten Häuser einen widerwärtigen Anblick.

Der Ort ist aber wegen seiner in der Nähe befindlichen Salzlager der Sammelplatz der größten Caravanen, welche die Sahara durchziehen. Diese Salzlager bestehen aus weiten, von 7—10 Meter hohem Salz- und Erdschutt eingefaßten Gruben, in deren Tiefe Wasser hindurchfließt, das über die unterirdischen Steinsalzlager streicht. Dieses Wasser ist so salzhaltig, daß sich, begünstigt durch die außerordentlich starke Verdunstung, binnen wenigen Tagen eine 10—12 Centimeter dicke Kruste auf dem Wasser bildet, die durchgestoßen und abgefischt wird. Das Salz überzieht hier das Wasser wie eine Eisdecke, und vermöge der schnellen Krystallisation erzeugen diese sonst nicht besonders umfangreichen Gruben solche Quantitäten Salz, daß sie einen großen Theil Centralafrika's (den ganzen mittleren Sudan) damit versorgen. Es ist wohl eine der eigenthümlichsten Erscheinungen im Handelsverkehre der Wüste, daß ein einziger Artikel, das Salz, der Motor einer so großen Handelsbewegung ist, und wunderbar genug, daß gerade in den nacktesten und unfruchtbarsten Theilen der Wüste die schöpferische Natur unerschöpfliche Salzlager ausgebreitet hat, während sie den herrlichen tropischen Gauen des fruchtbaren Inneren Afrika's dieses dem Menschen zum nothwendigen Bedarf gewordene Mineral gänzlich versagt hat, so daß einzelne Negerstämme in Gebieten, wohin der Salzhandel seine Wege noch nicht sich zu bahnen vermochte, durch Auslaugung gewisser Pflanzen sich ein Salz-Surrogat erzeugen, um die Nahrung einigermaßen zu würzen. So tief eingegraben in den Gesetzen der Natur, schreibt Barth, liegt das Princip des Völkerverkehres, des Austausches der Bedürnisse, daß der Bewohner der ungastlichen Wüste zu den Salzlagern aus weiter Ferne zieht, Hunderte und Tausende von Kameelen und Lastthieren beladet, und in monatelangen, beschwerlichen und gefährlichen Märschen in andere fruchtbare Gebiete zieht, deren Bewohner ihm gern sein Salz mit ihrem Korn und den Producten ihrer Industrie abkaufen. — Gegenwärtig ist es den Kelowi-Tuareg durch ihre numerische Uebermacht nach und nach

gelungen, die Bewohner der Oase Kauar in völlige Abhängigkeit von sich zu bringen, sie erlauben ihnen weder Ackerbau, noch sonst eine einträgliche Beschäftigung, mit Ausnahme des Sclavenhandels, zu treiben, damit sie zur Bearbeitung der Salzgruben gezwungen sind. Zum Transport wird das Salz entweder zu Pulver zerrieben, oder in Formen von Tellern oder Säulencapitälen gegossen; nach den westlichen Theilen des mittleren Sudan, nach den Haussastaaten führen es nur die Kelowi und ihre Stammesbrüder, die Kelgereß, nach Bornu und Baghirmi die Tibbu und Araber.

Von weiterer Bedeutung ist Bilma nur dadurch, daß die Hauptcaravanenstraße vom Mittelmeere (Tripoli) über Mursuk nach Bornu (Kuka) durch Kauar führt. Um an unser nächstes Ziel, Tibesti, zu gelangen, müßten wir von Bilma ostnordöstlich durch unbekannte, bisher unerforschte Gebiete ziehen, und könnten dazu eine Caravanenstraße benützen, welche uns von Schimmedru in der Oase Kauar in zwölf kleinen Tagereisen nach Tao im Lande Tibesti führen würde; wir müssen aber selbstverständlich darauf verzichten, durch unerforschte Gebiete unseren Weg zu nehmen, und schließen uns einer aus Kuka nach Tripoli rückkehrenden Caravane an, um das Tümmogebirge, den Ausgangspunkt der kühnen Erforschungsreise Dr. G. Nachtigal's nach Tibesti, von der durch eine Reihe von Forschungsreisenden hinlänglich bekannten Bornu-Caravanenstraße zu erreichen. Bevor wir aber unseren Zug nach Norden antreten, wollen wir in Eilmärschen einen Ausflug zur Südgrenze der Sahara, zur Tintümma-Steppe machen, und überlassen uns der Führung G. Rohlfs', der 1865 auf seinem epochemachenden Zug von Tripoli nach Lagos diese Straße zog, und dem wir die interessanteste Schilderung derselben verdanken. Es sind überhaupt klangvolle Namen, die an diese Straße durch die Wüste gebunden sind, eine Phalanx kühner, hochverdienter Pionniere der Erdkunde: Clapperton, Denham, Oudney, Vogel, Barth, v. Beurmann, Rohlfs und Nachtigal.

Schon unmittelbar, nachdem wir die grüne Einsenkung Kauars verlassen haben, dringen wir in eine von ungeheuren Sandmassen bedeckte Region ein, steile, oft 30 Meter hohe Dünen (Ade-Dünen), meist von Ost nach West streichend, erschweren unseren Kameelen das Weiterkommen, eine Unmasse geschwärzter glasiger Steine von der Größe einer Erbse bis zu Faustgröße,

inwendig hohl, theils leer, theils mit feinem weißen Sand gefüllt, obgleich keine Oeffnung wahrzunehmen ist, bedeckt weithin den Boden, an den Sandsteinfelsen zur Seite unseres Weges entdecken wir zahlreiche Fossilien. Auf einer flachen Ebene angelangt, finden wir den Boden ganz in regelmäßige Fünf- und Sechsecke zerklüftet, eine Erscheinung, die auch v. Barth auf seinem Zuge von Wadi e Schati nach Rhat antraf, und deren Erklärung wir bereits kennen.

Die Zeichen, daß wir uns der Grenzregion der Sahara nähern, mehren sich von Tag zu Tag, Flora und Fauna werden belebter, vor Allem tritt der Ssiwakbaum auf und erfreut das Auge des von Norden durch die öde, vegetationsarme Wüste kommenden Reisenden mit seiner grünen saftigen Blattfülle; seine Früchte haben einen angenehmen säuerlich-süßen Geschmack. Auch der Boden erscheint von weitem wie mit grünem Rasen bedeckt, ein Beweis, daß die tropischen Regen zuweilen ihre Schauer so weit nach Norden fallen lassen. Der ganz oder fast ganz vegetationslose Theil der Wüste liegt eben zwischen Sokna, respective zwischen den schwarzen Bergen und dem Südende der Oase Kauar, hier zeigt der Boden mit Ausnahme der Oasen nur die dürftigsten Spuren von Vegetation.

Am vierten Tage endlich hören die Dünen auf, und wir durchziehen sandige, aber nicht vegetationslose Ebenen, lassen die Geisiggerberge zur Rechten und lagern bei den Wasserlöchern der kleinen Oase Dibbela. Der Boden, bald leicht, bald stark gewellt, wird immer dichter mit Gras bedeckt, die Kameele finden ihre Lieblingskräuter in großer Menge. Häufige Spuren von Gazellen, Antilopen, Hyänen am Boden, Aasgeier, Raben und kleine Singvögel in den Lüften verkünden die Nähe des Sudan. So erreichen wir die Brunnen der Oase Agadem und laben uns an dem süßen, wenn auch trüben Wasser, das diese in 4 Meter Tiefe führen. Nach Osten und Nordosten begrenzen die steil aufsteigenden, wildzerklüfteten Agademberge unseren Horizont. Wegen seiner reichen Vegetation — aus dichtem Ssiwakgebüsch heben sich zahlreiche malerische Gruppen von Dumpalmen ab, den Boden bedeckt ein grüner Teppich von Had und Sbith, die ausgezeichnetste Kameelweide — ist Agadem ein anziehender Ruhepunkt für Caravanen, aber zugleich ein gefährlicher Aufenthalt wegen der herumschweifenden Tibbu- und

Tuareg-Freibeuter. Da die Caravanen seit Jahrhunderten immer auf denselben Plätzen zu lagern pflegen, haben sich in der Nähe der Brunnen Massen von Thierüberresten und von Kameelmist angehäuft, in Folge dessen wimmelt es hier von Insecten aller Art, die dem europäischen Reisenden äußerst lästig sind.

Vor uns unübersehbar nach allen Himmelsrichtungen liegt, nachdem wir die Berge von Agadem aus dem Auge verloren haben, am nächsten Tage die Tintümma-Steppe. Von einem Wege nichts zu entdecken, nur Kameelmist, Skelete gefallener Thiere, zerbrochene Gefäße u. s. w. bezeichnen die einzuschlagende Richtung auf der Steppe, denn kein Berg, kein Baum bietet sich als Wegmarke dar. Als Bedeutung des Wortes „Tintümma" giebt Nachtigal an: „Wer in ihr zurückbleibt (von der Caravane), sieht seine Mutter nicht wieder". Ihr Charakter wird von den einzelnen Reisenden, welche sie durchzogen, verschieden dargestellt; Barth nennt sie eine ausgedehnte leblose, und schreckhafte Wüste, ebenso Vogel; Rohlfs und Nachtigal hingegen schildern sie als eine leichtgewellte unabsehbar weite Ebene, hier mehr, dort weniger mit Gras und Kräutern bewachsen, doch fast nirgends ganz ohne Vegetation. Sie bildet den nördlichen Uebergang von der Sahara zu den fruchtbaren Gefilden Centralafrika's. Antilopen, Gazellen und Strauße durchstreifen die Steppe in großen Mengen, hoch in den Lüften wiegen sich die Aasgeier, an Beute fehlt es ihnen nicht. Südlich vom Brunnen Belkaschifari endlich beginnt eine lichte, luftige Parkanlage mit ausgedehnten Grasflächen zwischen den Gebüschen und Baumgruppen, der große Mimosenwald, die Eintrittshalle zum fruchtbaren Sudan.

Wir kehren nun nach Bilma zurück und treten unseren Zug nach Norden an, indem wir die nächsten zwei Tage zur Durchquerung der Oase Kauar oder Henderi-Tege, wie sie von den Tibbu genannt wird, brauchen. Wir passiren Aschenumma und Anay. Alle Wohnungen, sowohl die steinernen, als die Palmhütten, finden wir viel sauberer gehalten als die der Araber und selbst der Tuareg. Die Bauart dieser Häuser ist eine eigenthümliche; sie bestehen aus einer niedrigen runden Steinmauer von 3—7 Meter im Durchmesser, über die ein großes, deckelförmiges Dach gestülpt ist, so daß sie aus der Ferne den ledernen Dosen gleichen, welche die Tuareg erzeugen.

Anay, der nördlichste Ort der Oase, liegt theils am Fuße, theils auf der Höhe eines Berges, von dem durch eine tiefe Kluft sich ein Felsen abgetrennt hat, derselbe dient in Zeiten der Noth als Zufluchtsort und ist oben mit einer Mauer umgeben, die eine Anzahl bedeckter Kammern, sowie Raum zur Unterkunft des Viehes einschließt und nur mittelst einer Leiter zu ersteigen ist. Die Oase hat vortreffliches Wasser, das sich an vielen Stellen dicht unter der Oberfläche des Bodens findet. Dattelpalmen giebt es in großer Menge, doch erreichen sie hier nicht mehr die Höhe der Entwicklung wie in den Oasen Fessans, auch ihre Früchte sind von geringer Qualität.

Aus der Oase Kanar, welche in einer großen Einsenkung liegt, ersteigen wir die Hammada, welche nach Osten zu in's Endlose sich zu erstrecken scheint, während nach Westen der Blick über eine ausgedehnte, mit niedrigen Dünen besetzte Sandebene schweift, und ziehen über eine kiesige, fast ganz ebene Fläche nach Norden. Die kleine Oase Igjeba passirend, an deren süßem Wasser wir uns gütlich thun, setzen wir unseren Weg über völlig ebenes Terrain durch tiefen Sand fort, die einzige Abwechslung bieten einige zu unserer Linken auftauchende Berge, die uns gleichzeitig als Wegweiser dienen; am folgenden Tage erreichen wir nach Durchschreitung einer großsteinigen, hügeligen Hochebene die Oase Jat, die, von West nach Ost sich erstreckend, uns mit ihren Dum- und Talhabäumen und dem reichen Graswuchs einen höchst willkommenen Ruhepunkt gewährt. Durch einige Engpässe, welche die Route in dem stark hügeligen Terrain nördlich von der Oase Jat passirt, setzen wir unseren Marsch über die Hammada fort, betreten in der Folge ein mit Had und einigen Talhabäumen bewachsenes Thal, das uns am Ostrande der Tji-Gruntogebirge wieder auf eine kiesige und steinige, starkgewellte Hammada bringt, und erreichen durch einen grünen, kräuterreichen Strich Landes, auf dem wir unsere Thiere weiden lassen, den Brunnen Bir Ahmer es Schergi. Obgleich nicht tief, ist dieser, sowie alle anderen südlich von der Oase Tedscherri liegenden, immer versandet, die Umgebung des Brunnens erregt in uns Entsetzen, denn sie ist mit Menschengerippen wie besäet. Es kommt wohl diese traurige Erscheinung daher, daß die Sclaven-Caravanen, wenn sie mit ihren durch Strapazen und Entbehrungen erschöpften Sclaven nach weiter Wanderung endlich an einen Brunnen kommen, ihn meist mit Sand gefüllt finden, und es

muß oft erst tagelang gegraben werden, ehe man auf Wasser stößt, unterdessen sind aber viele der vom Durst Gepeinigten ihren Leiden schon erlegen. Auch auf der weiten Strecke unserer Route bis zum Tümmogebirge bezeichnen zahlreiche Menschengerippe den Weg und sind haarsträubende Zeugen für die unmenschliche Behandlung der Sclaven.

Vor uns thürmt sich die Masse des Tümmogebirges als starre, steil aufsteigende Wand auf, das wegen seiner Zerklüftung von den Arabern War genannt wird. Es besteht ganz aus an der Oberfläche geschwärztem nubischen Sandstein, wie die schwarzen Berge zwischen Sokna und Mursuk, und umschließt mehrere kesselartige Thäler, in deren südöstlichstem die Brunnen von Tümmo liegen. Die schwarze Färbung erhält das Gestein theils unter dem Einfluß der Witterung, insbesondere des grellen Sonnenlichtes, theils von den beigemengten Eisentheilen. Im Ganzen hat dies Gebirge die Form eines Quadrates, so daß es wie eine riesige vom Regen oder Wind ausgefurchte Gara (Zeuge) erscheint. Oben sind die Berge abgeplattet, und alle haben ziemlich gleiche Höhe; woraus sich schließen läßt, daß sie früher ein einziges Hochplateau bildeten.

Wir scheiden hier von G. Rohlfs und unternehmen unter der Führung von G. Nachtigal, des ersten Europäers, dem es bisher gelungen, in Tibesti einzudringen, unseren Zug in dieses dritte Alpenland der Wüste. Mit vier wohlbeladenen Kameelen und eben so viel Dienern verließ Nachtigal am 6. Juni 1869 Mursuk mit der Absicht, vom Brunnen Meschru (etwa zwei Drittel des Weges zwischen Mursuk und dem Tümmogebirge) in südöstlicher Richtung zu den Bergen und Flüssen von Afafi und von hier nach Tao vorzudringen, aber schon in Tedscherri, der südlichsten Oase Fessans (zwischen Mursuk und Tedscherri liegen noch die Oasen Gatron und Medrusa, letztere von Tibbu bewohnt), erfuhr der Reisende, daß eine Bande Tibbu die Absicht hatte, ihn auf dem Wege nach Afafi zu überfallen und auszuplündern. Es wurde daher beschlossen, die Bornustraße bis zum Tümmogebirge zu verfolgen und von dort den Versuch zu unternehmen, in das Alpenland Tu einzudringen. — Oestlich vom Tümmogebirge hörte jede Spur von Weg auf, und die Hoffnung, die Brunnen von Afafi zu erreichen, stützte sich wesentlich auf die Wegekenntniß der Führer. Das Terrain, das die kleine Caravane

durchzog, ist eine steinige Wüste, zum Theil harter Kiesboden, mit Steinen dicht besäet oder von Kalkgestein durchbrochen, zum Theil mit Sandsteinfelsen auf der Kalksteingrundlage geziert, zum großen Theile wie gepflastert mit großen schiefergrauen, unregelmäßig geformten Platten, zum Theile aber auch unterbrochen von Thälern, halb mit Sand ausgefüllt, zahlreiche Zeugen und wahre Kalk- und Gypslager bergend, mit einer spärlichen Vegetation



Dr. Gustav Nachtigal.

von Had und Sobat, die aber gerade zur Zeit verbrannt und vertrocknet war, so daß die Kameele bedenklich an Futter litten. Ueber die unendlichen Mühseligkeiten der Reise schreibt Nachtigal: „Am zweiten Tage, nachdem wir Tümmo verlassen, fiel mir eine große Hast und Unruhe Kolokomi's (des Führers) auf, der leider zu spät die Warnung erließ, sparsam mit dem Wasservorrathe umzugehen. Abends stießen wir auf eine Gebirgsmasse, welche wir während der Dunkelheit zu passiren suchten, denn der Chabir erlaubte keinerlei

Rast. Alle unsere Anstrengungen waren indeß vergeblich und wir mußten davon abstehen, bis wir in der Morgendämmerung die Unmöglichkeit der Uebersteigung einsahen und uns zur Umgehung entschließen mußten, Menschen und Thiere hatten aber grausam gelitten. Vor uns lag nun in der ungefähren Entfernung eines langen Tagmarsches die hoffentlich Wasser bergende Berggruppe, sicher war der Führer jedoch nicht. Die Brunnen in diesen Bergen sind nämlich natürliche Cisternen in den Sandsteinfelsen, und wenn lange kein Regen fällt, so findet man sie nur zu oft leer. Unser Wasservorrath, für zwei Tage berechnet, war am dritten Tage Morgens erschöpft. Der Tag war ein heißer, 45° Celsius, so daß wir bei unserem Wassermangel schon um 9 Uhr Morgens in den Schatten einiger Sandsteinfelsen krochen und erst um 4 Uhr Nachmittags durstig und erschöpft wieder aufbrachen. Die Anstrengung der Passage über die von ausgedehnten Sandsteinbildungen zahlreich durchsetzte Wüstenfläche war entsetzlich für die Menschen, aber noch unglaublich größer für die arabischen Kameele, die beladen, nahrungs- und wasserlos und der Felsen ungewohnt waren, während die Tibbu-Kameele mit Leichtigkeit das schwierige Terrain passirten. Mit der Hast und Kraft der Verzweiflung marschirten wir nach Aufgang des Mondes weiter, wir waren schon zwei Tage ohne Nahrung geblieben, und schon begann dieser und jener meiner Begleiter, von Müdigkeit und Schwäche übermannt, zurückzubleiben. Endlich am nächsten Tage wurde unsere Hoffnung und Kraft momentan lebhaft angefacht durch die Erscheinung eines breiten, mit zahlreichen Talhabäumen gezierten Flußbettes (Enneri in der Sprache der Tibbu), doch es dauerte noch lange, bis die auf ihren Meheri vorausgesandten Tibbu den halb Verschmachteten Wasser brachten, das sie in einem halbversiegten Brunnen gefunden hatten."

Das ganze System von Bergen und Flüssen, welches zwei bis drei Tagereisen südöstlich vom Tümmogebirge liegt, wird unter dem Namen Afafi zusammengefaßt. Die Berge schließen die Flußbette, deren Breite und Tiefe von der gelegentlichen Macht des Wassers und der Menge des Regens zeugen, eng ein, begleiten sie ohne Unterbrechung und bilden zwischen ihnen Ketten und Felsgruppen mit Thälern und Abgründen, die an wilder Ursprünglichkeit und schroffen, zerrissenen Formen, aber doch auch wieder an pittoresken

Gruppen ihres Gleichen suchen. Die Grundlage, der Kern der Berge ist Kalkgestein, auf dem sich Sandsteinfelsen der imponirendsten Form und Massenhaftigkeit erheben, und das oft von riesigen Basaltblöcken bedeckt ist. Der Kalkstein spielt in allen möglichen Farben, der Sandstein ist schwarz, das Ganze finster, unheimlich, Furcht erregend, nur zuweilen wird dieser Eindruck in den Flußbetten durch das seltsam mit der traurigen Umgebung contrastirende frische Grün der Talhabäume unterbrochen. Haben wir die Afafiberge hinter uns, so gelangen wir auf eine Sandebene, die stellenweise kiesig wird, und aus welcher isolirte steile Sandsteinfelsen auftauchen, nach oben hin die wunderbarsten Formen entwickelnd. Bald sind sie gezackt, wie mit langen Zähnen versehen, bald scheinen sie, von weitem gesehen, mit ihren perpendiculären Wänden festen Schlössern oder riesigen Kirchen, 30—50 Meter hoch, alle schwarz und in auffälligem Contraste mit der gelben vegetationslosen Ebene. Eine Reihe von ausgetrockneten, hingegen mit reichlichem Kameelfutter (Had und Sobat) bewachsenen Flußthälern (Enneri), darunter das breite Enneri Abo, kreuzend, nähern wir uns in der Folge immer mehr dem centralen Gebirgszuge. Bevor wir noch das Enneri Durso, eines der größten Flußthäler des Landes, erreichen, tritt im Terrain ein bemerkenswerther Wechsel auf; Kiesboden, Hammada und der gewöhnliche Kalksteinboden verschwinden, um einem Felsboden Platz zu machen, der in breiten Wellen die ganze Ebene bedeckt. Das Felsgestein ist von überraschender Leichtigkeit, porös, fühlt sich wie Thon an und existirt in verschiedenen Färbungen, gewöhnlich ist es jedoch grauweiß oder graugelb. Im Tuareg-Lande haben sowohl Duveyrier als v. Bary ähnliche Bildungen gefunden, so daß es keinem Zweifel zu unterliegen scheint, daß man es mit eruptiven Gesteinen zu thun hat und vulcanische Gebirgsformationen in der centralen Sahara existiren.

Im Enneri Tao stoßen wir endlich auf ein Populations-Centrum, unter welcher Bezeichnung wir keineswegs ein stadt- oder dorfähnliches Gebilde, sondern einige zerstreute Hütten uns vorstellen dürfen. Alle Ortschaften der Tibbu am Westabhange des centralen Gebirges stellen keine Dörfer oder Städte dar, sondern sind nur nothdürftig durch bekannte, schwer erschöpfbare Wasserstätten zusammengehalten. Die einzigen geschlossenen Ortschaften finden sich in Enneri Bardaï, im Osten der Hauptkette des Gebirges, das

den Namen Tarso führt. Da sich aber die natürlichen Wasserreservoirs im Inneren der Gebirgslandschaft befinden, so sieht man in den Flußthälern, sobald sie die Ebene erreicht haben, keinerlei menschliche Spuren. In den Bergen, nahe dem Ursprunge der Flüsse herumkletternd, stößt man hie und da auf einige Hütten.

Nachtigal erreichte am 13. Juli 1869 Tao und fand den Ort so wie alle anderen am Westabhange des Gebirges verlassen, denn Nahrungsmangel hatte die Einwohner genöthigt, sich in die Gebirge zurückzuziehen oder nach Bardaï zu wandern, wo man den baldigen Beginn der Dattelernte erwartete. Ein Bote, den Nachtigal nach Zuarkai, einem weiteren Populations-Centrum des Landes im Enneri Zuar sandte, brachte die Erlaubniß der Edlen, nach dem Orte vorzudringen. Noch am Abend der Ankunft, schreibt Nachtigal, erschienen ein Dutzend zerlumpte, schmutzige und ausgehungerte Individuen, unter ihnen vier hochstehende Edle, um mich zu begrüßen, und machten noch keinerlei Anspruch als den auf eine ordentliche Abendmahlzeit, deren sie seit lange nicht theilhaftig geworden wären. Trotz ihrer großen Anzahl mußte ich ihre Bitte gewähren und mit schmerzvollen Blicken sahen meine Diener unseren Mehamsa-Vorrath verschwinden. Doch so leicht sollte ich ihrer nicht quitt werden. Am nächsten Morgen kamen sie, um das Recht ihres Flusses zu erheben, und erklärten uns weder nach Bardaï zum Sultan, noch vorwärts nach Zuar, noch rückwärts nach Fessan gehen zu lassen, bevor wir nicht den Flußzoll entrichtet hätten.

Schließlich mußte Nachtigal sich auch dazu verstehen, obwohl der Betrag des geforderten Flußzolles einer halben Plünderung gleichkam. Im Bette des Enneri Zuar, das hier zwischen 30—50 Meter hohen, senkrecht-wandigen Sandsteinfelsen eingeengt ist, zog Nachtigal aufwärts. Das Gebirge nimmt nach allen Richtungen einen wilden, wirren Charakter an, Ketten verlaufen nach allen Himmelsrichtungen und isolirte Gruppen steigen überall dazwischen auf. Nach einer kurzen Strecke erweitert sich das Flußthal des Zuar und stellt durch seine Breite, seine üppige Vegetation, seine Belebtheit und seine wildromantischen Ufer eine herrliche Vereinigung von Kraft und Schönheit dar. Zur Regenzeit muß der Fluß ein Bild von wilder Kraft und imponirender Majestät bieten. Enneri Zuar ist ohne Zweifel das schönste aller

Flußthäler Tibesti's, kein anderes kommt ihm gleich an romantischer Schönheit seiner Ufer, an Reichthum der Vegetation, an Fülle des Wassers, kein anderes ist so belebt durch Affen, Gazellen und Vögel. Zu dem frischen kräftigen Grün des Talha kommt das saftige des Ssiwak, der in zahllosen Büschen und ganzen Beständen das Thal bedeckt, neben dem holzigen und blätterarmen Arkeno mit seinen engverschlungenen Aesten steht die schlanke Tintasia u. s. w. In den Talhabäumen hängt ein kleiner niedlicher Vogel seine kunstvollen Nester auf, und tummelt sich der große schwarze Affe, der unverfolgt von den Eingebornen, furchtlos die Felsen des südlichen Tibesti bewohnt, dazwischen geben zahlreiche Trupps beweglicher Gazellen und Antilopen der Scenerie den Reiz von friedlicher Lebendigkeit, Anmuth und Grazie.

Dem weiteren beabsichtigten Vordringen Nachtigal's nach Südosten stellten sich aber schon bald, nachdem er Enneri Zuar verlassen, unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, die Weigerung seiner Tibbu-Begleiter nöthigte ihn zur Umkehr nach Tao, auf welcher er glücklich einem Hinterhalte entging, der ihm in Zuarkai gelegt worden war. Jetzt hieß es nach Bardaï gehen, schreibt Nachtigal, oder nach Fessan umkehren; die Schwäche meiner Kameele, die schon gebrachten Opfer und der bis jetzt doch allzu negative Erfolg entschieden mich für den Plan, nach Bardaï zu gehen, der leider nicht sogleich und einfach auszuführen war. Die Einwohner von Bardaï sind Fremden so feindselig, so gewaltthätig und so grausam, daß es nach Ansicht Aller eine tollkühne Thorheit gewesen wäre, ohne vorläufige Schritte sich dorthin zu wenden. Es wurde daher beschlossen, zumal unsere Mundvorräthe fast erschöpft waren und nur dort erneuert werden konnten, einen Boten mit Briefen und Geschenken für den Sultan und zur Sondirung der Disposition der Mainoat und des Volkes vorauszuschicken.

Endlich nach zwei Wochen bangen Harrens und größter Widerwärtigkeiten kam die Erlaubniß des Sultans. Zugleich hatte sich ein Mann eingefunden, dessen Gegenwart uns von der Furcht vor Dieben, Räubern und Meuchelmördern befreite, dessen habsüchtige Augen jedoch mich täglich irgend einen nothwendigen Gegenstand verlieren ließen, und jetzt auf meine Kameele gerichtet waren. Es war dies Arami, der angesehenste Edle des Landes, von dem man

sagte, er habe mehr Macht als der Sultan. Wir brachen endlich am 5. August auf, überschritten zahlreiche Flüsse, welche mit lautem Getöse beträchtliche Wassermassen dahinwälzten, und stiegen immer höher in's Gebirge, aus welchem uns der höchste Gipfel des Tusidde und andere schroffgeformte Kegel entgegenwinkten, immer auf dem bereits geschilderten porösen Felsboden wandernd. Der Weg führt uns an den Rand der berühmten gigantischen Natrongrube, welche sich am südöstlichen Abhange des Tusidde ausdehnt. Sie ist in ihrer Art das Außerordentlichste, das man sehen kann. Ihre obere, fast kreisrunde Circumferenz beträgt drei bis vier Stunden, ihre Tiefe reicht an 50 Meter. Der obere Theil der Wände ist steil abfallend, während der untere Theil der Grube eine regelmäßige Mulde darstellt. Von allen Seiten convergiren die weißen Natronzuflüsse gegen das tiefste Centrum hin, in dem sich ein regelmäßig geformter, conischer Hügel erhebt; derselbe hat einen Krater an seiner Spitze, welcher fast ganz mit Natron ausgefüllt ist, und sticht durch seine tiefschwarze Farbe scharf gegen seine Umgebung ab. Nach langem ermüdenden Marsche über den Hauptkamm, auf dem Nachts empfindliche Kälte herrschte, stiegen wir den jenseitigen Abhang zwischen grausigen Felsen hinab, die durch schmale Wasserläufchen in tausendjähriger Arbeit mit tiefen Einschnitten versehen worden sind. Ueber zahllose kleine Wasserläufe und durch enge, schluchtartige Thäler fortziehend, erreichten die Reisenden endlich den Eingang des Thales Bardaï und die Stadt gleichen Namens. Arami sandte sofort einen Boten an den Sultan und an seinen Vetter mit der Bitte, uns entgegenzukommen, schreibt Nachtigal weiter, Beide ließen sich verleugnen, was mich nebst einem fernen dumpfen Gemurmel, das näher und näher kam, über unsere gefährliche, äußerst bedrohte Lage aufklärte. Einen Augenblick schien selbst Arami (die Uebrigen hatten uns schon lange im Stich gelassen) geneigt, uns unserem Schicksale zu überlassen, seine Eitelkeit, sein Ehrgeiz rettete uns, als die Ursache des dumpfen Gemurmels, das fanatische, wüthende Volk von Bardaï, die Männer mit ihren Waffen, die Frauen, Kinder und Sclaven mit Steinen und Knütteln bewaffnet, uns unmittelbar bedrohte. Einige Betrunkene feuerten durch Reden der glühendsten Art den Eifer der Masse an, diesen Christen zu tödten, dadurch Unheil von ihrem Thale abzuwenden und sich einen Platz im Paradiese zu erwerben. Ein stets

zwischen den eigentlichen Tibbu Reschade und den Leuten von Bardaï bestehender Antagonismus, die Sucht Arami's, seinen Anhängern und mir gegenüber seinen Muth und sein Ansehen zu entfalten, und endlich der Wunsch, mich für seinen eigene Habsucht zu retten, stellten wohl die Motive des genannten Chefs dar. Zu derselben Zeit kamen auch Schwärme seiner Anhänger, nicht wenige unter ihnen ebenfalls mit künstlich angefeuertem Muthe, und schwuren, Jeden umzubringen, der mir nur ein Haar krümmen wolle. Arami hatte sich indessen der andrängenden Menge entgegengeworfen, ihre gezückten Messer zurückgedrängt und sie durch sein Erscheinen deconcertirt. Unterdessen führte uns ein Theil seiner Anhänger, die durch ihr wildes Gebahren mir Muth einzuflößen bestrebt waren, unter dem Schutze der Dunkelheit seiner Wohnung zu, vor deren Thüre wir deponirt wurden. Um dorthin zu gelangen, mußten wir den ganzen Ort durchwandern. Er hatte sehr wenig das Aussehen einer Stadt, bestand in zerstreuten Hütten aus Palmenzweigen, mit Gärten und Dattelhainen. Die Hütten, mit Sorgfalt geflochten, mit großer Sauberkeit innen und außen gehalten, in der Mitte reizender Gruppen von Dum- und Dattelpalmen, je mit einem kleinen Gärtchen umgeben, waren ein Bild des Friedens und der Anmuth, ein schreiender Contrast zu den tobenden, betrunkenen, streit- und mordsüchtigen Bewohnern.

Einen vollen Monat dauerte diese Gefangenschaft (denn ich konnte mich keine 50 Schritte von der Thüre entfernen, ohne mich dem Märtyrertode der Steinigung auszusetzen), während welcher wir täglicher Gegenstand der Berathungen des Sultans und der Edlen waren, und wir von jenem und den meisten dieser im Stiche gelassen, den bösen Intentionen der eigentlichen Bardaïer ausgesetzt waren, und nur allein von Arami, vor der Thüre seines Hauses gehalten, geschützt und durch tägliche Darreichung einiger Datteln vor dem Hungertode bewahrt wurden. Endlich nachdem die Lage in jeder Hinsicht eine kritische war, gab Arami gegen das Versprechen einiger meiner Kameele seine Zustimmung zur Flucht. Wir entwichen dem ungastlichen Thale in der Nacht vom 3. auf den 4. September, ohne von irgend Jemand bemerkt zu werden. Zwei Kameele Arami's trugen den Rest meiner Habe, und er selbst mit seinem Neffen begleitete uns. Wir erstiegen wieder das Gebirge und gewannen die Ebene an der Mündung eines

Flußthales, wo wir rasten und unsere Kameele abwarten mußten; nach zwei Tagen kam der Führer, indeß mit einem äußerst mageren Wüstenrenner, den ich an meinen Retter Arami abgeben mußte, ein anderes Kameel war gestohlen, die beiden übrigen gestorben. So saß ich wieder ohne Transportmittel da und à la merci den mich begleitenden Tibbu, ihren Erpressungen anheimgegeben; denn was nützten alle Waffen, wenn es kein Mittel gab, nach einem vielleicht blutigen Widerstande das Weite zu suchen? Endlich gelang es mir, für schweres Geld ein Kameel aufzutreiben, und Bu Zid, einer meiner Begleiter, stellte das seinige unter denselben onerösen Bedingungen zu meiner Disposition. Am 11. September brachen wir definitiv auf und erreichten ohne Unfall die Afasiberge, täglich 10—13 Stunden zu Fuß, bei ungenügender Nahrung, durch enge Thäler und über schwierige Päſſe marschirend. In Enneri Yolemmo fanden wir glücklicherweise Wasser. Ein Ruhetag sollte uns hier zum schwierigsten Theile unserer Rückreise stärken. Der Führer Kolokomi weigerte sich aber hier entschieden, uns weiter zu begleiten, obgleich er zu Mursuk vor dem versammelten großen Rathe gelobt hatte, mich mit Gottes Hilfe ungeschädigt zurückzuführen, wir verloren dadurch nicht allein einen Führer in dieser wüsten Gegend ohne Weg und Steg, sondern auch durch den Ausfall seines Kameels eine beträchtliche Menge Wassers. Dazu konnten wir nicht mehr denjenigen Weg zum Tümmogebirge benützen, der auf der Hinreise uns fast das Leben gekostet hätte, sondern mußten versuchen, einen gangbareren zu wählen. In forcirten Märschen, 12—13 Stunden täglich, den Wasservorrath auf den Schultern tragend, drangen wir rastlos weiter gegen Nordwesten, bis wir in nebelgrauer Ferne den Tümmo entdeckten. Das Kameel, welches ich vorher zum Transporte meiner geretteten Instrumente, Bücher und Medicamente gemiethet hatte, war functionsunfähig geworden, augenblicklich wog der Verlust des Kameels als Wasserträger schwerer als alle Wissenschaft, denn ich fühlte meine Beine zuweilen sonderbar unter mir schwanken und zittern, und es war zum ersten Male, daß ich befürchtete, meine Kräfte würden nicht mehr bis Fessan ausreichen. Es waren unser sieben Personen und wir hatten zwei Schläuche Wasser, die weder sehr groß, noch sehr gefüllt waren, für eine Entfernung, die wir nicht genau kannten. Für jeden Fall beschlossen wir, um großen Durst zu vermeiden, des Nachts

zu marschiren, und zogen, nachdem wir meine Bagage zwischen den Sandsteinblöcken eines Zeugen versteckt hatten, dem Ziele entgegen. Der Marsch durch die zahllosen Zeugenthäler und über die kiesigen Flächen war äußerst mühselig. Endlich war der Tümmo in nächste Nähe gerückt, doch leider waren wir auf die Mitte seiner Längenausdehnung losgerückt und mußten die südliche, steile und unübersteigbare Wand umgehen, um den Paß aufzusuchen. Die Schwierigkeit des Terrains hier in der Nähe des Tümmo, die hohen, steilen Hügel, welche ihn umgeben, erschöpften die letzten Kräfte der Kameele und wir mußten sie und das Gepäck hier zurücklassen.

Wir nahmen einen Rest von Mehl und das Kochgeschirr mit und schwankten unserem Ziele zu. Während der Aufsuchung des Passes und der Ersteigung desselben glaubte ich oft vor Schwäche umkommen zu müssen. Selbst die Gewißheit, in unmittelbarer Nähe des augenblicklich rettenden Hafens angekommen zu sein, erneuerte weder Hoffnung, noch Kraftgefühl. Bald kraftlos forttaumelnd, bald durch eine Kraftanstrengung den Rest meiner Energie zusammenraffend, erreichte ich am 20. September die Tümmo-Brunnen. Wenn wir von den Kameelen noch den geringsten Dienst erwarten wollten, mußten wir versuchen, sie hier durch Nahrung, Wassergenuß und Ruhe wieder aufzumuntern. Wir selbst bedurften außerdem so sehr der Ruhe, daß wir es vorzogen, hier den Rest unseres Vorrathes an Mehl und Datteln aufzuzehren, und dann gestärkt die fünf Tage bis zur Oase Tedscherri ohne Nahrung zurückzulegen, als uns der Gefahr auszusetzen, schon in den nächsten Tagen unterwegs liegen zu bleiben. Man sammelte Kräuter für die Thiere, trug ihnen Wasser zu und bewog sie am Abend des zweiten Tages, den Paß zu ersteigen. Unsere Hauptsorge war, ob ihre Kräfte hinreichen würden, unseren Wasservorrath für einige Tage zu tragen. So verbrachten wir die drei nächsten Tage essend, trinkend und schlafend. Am 23. gegen Abend versteckten wir die Gegenstände, welche die Kameele bisher getragen hatten, zwischen den Felsen, nahmen unseren Reiseproviant von je 50 Datteln in Empfang und zogen, drei Diener als Wasserkameele, einer als Gepäckträger, ich selbst als Waffenträger functionirend, mit Resignation den letzten fünf Tagen entgegen. Schon am folgenden Morgen mußten wir die Thiere, die unfähig waren, weiter zu schreiten, ihrem Schicksale überlassen und unsere

Schulterlast mit Wasserschläuchen vermehren. Um Durst und Kräfteerschöpfung zu vermeiden, ließ ich nur von 4 Uhr Nachmittags mit einigen Unterbrechungen bis 9 Uhr Vormittags marschiren. In den Schatten einiger Felsblöcke gekrochen, tranken wir dann unsere halbe Ration Wasser, suchten durch Schlaf oder im Halbschlaf den Mangel an Nahrung zu vergessen und tranken endlich vor neuem Beginn unseres Marsches die andere Hälfte unserer Wasserration. So erreichten wir am 27. den Meschrubrunnen und ich machte hier den Vorschlag, den einen restirenden Hund zu schlachten. Doch muselmanische Bedenken retteten das arme Gerippe. Nach einer letzten übermenschlichen Anstrengung und einem forcirten Marsche erblickten wir die grüne Palmenlinie von Tedscherri, die uns mit denkbarem Entzücken erfüllte. Um Mittag des 28. hatten wir die letzte Schwierigkeit, die Dünen, welche die Oase im Süden umlagern, besiegt, stürzten auf den ersten Dattelbaum zu, um unseren Hunger zu stillen, schlichen zum Brunnen, genossen einen wohlthätigen Schlaf und zogen gegen Abend in den Ort Tedscherri ein, wo man uns schon verloren gegeben hatte und unsere Rückreise die Ver- und Bewunderung Aller erregte. Hier kaufte sich Nachtigal einen Esel auf Borg und zog am 8. October wieder in Mursuk ein, halb nackt und ausgehungert, völlig erschöpft von den fast übermenschlichen Anstrengungen dieser Rückreise, aber ungebrochenen Muthes, gekräftigt vielmehr durch das Bewußtsein seiner physischen Elasticität seiner noch harrenden Aufgabe entgegenblickend.

Diese Schilderung läßt uns neuerdings ermessen, mit wie vielen, enormen Schwierigkeiten, unabsehbaren Zwischenfällen und gefährlichen Situationen die Erforschung der Sahara verbunden ist, welch hohes Maß von physischer Zähigkeit, Ausdauer, Muth, Energie und Klugheit sie vom Forschungsreisenden erfordert, um selbst unter glücklichem Stern Erfolge zu erzielen.

Und nun halten wir Rundschau über das Land Tibesti, dessen Erforschung so glänzend durch Nachtigal angebahnt wurde, und fassen wir seinen geographischen Charakter in's Auge.

Die Landschaft Tu, Land der Teda, oder Tubu, oder Tibbu Reschade, Felsen-Tibbu, ist ein wildes Gebirgsland mit einer Längenausdehnung von ungefähr 5 Breitengraden (18—22° nördlicher Breite). Das centrale

Gebirge erstreckt sich in seiner nördlichen Hälfte als einfache Kette mit kurzen Ausläufern, welche die Ursprünge der Flußthäler begleiten, mehr oder weniger von Nord nach Süd; in seiner südlichen Hälfte stellt es ein wildes Gewirre von Ketten und Gruppen dar, welche eine ausgedehnte Gebirgslandschaft erzeugen, deren höchste Erhebung aber als Fortsetzung der nördlichen Hälfte mit starker Abdachung nach Osten angesehen werden kann. Die Breitenausdehnung Tibesti's ist schwer zu bestimmen, denn wenn auch das ganze Gebiet, welches Nordwest, West, Südwest von der Bornustraße begrenzt wird, den Tibbu Reschade gehört, so finden sich doch die dauernden Wohnsitze derselben nur in den Anfängen der zahlreichen Flußthäler, denen das Gebirge Ursprung giebt, und am Fuße oder im Innern des letzteren. Entfernter von ihm findet man nur sehr sporadische und vorübergehende Bewohner behufs der Kameelweide oder der Taberka-Ernte (Coloquinten-Kerne). Nach Osten, gegen Wadjanga hin, ist die Gegend bewohnter und nähert sich jener Landschaft mehr, als man bisher annahm.

Die Masse des Gebirges besteht aus Dolomit und verschiedenartigem Kalkgestein, darauf erheben sich steile, massenhafte, wildgeformte, unheimliche schwarze Berge und Felsen aus dunklem Sandstein. Die Ausläufer, welche die Flußthäler begleiten, sind fast ausschließlich Sandsteinfelsen. Der Knotenpunkt und die höchste Erhebung des Gebirges scheint da zu sein, wo die nördliche Kette sich theils auflöst, theils nach Südost abgelenkt wird. Der Gebirgsrücken hat hier eine Breite von drei Tagereisen und besitzt eine Höhe von circa 2042 Meter. Auf dieser Höhe erhebt sich der höchste Berg Tibesti's, Emi Tusidde, ein Kegel mit riesenhafter Basis, der aus der Ebene bei transparenter Atmosphäre aus einer Entfernung von mehreren Tagereisen gesehen wird, und der sich noch 359 Meter über die angegebene Höhe seiner Basis erhebt.

Aus dem Gebirge entspringen zahlreiche Flußthäler, welche die einzigen Träger der Vegetation sind. Die bedeutendsten sind vom Norden beginnend am Westabfalle des Gebirges: Enneri Abo, Enneri Tao, Enneri Zuar, Enneri Marmar, Enneri Krema und Enneri Dumor. Sie alle ersterben, obwohl sie aus zahllosen kleinen Nebenflüßchen im Gebirge in der Regenzeit Wasser zugeführt erhalten, in der Hammada, welche nach Westen dem Berglande

vorgelagert ist. Zwischen diesen Thälern liegt dürrer, steiniger Felsboden, von keinem Grashalm bedeckt. Wasser zum Gebrauch für Menschen findet sich in den großen Höhlungen der Sandsteinfelsen, welche natürliche Cisternen darstellen, oft geräumig genug, um für viele Jahre den Bedarf der Bevölkerung sicherzustellen. Sonst existirt in der westlichen Hälfte des Landes kein künstlicher Brunnen, keine Quelle. Oestlich vom Gebirge sind die Boden-, Vegetations- und Wasserverhältnisse dem Menschen günstiger. Wir finden daselbst das bedeutendste Flußthal Tibesti's, Enneri Bardaï, welches von Südost nach Nordwest verläuft und nach vier Tagereisen Länge gegen das nördliche Ende der centralen Gebirgskette allmälig erstirbt. Hier findet sich reichliches und süßes Wasser in sehr geringer Tiefe (oft nur 0·7 Meter). Der Wasserreichthum des Hauptthales hat eine seßhafte Bevölkerung hervorgerufen, die sich der Dattelzucht und Gartencultur widmet. Eine starke Tagereise südlich von Bardaï finden wir die Quelle Yerike, deren Thermen-Natur unzweifelhaft ist, und deren Wasser so heiß sein soll, daß man sich dem Sprudel bei seiner Dampfentwicklung nicht ganz nähern kann. Nachtigal konnte leider die Quelle nicht besuchen, der bloße Versuch, sie zu erreichen, wäre sein sicherer Tod gewesen, da sie mit Argusaugen vor fremden Besuchern gehütet wird.

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Fauna Tibesti's, soweit sie Bezug auf die Einwohner hat. — Die Hausthiere beschränken sich auf Kameele, Ziegen, Schafe und Esel und sehr wenige Katzen und Hunde. Der Reichthum an Kameelen der Teda Tu's ist viel unbedeutender, als man früher vermuthete. Wo die Araber nach Hunderten zählen, zählen sie höchstens nach Zehnern. Die Einwohner Abo's scheinen die meisten zu besitzen; die Bardaï's haben fast gar keine, denn ihr sonst verhältnißmäßig so reich ausgestattetes Thal versagt ihnen alle Kameelnahrung außer den Datteln. Doch was ihnen an Zahl abgeht, ersetzt zum Theil die Qualität. Die Tibbu Reschade haben die schönsten Kameele, wenn von Schönheit bei diesen Thieren die Rede sein kann. Höher, schlanker, schneller, gelenker als ihre arabischen Brüder, sind sie zum Reiten und zum schnellen Reisen ungleich geeigneter als diese. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit sie in ihren heimischen Bergen herumklettern, und nicht übertrieben, wenn der Scheikh Mohamed el Tunsi sagt, daß die Tibbu

auf ihnen wie auf Pferden manövrirten. Sie werden nicht durch einen Zügel gelenkt, der ihren schlaffen Nasenflügel einerseits durchbohrt, sondern tragen eine eiserne Klammer, welche jedoch nicht preßt, auf der Nase. Wenn es unmöglich ist, ihnen mit arabischen Kameelen zu folgen, so haben diese jedoch den Vortheil, stärker, vierschrötiger, zum Lasttragen geeigneter und bei gleicher Nahrung ausdauernder zu sein. Außer den Kameelen haben sie zur Arbeit noch schöne, starke Esel, welche bei der beschränkten Anzahl der ersteren sehr nothwendig, für die Bardaïer aber ganz unentbehrlich sind.

Ihr Hauptreichthum besteht in großen Ziegenheerden, die, zwischen den Felsen herumkletternd, stets Nahrung genug für ihre bescheidene Existenz finden und bei günstigen Nahrungsverhältnissen, d. i. bei häufigem Regenfall, sogar sich zu dauernder Milchsecretion aufschwingen. Sie sind klein, doch kräftig, ganz glatthaarig und meist dunkelfarbig.

Seltener und viel geschätzter sind die Schafe, die sich sehr wesentlich von ihren Mitschafen anderer Länder unterscheiden. Sie haben einen langgestreckten Ziegenkopf, sind sehr hochbeinig, haben einen langen dünnen Schwanz, der fast bis auf den Boden reicht, und den besonderen Schmuck eines langen, schwarzen, glänzenden Haares anstatt Wolle. Ein Fell dieser schönen Thiere genügt zu einem Wintermantel oder Kleide für den Menschen. Leider sind sie in Tibesti selten (die meisten finden sich noch in Bardaï), während die Magatna, die nordöstlichen Nachbarn der Tibbu Reschade, Ueberfluß daran haben sollen.

Pferde und Rinder, welche beide in früheren Zeiten in dieser Gegend nicht gewesen zu sein scheinen, finden sich nur noch bei den Dirkomanïa, welche die Gegend des Enneri Dunor bewohnen, und die, wenn sie auch politisch zu den Tibbu Tibesti's gezählt werden, doch besonders betrachtet werden müssen, und zwar auch hier nur in sehr beschränkter Anzahl.

Was die Rinder betrifft, die früher in diesen Breitengraden die Kameele vertreten zu haben scheinen, so ähneln die Zeichnungen derselben jenen, die Barth in der Nähe von Rhat fand. Sie bestehen aus einer großen Anzahl von auf gigantischen Sandsteinblöcken eingegrabenen Zeichnungen, die fast alle Darstellungen der genannten Thiere sind. Einige tragen Reitsättel, doch fast alle Stricke um die Hörner gewunden, an denen, der widerstrebenden

Stellung der Thiere nach zu urtheilen, eine unsichtbare Hand kräftig zog. Bei allen war, wie bei Barth's Funde, die Darstellung der Füße vernachlässigt, während die Zeichnungen der Thiere im Uebrigen, wenn auch nicht künstlerisch befriedigend, doch mit sicherer Hand und ziemlich lebenstreu in den Stein gekratzt waren. Neben ihnen figurirt auf einem der Blöcke die lebensgroße Gestalt eines Kriegers, welcher in der linken Hand eine Lanze führt, wie sie noch jetzt in Gebrauch sind, aber in der rechten einen Schild trägt, der durch ein breites Kreuz in vier Felder getheilt ist, wie man es jetzt, bei den nördlichen Tibbu wenigstens, keineswegs findet.

Von Hunden giebt es Wachthunde und Jagdhunde. Jene erfüllen ausgezeichnet ihren Beruf und sind von der Art derjenigen, wie man sie außerordentlich verbreitet bei den Arabern findet. Diese sind ausschließlich Windhunde, doch durch mangelhafte Race oder durch Hunger entsprechen sie sehr wenig ihrer Bestimmung, Gazellen und Antilopen zu erhaschen. Beide Vertreter der Hundewelt sind übrigens selten.

Von wilden Thieren bevölkert ein schwarzer Affe, der fast menschliche Größe erreicht, die südlichen Flußthäler. Antilopenarten und Gazellen sind sehr häufig, wilde Büffel sehr selten, und wegen ihrer widerstandsfähigen Haut, die sich sehr gut zu Sandalen eignet, besonders geschätzt; der Wadan kommt ebenfalls in ziemlicher Menge vor. Der Schakal ist im östlichen Theile so zahlreich vertreten wie nur irgendwo; die Hyäne ist nicht selten, und oft genug stößt man auf die Spuren des kleinen Fenek. Die Vogelwelt ist zunächst durch einzelne Exemplare des Strauß vertreten. Der Aasgeier und der Steppenrabe sind dagegen desto häufiger.

Das Land „Tu“ ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellt und wie Nachtigal berichtet, von kläglicher Armuth. Der ganze Westen ist aller und jeder Bodencultur bar; Alles concentrirt sich auf das eine Thal Bardaï. So führen natürlich die Bewohner der westlichen Thäler eine äußerst kümmerliche Existenz, ein Leben voller Sorgen um das tägliche Brot (natürlich figürlich gebraucht, denn dem Brote ähnliche Erzeugnisse kennen sie nicht), ja ein Leben voller Hunger. Fast ihre ganzen eigenen Subsistenzmittel bestehen in ihren großen Ziegenheerden, die ihnen nach den Regengüssen, die meist im Herbst statthaben und in keinem Jahre gänzlich fehlen,

durch ihre Milch in Folge des frischen Kräutergenusses für lange Zeit das Leben garantiren; in dem Samen der Coloquinten, die sorgfältig eßbar gemacht werden, in den Schalen der Dumfrucht, in den Beeren des Ssiwak-strauches und endlich in den Samen des hohen Knotengrases (Burekkeba im Arabischen, Gumosi in der Tedasprache), der als Getreide behandelt wird. Man sieht, Alles muß herhalten. Trotzdem erlauben sie sich keinerlei Fleisch-genuß, es müßte denn das Fleisch eines unbrauchbaren Kameels oder das einer Antilope oder Gazelle sein, wenn es einmal ausnahmsweise ihren halb-verhungerten Bastard-Windhunden gelungen ist, eine zu ergreifen, oder es müßte eine Hochzeit oder öffentliche Opferfeier zur Erflehung von Regen oder eine andere Familien-Feierlichkeit ihnen die Verpflichtung auferlegen, eine Ziege zu schlachten.

Sind sie einmal genöthigt, eigene Ziegen zu opfern, oder gezwungen, ein Kameel zu schlachten, oder gelingt es ihnen, an fremdem Fleische zu participiren, so nützen sie diese Gelegenheit mit anerkennenswerther Sorgfalt aus. Ist das kaubare Muskelfleisch verzehrt, attakiren sie die fibrösen und sehnigen Gebilde durch Steinklopfen mit der Ausdauer, die sie die Schale der Dumfrucht gelehrt hat, und scheuen sich nicht, zuletzt die Knochen derselben Behandlung zu unterwerfen und ihrem Organismus ein-zuverleiben.

Noch während des Sommers werden die Coloquintensamen geerntet und durch einen complicirten Proceß genießbar gemacht. Zuerst thut man sie in starke Säcke und befreit sie durch Treten von einem Theile ihrer Schalen, sodann sondert man die Spreu durch Worfeln; darauf mischt man sie mit Asche von Kameelmist und bearbeitet das Gemisch auf glatter Steingrundlage mit einem glatten abgerundeten Stein, was ihnen einen Theil ihrer Bitterkeit und ihrer drastischen Elemente nimmt und den Rest der Schalen entfernt. Nachdem man sie nun wieder geworfelt hat, kocht man sie mit dem frischen Laube des Ethelbusches und wässert sie im kalten Wasser aus, diese Procedur wiederholend, bis jede Spur von Bitterkeit ver-schwunden ist. Zuletzt trocknet man sie an der Sonne. Sie stellen ein ange-nehmes und in Pulverform mit Datteln in demselben Zustande auf Reisen sehr geeignetes Nahrungsmittel vor.

Gegen Ende des Sommers kommt endlich die sehnlichst erwartete Periode der reifenden Datteln herbei, und mit ihr entvölkert sich der hungrige Westen. Ein Theil wandert nach Fessan aus, ein anderer wendet sich nach Kauar, Wenige suchen Hilfe in Borgu, der zahlreiche Rest nimmt seine Zuflucht zu Bardaï. Wenn sie selbst Dattelbäume in Fessan besitzen, oder doch seßhafte Verwandte dort haben, so ziehen sie diese Zuflucht wegen der Güte und Massenhaftigkeit der Datteln vor. Wenigstens besitzen die angeseheneren Tibbu Reschade der westlichen Theile eine Wohnung und kleine Dattelpflanzungen zu Bardaï, welche sie für alle Fälle sicher stellt. Der Sommer 1869 war ihnen sehr ungünstig, indem ihnen drei der vielen Auswege verschlossen waren. Die Relationen mit Fessan waren der gespanntesten Art, dank der räuberischen Initiative der Araber des Nordostens (Barka u. s. w.), die Repressalien von Seiten der Tibbu zur Folge hatte, so gespannt, ja feindselig, daß zuletzt sogar die in Fessan wohnenden Tibbu Haus und Garten im Stiche gelassen hatten und in ihr Vaterland zurückgeflüchtet waren, Kauar war in Folge verschiedentlicher Razzien der Uelad Sliman in Verbindung mit den Tibbu Goraan und Dasa fast ganz seiner Einwohner beraubt und öde und leer, und auf dem Wege nach Borgu lauerten die Bulgeda, um sie bis auf die nackte Haut auszuplündern, wenn sie wagen sollten, sich dorthin zu wenden. So blieb ihnen nur Bardaï, denn nach Wadjanga, obgleich ihnen ebenfalls nahe und reich an Datteln, gehen sie sonderbarerweise nicht. Haben sie in Bardaï oder einem anderen der genannten Länder einen kleinen Wintervorrath von Datteln eingelegt und gegen Geld oder Cham, oder Ziegen oder Schafe, wenn es ihre Mittel erlauben, einen kleinen Vorrath von Getreide (Weizen oder Ksob) eingetauscht, so gehen sie wieder nach Hause und leben von diesen Vorräthen, so lange keine Regengüsse die Milchsecretion ihrer Ziegen begünstigen und Samen der Burekkeba erzeugen. Gegen den Sommer hin sind ihre bescheidenen Vorräthe aufgezehrt und sie wenden sich im traurigen Kreislauf wieder der Dumfrucht und dem Hunger zu.

Was einen anderen Factor in der Modificirung der menschlichen Natur betrifft, das Klima, so ist dies offenbar ein äußerst gesundes. Die den Breitengraden entsprechende Hitze wird durch die Nähe des Gebirges,

durch die Erhebung über den Meeresspiegel gemildert. Der Boden ist trocken, und wenn er durchaus nicht fruchtbar genannt werden kann, so ist er dafür um so freier von allen in heißen Ländern Krankheit erzeugenden Elementen, speciell der Malaria. Es ist einleuchtend, daß ein so continentales Land wie Tibesti, mit so spärlichem jährlichen Regenfalle auch ein excessives Klima haben, d. h. einen sehr bedeutenden Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur haben muß; am nächsten kommt das Klima des Landes jenem der nördlichen Tuareg-Plateaulandschaften, daß auf der Höhe des Gebirges im Winter oft Temperaturen unter dem Nullpunkt und auch Schneefall vorkommen müssen, ist zweifellos, schon Vogel fand im Jänner 1854 auf der Reise von Mursuk nach Kuka den Wind aus Nordost bitter kalt und vermuthete die Existenz hoher Gebirge in dieser Richtung.

Betrachten wir jetzt den Menschen, welcher dies Land und dies Klima bewohnt und wahrscheinlich seit außerordentlich langer Zeit bewohnt hat, so wird von selbst erhellen, inwieweit seine eigenthümliche Natur von diesen Factoren abhängt und wie weit sie auf Rechnung seines Ursprungs kommt.

Der Erforscher des Landes Tibesti, der also unter dem Volk gelebt und es am genauesten kennen gelernt, schildert es in folgender Weise:

„Wir rechnen als zur Familie der Tibbu gehörig, außer den Einwohnern von Tu, Wanja und Borgu noch die Terrawia in Ennedi; die Zorhana (Zoghana) nördlich von Darfur; die Goraan nördlich von Wadaï und Kanem; die Dasa nördlich vom Tsad-See; die Gemeinden in Fessan, die jedoch kaum seßhaft genannt werden können, und die Bewohner Kauars, welche beide den Tibbu Reschade angehören; endlich die zahlreichen Stämme und Stämmchen, welche im Norden von Bornu, Kanem und Wadaï und in diesen Ländern selbst wohnen und die theilweise in den Collectivbezeichnungen Goraan und Dasa zusammengefaßt zu werden pflegen.

Wie bedeutend die Unterschiede zwischen diesen einzelnen Abtheilungen sind, können wir vorläufig noch nicht sagen. Genug, um sie in die nordafrikanischen Völkerfamilien einzureihen, hat man sie bis in die neueste Zeit fast allgemein als berberischen Ursprungs bezeichnet, oder sie wenigstens den Berbern näher stehend geglaubt, als irgend einer anderen Völkerfamilie.

Untersuchen wir die geringen Anhaltspunkte, welche uns die Geschichte bietet, so finden wir die Tibbu der Stammländer selten auf der weltgeschichtlichen Bühne. Es sind vielmehr ihre Brüder und Vettern, welche Kauar, Kanem und die nördlichen nachbarlichen Districte von Darfor und Wadaï (Zoghaua) und von Wadaï und Kanem (Goraan) bewohnten, die in der kampfreichen, stürmischen, wechselvollen Entwicklung Bornu's zu thätigen und oft blutigen Rollen gezwungen wurden. Diejenigen Stämme der Tibbu, welche am meisten in der Entwicklung Bornu's und Kanems verflochten waren, konnten sich natürlich der Einwirkung jahrhundertelangen, bewegten Zusammenlebens mit den übrigen Volkselementen der genannten Länder nicht entziehen. Am meisten schienen die Tibbu Kanems sich den Bornu- oder Sudan-Elementen zu assimiliren; doch auch die Einwohner Kauars erfuhren einen bedeutenden Einfluß. Kauar beherrscht den Weg nach der Nordküste Afrika's und besitzt die reichen Salzminen von Bilma; wichtige Gründe für die Bornu-Könige, sich den Besitz dieses Landes zu sichern. Schon im 11. Jahrhundert finden wir daher Kauar dem Kanemreiche unterworfen, und erfahren, daß ein Bornu-König Arki zahlreiche Sclaven dort ansiedelte, um durch Aufpfropfung anderer Elemente den nationalen Charakter der Tibbu zu modificiren und sich das Land zu sichern.

Die Bewohner Tibesti's sind meist von mittlerer Größe, doch findet man unter ihnen mehr kleine Individuen, als solche, welche die Mittelgröße überragen.

Vor Allem fällt an ihnen eine große Magerkeit auf, die in Verbindung mit ihren kleinen Händen und Füßen ihnen etwas Zartes, Bewegliches, Elastisches verleiht. Waden- und Armmuskeln sind von so miserabler Entwicklung, daß der Fremdling staunt, wenn er trotz dieser anscheinenden Schwäche ihre Gewandtheit und Ausdauer in körperlichen Uebungen zu beobachten Gelegenheit hat. Uebrigens ist ihr Körper in seinen Theilen wohlproportionirt und wohlgebildet. Ihre Magerkeit ist zunächst erst das Resultat ihres Klima's und ihrer Lebensweise, wie sie dieselbe eben mit ihren westlichen Nachbarn, den Tuareg, die unter ähnlichen Einflüssen leben, gemein haben. Die trockene Wüstenluft mit ihrer lebhaften Evaporation und die energische Bergluft, welche einen lebhaften Stoffwechsel bedingt, legen den

Grund zu dieser körperlichen Eigenthümlichkeit, welche durch Lebensweise und Nahrung noch gefördert wird. Die Tibbu selbst suchen den Grund dafür ausschließlich in der mangelhaften, unzureichenden Nahrung, und in der That ist der Hunger, dem sie während eines großen Theils des Jahres ausgesetzt sind, die Früchte, von denen sie sich ernähren, die geringe Zufuhr farinöser Speisen nicht eben günstig für die Fettbildung. Ebensowenig wird dieser durch die Rastlosigkeit, mit der sie stets unterwegs sind, und die meisten Länder, welche ihre Heimat umgürten, durchziehen, Vorschub geleistet.

Ihre Hautfarbe ist keineswegs im Allgemeinen dunkler, als die der Bewohner von Bornu, sondern die Mehrheit zeigt jene mäßige Bronzefärbung, welche sich ebenfalls häufig bei den Tuareg findet und oft hell genug ist, um das Abfärben der schwarz-blauen Sudan-Toben deutlich auf der Haut erscheinen zu lassen. Man muß aber nicht die ganze Nation nach den Tibbu Kauars beurtheilen, die allerdings den ursprünglichen nationalen Charakter längst eingebüßt haben.*)

In Tibesti ist die eigentlich schwarze Hautfärbung in der Minderzahl, und es scheint dies auch für andere Teda-Stämme zu gelten, wenn wir dem Scheikh Mohamed-Ibn-Omar-el-Tunsi und seinen Zeugnissen über die Goraan Glauben schenken sollen.

Noch mehr als durch die Hautfarbe weichen sie durch Gesicht- und Kopfbildung von den Einwohnern Bornu's ab. Da ist nichts von dem runden Gesichte der Bornani, ihrer Stumpfnase mit den platt gedrückten Nasenbeinen und den aufwärts oder nach vorn gekehrten weiten Nasenlöchern, keine Spur von den vorspringenden Jochbeinen, dem unförmlichen Munde mit den wulstigen Lippen und dem massigen, quadratischen Unterkiefer, der gegen den

*) Ueber die Abstammung und den Racencharakter der Tibbu gehen die Ansichten der Fachgelehrten, insbesondere aber der Reisenden, welche Vertreter des Volkes gesehen, sehr auseinander. Barth hält die Tibbu vorzüglich aus linguistischen Gründen, wegen der Uebereinstimmung ihrer Sprache mit der Kanurisprache der Neger Bornu's für Neger, Rohlfs desgleichen wegen physischer und psychischer Merkmale für Neger, und Duveyrier, der gewiegte Kenner der echten Nachkommen der Berber, der Tuareg, spricht sich entschieden gegen die Abstammung der Tibbu von den Berbern aus, auch er ist geneigt, sie als Neger zu bezeichnen. Mannert und Waitz erklären die Tibbu für ein Mischlingsvolk. Rohlfs glaubt, daß die Tibbu Nachkommen der alten Garamanten sind, von denen man nicht weiß, ob sie der weißen oder schwarzen Race angehörten.

Oberkiefer zurückweicht. Kopfform und Gesichtsbildung im Allgemeinen sind entschieden kaukasisch. Wie bei den Negern Bornu's Alles plump, rund und massig ist, so ist bei den Teda Tu's Alles schlank, länglich, gefällig. Die Nasen sind wohlgebildet, meist gerade, von mäßiger Länge, und wenn sich Stumpfnasen finden, so giebt es auf der anderen Seite ebensoviel Adlernasen, die man zumal bei den Frauen nicht selten sieht. Durch die mäßige Größe des Mundes und der Lippenform, welche die Zähne bedeckt, sieht man diese selten, auch haben sie keinerlei Veranlassung, mit ihnen zu kokettiren, da sie wohl in Folge des unausgesetzten Tabakkauens nicht eben von blendender Weiße sind.

Der Bartwuchs ist auch bei ihnen spärlich, doch immerhin häufiger entwickelt, als man ihn bei den Negern findet. Das Haar wird länger und ist weniger wollig und hart als bei diesen, doch immer noch weit entfernt von der kaukasischen Weichheit. Ihre Züge im Allgemeinen sind unregelmäßig und würden, wenn auch natürlich nicht alle hübsche Leute sind, einnehmend und gefällig sein, wenn ihr Ausdruck nur etwas Freundliches, Lachendes, Vertrauliches, Offenes an sich hätte. Doch ihr verschlossener, argwöhnischer, falscher Blick verdirbt den empfangenen Eindruck.

Die Tätowirung der Tibbu tritt so sehr in den Hintergrund, daß man stets behauptet hat, sie wären ohne eine solche. Doch das ist ein Irrthum; die Männer haben alle 10—15 Centimeter lange Schnittnarben, welche jederseits von der Schläfe auf den arcus zygomaticus herabsteigen und „Beriberi" heißen, nur sind sie wenig in die Augen fallend. Die Frauen und Mädchen genießen dieselben Vortheile eines schlanken, zierlichen Wuchses, kleiner Hände und Füße, regelmäßiger Gesichtsbildung, gefälliger Züge und kaukasischer Kopfbildung. Sie sind ausgezeichnet durch stolze, selbstbewußte, ja elegante Haltung und einen gelassenen, determinirten, fast männlichen Schritt.

Bei dem gesunden Klima, der abgeschlossenen Lage des Landes und ihrer mäßigen Lebensweise unterliegen die Organismen der Tibbu nur unbedeutenden Störungen. Es giebt wenig Krankheiten und Kranke. Chronische Rheumatismen der Muskeln und Gelenke sind, wie es sich aus den meteorologischen und Bodengestaltungs-Verhältnissen erklärt, die häufigste

Affection; dann kommen katarrhalische Entzündungen der Bindehaut des Auges, sodann Hautkrankheiten und endlich Krankheiten der Respirationsorgane vor. Vor Importation von Pocken-, Cholera- und anderen Epidemien schützt sie ebenfalls mehr oder weniger die isolirte Lage ihres Landes.

Ihre Hauptmedication, welche größeren Vertrauens genießt als alle Droguen und Eingriffe, ist der Gebrauch der Amulette, die sie überall am Körper anbringen, oder frisch geschriebener heiliger Sprüche, deren Wasserabguß sie nicht selten trinken.

Entsprechend ihrer ursprünglichen physischen Natur, ihrer Lebensweise und der natürlichen Beschaffenheit ihres Landes, sind die Tibbu von bemerkenswerther körperlicher Energie, Elasticität und Gewandtheit. Ihre körperliche Gewandtheit im Laufen und Springen ist sprichwörtlich geblieben, wie sie schon im Alterthum als die schnellsten Läufer der Welt berühmt waren.

Ihre Widerstandsfähigkeit gegen Ermüdung, Hunger und Durst ist unübertroffen, vielleicht nahezu erreicht von der Ausdauer und Enthaltsamkeit der Tuareg, welche ja in ähnlichen klimatischen und Bodenverhältnissen leben. Die Erzählungen und Berichte über die Enthaltsamkeit der Tibbu, wenn durch Umstände gezwungen, könnten wunderbar und übertrieben erscheinen. Ein Tibbu Reschade kann ohne sonderliche Unbequemlichkeit fünf bis sechs Tage ohne Nahrung zubringen. Mangel an Mundvorrath auf seinen Reisen beunruhigt ihn also nicht wesentlich. Er findet schon gebleichte Kameelknochen und einige Steine, um sie zu Pulver zu zermalmen, und hat er sein Kameel, um ihm durch einen Aderlaß am Auge etwas Blut zu entziehen, so genügt ihm diese Paste aus Knochenmehl und Blut vollständig.

Auch das Schmorren von Sandalen und des ledernen Ringes, welcher den Dolch am Handgelenke befestigt, und dergleichen Abnormitäten scheinen wirklich vorzukommen und den nahrungslosen Reisenden Tage lang hinzuhalten. Bei aller Entbehrung marschirt er noch 10—12 Stunden neben seinem schnellschreitenden Kameele mit einer schwebenden Leichtigkeit, die ihm allen Anschein des Peniblen, der Ermüdung nimmt. Auch für den Durst ist er weniger empfindlich als die meisten der ihm nahewohnenden Völkerschaften.

Ein Tibbu Reschade auf der Reise im Sommer und ohne Kameel mag zwei Tage ohne Wasser rüstig bleiben können, während der Besitz eines

Kameels ihn befähigt, die doppelte Anzahl von Tagen auszuharren. Es ist dies immerhin enorm, wenn man die sommerliche Evaporation der Wüstenluft gehörig in Betracht zieht, die Gerhard Rohlfs zwang, an einem Tage zehn Liter Wasser zu absorbiren. Doch hängt ja überhaupt viel davon ab, wie man sich dem Durste aussetzt oder entzieht.

Es ist merkwürdig, wie die Tibbu bei dieser Enthaltsamkeit und bei ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit, die ihnen zur zweiten Natur geworden sein sollte, sich bei einer günstigen Gelegenheit, zu schmarotzen, der größten Voracität ohne Unbequemlichkeit für ihren Körper hingeben können, und scheinen sie hierin ebenfalls den Tuareg zu ähneln, von denen wir Gleiches kennen.

Die Frauen Tibesti's sind weniger hübsch als die Männer. Die Magerkeit, welche sie mit diesen gemein haben, entfernt ihre Formen zu sehr von plastischer Rundung. Mangel an Fettbildung läßt nur zu früh den kurze Zeit hindurch hübsch geformten Busen als eine leere Hautfalte erscheinen, die glücklicherweise, da jener nie voluminös war, nicht tief herabhängt.

Die Tracht der Männer ist jetzt fast allgemein eine Tobe oder ein Hemd, die weite bequeme Seidenhose, eine Takia (Torbusch) für den Kopf oder ein Turban, oder beide zusammen. Nur Sclaven, arme junge Leute, oder fern von den Centren ihrer Civilisation Wohnende begnügen sich damit, ein Fell um die Hüften zu schlingen. In der Winterkälte ihrer Berge fügen sie eines der schönen, obenerwähnten Schaffelle — Dreï — hinzu. Die Tobe ist bei den Bemittelteren aus dem Sudan (es ist hier die schwarzblau gefärbte Sudan-Tobe, welche im höchsten Ansehen steht) oder aus Bornu, seltener aus Nyfe. Die Uebrigen begnügen sich mit Hemden aus dem weißen Baumwollenstoffe, Cham, der ihr Hauptverkehrsmittel darstellt und in Masse im südlichen Fessan gegen Ziegen, Schafe und Kameele eingetauscht wird. Die Hosen und die einfachsten Kopfbedeckungen sind ebenfalls aus diesem Stoffe. Die eleganteste Kopfbedeckung besteht in einer rothen Takia, die zwar nicht aus Tunis stammt, wo bekanntlich die einzigen in der Farbe echten fabricirt werden, sondern aus Egypten oder Europa durch Fessan eingeführt wird. Wichtiger als die Takien sind die Turbane, die entweder aus weißer

Baumwolle, bessere Qualität als Cham, sind oder aus eigens dazu gewebtem, lockerem, mehr oder weniger durchsichtigem Stoffe — Sas — oder aus indigogefärbtem Seidenstoffe bestehen. Der letztere wird der Farbe wegen allen anderen vorgezogen, obgleich er das Unangenehme hat, die Haut eines Jeden, der einigermaßen hellfarbig ist, dunkel zu färben. Sie umwickeln den Kopf mit einigen Touren, führen dann die Masse über Kinn, Mund und Nase, gehen dann wieder auf den Kopf über und bringen so bis zu zwölf Draa (allgemein übliches Maß für Stoffe, das vom Ellbogen bis zur Zeigefingerspitze reicht) unter. Es bleibt sozusagen nur ein Spalt für die Augen. Es ist diese Gewohnheit des Lithamtragens nicht ohne ethnographische Bedeutung, indem sie ganz speciell den Berberstämmen angehört — daher Molathemin.

Auf ihren Turbanen und Takien tragen die Tibbu Reschade massenhaft Amulette, heilige Sprüche in verschieden geformten und gefärbten Ledersäcken oder Futteralen gegen Krankheit, Verwundung, böses Auge u. s. w., und wenn an ihnen kein Platz mehr ist, so hängen sie dieselben an einer Schnur um den Hals. Den Bart tragen sie vollständig, soweit sie von der in dieser Beziehung etwas kargen Natur begünstigt sind. Das Haupt rasiren sie gänzlich, selten einen Seitenbüschel lassend. Bei den barhäuptig gehenden Knaben sieht man sehr häufig anstatt der letzteren einen Haarkamm, der sich vom Vorderhaupte bis zum Hinterkopfe erstreckt.

Bei den Frauen findet man sehr häufig Ziegen- und Schaffelle als einzige Kleidung. Von den letzteren genügt ein einziges, doch von den ersteren nähen sie je nach Bedürfniß mehrere zusammen. Sie bekleiden sich damit von der Seite her, indem der obere Rand des Gewandes unter die Achselhöhle geschoben wird, während man die beiden Enden desselben über der anderen Schulter vereinigt und befestigt; eine andere Vereinigung und Befestigung findet ungefähr in der Mitte dieses Ledergewandes über der entgegengesetzten Hüfte statt. Es ist bewunderungswürdig, wie sie mit oft sehr beschränktem Material so gut ihre Blößen bedecken. Die eine Schulter und ein Theil des Busens auf derselben Seite bleiben unbedeckt. Doch auch eine civilisirtere Kleidung ist nicht selten. Häufig tragen sie ein blaues Bornu-Hemd, das bis zum Knie reicht. Ueber diesem Hemde sowohl als auch über

dem Fellgewande tragen sie mit Vorliebe jenes große, blaue, roth oder roth und weiß gestreifte oblonge Stück Kattun, das so weit über Nordafrika und den Sudan verbreitet ist und hier Futa heißt. In dieses hüllen sie Kopf und Körper ein. Für die Kälte besitzen sie ebenfalls jenes große, weich- und langhaarige Schaffell, das übrigens keineswegs im Sommer ohne seinen Haarschmuck getragen wird. Die Füße der Frauen und Männer sind nackt oder mit Sandalen bekleidet, die sich durch nichts auszeichnen.

Trotz dieser einfachen Kleidung, welche weder große Mannigfaltigkeit noch Luxus zuläßt, entbehren doch die Tibbu-Frauen der Schmucksachen ebensowenig wie ihre Schwestern anderer Länder.

Zunächst durchbohren alle den rechten Nasenflügel und tragen zur Zierde in diesem Loche am liebsten ein Stück echter Korallen von cylindrischer Form. Können sie eines solchen nicht habhaft werden, so nehmen sie anstatt dessen ein Stück Elfenbein oder begnügen sich mit einem Stück Knochen. Ja, die Gemalin, welche der jetzige Sultan Tibesti's, Tafertemi, in Fessan hat, entblödete sich nicht, durch einen einfachen Dattelkern die Oeffnung auszufüllen.

Ihre Arme sind überladen mit Bracelets; ich sah deren bis zu zwölf, die aus Elfenbein oder aus Horn verfertigt, die Breite von 1—3 Centimeter haben. Gewöhnlich besitzen sie deren zwei aus Elfenbein, während die übrigen aus Horn sind. Ueber dem Ellbogen pflegen sie dann noch ein schmales Armband aus Achatstücken, Perlen und Kaurimuscheln hinzuzufügen. Ueber den Fußknöcheln tragen sie einen oder zwei Ringe aus Kupfer oder von Silber, meist von ersterem Metall, die beiweitem nicht so schwer und unförmlich sind als die der Araber- und Fessaner-Frauen. — Um den Hals endlich hängt eine Schnur von Perlen oder Muscheln mit Achat- und Korallenstücken untermischt, oder allein aus Korallen bestehend. Wie die Frauen aller Länder, verwenden auch die Tibbu-Frauen eine besondere Sorgfalt auf ihr Haar. Ueber der Mitte der Stirn wird der schuppenartig vorspringende Theil des Haupthaares abrasirt und der Rest in unzähligen kleinen Flechten und Flechtchen geordnet, die in verschiedener Gesammtlänge über die Ohren herabhängen; Lyon sagt, in Gestalt eines großen Hundeohrs. Es bleibt übrigens in der Dicke und Länge und Anordnung der Flechten

dem Schönheitssinn und der Erfindungsgabe der einzelnen Schönen ein weiter Spielraum überlassen. Doch worin man dem Gebrauch gehorchen muß, das ist die Mittelflechte, welche in respectabler Dicke vom Hinterhaupte bis zur Stirn geführt wird. Die unverheirateten Mädchen tragen dann eine, die verheirateten Frauen zwei.

Sie werden gehalten durch in den Haaren befestigte Silberringe, welche einfach oder concentrisch vervielfältigt, einer hinter dem anderen liegen, auch mit Ringen aus Elfenbein untermischt sind und hinten in einem größeren oder einem Gehänge aus Korallen und Elfenbein endigen, während vorn gewöhnlich zwei bis drei concentrische Silberringe auf der freirasirten Stirnpartie liegen. Auch auf den Seitenflechten bringen sie Silberringe oder Korallengehänge an, je nach dem Geschmack und Reichthum der Trägerin. Daß die ganze Coiffure gehörig eingebuttert (Oel ist sehr selten) und reichlich mit Zimmt-, Benzoë-, Nelken- und anderem Pulver bestreut ist, versteht sich von selbst. In den Ohren tragen sie Ringe aus Silber, von mäßiger Größe, oder irgend ein anderes kleines Gehänge. Kleine Kinder sind ganz nackt und barhäuptig, später bekleidet man sie mit Ziegenfellen und nur in civilisirten Familien haben sie Hemden aus Cham.

Alle Männer tragen in vollständigem Waffenschmucke eine lange Lanze, welche den Träger niemals verläßt, zwei bis vier Wurfspeere, ein Wurfeisen, einen langen Handdolch, einen Schild aus Büffelfell und oft noch ein Schwert.

Daß sich die Tibbu ihrer Waffen gut zu bedienen wissen, haben alle Reisenden, welche Proben davon gesehen haben, berichtet. In der That schleudern sie ihre Wurfspeere mit Kraft und Sicherheit. Sie erheben die Hand mit dem Speere ein wenig über die rechte Schulter, geben demselben eine stark vibrirende und zugleich rotirende Bewegung und dahin fliegt der Speer mit ziemlicher Sicherheit auf sein Ziel zu, circa 50 Meter weit. — Das Wurfeisen wird horizontal geworfen und muß unzweifelhaft schwere Verwundungen der unteren Extremitäten hervorbringen. Wenn es nicht geschickt horizontal geworfen wird, fliegt es natürlich nicht weit und kann wohl kaum ernstlich verletzen. Sie halten außerordentlich auf den Glanz und die Schneidefähigkeit ihrer Waffen.

Die Knaben werden schon früh an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Schon im zarten Alter giebt man ihnen eine Lanze mittlerer Länge, Lanze und Wurfspeer zugleich, und ein Wurfeisen in die Hand, beide ganz aus Holz bestehend, und wenn auch das letztere nicht verwunden kann, so ist das scharf zugespitzte Talhaholz des ersteren wohl im Stande, zu verletzen. — Später vertraut man ihnen dieselben Waffen mit Eisen, doch im kleineren Formate an, und so kommen sie mit dem frühesten Jünglingsalter in den Besitz des vollständigen Waffenschmuckes. So wird der Gebrauch des Waffentragens zu einer zwingenden Gewohnheit. Wegen der großen Gefahr, welche dies in den geschlossenen Ortschaften, wo es stets Dattelbäume und folglich auch Palmenwein giebt, dem sie mit Leidenschaft ergeben sind (ihre einzige Unmäßigkeit), mit sich bringen würde, verbietet die Sitte den Einwohnern, im heimatlichen Dorf mit den Waffen zu circuliren. Um trotzdem ihrer Gewohnheit zu huldigen, greifen sie auf die Sitte der Knaben zurück und tragen eine lange, spitze Lanze aus Holz und ein gekrümmtes Stück Holz, das durch seine Form an ein Wurfeisen erinnert.

Die Frauen gehen ebenfalls niemals unbewaffnet. Sie führen unter ihrer Kleidung einen etwa handlangen Dolch, den sie auch in ihrem heimatlichen Dorfe nicht ablegen. Doch ist Richardson's Erklärung, der diesen Dolch ihren Liebesintriguen zuschreibt, nicht richtig. Die Tibbu-Frauen Tibesti's sind im Gegentheile die pflichttreuesten Ehefrauen der Welt. Doch sind sie wie die Männer streitsüchtig und zornmuthig und bei ihrem fast männlichen Charakter entscheiden sie ihre Zwistigkeiten sofort durch Rauferei, die zuweilen blutig endet.

Doch zuerst spielt der Dolch noch keine Rolle, sondern sie begnügen sich mit dicken Knütteln, ohne welche Waffe keine Tibbu-Frau ihr Haus verläßt. Sie tragen den Knüttel über der Schulter, von dessen hinterem Ende ein ledergeflochtener Gürtel herabhängt. Sobald die wüthenden Weiber in handgreiflichen Streit gerathen, lösen sie den Gürtel vom Knüttel, schürzen damit ihre Kleidung zusammen, sofern dieselbe nicht blos aus Ziegenfellen besteht, um nicht im Gebrauche ihrer Gliedmaßen behindert zu sein, und bedienen sich dann der Knüttel mit männlicher Gewandtheit und Kraft.

In der That haben alle ihre Bewegungen einen männlichen Charakter, wie ihre Art zu sprechen und zu denken ebenfalls unseren Begriffen von weiblichen Wesen durchaus nicht entspricht.

Die Behausungen der westlichen Einwohner Tibesti's, welche keine festen Sitze haben, sind dreifacher Art. Die einfachste ist die Benützung der natürlichen Höhlungen der Sandsteinfelsen, welche häufig genug comfortabler, geräumiger und jedenfalls licht- und luftreicher sind als ihre eigentlichen Hütten, und die ihnen schon im Alterthume die Bezeichnung der „Höhlenbewohner" eintrug.

Nahezu ebenso kunstlos ist die kreisförmige, lose Aufschichtung von Steinen, welche sie dann lose mit Zweigen der vorkommenden Mimosenarten bedachen. Häufig lehnen sie diese Steinbehausung an eine überhängende Felswand, wo dann die aufgeschichteten Steine nur eine Art Einfriedung von circa 1 Meter Höhe darstellen und der überhangende Felsen die Bedachung überflüssig macht.

Ihre Constructionskunst culminirt in der „Kabei" genannten Art von Hütten, welche aus einem Gerüst von Talhastämmen bestehen, die mit Matten aus den Blättern der Dumpalme behängt sind. Die Stäbe, welche an ihrem oberen Ende durch Querstäbe verbunden sind, bilden ein längliches Viereck, dessen lange Seite circa 3 Meter mißt, während die kurze nur 1—1·6 Meter hat; ihre Höhe beträgt gegen 1·7 Meter. Eine den langen Seiten parallele Reihe von Stäben, die etwas länger sind als die übrigen, trägt die Mattenbedachung, welche auf diese Weise etwas abschüssig wird. Am Ende einer der langen Seiten läßt man eine Oeffnung zum Ein- und Auskriechen der Bewohner. Die Bewohner der Thäler mit Dattelpflanzungen, welche alle feste Wohnsitze haben, wie die Leute von Bardaï und Aozo, haben Hütten, wie sie bei den Fessanern (Nicht-Städtern) und in den Tibbu-Dörfern Fessans gebräuchlich sind. Dieselben sind aus Palmenzweigen geflochten, umschließen mehrere Räumlichkeiten, welche man als Wohn- und Schlafraum, als Küche, als Geräthkammer und als Hofraum bezeichnen könnte, und haben in der einen Ecke ein aus Erde, Lehm und Steinen aufgeführtes, mehr oder weniger conisch-halbkugelförmiges Winterhäuschen, das den norddeutschen ländlichen Backöfen nicht unähnlich ist, eine nicht viel größere Oeffnung zum Ein- und Auskriechen als diese hat, und im Winter als Schlafraum dient.

Alle ihre Wohnungen, so kunstlos und einfach sie sind, zeichnen sich durch die größte Nettigkeit und Sauberkeit vor denen ihrer arabischen und fessanischen Nachbarn vortheilhaft aus. Vor der Hütte haben sie nicht selten einen gehärteten Erd- oder Lehmplatz, der frisch mit Sand bestreut wird, und die hervorragenden Männer eine Art offener Halle, ebenfalls aus Palmenzweigen geflochten, vor ihrer Wohnung, in der sie Besucher empfangen.

In der Industrie (von Kunst natürlich nicht zu reden) stehen die Teda Tu's auf einer sehr niedrigen Culturstufe. Sie verarbeiten ihre Ziegenhäute, welche sie mit Hilfe des Geredd (Acacia nilotica) — Gubbur (Teda) — gerben, zu Wasserschläuchen und zur Kleidung; sie verfertigen einen geringen Theil ihrer Waffen, zu denen ihnen Borgu das Eisen liefert; sie flechten Matten aus Dumblättern, und zwar ist das eine Kunst der Frauen, und wissen Theer aus Knochen und Dattelkernen zu kochen. Ihre Kameelsättel bestehen aus einem Gerüste von Talhastäben, welches durch Kissen aus Palmbast gepolstert wird; ihre Stricke drehen sie ebenfalls aus dem Baste der Palmen.

Zu den Beschäftigungen, welche ihnen im Osten die Zucht der Dattelbäume und die Cultur der Gurken auferlegt, und welche ihnen im Westen ihre Heerden an die Hand geben, kommt merkwürdigerweise die Jagd kaum hinzu. Ihre Thäler sind außerordentlich reich an Gazellen und Antilopen, die südlichen haben häufige Besuche vom Strauß, der Wadan ist häufig und der Büffel kommt vor; man sollte also meinen, daß bei ihrem Ueberfluß an Zeit sich besonders die Bewohner der westlichen Thäler, deren Lebensweise und rastloser Sinn außerordentlich damit harmoniren sollte, mit Leidenschaft diesem lohnenden Zeitvertreibe hingeben würden.

Sie fangen auch wohl hie und da Gazellen und Antilopen in Fallgruben und Schlingen oder jagen sie mit Windhunden; doch sind sie weit entfernt, sich der Jagd aus nationalem Vergnügen hinzugeben. Ihr energischer, rastloser Sinn hat nur ein Auskunftsmittel gefunden, die Zeit mit einigem Nutzen zu verbringen, und das ist „Reisen". Sie sind entweder selbst Kaufleute, doch dann sicherlich in sehr bescheidenem Maßstabe, oder sie sind mit ihren Kameelen unterwegs, dieselben von Fessan nach Kauar, von Kauar nach

Bornu und zurück vermiethend. Kleinere kaufmännische Reisen unternehmen sie nach Bornu, Wadjanga, Ennedi, zu den südlichen Tibbu im Norden Kanems und Bornu's, oder zu den Arabern jener Gegenden (Mohamed-Uelad-Sliman).

Sind sie zu Hause, so schwatzen sie, streiten in Wort und That und berathen Plünderzüge gegen Fessan, die Tuareg oder andere Tibbu-Stämme, die sie in Gestalt von nächtlichen Ueberfällen und Diebereien aufführen. Bei dieser wirklich nationalen Beschäftigung werden sie von ihrer nüchternen, zähen Natur, ihrer körperlichen Gewandtheit und ihren herrlichen Kameelen wesentlich unterstützt.

Den Hauptverkehr unterhalten sie mit Fessan und mit Kauar und besonders ist ihnen der mit dem ersteren Lande fast unentbehrlich. Kauar ist ihnen ein zu unsicheres Land, zu sehr ausgesetzt den Razzien der Uelad Sliman, der Tibbu Goraan und Dasa und zu abhängig von den Tuareg Kelowi, um sicher auf seinen Markt und seine Einwohner zählen zu können. Ackerbau-Producte liefert Kauar überdies gar nicht; die Datteln sind von sehr mittelmäßiger Qualität und der Markt in Kleiderstoffen ist unsicher und mäßig versorgt. Fessan im Gegentheil mit seiner ausgedehnten Dattelbaumzucht und der ausgezeichneten Qualität seiner Früchte, seiner regelmäßigen Einfuhr von Cham von Tripoli her, von Bornu- und Sudan-Stoffen und seinem sicheren Absatz der unbedeutenden Landesproducte Tibesti's ist ihnen absolut nothwendig geworden. Dies erkennen die Tibbu Reschade, die des Verstandes nicht ermangeln, sehr wohl an, und wenn in den Mißhelligkeiten, die in neuester Zeit zwischen Fessan und Tibesti herrschen, die Tibbu langsam nachgeben werden, so geschieht dies wahrlich nicht aus Furcht vor der jämmerlich kraftlosen Localregierung zu Mursuk, sondern aus dem Bewußtsein, daß sie materiell zu sehr von ihrem natürlich begünstigteren Nachbarlande abhängen, um eine lange anhaltende Unterbrechung der Relationen ertragen zu können. Als Verkehrs- und Tauschmittel galt bisher der Cham. Mit ihm kaufte und verkaufte man Datteln, Ziegen, Toben, Kameele, Sclaven. In neuester Zeit hat sich der Maria Theresien-Thaler, Buteïr oder Real auch hier eingebürgert und ist jetzt sehr gesucht. Bei Abwesenheit von kleiner Münze hilft man sich durch Zerschneidung der Thaler.

Wenn auch wohl kaum eine lange Zeit verflossen ist, seit sich die Teda Tu's zum Islam bekennen, so ist ihnen selbst doch die Periode, in der ihre Väter diesen Glauben annahmen, schon gänzlich unbekannt geworden, wie sie überhaupt ohne jeden Blick in die Vergangenheit, ohne allen bewußten Zusammenhang mit den Jahrhunderten ihrer Vorväter nur der Gegenwart leben.

Man irrt sich sehr in der Annahme, daß der Islam keine tiefen Wurzeln bei ihnen geschlagen habe, und daß sie deshalb vielleicht toleranter und weniger abgeschlossen gegen die Fremden seien. Sie sind im Gegentheil ihrem Glauben mit der kindlichen Gluth zugethan, welche die ungelehrten Massen stets kennzeichnet. In Bezug auf die Tibbu hört man die Araber oft sagen, was wissen diese Hunde vom Glauben an Gott und seinen Propheten? Wahrlich, sie wissen ungefähr gerade so viel davon als sie selbst, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich vielleicht ihrer Unkenntniß mehr bewußt sind und das, was ihnen ein Geheimniß blieb, mit um so größerer Gluth und Hingebung verehren. Allerdings giebt es Viele unter ihnen, deren Kenntniß des vorgeschriebenen Gebetes mit „Allah Akbar“ anfängt und auch schon endigt, doch dafür halten sie die Stunden des Gebetes pünktlich ein und denken dabei ebensoviel und vielleicht mehr als Viele, die in feierlich klingendem Tonfall nach allen Regeln der Kunst zu beten verstehen und sich dadurch über Andere erhaben glauben.

Daß dieser Eifer nicht erkaltet, dafür sorgt die religiöse Genossenschaft, die sich das Seelenheil der Bewohner der östlichen Wüste angelegen sein läßt. Sidi Senusi, der Stifter derselben, ist zwar seit Jahren todt, doch seine Söhne und Nachfolger setzen die Mission mit bedeutend vermehrten Mitteln von ihrem Centrum Dscherhabub bei Siwah aus fort. Von hier, wo sie Hunderte von Studenten und Nachfolgern um sich gesammelt haben, entsenden sie ihre Missionäre und Boten, streuen die Keime des Glaubens aus und sichern und pflegen sie durch Gründung von Sauyen. Von weit und breit fließen freiwillige Gaben in reicher Fülle bei ihnen zusammen und dienen im großartigen Maßstabe ihren religiösen Zwecken. Dies ist auch das Glaubenscentrum für die Tibbu Reschade, die der großen Entfernung wegen von einer Commandite zu Wau aus, im fessanischen Bezirke Scherkiya gelegen, geistig regiert werden. Wunderbarerweise findet

sich keine Sauya Sidi Senussi's in Tibesti selbst, während doch Bardaï ein sehr geeignetes Centrum dazu abgeben würde, und obgleich sich die neu bevölkerte Oase Kufara, und Wadjanga mit einer viel unbedeutenderen Bevölkerung einer solchen erfreuen sollen. Ihr Glaube muß natürlich von außen geschürt werden, da aus ihrer Mitte noch keine Erklärer des Koran, keinerlei Kirchenlichter, Säulen und Pfeiler des Islam hervorgegangen sind. Vom Glauben ihrer Väter ist auch nicht einmal die Erinnerung geblieben. Doch sind wohl ihre häufigen Opferfeste, die zur Erflehung von Fruchtbarkeit, durch Schlachtung von Ziegen gefeiert werden, und die Sitte der Reisenden, an bestimmten Plätzen einige Datteln oder dergleichen Naturproducte als Opfer zu deponiren, ein Ueberbleibsel aus ihrer heidnischen Zeit. Die äußeren Vorschriften der Religion befolgen die Tibbu Reschade äußerst regelmäßig: Gebet, Abwaschung, Fasten, Beschneidung, Vermeidung des Genusses unreiner Nahrung, nicht correct geschlachteter Thiere u. s. w. Die einzige Sünde, welcher sie sich im Allgemeinen überlassen, ist der Genuß gegohrenen Palmensaftes (Lakbi). Den Glauben an Talismane, zauberhaften Einfluß von Koransprüchen, von besonders heiliger Hand geschrieben, die sie in wahrer Unmasse, wie schon erwähnt, an Takia, Turban, Oberarm, um den Hals in kleinen Lederfutteralen tragen und deren Wasserabsud sie trinken, theilen sie mit den Arabern. Zur Beerdigung ihrer Todten graben sie eine Grube, welche tiefer ist, als es in der Gewohnheit der Araber und Fessaner liegt.

Von der Erlaubniß der Polygamie, die ihnen der Islam giebt, machen sie einen sehr mäßigen Gebrauch. Sie haben wohl nie zwei Frauen an demselben Orte, und selbst die Verstoßung einer Frau ist ein viel selteneres Ereigniß als in allen anderen muselmanischen Ländern. Höchstens fügen sie zu der heimischen Tibesti-Frau noch eine Gefährtin in Fessan oder Kauar, je nachdem sie ihre Verbindungen mehr hierhin oder mehr dorthin führen. Zuweilen hat allerdings der Tibbu Reschade der westlichen Thäler auch wohl eine Frau für die Bardaï-Saison. Doch die beiweitem größere Majorität begnügt sich mit einer Frau im Vaterlande und würde auch anderenfalls die Frau gar nicht die Stellung in Haus und Familie einnehmen können, die sie thatsächlich inne hat, und das würde sicherlich sehr zum Nachtheil des oft und lange abwesenden Gatten ausschlagen.

Dem Heiraten gehen äußerst bindende Gelöbnisse voraus, die kaum jemals gebrochen werden, so lang auch oft der Zeitraum ist, der die Versprochenen von der Realisation des Bundes trennt. Ja, dies geht so weit, daß wenn der Verlobte stirbt, gemeiniglich sein Bruder oder nächster Anverwandter, wenn unverheiratet, an seine Stelle tritt.

Die Verlöbnisse sind so langdauernd, um dem Bräutigam die Zeit zu geben, sich das nöthige Vermögen zu erwerben. Je nach den Umständen beansprucht nämlich der Vater der Braut mehrere Kameele, Esel, Schafe oder Ziegen, sozusagen als Kaufpreis, von dem er allerdings bei der Etablirung des neuen Haushaltes einen Theil als Aussteuer zurückgiebt. — Am Tage der Hochzeit, welche ungefähr nach arabischer Sitte gefeiert wird, führt der Mann seine junge Gattin in sein Haus, behält sie sieben Tage und liefert sie dann den Eltern zurück, indem er selbst seinen Geschäften nachgeht, nach Fessan, Kauar, Bornu reist und oft jahrelang ausbleibt. Während dieser Zeit bleibt die Frau im elterlichen Hause; kommt jedoch später wieder eine längere Abwesenheit des Gatten vor, so bleibt sie im ehelichen Etablissement. Die Ehen sind im Allgemeinen nicht sehr kinderreich, was gewiß in der allzu häufigen und langen Abwesenheit der Ehemänner seinen Grund hat.

Die Sclaven sind glücklicherweise nur in beschränkter Anzahl vorhanden; glücklicherweise für die Teda Tu, deren Reinerhaltung von fremden Elementen dadurch begünstigt wird, und noch mehr glücklicherweise für die armen Sclaven, deren viele dadurch der traurigen Perspective entrückt werden, nach Tibesti verkauft zu werden.

Die Sclaven der Tibbu Reschade sind wirklich in einem herzzerreißenden Zustande der Verkommenheit. Lebt man schon im Allgemeinen in Tibesti allzu mäßig, so unterwirft man die Sclaven geradezu einer continuirlichen Hungerkur, welche den aus den üppigen Ländern des Sudan Kommenden um so empfindlicher sein muß. Den Luxus von Kleidern erlaubt man ihnen ebenfalls sehr selten; ein Stückchen Baumwollstoff oder Leder mit der Bestimmung des paradiesischen Feigenblattes und kaum größer muß ihnen genügen, und dies führt die für Kälte so empfindlichen Neger-Organismen im Vereine mit dem Hunger oft einem schleunigen Tode entgegen.

Begegnen sich zwei Tibbu auf der Reise, wo die Begrüßungsceremonie am vollständigsten ist, so ziehen sie den Litham höher hinauf, senken den Turban bis zu den Augen, so daß nur ein schmaler Spalt für diese übrig bleibt, legen den langen Dolch, den sie vielleicht der Bequemlichkeit wegen an den Kameelsattel gehängt hatten, an das Handgelenk, ergreifen Lanze, Speere und Wurfeisen mit der rechten Hand, den Zügel des Kameels mit der linken und nähern sich einander mit ernster Würde bis auf einige Schritte, dann hocken sie schweigend nieder, zupfen noch einmal den Litham in feierliche Falten und Einer beginnt mit ernster Stimme zu fragen: „Laha inkennaho?“ was der Andere ebenso ernst mit „Laha!“ beantwortet. Dann folgen eine Reihe gleichbedeutender Phrasen, wie „Lahanibni?“ „Killahani“ oder „Gita inna dúnnia?“ welche die invariable Antwort „Laha“ zur Folge haben. Von den Fragen ist die allgemeinste und einfachste „Killahani?“ welche unserem „Wie geht es Ihnen?“ am besten entspricht. Nach mannigfachen Wiederholungen und Combinationen dieser Phrasen und ihrer stereotypen Antwort „Laha“ intonirt der Eine plötzlich ein kräftiges „Ihilla“, welches von demselben Ausdrucke aus dem Munde des Anderen, nur eine Note tiefer gefolgt ist, und nun geht es in absteigender Tonleiter abwechselnd, bis die Stimme in einem dumpfen Grunzen erstirbt. Dann ermannt sich Einer und giebt durch ein neues kräftiges „Ihilla“ der Ceremonie einen neuen Aufschwung. Dazwischen mischt man geschmackvoll die oben angeführten Fragen nach dem Befinden, und wenn die Ceremonie in dieser maßvollen Abwechslung noch eine schickliche Zeit lang den Beweis von Lebensart geliefert hat, so flechtet man auch Fragen vom allgemeinen Interesse ein, bis zuletzt nur noch eine gewöhnliche Unterhaltung übrig bleibt.

Man muß natürlich diesem ceremoniösen Benehmen nur den formellen Werth beilegen, den es wirklich hat. Es involvirt so wenig wirkliche Höflichkeit, daß oft die der Begrüßung beigemischten Fragen, welche ihr gegenseitiges Interesse betreffen, einen wüthenden Streit erregen, ehe die Conversation in ihrer vollen Ausdehnung beendigt ist. Sie halten so wenig darauf, diese Höflichkeit zu zeigen, daß vielmehr jeder Tibbu wenigstens auf Reisen, d. h. den Augen der Landsleute und folglich des Rechtes entrückt, fürchtet, einem Landsmanne zu begegnen, nur Räuber und Diebe in allen ihm nicht

persönlich bekannten Individuen witternd. Jeder fürchtet sich vor seinem Nächsten, sobald er nicht durch die Gegenwart Aller vor dessen Uebergriffen gesichert ist; Mißtrauen regiert alle ihre Schritte und ihren Verkehr. So erzeugt sich der Argwohn, die Heimlichkeit, mit der Jeder seine Hütte sozusagen „außer Schußweite" des Nachbars, in verborgenen Felsschluchten aufschlägt und die Nacht zum Tage macht.

Da, wo sie gezwungen sind, nahe bei einander zu wohnen, inmitten ihrer Gärten und Dattelbaumpflanzungen, hört Zank und Streit nicht auf. Es vergeht keine Woche, daß nicht leichte und schwere Verwundungen in Folge ihrer Zank- und Streitsucht vorkommen. Ihre Eitelkeit und ihr aristokratischer Stolz machen sie um so empfindlicher und gefährlicher, im Nu und durch nichts verletzt, brausen sie auf, und wehe, wenn ihre Lanze zur Hand ist.

Da ist auch keine Spur von gemüthlichem Volksleben, das Vergnügen findet an gemeinsamen Erholungen, Ergötzlichkeiten, an Musik und Tanz, an Spiel und Scherz. Wohl hört man bei festlichen Veranlassungen die Trommel, das Tamburin und eine Art Derbuka ertönen, doch wie weit bleiben diese Versammlungen entfernt von den harmlosen Zusammenkünften der Neger Bornu's, die in kindlicher Fröhlichkeit sich nur der Gegenwart und ihrer Lust hingeben. Wie kalt sind sie selbst im Vergleich mit den Volkslustbarkeiten der Fessaner, in denen viel Negerblut steckt. Schon die ernsten Physiognomien der Tibbu, ihr Ausdruck versteckter Berechnung, ihre verschlossenen Züge scheinen gar nicht in dieses Volksleben zu passen. Trotzdem sind sie „große Freunde der Rede", ja geschwätzig. Da sitzen sie Tag für Tag, Abend für Abend und discutiren und raisonniren über Razzien und ihre Streitigkeiten im Lande selbst, bis ein Diebstahl, eine Beleidigung, eine Verwundung oder gar ein Mord das Interesse der Actualität gewinnt und ihnen für Wochen Gelegenheit giebt, ihr argumentirendes Rednertalent zu üben. Dies ergeht sich nicht allein, sobald es sich um ihr eigenes Interesse handelt, in Spitzfindigkeiten und Nebenumständen, um die Hauptfrage in den Hintergrund zu drängen, sondern basirt sich auf ein eigensinnig, gewaltsam verdrehtes Rechtsbewußtsein.

Es ist trostlos, sie dann in ihrer Discussion zu beobachten, aber geradezu verzweifelt, selbst darein verwickelt zu sein. Jeder hält mit einer Zähigkeit,

einem Eigensinn seine Scheinargumente fest, welche den Fremdling endlich zu verzweifelter Resignation treiben. Dabei vertheidigt er sie nicht offen Auge in Auge, sondern bohrt diesen Spiegel seiner Seele entweder in den Sand vor sich oder läßt ihn vage in die Ferne schweifen, aber verräth keinesfalls auch nur eine Spur von dem, was in ihm vorgeht.

Ist der Umgang mit den Arabern ihrer Doppelzüngigkeit, ihres Mangels an Aufrichtigkeit wegen unerfreulich, der Verkehr mit den Tibbu Reschade ist geradezu unheimlich. Niemand kennt Billigkeit, höchstens starres Recht, Niemand eine andere Norm für seine Meinung und Handlungsweise als Interesse, Habsucht, höchstens noch Rachegefühl. Dem unterjochen sie ihr Raisonnement, dem zuliebe scheinen sie vor sich selbst die eigene Ueberzeugung zu fälschen, sich hartnäckig aller besseren Ueberzeugung verschließend. In Fragen, welche nicht ihr eigenes Interesse berühren, sind sie verständig und urtheilsfähig genug, doch sobald dies berührt wird, ist es mit ihrem klaren Urtheil zu Ende.

Daß die Tibbu Reschade habsüchtig und stets auf ihren Vortheil bedacht sind, theilen sie im Allgemeinen wohl mit allen von der Natur ihres Landes stiefmütterlich Behandelten, welche auf etwas primitiver Culturstufe stehen geblieben sind. Doch bestehen in dieser Eigenschaft bedeutende Gradverschiedenheiten. Ihr ernster Charakter, welcher nichts mit dem der meist sorglosen Kanuri gemein hat, und die Zähigkeit ihrer ganzen Natur accentuiren dieselben bei ihnen über Gebühr. Sie lassen sich in der That keine Gelegenheit entgehen, ihrem Vortheil zu dienen, ihr ganzes Dichten und Trachten ist auf ihn gerichtet. Trotzdem sie einen gewissen Hang zur Eitelkeit haben, die Reisende oft constatirt haben, so gewinnt dieser doch nie die Oberhand über ihren praktischen Sinn. Jeder Appell an ihr Herz ist für sie unverständlich und ohne Widerhall. Die ewig speculirende Selbstsucht markirt ebenfalls ihre Beziehungen untereinander und erzeugt die Heimlichkeit, Verschlossenheit, Unwahrhaftigkeit ihres ganzen Wesens und den Hang zum Diebstahl, dem sie mit Gewandtheit und Schlauheit huldigen.

Zur mildern Beurtheilung dieses unvortheilhaften Bildes darf man jedoch die dieser moralischen Verkommenheit zu Grunde liegenden Umstände nicht vergessen. Neben der Armuth ihres Landes und den Entbehrungen,

welche ihnen dieselbe auferlegt, muß uns vorzüglich die Thatsache gewärtig bleiben, daß die unglücklichen Tibbu von jeher neben ihrer ohnehin peniblen Existenz den Verfolgungen und der Plünderungssucht ihrer mächtigeren Nachbarn zum Opfer fielen. Die Sultane und Gouverneure von Fessan ergossen periodisch ihre Soldaten, welche damals zahlreicher waren als jetzt, zur Sclavenjagd über Tibesti, Wadjanga, Bornu und Kanem, die Araber der großen Syrte ließen Razzia auf Razzia folgen, und die Tuareg, die ihnen im kriegerischen Wesen überlegen sind, betrachten sie nur zu oft als leichte Beute. Der beste Beweis, daß bei friedlicheren und harmloseren Beziehungen zu den Nachbarn auch die wilden Tibbu Reschade ihren Charakter wesentlich modificiren würden, liegt in der Thatsache, daß diejenigen von ihnen, welche das südliche Fessan bewohnen, sich den immerhin geregelteren Zuständen dieses Landes nicht allein mit Leichtigkeit fügen, sich gewöhnen, in ihren Verhandlungen ehrlicher zu sein und Wort zu halten, sondern schnell im Ganzen mildere Sitten adoptiren, sich später nur schwer entschließen, nach Tibesti zurückzukehren, und endlich nur mit Furcht an die Wildheit und Treulosigkeit ihrer Landsleute denken. Doch freilich sind auch sie noch wegen ihrer Lügenhaftigkeit berüchtigt.

Ihr politisches Gemeinwesen ist nicht geeignet, in ihnen Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit zu entwickeln. Tradition und Usus halten es mit lockerem Bande mühsam zusammen.

Die Teda Tu's scheiden sich in Edle (Maina) und Volk, und an der Spitze des Ganzen steht ein Sultan oder Fürst (Dardeï), welcher abwechselnd aus einem der vier Zweige der Tomaghera, welche im Lande wohnen, hervorgeht. Die Macht desselben ist durch das aristokratische Element der Edlen beschränkt und thatsächlich unbedeutend. Zwar haben einzelne Fürsten, wie noch der Vorgänger des jetzigen, der Maina Taherke, sich großer Autorität erfreut, doch lag dies mehr in seiner Persönlichkeit als in seiner Stellung. Eine wie geringe Machtentfaltung diese selbst implicirt, sieht man hinlänglich an dem Einflusse, dessen der jetzige Sultan Tafertemi genießt. Der Dardeï präsidirt der Versammlung, dem großen Rath der Edlen, der alle Fragen von öffentlichem Interesse ventilirt und entscheidet. Er wird bei allen Unternehmungen und streitigen Fällen zu Rathe gezogen und hat das Recht, bei zu unter-

nehmenden Razzien den mit ausgedehnter Gewalt bekleideten Anführer zu ernennen. Doch hat er weder die Gerechtigkeitspflege in der Hand, noch kann er auf eigene Faust irgend welche öffentliche Anordnungen treffen, noch hat er irgend welche Executivgewalt zu seiner Verfügung. Seine Zustimmung sucht man in althergebrachter Achtung vor seiner Würde zu Allem, handelt jedoch vorkommenden Falles auch ohne dieselbe nach eigenem Ermessen. Er dagegen kann in keinem Falle der Zustimmung der Versammlung der Edlen entbehren. Materielle Vortheile erwachsen dem Tardeï aus seiner hervorragenden Stellung nicht, wenigstens sind dieselben nicht nennenswerth.

Beim Regierungsantritte bietet das Land seinem Tardeï als Aussteuer und Insignien ein Zelt, einen Teppich, einen Burnus und einen rothen Torbusch dar, und außer diesen Emolumenten hat derselbe einen beträchtlichen Antheil an der Beute der Razzien, an dem Durchgangszoll der Caravanen und den Geschenken der Reisenden. Doch freilich sind Caravanen und Reisende seit der Unterbrechung des Caravanenweges zwischen Mursuk und Wara und bei dem abscheulichen Rufe der Tibbu von äußerster Seltenheit. Früher gab es zwei Sultane im Lande der Tu, einen aus dem Stamme der Tomaghera und einen aus dem der Gunda.

So noch zur Zeit des Maina Taherke, neben dem noch Ali-ben-Sidi functionirte. Doch nach dem Tode des Letzteren hat man sich dahin geeinigt, den Tomaghera allein das Vorrecht zu lassen, den Tardeï zu liefern, während die Gunda nur dadurch ausgezeichnet bleiben, daß ihr Chef mit jenem bei Beutevertheilung, Durchgangszöllen und Geschenken zu gleichen Theilen participirt.

Das Volk hat keinerlei Rechte, aber auch keinerlei Pflichten. Abgaben sind ihm unbekannt, doch ist sein Loos bei der Armuth des Landes trotzdem kein beneidenswerthes. Die Beute der Razzien fällt fast ganz den Edlen zu, und wo nicht, wie im Flußthal Bardaï, Arbeit und Landbau in etwas blühen, sind sie großentheils der Gnade dieser anheimgegeben. Die Edlen sind in fabelhafter Menge vorhanden. Fast jeder ist Maina in den westlichen Thälern, entwickelt mit Stolz seine edle Abkunft und ist dem entsprechend hochmüthig und anspruchsvoll. Den Ursprung dieser Aristokratie dem Volke gegenüber festzustellen, muß späteren Forschungen überlassen bleiben.

Diese sociale Schichtung und die politische Anordnung schließt sich den Zuständen an, die wir bei den verschiedenen Gliedern der großen Berberfamilie finden, und sondert die Tibbu Reschade entschieden von den reinen Negervölkern, wo der Absolutismus des Sultans ohne hemmendes aristokratisches Element vorherrscht. Aus dem Volke sondert sich noch ein Element ab, dessen exceptionelle Stellung schon durch Gerhard Rohlfs bekannt geworden ist, das der Schmiede. Wenn schon in anderen Ländern und Völkern sich an diese Profession sonderbare geheimnißvolle Eigenschaften knüpfen, die sich sogar nicht selten auf die Frau übertragen, so beschränkt sich doch die Eigenthümlichkeit in Tibesti nicht auf die Kenntniß von Zaubertränken u. s. w., es nehmen vielmehr hier die Schmiede eine höchst sonderbare Paria-Stellung ein, die sie gänzlich von der Gesellschaft ihrer Mitbürger ausschließt. Jemand einen Waffenschmied heißen, ist eine Beleidigung, die nur durch Blut gerächt werden kann. Niemand giebt seine Tochter einem Schmiede zur Frau, Niemand läßt seinen Sohn das Handwerk eines solchen erlernen, Niemand steht in näherer Verbindung mit diesen Paria. Das Handwerk vererbt sich von Vater auf Sohn, die Verheiratungen geschehen unter Ihresgleichen und so bleibt die Race für sich rein und unvermischt. Und doch ist dies nicht reine Verachtung. Es wird auf der anderen Seite Niemand einfallen, einen Schmied zu beleidigen oder gar mit bewaffneter Hand anzugreifen; die größte Schande würde solcher That ankleben. Er wird vielmehr wie ein Weib betrachtet, wie sich denn Niemand gern weibisch schelten läßt und es überall eine Schande ist, ein Weib zu beleidigen. Trotz aller Anstrengung ist es noch nicht gelungen, den Ursprung dieser geheimnißvollen Paria-Stellung zu ergründen. Uebrigens unterscheiden sich diese Leute in nichts von ihren Landsleuten, und Niemand zweifelt an ihrem gemeinsamen Ursprung und Herkommen.

Die Gerechtigkeitspflege vollzieht sich nach dem Usus vergangener Jahrhunderte. Mord fällt der Blutrache anheim und kann nie sofort durch Geldbuße gesühnt werden. Jeder Mörder wird landesflüchtig und kehrt nie mehr in sein Vaterland zurück, wenn nicht etwa, wie dies nach langen Jahren freiwilligen Exils bisweilen geschieht, endlich die Familie des Ermordeten dem Thäter gegen bedeutende Geldopfer gestattet, wieder in der Heimat zu

leben. — Schwere Beleidigungen in Wort und That werden bei der Zornmüthigkeit der Tibbu gewöhnlich durch blutigen Kampf entschieden; Diebstähle, Verleumdungen, leichte Beleidungen hingegen werden durch Geld gesühnt, je nach der Schwere des Falles und dem Vermögen des Schuldigen.

Jeder ältere angesehene Mann genügt, die streitigen Fälle zu entscheiden und die Strafe zu fixiren; es ist durchaus nicht nöthig, die Angelegenheit dem Sultan zu unterbreiten. In schwierigen Fällen, und die klarsten und einfachsten werden oft zu solchen bei dem Eigensinn und der Rechthaberei der Tibbu, appellirt man an mehrere ältere, angesehene Männer, oder die ganze Versammlung der Edlen nimmt die Angelegenheit in die Hand, und nach tagelangen endlosen Discussionen und Negociationen gelingt es fast stets, den Handel beizulegen.

Ehebruch und Verführung, die übrigens selten vorkommen, überliefern den Thäter dem Dolche des beleidigten Gatten, des Vaters, sofern dieser den Angriff auf seine Ehre beweisen kann. Da kein Kadi bekannt ist und kein in der Gesetzeskunde des Islam bewanderter Mann in Tibesti lebt, so recurriren sie in Fällen, wo ihre Weisheit zu Ende ist, an den Chef der Sauya Sidi Senusi's zu Wau im fessanischen Districte Scherkiya, dessen Urtheil wohl stets als endgiltig angenommen wird.

In physischer, intellectueller und moralischer Beziehung kann man die Bewohner in Kürze also charakterisiren: dieselben sind mehr oder weniger dunkelhäutig, mager, mittlerer Größe, ebenmäßigen Körperbaues, kaukasisch in Zügen und Kopfbildung, energisch, ausdauernd, mäßig, gewandt und waffenkundig, gleich den Tuareg sind sie rastlose Reisende und verwegene Räuber, verständig, berechnend, habsüchtige Egoisten, mit den Arabern der Oasen-Ksors theilen sie den Geiz und den Hang zur Lüge, sind aber überdies verrätherisch, wild, gefühllos und grausam; mit den Ahaggar-Tuareg theilen sie den Eigendünkel und die Zanksucht, gleich jenen sind sie im Verkehr mit fremden Stämmen ungemüthlich und zornmüthig, von maßlosem Stolz und aristokratischem Dünkel, dabei zügellos, mißtrauisch und fanatisch.

Die Stärke der Bevölkerung ist schwer, ja unmöglich zu bestimmen. Die ungefähre Zahl von 5000 Seelen, welche Gerhard Rohlfs angiebt, mag richtig sein, bleibt aber jedenfalls etwas unter der Wahrheit. Denn wenn auch die Wüstheit und Armuth des Landes eine nur spärliche Bevölkerung erlaubt, so ist doch die Zahl der bewohnten Thäler groß, und wohin man von ihnen aus seine Schritte in Feldschluchten und Nebenthäler lenken mag, überall stößt man auf ihre zerstreuten Hütten.



XII.

Von Tibesti nach der Jupiter Ammon-Oase.

Kehren wir nun in das Flußthal Zuar zurück, um von hier aus unsere Wüstenwanderung wieder aufzunehmen. Unser Ziel, die alte Heimstätte egyptischer und später griechischer Cultur, die Jupiter Ammon-Oase, liegt zwar in gerader Luftlinie nur 1200 Kilometer oder 40—45 Tagereisen nordöstlich vom Euneri Zuar entfernt, und wir würden auch gewiß diesen Weg einschlagen, wenn nicht, wie uns ein Blick auf die Karte überzeugt, die Ausführung eines solchen Vorhabens an der Unmöglichkeit scheitern würde, das Sandmeer der libyschen Wüste zu überwinden. Weder im Alterthum, noch seither hat je eines Menschen Fuß diese fürchterliche Region der allen organischen Lebens baren Sandwüste zwischen Tibesti und den libyschen Oasen durchmessen, weiter nach Osten als bis zur für den europäischen Forschungsreisenden noch jungfräulichen Oase Kufarah, die durch endlose Sserirflächen (Kieselboden, Hammada) vom Berglande Tibesti geschieden wird, sind selbst die mit den schwersten Reisestrapazen der Wüste vertrauten Tibbu und die Sclaven-Caravanen aus Wadai nicht vorgedrungen. Auch wenn wir nach Südosten unsere Blicke schweifen lassen, nach welcher Richtung sich die Masse des Berglandes Tibesti in nebelhafte Ferne verliert, stoßen wir auf fast gänzlich unerforschtes Gebiet, nur etwa zehn Tagereisen südöstlich von unserem Standpunkte begegnen wir wieder in der Landschaft Borku, in den Oasenthälern Tiggi, Jarda, Jin und Wun, sowie in der Batelch-Oase Jajo dem kühnen und unerschrockenen Erforscher Tibesti's, Dr. Nachtigal; von hier ab aber bis an die fern im Osten plätschernden Fluthen des Altvaters

der Flüsse, bis zum Nil, ist die Südgrenze der großen Wüste eine vollständige terra incognita, erst jenseits derselben durch das steppenreiche Wadai und Darfur, also im nordöstlichen Sudan, schlängelt sich vom Tzadsee bis Chartum am Nil ein rother Faden europäischer Forschung, die Route Dr. Nachtigal's, des ersten Europäers, der nach Wadai hinein und auch glücklich wieder heraus kam.



Scheikh Mohamed Ibn Omar el Tunsi.

Wir entbehren indeß nicht jeglicher Führung, wenn wir nach Südosten aufbrechend, der Caravanenstraße folgen, welche Mursuk in Fessan mit der ehemaligen Haupt- und Residenzstadt Wadai's, Wara, verbindet. Diese in früherer Zeit ziemlich frequentirte Straße zog 1811 der Scheikh Mohamed Ibn Omar el Tunsi, einer der Ulemas von Kairo und Chefrevisor der medicinischen Schule daselbst. Obwohl seine Aufschreibungen über die Gebiete, die er durchzog, nur wenige und dürftige Schilderungen bieten, so

waren sie doch von nicht geringem Werthe, indem sie uns eine treffliche Anschauung von dem Leben und Treiben der Tibbu in den bisher Europäern unzugänglich gebliebenen Kernländern mit Ausnahme Tibesti's geben. Selbst als Ulema blieb er nicht von allem möglichen Ungemach verschont, das die Caravane, in deren Gesellschaft der Scheikh von Wadai nach Fessan reiste, von den Tibbu zu erdulden hatte.

In der Voraussetzung, vom Schicksal begünstigter zu sein als Nachtigal, dem das weitere Vordringen über Enneri Zuar verwehrt wurde, brechen wir in Begleitung mehrerer Tibbu Reschade von Zuarkai auf und ziehen durch ein an seltsamen Zeugenhügeln und Sandsteinfelsen reiches Gebiet längs des Fußes der Berge nach Südosten und überschreiten nacheinander eine große Zahl theils ausgetrockneter, theils von einem schillernden Wasserbande durchschlängelter Flußthäler, unter anderen die Enneri Marmar, Krema, Gereride u. a. Nach Westen schweift das Auge ununterbrochen über eine von isolirten Sandsteinfelsen und Gurs durchsetzte trostlose Hammada, auf welcher alle die Wasserläufe des Berglandes ersterben, das sich zu unserer Linken erhebt und dessen Kamm uns in ununterbrochener Linie begleitet. Die gewaltige Masse des Tusidde ist längst unseren Augen entrückt, und siehe da, am fünften Tage unserer Wanderung entdecken wir, über den Kamm des Gebirges mächtig hervorragend, einen anderen Kegel, von unseren Begleitern Emi Kussi genannt, der dem Tusidde an Höhe gleichkommen soll; für die nächsten Tage bleibt dieser Berg, der gleichfalls eine Therme und einen riesigen Krater beherbergen soll, in welchem man Natron und Schwefel findet, unsere Wegmarke. Endlich nach Sonnenuntergang des zehnten Tages treffen wir in einem blühenden Dattelthale ein und finden uns bei einem Häuflein von zwanzig ärmlichen Hütten, dem Ueberreste einstiger Blüthe und Wohlhabenheit, im Orte Jin in der Landschaft Borku.

Hier sind wir wieder auf bekanntem Boden, und wir überlassen uns für die nächste Zeit der Führung Nachtigal's, der die Landschaft nach vielen Richtungen in Gesellschaft der Uelad Sliman-Araber durchzog. Von den übermenschlichen Anstrengungen und Mühsalen seines Zuges nach Tibesti erholt, war Nachtigal, den wir vorher nach Mursuk begleitet hatten, am 18. April 1870 wieder von Fessan aufgebrochen, und langte am 6. Juni

wohlbehalten in Kuka, der Hauptstadt Bornu's, an, wo er volle acht Monate verweilte. In seiner Ausrüstung durch Scheikh Omar, den Sultan von Bornu, unterstützt, gelang es ihm endlich, Kuka zu verlassen und eine Forschungsreise nach Nordosten zu unternehmen.

Unter dem Schutze der mächtigen Uelad Sliman verließ er im März 1871 Kuka, erkrankte aber bald sehr heftig und verdankte nur reichlich eingenommener Kameelmilch seine Genesung. Durch die Landschaft Kanem zog der Forscher in das Tiefland Egai und nach Ueberschreitung einer drei Tagemärsche breiten Wüste in jenes von Bateleh oder Bodele, das sehr wahrscheinlich mit dem ersteren in Verbindung steht. Dieses Tiefland in nordöstlicher Richtung durchziehend, gelangte Nachtigal nach überaus anstrengendem Marsche Ende Mai 1871 zu den berühmten Quellen von Galakka, die bereits in der Landschaft Borku liegen. An Mühseligkeiten aller Art fehlte es ihm auch auf diesem Zuge nicht, die Kameele starben eines nach dem anderen, sein Pferd war zum Skelet geworden, so daß er einen großen Theil der weiten Wanderung in glühender Sonnenhitze zu Fuß zurücklegen mußte, dabei in der Nahrung auf etwas Hirse und Datteln beschränkt war, und um das Maß der Gefahren und Drangsale voll zu machen, predigte ein Missionär des Senussi-Ordens den Uelad Sliman und den Tibbu, daß der Mord eines Christen das sicherste Mittel sei, in's Paradies zu gelangen. Unter solchen Verhältnissen mußte Nachtigal den Gedanken, nach Wanjanga und Ennedi vorzudringen, aufgeben, und sich mit der Erforschung der Dattelthäler Borku's begnügen, von wo er nach neunmonatlicher Abwesenheit wieder im Jänner 1872 in Kuka eintraf.

Der Aufenthalt in Borku, schreibt Nachtigal, war von trostloser Einförmigkeit, und selbst die Raubzüge, mit denen die Araber daselbst ihre müßige Zeit auszufüllen pflegen, fehlten mehr oder weniger, ein Umstand, der zwar dem gebildeten Menschen in mir zur größten Befriedigung gereichte, aber dem Afrika-Reisenden unwillkürliches Bedauern erweckte. Die Ziele der arabischen Beutezüge waren früher hauptsächlich das Land der Terrawia und die Weideplätze der Einwohner des nördlichen Wadai. Tibesti kann wegen seiner Terrainschwierigkeiten und der gesicherten und versteckten Lage seiner Thäler nur an seinen Grenzen heimgesucht werden, und die

Einwohner sind verständig genug, zur Zeit der Abwesenheit der Araber in Borku unbekannte und schwer zugängliche Thäler aufzusuchen. Wanjanga, das nur vier Tagereisen östlich von Jarda liegt, ist, obwohl einem Angriff rettungslos preisgegeben, zu Beutezügen nicht beliebt, da die aus zwei bewohnten Thälern bestehende Landschaft arm an Kameelen ist. Borku hingegen sehen die Uelad Sliman als ein vom Scheikh Abd el Dschelil (dem einstigen Sultan von Fessan) seinerzeit erobertes, ihnen zugehöriges Land an, das sie nur deshalb nicht bewohnen, weil Kanem (ihre eigentliche Wohnstätte) ihnen größere Leichtigkeit zur Beschaffung von Kleidung und Getreide bietet. Alle drei oder vier Jahre erscheinen sie insgesammt in diesem „ihrem Lande", nehmen die ganze Dattelernte in Anspruch und halten sich für außerordentlich milde und wohlwollende Herrscher, daß sie dies nicht alljährlich thun. Außer der Dattelernte treibt sie aber auch das Bewußtsein der Unzuträglichkeit des Klima's von Kanem (bereits jenseits der Südgrenze der eigentlichen Wüste gelegen und die herrlichsten, von üppiger Vegetation und Wasserreichthum erfüllte Thäler beherbergend) und das Bedürfniß, sich in der besseren Luft des höher gelegenen Theiles von Borku zu regeneriren. Auch ihre Kameele bedürfen zeitweise eines solchen Wechsels, denn Kanem ist keineswegs ein eigentliches Land für Kameelzucht, und es scheint hier vorzugsweise das Natronwasser, welches die Brunnen im Tieflande Egai und Bodele charakterisirt, die Hauptrolle in der besseren Züchtung dieser Thiere zu spielen. Die Herrschaft in diesen Landschaften theilen die Uelad Sliman mit den Mgharba, einem gemischten Araberstamm aus Barka, der aus Raubsucht und Drang nach Abenteuern die Heimat verließ und sein Geschick mit dem jener verband, doch stets gesondert von ihnen lebt. Die meisten dieser Mgharba kamen vor achtzehn Jahren in diese fernen Gegenden, keineswegs mit der Absicht, hier dauernden Wohnsitz zu nehmen, sondern nur auf einer Razzia begriffen. Diese zeitweisen Zuzüge aus der Heimat hielten vielleicht den Verfall der Uelad Sliman auf, welchen Barth, der sie nach ihren großen Verlusten durch die Tuareg 1851 besuchte, als nahe bevorstehend bezeichnete, und deshalb finden wir sie jetzt, trotz ihrer numerischen Schwäche, noch immer als Herren Kanems und Borku's. Sie sind trotz der 37 Jahre, welche sie hier zugebracht haben (seitdem ihr Chef Abd el Dschelil, der uns schon aus der Geschichte

Fessans bekannte und berüchtigte Sultan, im Kampfe gegen die Türken gefallen war), ihren ursprünglichen Sitten und Gebräuchen treu geblieben, da sie damals mit Frauen und Kindern auswanderten, während die Mgharba diese in der Heimat ließen und jetzt nur mit Sclavinen leben.

Halten wir nun in Borku Umschau. Die Dattelthäler Borku's liegen alle nahe bei einander und sind durch wüstes Terrain mit niedrigen und unregelmäßigen Kalkfelsen getrennt. Die Bevölkerung dieser Oasen gleichenden Thäler theilt sich in eine seßhafte und nomadisirende, beide gehören aber der Tibbu-Nation an. Die nördlichen Thäler sind auch gut bevölkert, dank der schwierigen Sandsteinfelsen, welche sie vor den Razzien der Araber einigermaßen sichern, die südlichen hingegen, insbesondere Jin, sind fast gänzlich verödet. Die Thäler sind reich an Dattelbäumen und an Bewässerung, welche durch reiche Quellen besorgt wird, doch während diese in früheren Zeiten auch Quellen des Wohlstandes und der Thätigkeit waren, werden sie jetzt von Jahr zu Jahr weniger benützt. Im Schatten der Palmen bedeckten früher sorgfältig bearbeitete Gärten mit Negerhirse und Weizencultur den sandgemischten Thonboden der Thäler, doch die traurigen politischen Verhältnisse des Landes veröden es mehr und mehr. Von Süden her verheeren es gewöhnlich die Mahamid-Araber, von Osten her bedrohen es die Terrawia oder Bele beständig, und kommen die Uelad Sliman, so haben sie zwar Ruhe vor den genannten Feinden, doch wenig materiellen Vortheil, denn die Früchte ihrer Arbeit heimsen alsdann ihre Herren und Freunde ein. Für den Reichthum an Datteln spricht der Umstand, daß man in Borku für eine Bornu-Tobe gewöhnlicher Art, welche in Kuka selten den Werth eines Thalers erreicht, hier eine volle Kameelladung guter Datteln kauft, welche in Kuka 8—10 Thaler abwirft. Daß wir uns in Borku nicht mehr weit von der Grenze der Wüste und dem fruchtbaren, von tropischen Regen befeuchteten nördlichen Sudan befinden, zeigen uns die häufigen, zuweilen von Regengüssen begleiteten Gewitter, welche im Sommer (Mai—August) über das Land aus Südwest und Südost hinüberziehen. Die übrige Jahreszeit herrscht der Ostpassat mit größter Entschiedenheit und meist mit großer Stärke. Fast täglich macht dann der starke Wind von früh Morgens bis zum Asser (3 — 4 Uhr Nachmittag) jede Beschäftigung des civilisirten

Menschen unmöglich. Die Hütten der Araber, welche wie die der Tibbu Reischade gebaut sind, und die Zelte sind der Wuth des Elementes gänzlich preisgegeben und letztere sind nicht im Stande, ihm dauernd zu widerstehen; dabei führt dieser Wind beständig große Massen feinen Sandes mit, der überall eindringt und langsam Alles zerstört. Die ganze weite Gegend von Borku bis Egai bekommt durch diesen Sand ihr charakteristisches Gepräge; derselbe lagert sich in den geringsten Bodenvertiefungen und die Thäler Bodele's haben ganze Dünengebirge. Die geringste Bodenungleichheit, das geringste Hinderniß, das sich dem Winde entgegenstellt, giebt Anlaß zur Entstehung einer Düne, die stets die charakteristische Form eines Halbmondes hat, dessen concave Seite steil abfällt. Die meisten dieser Dünen verändern allmälig ihren Platz und rücken gegen Südwest vor.

Wir setzen nach einigen Rasttagen in Jin (auch Belad el Omian, oder die Stadt der Adler genannt) unsere Reise über Wun nach Südost fort, und durchkreuzen zunächst den östlichen Theil jenes dünenerfüllten, dabei aber weidereichen Tieflandes Bodele, das in vielleicht noch historischer Vergangenheit mit ausgedehnten Wassermassen bedeckt war, die durch den Bahar el Ghazal, den gegenwärtigen Ausfluß des Tzadsee's, mit diesem in Verbindung standen, denn als Beweis dieser einstigen Wasserbedeckung finden wir in dem von uns durchwanderten, Dschurab genannten Theile des Tieflandes Bodele, wie auch in Egai den Boden mit Skeletresten von Fischen, Muscheln, versteinerten Knochen und Holzstücken bedeckt. Der Bahar el Ghazal selbst ist heutzutage nur ein trockenes, weidereiches Flußbett, denn so groß auch die Wassermenge ist, die der Tzadsee durch den Schari und die übrigen Zuflüsse, sowie durch die im Sommer herrschenden tropischen Regen erhält, so ist sie doch nicht genügend, um den durch die enorme Verdunstung hervorgerufenen Verlust der Wasserfülle des See's auszugleichen. Die folgenden Tage führen uns durch unübersehbare grüne Ebenen, von Talhabäumen und Alendabüschen anmuthig unterbrochen, es sind dies die großen und ausgezeichneten Weidebezirke, auf denen die Mahamid-Araber, deren Reichthum an Pferden und Kameelheerden in der östlichen Sahara bekannt ist, und andere Nomadenstämme, insbesondere auch die Terrawia-Tibbu, ihre Thiere weiden lassen. Wir kommen an zahlreichen Zeltlagern dieser Nomaden vorüber, die sämmtlich

dem Sultan von Wadai tributpflichtig sind und zwölf Tagereisen südöstlich von Jin auch einen großen brunnenreichen Ort, Aradha, bewohnen. Im fernen Osten thürmen sich am Horizonte dunkle Gebirgsmassen auf, aus denen einzelne Gipfel kühn emporragen, es ist die von den Terrawia (auch Bele oder Bideyat genannt) und den Dasa (südlichen Tibbu) bewohnte Berglandschaft Ennedi, die bisher von keines Europäers oder gebildeteren Arabers Fuß betreten wurde, nach den Erkundigungen Nachtigal's aus einem Dutzend ausgedehnter, zum Theil gut bevölkerter Thäler bestehen soll. Nachtigal ist auch der Ansicht, daß die Berge von Ennedi nach Norden mit der Gebirgskette von Tibesti, nach Süden durch die Berge der Zoghawa und das Keranorigebirge mit dem Massiv des Marrahgebirges in Darfor im Zusammenhang stehen. Das Wadi Aradha überschreitend, setzen wir über die Sommerweideplätze der Mahamid- und Beni Hassan-Araber unsere Wanderung fort; Flora und Fauna, sowie landschaftlicher Charakter des durchzogenen Gebietes mahnen uns, daß wir schon südlich von Aradha die eigentliche Wüste verlassen haben und in der steppenartigen Uebergangszone zum Sudan wandeln. Nach achtzehn Tagen halten wir vor der von zwei halbmondförmigen, hohen, zerrissenen und fast unpassirbaren Bergwällen umrahmten, ehemaligen Hauptstadt Wadai's, Wara; ihr Name erweckt in uns schmerzliche Erinnerungen, denn hier wurde ein junges hoffnungsvolles, der Wissenschaft geweihtes Leben vernichtet, wurde Dr. Eduard Vogel ermordet.

Nach kurzer Rast an diesem traurigen Orte, beeilen wir uns, wieder nach der eigentlichen Wüste zurückzukehren, durchziehen in Eilmärschen Wadai, überschreiten die Grenze zwischen Wadai und dem nunmehr eine egyptische Provinz bildenden Darfor und verlassen in Kobe die nach Kordofan führende Caravanenstraße, um nordwärts zur libyschen Wüste zu ziehen. Wir benützen hierzu die zu Beginn dieses Jahrhunderts häufiger frequentirt gewesene, von Browne in dem Jahre 1793 auf der Reise von der großen Oase (Chargeh) nach Darfor und 1796 auf der Rückreise, 1854 von Mohamed el Tunsi verfolgte Caravanenstraße, welche ziemlich direct die große Oase oder Thebaïca mit Darfor verbindet. Einer Zoghawa-Caravane uns anschließend, brechen wir von Kobe auf, durchziehen ein von theils isolirten, theils zu Ketten zusammenhängenden Bergen durchsetztes, steppenartiges Land, bis wir

den Brunnen und die Zeltlager der Zoghawa von Mazruk im Wadi Abu Harras erreichen. Hier gilt es reichlichen Wasservorrath einzunehmen, denn bis zu den elf Tagereisen nordöstlich liegenden Brunnen der Zoghawa, Bir el Malha, von welchen einer seines Natrongehaltes wegen ungenießbares Wasser enthält, stoßen wir auf kein Wasser. Anfänglich noch durch grünes Weideland ziehend, betreten wir jedoch schon am fünften Tage die trostlosen, hie und da von einzelnen Felskegeln aus nubischem Sandstein unterbrochenen Sserirflächen (Hammada), mit welchen einige breite Dünenstreifen abwechseln, die den Marsch der Caravane ungemein verzögern und dem Reisenden große Pein verursachen. Die Sicherheit dieser Route ist auch nicht die beste, da mehrere nomadisirende und Räuberstämme der Araber (Homr-Araber) kleinen Caravanen auflauern und sie ausplündern. Wir bleiben indeß glücklich verschont und setzen ungestört unsere Reise von Bir el Malha über ein die Quelle El Egui bergendes schmales Wüstenplateau nach der Oase Selimeh fort, die wir nach weiteren zwölf Tagen endlich glücklich erreichen und im Schatten ihres Palmenhains von den Strapazen dieser schrecklich ermüdenden Wüstenreise Erholung suchen. Der Anblick dieser trostlosen Einöden, fast jeder Vegetation entblößt, entmuthigt den Reisenden, und die am Westhorizonte ununterbrochen uns begleitenden, grell von der Sonne beleuchteten grauweißen, stellenweise schwarz gefärbten Dünenkämme des libyschen Sandmeeres verschärfen nur diese Empfindung. In jüngster Zeit, 1875, erforschte eine von Oberst Purdy geführte, zur Erkundigung einer directen Route zwischen Alt-Dongola am Nil und Fascher, der Hauptstadt des von Egypten annectirten Darfor, ausgesandte Expedition einen neuen Caravanenweg, welcher reich an Brunnen ist, und im Wadi Mhal durch üppige Kraut- und Grassteppen führt, welche den großen Heerden der Homr-Araber vortreffliche Weideplätze bieten.

Zur Linken unserer eintönigen Route, zwei bis drei Tagereisen im Osten, zwischen dem Sandmeer der libyschen Wüste und dem Nilthale, breitet sich, fast über zwei Breitegrade sich erstreckend, ein schmaler doppelter Kranz von blühenden wasserreichen Oasen aus, deren westlicherer, unserer Route näherer nach den Erkundigungen Dr. Cuny's den Namen Gab el Kebir führt und aus acht kleinen Oasen besteht, während der innere und östlichere etwa

eine Tagreiſe vom Nilthale nach Weſten gelegen, in einer tiefen Einſenkung zehn Oaſen birgt, welche von zahlreichen Brunnen bewäſſert, einſt herrliche Palmenhaine und Culturen, in Folge deſſen auch zahlreiche dauernde Niederlaſſungen der Kababiſch beſaß; gegenwärtig treiben die Bewohner dieſer Oaſen nur Viehzucht und Jagd, die Culturen ſind faſt gänzlich verödet. In höherem Grade als das Landſchaftsbild dieſer Oaſen feſſeln ihre Bewohner, die Kababiſch-Beduinen, unſer Intereſſe. Es iſt ein ſchöner Menſchenſchlag von mittlerer Größe und nahezu alle wohlgeſtaltet. Wäre ihr Teint nicht bronzefarbig, ihre kleinen Hände und Füße, ihre Geſichtszüge würden jeden Vergleich mit den Repräſentanten des ſchönſten Menſchenſchlages der kaukaſiſchen Race zulaſſen. Es gehört zur Charakteriſtik der echten Wüſten-Nomaden, daß Krüppel unter ihnen die größte Seltenheit ſind, während in den Oaſen und Städten unter der ſeßhaften Bevölkerung Lahme, Blinde und Taube oft in erſchrecklich großer Zahl vorkommen, das rührige und doch dabei ſtille und ernſte Leben in der reinen freien Wüſtenluft verleiht den Nomaden auch in dieſem Theile der Wüſte eine kräftige Geſundheit. Unter den Mädchen finden wir manche von ſchönſter Geſtalt und wirklich ſchönem Geſichte, ſie gehen hier alle unverſchleiert und ſelbſt der Oberkörper iſt unbekleidet, ſelten daß ſie ein ſchmales Baumwollentuch, deſſen Farbe die ehemalige weiße Provenienz noch ahnen läßt, um die Schultern und um den Kopf ſchlagen. Im Verkehre mit Männern äußerſt ungezwungen, ſind dennoch ihre Sitten weit über jenen der Städte-Frauen, welche faſt durchwegs ſehr locker ſind. Für die eigenthümliche und kräftige Conſtitution dieſer Beduinen der libyſchen Wüſte mag der Umſtand ſprechen, daß die Männer ſich allgemein das Kopfhaar, mit Ausnahme einer kleinen Scheitelflechte, ganz abraſiren und meiſt unbedeckten Hauptes dahinwandeln, alſo ohne jeglichen Schutz die glühende, ſengende Sonnenhitze ohne Nachtheil ertragen.

Wir verlaſſen nach mehreren Raſttagen die Oaſe Selimeh, deren Ruinen aus altegyptiſcher Zeit ein mächtiger Anziehungspunkt für Archäologen ſind und auch Cailliaud im Jahre 1822 dahin führten, hier kreuzen ſich auch die alte Caravanenſtraße, auf welcher 1698 Poncet, 1701 Pater Krump und 1704 de Roule von Eſneh am Nil der Oaſe zuzogen, mit der von uns verfolgten, und einer in früheren Zeiten von den Sclaven-Caravanen

aus Darfor benützten, westlich von unserer verlaufenden und von Dr. Cuny erkundigten. Ein weiteres Interesse besitzt die Oase für den Paläontologen dadurch, daß eine halbe Tagreise östlich derselben ein versteinerter Wald existirt, ein beredtes Zeugniß, daß in früheren geologischen Epochen die Sahara keine Wüste, sondern fruchtbares Land gewesen sein mußte. Unsere Route führt uns in fast genau nördlicher Richtung über die Salzlager und



Dr. Georg Schweinfurth.

Brunnen von El Schebb; über steinige pflanzenlose Ebenen weitere zwölf Tage dahinziehend, die Oase Kurkur zur Rechten lassend, erreichen wir endlich den südlichsten Vorposten der Oasis Magna, der großen Oase, den grünen Palmenhain von Mex, den Sammelplatz der Darfor-Caravanen zur Erhebung des egyptischen Zolls. Schon von weiter Ferne fällt uns auf der unübersehbaren weiten Fläche ein mit hohen Thoröffnungen versehener Bau, der an ein kleines Kloster erinnern mag, in die Augen, ein Rest aus den

ersten Jahrhunderten christlicher Herrschaft in diesen stillen Einöden. Es ist überhaupt altclassischer Boden, den wir jetzt betreten, auf Schritt und Tritt begegnen wir altegyptischen, altrömischen und christlichen Bauresten, in mehr oder minder zerfallenem Zustande. Ein in der Erforschung Afrika's in erster Reihe stehender Mann, Dr. Schweinfurth, hat auch diesem Theile des schwarzen Continents seine Aufmerksamkeit zugewendet und während eines viermonatlichen Aufenthaltes in der Oase Chargeh im Winter 1873/1874 eine Fülle interessanter Beobachtungen über die Alterthümer der großen Oase gesammelt.

Wir ziehen ohne Aufenthalt weiter, um im nächsten von Dattelhainen umgebenen Orte Beris unser Lager aufzuschlagen. Das Landschaftsbild ist von eigenthümlicher Schroffheit, im Osten ist der Horizont durch den steilwandigen, im Allgemeinen fast kaum gezackten, eher wie eine endlose Linie verlaufenden, hier aber ein scharfes, vorspringendes Eck bildenden Plateauabfall abgeschlossen, nach Westen blicken wir über eine fast völlig ebene, sanft ansteigende Fläche, nach Norden über eine einförmige steinige Ebene, aus der hie und da Steinhaufen und kleine Sanddünen als Wegmarken emporragen. Im Südosten blickt uns auf einem etwa 18 Meter hohen isolirten Hügel ein massives Mauerwerk entgegen, es ist ein unter Trajan im Jahre 117 n. Chr. erbauter egyptischer Tempel, von einer meist wohlerhaltenen 12 Meter hohen Mauer umschlossen. Am folgenden Tage weiterziehend, kommen wir an dem Grabe eines von unseren Begleitern aus Darfor heilig gehaltenen Scheikhs vorüber, bei welchem Heiligthum die Darfor-Caravanen es nie unterlassen, ihre Gebete zu verrichten, und weiterhin passiren wir an den Ruinen eines römischen Castells, einer großen Burg aus ungebrannten Ziegeln, welche einen kleinen egyptischen Tempel einschließen; zahlreiche Ruinen von steinernen Taubenhäusern (Borg genannt) sind über die Landschaft zerstreut und sprechen von dem ehemaligen Wohlstande und einer dichteren Bevölkerung der Oasen. Die immer häufiger werdenden kleinen Palmenwäldchen, theils Dum-, theils Dattelpalmen, untermischt mit anmuthigen Tamariskengebüschen und einzelnen Sorghumfeldern, kündigen uns die unmittelbare Nähe des Hauptortes der Oase El Chargeh an, den wir auch bald erreicht haben, und woselbst wir uns eine längere Ruhepause gönnen

wollen, zumal es an interessanten Objecten, Bauten des Alterthums, nicht mangelt, die wir in Augenschein nehmen wollen.

Der Ort El Chargeh selbst bietet wenig Sehenswerthes. Mitten in die Culturen hineingebaut, nimmt sich die Stadt aus der Ferne sehr hübsch aus. Zwei, das Ganze überragende Minarets und einige große niedere Kuppelbauten, andere hervorragende große Gebäude, die zwischen dem vielstämmigen Palmenwald hervorlugen, geben ein wechselvolles Bild. Aber im Inneren zeigen die engen schmutzigen Gäßchen das Bild der Faulheit und Armuth. Zum Theil sind die Straßen überdeckt, so daß wir wie in vielen anderen Wüstenstädten im Dunklen herumtappen müssen. Reizend und in üppiger Fülle nehmen sich die Gärten in nächster Nähe und zwischen den Häusern aus. Wir verfehlen nicht, uns in einem solchen zu lagern, und schlürfen mit begreiflicher Begierde den süßen Duft der mit Blüthen bedeckten Orangenbäume und Rosensträucher.

Die Bewohner der etwa 6400 Seelen zählenden Oase sind von dunkler Hautfarbe und im Allgemeinen häßlich zu nennen. Die großen Caravanen, welche alljährlich vom Nilthal nach Darfor ziehen, die Neger-Caravanen, welche ebenso oft von daher kommen, mögen wohl nicht wenig dazu beigetragen haben, eine Vermischung herbeizuführen, so daß der Fellahincharakter der Bewohner stark vermischt ist; die häufige Anwesenheit der großen Caravanen hat natürlich auch lockere Sitten der Bewohner zur Folge. An Abgaben zahlt die unter einem egyptischen Mudir stehende und selbstständig verwaltete Oase 300 Beutel. Das eigentliche Interesse der seit Ende des vorigen Jahrhunderts wiederholt von europäischen Forschungsreisenden besuchten (1793 und 1796 von Browne, 1818 Drovetti, 1819 Cailliaud und Letorzec, 1819 Edmonstone, 1823 Wilkinson, 1832 Hoskins), in jüngster Zeit von der Expedition zur Erforschung der libyschen Wüste unter Rohlfs eingehender erforschten Oase bieten die zahlreichen Ueberreste antiker Bauten, deren merkwürdigste der „Tempel von Hibe“ ist. Diese Alterthümer sind, wie Schweinfurth treffend bemerkt, allein im Stande, uns einen Begriff von der ehemaligen Blüthe des gegenwärtig so vernachlässigten, entvölkerten und vergessenen Ländchens zu geben. Auffälligerweise haben die geschichtlichen Ueberlieferungen, welche uns die Vergangenheit

Egyptens in so eingehender Weise geschildert, diese Oase zu allen Zeiten fast gänzlich außer Acht gelassen; weder in den Hieroglyphen-Texten, noch bei Herodot oder bei den Schriftstellern der Kaiserzeit und der ersten Jahrhunderte des Christenthums finden sich mehr als allgemeine und dürftige Notizen; das „Verbanntwerden nach der Oase" wird von den Historikern der römischen Kaiserzeit mit dürren Worten gemeldet, ohne jede weitere



Tempel zu Chargeh.

Bestimmung, wo dieser Verbannungsort lag. Der erste Eindruck, den wir bei dem Besuche dieser Denkmäler vergangener Zeiten erhalten, überzeugt uns, daß die ältere Kaiserzeit der Römer, die Epoche der höchsten Blüthe des Landes war. Fünf gewaltige Römerburgen, deren hohe Mauern aus ungebrannten Ziegeln, dank dem Klima, den vernichtenden Einflüssen der Zeit widerstanden haben, und von weitem die Schritte des Reisenden auf sich lenken, sprechen deutlich genug von der einstigen Bevölkerung und der

ausgedehnten Cultur der Oase Chargeh. Ueber zweihundert noch gegenwärtig sichtbare Brunnen, von denen heutzutage kaum der dritte Theil die Bewässerung der Felder besorgt, legen ein weiteres Zeugniß dafür ab; wie viele solcher Brunnen aber die beständig wandernden Sandhügel den Blicken entziehen, läßt sich nicht bestimmen. Ueber die eigentliche Bestimmung der offenbar einer starken Truppenmacht als Stützpunkte gedient habenden Burgen aus der älteren Kaiserzeit ist keine Nachricht auf unsere Zeit gekommen. Ein noch größeres Interesse als diese Denkmäler aus den letzten Zeiten des römischen Heidenthums beanspruchen die zahlreichen Ueberreste von Bauten aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, dessen früheste Geschichte eng mit jener der Oasen verknüpft ist. Während von ähnlichen Bauten im Nilthale, theils in Folge der Nil-Ueberschwemmungen, theils durch Verwendung des herrenlosen Materials zu neuen Bauten, sich wenig erhalten hat, erhielt sich hier in der Oase, wo eine graduelle Abnahme der Bevölkerung statthatte und zugleich die zersetzende Kraft des Wassers ausgeschlossen war, die große Masse solcher Bauten in wenig veränderter Gestalt bis auf den heutigen Tag. Es erfüllt uns die Betrachtung dieser Bauten mit Erstaunen, und wir bewundern die Geschicklichkeit der Alten, wie sie es verstanden hatten, aus ungebrannten Ziegeln ebenso große und ebenso zierliche Bauten mit Gewölbeconstruction, mit graziösen Thür- und Fensteröffnungen, Nischen u. s. w. herzustellen wie die modernen Baumeister aus gebrannten Ziegeln. Dies gilt vornehmlich für die Römerburgen und die große christliche Todtenstadt von Hibe, 5 Kilometer nördlich von El Chargeh.

Die bleibendsten und wichtigsten Denkmäler, die Brunnen der Oase, stammen sämmtlich aus hohem Alterthum. Die heutigen Bewohner wissen ihren ganzen Scharfsinn und alle Thatkraft nur auf das Entleeren der vorhandenen Brunnenschachte vom Sande zu concentriren, und selbst auch dabei sind ihre geringen Kräfte selten von Erfolg begleitet. Die Tiefe dieser 0·7 Meter im Durchmesser besitzenden, in dem Sandstein des Oasengrundes ausgehauenen Brunnen ist nirgends geringer als 30 Meter, erreicht aber auch 50 Meter. Vier Kilometer nördlich von El Chargeh befindet sich in ebener Lage und mit seinen Vorbauten an die Palmenhaine der Oase anstoßend der Tempel von Hibe, in dessen Kammern die heutigen Bewohner ihr Vieh

beherbergen. Durch seinen hohen Grad von Wohlerhaltenheit, wie durch den Reichthum an architektonischem Schmuck und farbigen Hieroglyphen-Texten behauptet dieser Bau unter allen vorhandenen Tempeln Egyptens eine hervorragende Stelle, und wurde von Darius errichtet, unter Galba zuletzt restaurirt. Drei Vorbaue in ungleichen Abständen errichtet, führen zum Eingangsthor des Hauptbaues, der etwa 50 Meter in der Länge mißt; von diesen Vorbauen ist der innerste vollkommen erhalten und mit reichem, farbigem Hieroglyphenschmuck bedeckt. Ein vom Jahre 1818 datirte Inschrift im Thorwege des Haupteinganges besagt, daß Cailliaud der erste Europäer war, der diesen Tempel besuchte, weitere Inschriften rühren von Edmonstone, von Hoskins und Anderen her.

Nächst diesem Tempel ist die christliche Todtenstadt, einen Kilometer nördlich des Tempels und auf der untersten Terrasse der den Südabhang des Gebel el Ter bildenden Vorhügel erbaut, von den Einwohnern El Baganat genannt, die größte Sehenswürdigkeit der Oase. Ihre Größe sowohl wie die kunstvolle Bauart der Grabdenkmäler sprechen deutlicher, als die abhanden gekommenen Documente der Geschichte es zu thun vermöchten, für den ehemaligen Wohlstand und die bedeutende Bevölkerung dieser jetzt so verödeten Provinz. Gegen 150—200 ziemlich mannigfaltig gestaltete, meist vortrefflich erhaltene Mausoleen erheben sich straßenartig in Reihen neben- und übereinander geordnet amphitheatralisch am Abhange des sanft ansteigenden Hügels und gewähren, von Süden aus betrachtet, den Anblick eines wohlgebauten Städtchens. Einige umfangreiche, mit säulengetragener Vorhalle und vielen Gewölben und Kuppeln geschmückte Mausoleen überragen die übrigen Grabdenkmäler, welche gewöhnlich aus einer 6 Meter im Geviert haltenden, von einer Kuppel überwölbten Kammer bestehen, und deren Wände Nischen verschiedener Größe enthalten, die noch überall einen schönen Gypsbewurf erkennen lassen, mit zierlichen Gesimsen, in der Mauer eingelassenen Säulen mit dorischen Capitälern und Rundbogen, Alles aus ungebrannten Ziegeln und Gyps gebaut. Das Innere dieser Mausoleen ist ausnahmslos durchwühlt worden, und stellenweise liegen die verwitterten Leinen-Todtentücher und Mumien-Bandagen in großen Haufen aufgeschichtet zu Tage, dazwischen die wohlerhaltenen Körpertheile der Todten. Diese Gräberstadt bietet zahlreiche

Belege für die in christlicher Zeit noch lange beobachtete Sitte des Einbalsamirens und Einwickelns der Leichen nach altegyptischer Weise.

Von ungewöhnlichem Interesse sind eine Unmasse griechischer und demotischer Inschriften, manche von großem Umfange und mit feinen Charakteren auf den glatten Stein gemalt, welche sich auf den senkrecht abfallenden Kreidefelswänden am südwestlichsten Abhange des 9 Kilometer im Norden von El Chargeh gelegenen Gebel el Ter finden und aus den verschiedensten Epochen unserer Zeitrechnung herrühren. An diesem unzugänglichen, öden und verlassenen Orte, wo nur die Felsentaube, welche in den Rissen der hohen Kreidewände nistet, wenige Male im Laufe der letzten Jahrhunderte den Fuß eines Jägers hingelenkt haben mag, hat keine fanatische Hand die spärlichen Ueberlieferungen einer der Vergessenheit anheimgefallenen Geschichte verunglimpft. 1000 und 2000 Jahre lang hat der Sturmwind diese versteckten Thäler durchjagt, und doch ist Alles unverändert geblieben bis auf den heutigen Tag. Kaum daß hie und da ein dünnes Kreideblättchen sich unter den rothen Schriftzügen von der Masse des Felsens loszutrennen beginnt; nirgends gewinnen wir eine lebhaftere Vorstellung von der unendlichen Langsamkeit, mit welcher in diesen fast regenlosen Gebieten der Zahn der Zeit an der Umgestaltung der Erdoberfläche arbeitet, der Zeit, welche mit gleichem Maße gemessen, anderwärts die gewaltigsten Veränderungen geschaffen hat.

Unsere Aufmerksamkeit fesselt endlich noch eine als wahre Landmarke sichtbare und auf einem mitten aus der Oasenfläche hervorragenden, nach allen Seiten sanft abfallenden Hügel errichtete Burgruine, welche 3·5 Kilometer im Norden von El Chargeh die ganze Oase beherrscht und einen Fernblick auf alle dieselbe begrenzenden Berge und Steilabstürze bis auf eine Entfernung von 70 Kilometer gestattet. Die Lage dieser „Nadura“ genannten Burgruine, welche einen kleinen egyptischen Tempel einschließt, erklärt zur Genüge, daß sie ausschließlich auf Vertheidigungszwecke berechnet war.

Wir scheiden nunmehr von der Oase Chargeh und wenden uns über eine wellige kiesige Sandebene dem Westufer des steilen Plateauabfalles zu, um in einem tiefen Einschnitte des Gebirgsspornes an einer praktikablen Stelle den steilen Rand zu erklimmen und aus der großen muldenförmigen Einsenkung, in

welcher die Oase liegt, auf das Wüstenplateau zu gelangen. Der Weg führt uns an den Ruinen eines Tempels vorüber und mühsam winden wir uns durch ein Labyrinth von Felsen zur Höhe hinauf. Werfen wir, bevor wir weiterziehen, einen Blick auf dieses unübersehbare, eigenthümliche Wüstenplateau.

Zwischen dem Nil und den libyschen Oasen breitet sich zunächst eine steinige, zusammenhängende Hochebene aus, die von keinem einzigen nennenswerthen Quer- oder Längsthal durchschnitten, von keiner stolzen Bergspitze gekrönt wird. Einer riesigen, gegen Osten ganz sanft abgedachten Tafel von rauher Oberfläche vergleichbar, beginnt dieses durchschnittlich 200—250 Meter hohe Plateau im Süden in der Nähe von Edfu, hört im Norden etwa am Fayum auf, wird im Osten vom Nil begrenzt und im Westen durch die Oaseneinsenkung scharf abgeschnitten. Nur nordwestlich von Farafrah springt eine Zunge von dreieckiger Form in's Herz der libyschen Wüste hinein.

Die Ausdehnung dieses Plateaulandes hängt ziemlich genau von der Verbreitung der älteren Tertiärschichten ab. Diese bestehen der Hauptsache nach aus festem, lichtgefärbtem Kalkstein, der aber unter Einfluß der Atmosphäre häufig eine schwärzliche Oberfläche erhält. Meist ist der Boden von scharfkantigen Blöcken und Steinen, seltener von Gerölle oder Feuersteinsplittern übersäet. Oftmals wandern wir auch über Strecken, wo gewaltige, bombenähnliche Kalksteinkugeln von $^1/_2$—2 Meter Durchmesser massenhaft umherliegen. Die Araber nennen diese seltsamen, zuweilen durch Reif, Thau und Sonnengluth geborstenen und in viele Segmente zerfallenen Gebilde „Batieh“ (Melonen), mit denen sie in der That eine gewisse Aehnlichkeit besitzen. Fehlt der lockere Schutt und legt nicht Flugsand einen fahlen Teppich über die Hochebene, so tritt der anstehende Fels unverhüllt zu Tage. Die mächtigen grauen, zuweilen auch rosig und violett gefärbten Kalksteinplatten sind vom treibenden Flugsand glatt polirt und ihre glasharte Oberfläche wirft mit hellem Glanze die Sonnenstrahlen zurück. Man glaubt sich hin und wieder in die südeuropäischen Karstgebirge versetzt, nur ist hier Alles noch öder und lebloser als dort.

Steht man auf einer Anhöhe und läßt den Blick über die todtenstille, vegetationslose Landschaft schweifen, in welcher sich starrer Fels in

unabsehbare Ferne ausdehnt, so wird das Menschenherz von einem überwältigenden Gefühl der Einsamkeit ergriffen.

Selten ist der Horizont auf dem libyschen Kalksteinplateau von weiter Ausdehnung. Wohl giebt es, namentlich westlich von Farafrah, Flächen, wo das Auge eine endlos erscheinende Ebene überschaut, wo kein Hügel, kein Höhenzug dem Wanderer die Wegrichtung anzeigt: aber in der Regel ist der Gesichtskreis durch terrassenförmige Stufen oder durch vereinzelte Hügel beschränkt. Kaum erhebt sich indessen eine dieser Terrassen unmittelbar aus der Ebene. Fast immer wird sie schon meilenweit vorher durch einen breiten Gürtel von Inselbergen angekündigt, welche wie Vorposten den folgenden Steilrand decken.

Aus der Form und Zusammensetzung dieser Inselhügel geht mit Bestimmtheit hervor, daß sie ehemals mit der benachbarten Terrasse ein zusammenhängendes Ganzes gebildet haben mußten, daß sie durch zerstörende Einflüsse von jener abgetrennt wurden und nun als isolirte Ueberbleibsel gewissermaßen das feste Knochengerüste eines Körpers darstellen, bei welchem alle Weichtheile der Verwesung anheimgefallen sind.

Durch den treppenförmigen Aufbau des Kalksteinplateau's wird dem Reisenden manche Enttäuschung bereitet. Man erblickt aus weiter Ferne das langgestreckte, fast geradlinige Profil des Höhenzuges, welchen die klare Wüstenluft durch eine eigenthümliche Verzerrung aller verticalen Dimensionen anfänglich als ein ansehnliches Gebirge erscheinen läßt, man nähert sich begierig dem scheinbar immer niedriger werdenden Steilrand und hofft dort einen Ausblick über Berg und Thal zu gewinnen — aber nichts von alledem. Eine einförmige steinige Fläche, der eben passirten vollständig ähnlich, breitet sich aus, nach einem Tagemarsch vielleicht beginnt ein neuer Gürtel von Inselbergen, auf diesen folgt ein zweiter Steilrand, und so geht es weiter, bis die Höhe des Plateau's erreicht ist, welche theils aus einer mit Steinen bedeckten Ebene, theils aus einem wilden, für Caravanen schwierig passirbaren Felsengewirr (Charaschaf) besteht.

Im Vergleiche zur übrigen Wüste spielt der gelbe Sand hier eine ziemlich untergeordnete Rolle; nur ausnahmsweise zeigt er sich zu langgestreckten Dünen angehäuft, öfters füllt er seichte Vertiefungen des Bodens aus, wobei er

sich zuweilen mit großen Massen von abgerollten Feuersteinen und Chalcedonknollen vermischt und durch diese eine rothbraune Färbung erhält.

Die Plateauwüste zeichnet sich durch ihre gänzliche Wasserlosigkeit aus. Auf dem ganzen, mindestens 450 Kilometer langen und streckenweise 300—380 Kilometer breiten Gebiete giebt es nicht einen einzigen Brunnen, geschweige denn einen Bach oder Fluß, und auch die vereinzelten großen, mit prächtigen Stalaktiten ausgekleideten Höhlen enthalten jetzt keinen Tropfen Wasser mehr.

Diese ungünstigen, jeden lebhaften Verkehr zwischen dem Nilthal und den Oasen beeinträchtigenden Verhältnisse werden niemals durch künstliche zu verbessern sein, denn der Wassermangel ist nicht sowohl durch die Spärlichkeit der atmosphärischen Niederschläge, sondern auch durch die zerklüftete Beschaffenheit des aus Kalkstein bestehenden Bodens bedingt.

Die Erforschung dieses in landschaftlicher, als auch besonders in archäologischer Hinsicht hochinteressanten Gebietes der libyschen Oasen ist, abgesehen von bruchstückweisen Darstellungen früherer Forscher, wesentlich das Werk der Expedition, welche unter der Leitung Rohlfs', des bewährten Meisters in der Organisation und Führung von Wüstenreisen, im Winter 1873—74 diese Gegenden besuchte, und für welche der Khedive von Egypten in liberalster Weise die Mittel, 4000 Pfund Sterling bewilligte.*) Mit dem Geologen Professor Dr. Zittel aus München, dem Geodäten Professor Dr. Jordan aus Carlsruhe, dem Botaniker Professor Dr. Ascherson aus Berlin und dem Photographen Remelé, ferner begleitet von Dr. Schweinfurth, benützte Rohlfs die Eisenbahn nilaufwärts bis Siut, verließ hier am 17. December 1873 den Nil und überschritt von hier westlich nach der Oase Farafrah das Wüstenplateau, das sich auf dieser Linie bis 311 Meter

*) Selten war eine Caravane mit solchem Comfort und mit so praktischem Blicke ausgerüstet, als diese. Der Khedive sandte derselben noch im letzten Momente vor ihrem Aufbruche aus Siut eine seiner Reiseküchen nach. Da war aber auch alles Nöthige um auf der Reise mit allem europäischen Comfort zu speisen. Ein ganzes Silber-Service, Porcellan, Glas und Krystall, und eine vollkommene Küche. Da waren Schafe, Truthühner und große Käfige mit Hühnern, da waren Hunderte von Büchsen mit eingemachten Pasteten, Gemüsen und Bäckereien, da gab es Champagner, französische, deutsche und spanische Weine, Liqueure und Bier, da gab es Kaffee, Thee, Chocolade, Cigarren, und endlich den Befehl, Alles zu erneuern, sobald es verbraucht sei, und jeden Wunsch in Bezug auf materielle Bedürfnisse zu befriedigen.



Bab el Cailliaud.

über den Meeresspiegel erhebt. Vergeblich suchte die Expedition nach dem Bahr bela ma (Fluß ohne Wasser), der von früheren Reisenden als ein ehemaliges Nilbett geschildert worden war, welches dieses Plateau von der Oase Dachel nordwärts durchschneiden hätte sollen, damit war auch die Unhaltbarkeit der Annahme bewiesen, daß einst der Nil den Oasenzug Dachel-Farafrah-Bahariéh durchflossen habe, denn an keiner Stelle der Oasenreihe ließen sich Einwirkungen fließenden Wassers und fluviale Ablagerungen beobachten, weder in ihr noch auf dem Wüstenplateau überdeckt Schlamm und feiner Kies den festen Untergrund. Von Farafrah, dessen Bewohner sich sehr fanatisch zeigten, zog die Expedition nach Süden, um in der größeren und mehr Hilfsmittel bietenden Oase Dachel ihre Ausrüstung für die Reise nach Westen zu vervollständigen, denn als eigentliches Ziel schwebte dem Führer der Expedition, Rohlfs, die Erforschung der geheimnißvollen Oase Kufarah vor. Ascherson und Remelé blieben in Dachel, während die übrigen Mitglieder abtheilungsweise aufbrachen und bis sechs Tagemärsche südwestlich von Kasr Dachel vordrangen. Anfangs fanden sich Spuren eines alten Caravanenweges, doch diese verschwanden sehr bald, die spärliche Vegetation erlosch und die Wüste bot nur mehr den Anblick eines vollkommen vegetationslosen Sandmeeres. Rohlfs, dem wir schon wiederholt in den verschiedensten Theilen der Sahara auf unserer Wanderung begegnet sind, war erstaunt, eine so absolute Sandwüste zu treffen. Die Expedition führte zwar hinreichendes Trinkwasser in fünfhundert eisernen, emaillirten Kisten mit sich und hätte auch größere wasserlose Strecken überwinden können als jede Caravane, aber Düne nach Düne zu übersteigen, war mehr, als selbst die kräftigsten Kameele zu leisten vermochten; das Project, nach Kufarah vorzudringen, mußte daher aufgegeben werden und Rohlfs entschloß sich, in den Dünenthälern nordwärts zu ziehen, anfänglich in der Hoffnung, vielleicht doch noch einen besseren Punkt zum Vordringen nach Westen zu finden, später in der Nothwendigkeit, die Oase Siuah zu erreichen, denn die Vorräthe an Wasser und Kameelfutter drohten zu Ende zu gehen.

Von Dachel bis Siuah war die Expedition sechsunddreißig Tage in der Wüste, ohne auf Wasser zu stoßen, ja selbst das nöthige Kameelfutter fehlte mit Ausnahme einer einzigen dürftigen Weidestelle, und mußte für die ganze

Strecke von Dachel aus in Form von Bohnen mitgenommen werden. In keinem anderen Theile der Sahara ist die Wasser- und Pflanzenarmuth so groß, auf so beträchtlichen Strecken herrschend, als eben in der libyschen Wüste. Dies erklärt es auch, warum es bisher noch keinem Menschen gelungen ist, von den libyschen Oasen westwärts nach Tibesti oder Fessan zu gelangen. Am 20. Februar 1874 waren die Reisenden in Sinah angekommen, nach viertägigem Aufenthalte schlugen sie den Weg nach Osten nach der kleinen Oase (Oasis Parva) oder Baharieh ein, trennten sich aber beim Salzsee von Sittrah, indem Jordan im Umwege über Baharieh, die Uebrigen in gerader Linie sechs Tage über das wüste Felsenplateau nach Farafrah gingen. Am 10. März war die ganze Expedition wieder in Dachel vereinigt, zog über Chargeh nach Esneh am Nil und traf Mitte April in Cairo ein. Die wissenschaftliche Ausbeute der Expedition war eine sehr reiche; die Karte des ganzen Gebietes wurde vielfach berichtigt, geographische Lage und Seehöhe der einzelnen Oasen und der Depression im Süden des libyschen Wüstenplateau's genau bestimmt. Unerwartet reich gestaltete sich die geologische und paläontologische Ausbeute, insbesondere die Funde von prächtig erhaltenen Versteinerungen. Seither ist Chargeh vom Erbgroßherzog von Oldenburg in Begleitung des rühmlichst bekannten Egyptologen Professor Brugsch-Bey und des Professors Lüttke im Jänner 1875, die Oase Baharieh von Ascherson in den ersten Monaten des Jahres 1876 besucht, letztere in botanischer Hinsicht gründlich durchforscht worden.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserer Reise zurück. Auf der Höhe des Plateau's angelangt, ziehen wir über den Gebirgssporn, welcher sich zwischen Dachel und dem nördlichen Theil von Chargeh hineinschiebt und zu der Annahme Veranlassung gegeben hat, daß Chargeh und Dachel zwei von einander getrennte Einsenkungen seien, was nicht der Fall, im Gegentheile ist die Depression eine zusammenhängende, Dachel-Chargeh eigentlich nur eine Oase, wie sie als solche schon von den alten Geographen aufgefaßt und kurzweg Oasis Magna genannt wurde. Spätere Schriftsteller sprechen von einer inneren und äußeren Oase, und so kommt es, daß die egyptische Regierung heute beide Oasen administrativ getrennt hat. Schon am zweiten Tage steigen wir wieder in die Einsenkung hinab, in welcher die



Kasr Dachel.

Oase Dachel liegt, und aus welcher uns zunächst die Palmenhaine von Tenidah und Beled entgegenschimmern. Wir durchwandern diese beiden Ortschaften, in welch ersterer uns einige Indigofabriken in die Augen fallen, und letztere die zweitgrößte Ortschaft der Oase ist und 3000 Einwohner zählt. Viele große Scheikhgräber im Norden verkünden von weitem die Bedeutung des von hohen Ringmauern umschlossenen Ortes. Endlich umfangen uns die kühlen Schatten des großen Palmenwaldes, welcher Kasr Dachel, den Hauptort der Oase, im Süden umschließt. Das jung hervorsprießende Grün, die blühenden Obstbäume (wir sind im Winter), die Wassergräben, umrahmt von blau blühendem Ehrenpreis, der blaue klare Himmel, im Hintergrunde das majestätische, in grottesken Formen abfallende Ufer des Plateau's bieten uns ein unvergleichlich schönes und liebliches Landschaftsbild, und in der That ist Dachel von allen libyschen Oasen an Naturschönheiten die meist bevorzugte. Die zahlreichen neu erbohrten Quellen geben auch hiervon Zeugniß, daß die Bewohner bemüht sind, der Wüste neues Culturland abzugewinnen, die jungen, kräftigen Palmenwälder, die frisch entstandenen Saatfelder und die zunehmende Bevölkerung sprechen für eine Wendung zum Besseren.

Für eine Oasenstadt ist Kasr Dachel gut gebaut, die meisten Wohnungen haben ein oberes Stockwerk, sie besitzt vier Moscheen und eine in neuerer Zeit gegründete Sauya des Senusi-Ordens, deren Missionäre jedoch hier für ihren eigenen irdischen und den himmlischen Vortheil ihrer Pfleglinge keinen sehr günstigen Boden zu finden scheinen. Der städtische Charakter Dachels, das von einem Mudir regiert wird und etwa 6000 Einwohner zählt, offenbart sich aber am meisten in den Handwerken, welche hier vertreten sind, weniger in dem äußeren Aussehen, denn die Straßen sind schmal, krumm, dunkel und namentlich voll Schmutz und Unrath. Alle hauptsächlichsten Handwerke sind vertreten, und da das Zunftwesen hier noch in seinem ganzen Vorrecht besteht, so ist jedes Handwerk in einer bestimmten Familie von jeher erblich; das Recht der Meisterschaft darf nur dann verkauft werden, wenn kein männlicher Erbe mehr vorhanden ist. Inmitten der Stadt, in der Nähe einer kleinen Moschee befindet sich eine warme Sprudelquelle, deren Wasser stark eisen- und schwefelhaltig und 36° Celsius warm ist. In der Nähe sind mehrere Bässins, ein großes, in dem Kinder baden und Frauen das Wasser

zum Trinken schöpfen. Das hervorragendste Gebäude ist der circa 5 Kilometer von Kasr entfernte Tempel, der beinahe gänzlich im Sande begraben ist, nur die Hieroglyphen und Bilder der inneren Wände sind gut erhalten. Welche Kräfte bei der Zerstörung dieses Tempels, des am weitesten in die Wüste hineingebauten, thätig waren, läßt sich schwer entscheiden, Menschenkräfte können nicht ein ähnliches Chaos erzeugen, wie es die Ruinen des



Innere Partie von Kasr Dachel.

Tempels darstellen, am nächsten liegt die Vermuthung, daß es Erdbeben gewesen sind, welche in Egypten nichts Seltenes waren. Im und um den Tempel war im Alterthum ohne Zweifel nicht nur das Centrum des religiösen Lebens, sondern auch der weltlichen Ansiedlungen. Nicht nur, daß wir auf dem Wege zum Tempel ausgedehnte Ruinenstätten ganzer Ortschaften durchziehen, sondern auch Spuren vergangener Culturen und zahlreiche versiegte Quellen deuten auf die einstige Bevölkerung hin.

Das Klima der Oase, obwohl sie durch den steilen und hohen Nordrand geschützt ist, dürfte kälter als jenes der Jupiter Ammon-Oase sein, da diese im Winter an dem milden Mittelmeer-Klima participirt, während des größeren Theiles des Jahres aber von der heißen Luft der Sahara getroffen wird. Dachel aber steht während vier bis fünf Monaten unter dem Einflusse des Sahara-Winters, der vermöge der höheren Lage der Wüste keineswegs so milde ist, als man bisher allgemein glaubte. So gelangen in Dachel die Bäume später zur Blüthe als in dem drei Breitegrade nördlicheren Siuah; daß Dachel nicht ohne jeden Regen ist, beweisen uns die durch Regengüsse beschädigten, platten Dächer der Häuser, allerdings kommen diese zuweilen (alle zwei bis drei Jahre einmal) vorkommenden Regengüsse für die Vegetation nicht in Betracht; diese entwickelt sich ganz unabhängig von Niederschlägen durch den Einfluß des unterirdischen an die Oberfläche gelockten Wassers. Die Fauna der Oase beschränkt sich auf die gewöhnlichen Hausthiere, das größte wilde Thier ist der Wolfshund, zahlreich sind Fenecks, Gazellen, Mäuse und Springmäuse; größere reißende Thiere giebt es nicht. In den Palmengärten und zwischen den Häusern treiben sich große Schaaren wilder Tauben umher, Raben, wilde Enten und Reiher, der Sperling, Rohrsänger und der in Egypten so häufige Bienenfresser (Merops), die Wachtel u. a. sind in der Oase häufig, auch der Strauß durchzieht den unendlichen Wüstenplan, der die Oase im Westen begrenzt.

Die Einwohner sind vom Nilthale eingewanderte Fellahin und haben ihren egyptischen Volkscharakter deshalb am reinsten bewahrt, weil Dachel am abgelegensten ist und am wenigsten von Caravanen berührt wird. Unstreitig sind die Dachelaner die liebenswürdigsten und gastfreiesten aller Oasenbewohner, die unter egyptischer Herrschaft stehen.

Da man in der Oase durch Bohrung neuer Quellen Wasser in beliebiger Menge hervorlocken kann, so könnte eigentlich die ganze Einsenkung cultivirt werden und würde eine Bevölkerung von 100.000 Seelen genügend ernähren können. Dachel führt alle Jahre 4—5000 Kameelladungen Datteln aus, welche, obschon von ausgezeichneter Güte, im Nilthal bleiben. An Oel werden ungefähr 1000 Kilo nach Ober-Egypten versendet. Die übrigen Früchte bleiben im Lande. An Abgaben zahlt das Land 1000 Beutel, ist

also die höchstbesteuerte Oase Egyptens. Wie schon erwähnt, schweift der Blick nach Westen über den libyschen Sandocean; ohne uns den Strapazen einer sechsunddreißigtägigen Reise durch dieses Chaos von Dünenbergen und Dünenthälern, wie wir es bereits auf unserem Zuge von Rhadames nach Tuggurt kennen gelernt haben, auszusetzen, wollen wir einen kleinen Vorstoß nach Westen machen, um einen Ueberblick über das Landschaftsbild zu gewinnen.

Den Charakter absoluter Wasserlosigkeit theilt das vorher beschriebene Gebiet der Plateauwüste mit der weiter westlich gelegenen Dünenwüste. Diese beginnt zum Theil schon in der Oaseneinsenkung und setzt sich in unbekannter Erstreckung bis tief in das Herz der Sahara fort. Sie ist die trostloseste, langweiligste und monotonste Gegend aller Wüstenformen, sie erscheint uns furchtbar und widersinnig zugleich, sie ist diejenige Form, welche das Gemüth am schaurigsten ergreift, da sich hier zur Unfruchtbarkeit des Bodens noch die Unstetigkeit desselben gesellt.

Nicht völlig unvermittelt schließt sich die Dünenwüste an das Kalkplateau oder an die Oaseneinsenkung an. Eine langsam ansteigende Ebene, aus eisenschüssigem Quarzsandstein (dem sogenannten nubischen Sandstein) gebildet, dehnt sich zunächst westlich von den Oasen aus. Ihre Oberfläche, von einem wüsten Gewirr grober Steinblöcke überstreut, erscheint wie vom Rauch geschwärzt, namentlich da, wo der Eisen- und Mangangehalt den Sandstein zu einem förmlichen Erzlager umgewandelt. Vereinzelte Dünenzüge, aus sechs bis acht Ketten bestehend, ziehen sich anfänglich in Abständen von ein bis zwei Tagereisen quer durch die wasserlose, fast ganz vegetationslose Ebene, bis sie weiter im Westen immer näher zusammenrücken. In kurzem Abstand folgt hier Zug auf Zug, alle in paralleler Richtung von Nordnordwest nach Südsüdost streichend.

Die Zwischenthäler füllen sich gleichfalls mit Sand aus, und so wandelt sich schließlich die ganze Landschaft in ein einziges unermeßliches Sandmeer um, aus welchem die zuweilen über 100 Meter hohen Dünenketten wie riesige erstarrte Wellen hervorragen. Dünen von solchen Dimensionen gehören in der übrigen Sahara zu Ausnahmen, in der westlichen Sahara z. B. werden sie nur 20—50 Meter hoch. Hier dagegen erscheinen sie wie förmliche Gebirgszüge, leicht kenntlich an ihrer lichtgelben Farbe und ihrem vielköpfigen, welligen

Profil. Niemals ist ihre Stirn geradlinig wie die Kalksteinterrassen der Plateauwüste, sondern in Abständen von 1—2 Kilometer erhebt sich stets ein etwas abgerundeter Gipfel mit einem gegen Norden sanft, gegen Süden steil abfallenden Gehänge. Auch im Querschnitte unterscheiden wir zwei verschieden geformte Abhänge. Die dem Winde zugekehrte Seite der Dünenkette — in der libyschen Wüste im Winter die westliche — steigt langsam und allmälig an; ihre Oberfläche ist am Fuß, namentlich nach einem Sturme, wellig gekräuselt, gegen den Gipfel wird die Neigung steiler und oben der Grat ist haarscharf abgeschnitten.

Von da fällt die dem Winde abgekehrte Seite mit so steilem Winkel ab, daß man oft Stunden, ja halbe Tage lang längs der Dünenkette zu marschiren genöthigt ist, um eine Einsenkung aufzusuchen, welche der Caravane das Ueberschreiten ermöglicht. Bei heftigem Sturme (Samum) bieten die Dünen einen gespenstigen Anblick dar: die Luft ist mit feinen Quarzkörnchen und Staub erfüllt, und namentlich über dem Kamm treibt der Sturm sein Spiel mit dem Sande. Der Umriß verschwimmt mit der fahlen Luft, die ganze Dünenkette ist in scheinbarer Bewegung und in solchen Augenblicken wird der Reisende von einer beängstigenden Empfindung ergriffen, die sich sogar den Kameelen mittheilt. Grundlos sind die Befürchtungen während eines Samums nicht. Mit entsetzlicher Gewalt werfen die in kurzen Pausen sich wiederholenden Windstöße pfeilscharfe Sandkörner gegen alle erhabenen Gegenstände. Die mit feinem Sande erfüllte Luft wird undurchsichtig und unbrauchbar zum Athmen, so daß schließlich der Caravane nichts übrig bleibt, als sich niederzulegen und mit Decken zu schützen, so gut es eben geht. Erstaunliche Massen von Sand werden während eines Samums von der Stelle bewegt. Das Material der Dünen in der libyschen Wüste besteht aus dem reinsten lichtgelben Quarzsand von verschiedener Feinheit des Korns. Ueber den Ursprung dieses Sandes kann kein Zweifel obwalten. Im nubischen Sandstein, welcher viele Tausende von Quadratkilometern im Südosten der Sahara bedeckt und sich noch weit in den Sudan hinein verbreitet, haben wir das Muttergestein dieses beweglichen Elementes der Wüste zu suchen.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit den belebten Wesen zu, so zeigt sich, daß hinsichtlich der Vegetation und der Thierwelt zwischen dem

Kalksteinplateau und der Dünenwüste kein namhafter Unterschied besteht. Da, wo sich die Dünen zu einem geschlossenen Sandmeere aneinander reihen, hört das vegetabilische und animalische Leben fast gänzlich auf. Wir können tagelang marschiren, ohne einen Grashalm, ohne von Thieren etwas Anderes als Skelete verunglückter Zugvögel zu sehen. Als Seltenheit wachsen hier und dort stattliche Büsche der grünen blattlosen Retama, vereinzelt sprießen kleine grasartige Aristiden auf dem Quarzsande, stellenweise ragen wohl auch die Kronen von abgestorbenen und verschütteten Zwergacacien aus dem Sande hervor und liefern uns werthvolles Brennmaterial. Zahlreiche zertrümmerte Straußeneier zwischen den Dünen erzählen von vorübergehenden Besuchen dieses Vogels.

Die mit nacktem Gestein bedeckten Flächen der Dünenwüste beherbergen dieselbe spärliche Flora und Thierwelt wie das Kalkplateau östlich von den Oasen. Einige zwanzig verschiedene Wüstengewächse, darunter nur wenige mit frischgrünen Blättern und bunten zierlichen Blüthen, die meisten von fahlgrüner Farbe, statt der Blätter mit Stacheln und Schuppen besetzt, bedecken begünstigte Stellen des Bodens und gehören vorzugsweise Arten an, die sich über die ganze Sahara verbreiten. Ebenso sind die wenigen Thierarten (Gazellen, Schakale, Springmäuse, Eidechsen, verschiedene Schlangen und eine kleine Anzahl Insecten) weitverbreitete, charakteristische Wüstentypen.

Unter ihnen sind die Gazellen, wie leicht begreiflich, der leidenschaftlichsten Verfolgung ausgesetzt und werden auf dem zwischen Nil und den Oasen sich erstreckenden Wüstenplateau von den Großen und Edlen Egyptens mit dem Falken gejagt. Da diese Jagd ein so ungewöhnliches Interesse bietet, wollen wir eine solche in ihren einzelnen Episoden verfolgen.

Im tiefsten Schweigen zieht man zur Wüste hinaus und dem Jagdplatze zu, welcher bereits in der Nacht von den Jägern umstellt worden ist. Hier gewahrt man einen Falkner zu Pferde, mit dem Stoßvogel auf der Faust und dem Hunde an der Leine, dort einen anderen zu Fuße mit einem Falken auf der Faust, einem zweiten auf der Schulter, einem dritten vielleicht noch auf dem Kopfe; hinter ihm die Hundejungen mit einer Meute gefesselter Windspiele. Außerdem befinden sich mit Wasser und Lebensmitteln beladene Kameele zur Stelle. Den Vortrupp bilden die Jäger, vollkommen

fährtegerechte, mit allen zur Jagd erforderlichen Kenntnissen ausgerüstete Leute, denen das Amt obliegt, von den sich findenden Erhöhungen aus das Wild zu erkunden, durch Zeichen die Richtung, wo solches steht, anzugeben und unter Berücksichtigung der Windrichtung die Jäger anzuweisen, wie sie reiten sollen. Langsam und still, soviel wie möglich gegen den Wind, nähert man sich nun einem Rudel Gazellen, indem man alle vorhandenen Bodenverhältnisse waidmännisch benützt. In geeigneter Entfernung läßt man einen erprobten Falken abhäubeln und wirft ihn, sobald er die Gazelle eräugt hat. Der Falke erhebt sich hoch in die Luft und eilt in pfeilschnellem Fluge auf die Gazelle zu, stürzt sich von oben herab auf sie und versucht in der Augengegend die Fänge einzuschlagen. Das überraschte Wild ist bemüht, durch Rütteln und Ueberschlagen des Raubvogels sich zu entledigen, während dieser nöthigenfalls den Kopf des Opfers verläßt, um ihn sofort wieder vom neuen zu packen. Obgleich die Hunde von den Gazellen noch nichts gesehen haben, wissen sie doch erfahrungsmäßig, daß die Jagd mit dem Enthauben des Falken beginnt, werden hitzig, zerren an den Leinen und lassen sich nicht mehr halten. Abgekoppelt, folgen sie sogleich dem Falken, welchen sie fest im Auge behalten, und hinter ihnen darein jagen nun im vollsten Laufe die Jäger.

Wenn der Falke gut ist, hält er jede nicht allzu große Gazelle auf, bis die Hunde herangekommen sind und sie niederreißen. Für die Betheiligten ist die Jagd entzückend. Jedesmal wenn der Falke die flüchtige Gazelle überholt, sie stößt und die Fänge in Hals und Kopf zu schlagen versucht, ertönt ein Freudenschrei aus allen Kehlen; wenn ein guter Falke sich von der Gazelle, in deren Hals er seine Fänge eingeschlagen hat, eine längere Zeit mit fortschleppen läßt, vernimmt man von allen betheiligten Jägern die lautesten Beifallszeichen. Wird das Wild von den Windspielen ereilt und niedergerissen, so bilden Hunde und Gazelle dann nur eine für das Auge unentwirrbare Masse, und nunmehr ist es Zeit, daß wenigstens einer der Jäger auf der Wahlstatt anlangt. Er bemächtigt sich des Falken, giebt dem lebenden Wilde den Gnadenstoß, treibt die Hunde weg und kröpft den Falken. Zuweilen geschieht es bei solchem Durcheinander, daß ein Falke einen Hund auf Ohr und Nase schlägt und dadurch zwar den Hund arg belästigt, aber selbst den

ernsthaftesten Jäger heiter stimmt, weil fast stets zur Lösung derartiger Mißverständnisse die Beihilfe des Menschen nöthig wird.

In einigen Gegenden Nordafrika's verfolgen gut berittene Jäger die Gazelle und suchen sie von ihren ausdauernden Pferden herab zu erlegen. Dies ist kein leichtes Stück; denn so schnell auch die Rosse der Wüste, so schwer wird es ihnen, dem flüchtigen Wilde nachzukommen. Nach langer Hatze, welche abwechselnd von Mehreren geführt wird, nähern sich die Reiter diesem aber doch, und wenn sie einmal bis zu einer gewissen Entfernung an das abgemattete Thier herangekommen sind, ist es verloren. Mit der größten Sicherheit schleudern die Jäger ihm starke Knüppel zwischen die Läufe und brechen fast regelmäßig einen der Knochen entzwei. Dann ist es kein Kunststück weiter, das arme verwundete Geschöpf mit den Händen zu greifen.

Wir trennen uns, von diesem Ausfluge nach Dachel zurückgekehrt, bald von der Oase, um nach Norden zur Oase Farafrah zu ziehen. Gleich nördlich von Kasr Dachel, beim Eintritte in einen tiefen Einschnitt, in das steilwandige Plateau, durch welchen der Weg zur Höhe desselben führt, erwarten uns die seltsamsten Naturscenen. Ein großartiges, von colossalen Felsen gebildetes Thor (von der Rohlfs'schen Expedition dem Franzosen Cailliaud zu Ehren Bab el Cailliaud genannt) fesselt unsere ganze Aufmerksamkeit. Uns durch Kleineres zum Größeren vorbereitend, passiren wir zuerst eine Anhäufung niedriger Kalkhügel und gerathen dann nach und nach in ein wahres Felslabyrinth einzelner großartiger Zeugen. Hunderte von ungeheuren seltsam geformten Felsblöcken thürmen sich über uns auf, und welche Gestalt die Phantasie sich schaffen mag, man darf sicher sein, sie bald zu finden. Da sehen wir Königstein und Lilienstein, Sphynxe, Büsten berühmter Männer, Dome, Thiere, kurz, die Natur hat hier auf die sonderbarste Weise Formen aus den vereinzelten Felsblöcken geschaffen. Weniger angenehm und uns in der Naturbetrachtung störend, sind die Schwierigkeiten, mit welchen wir zu kämpfen haben, um uns durch dieses Felslabyrinth den Weg zu bahnen, und es gehört aller Scharfsinn unseres Führers dazu, damit wir nicht alle Augenblicke vom Wege abirren. Auf der Höhe des großartigen Felsenthores angelangt, wenden wir unsere Blicke nach rückwärts und ein Ruf des Staunens entgleitet unwillkürlich unseren Lippen; jenseits dieses eben durchwanderten



Abstieg zur Oase Dachel.

Chaos, am Südhorizonte weidet sich das Auge an den wogenden Kronen des Palmenwaldes der Oase Dachel, zwischen denen die Kuppeln und Minarets, von der Sonne grell beleuchtet, hindurch schimmern.

Wir klimmen weiter empor, die Scenerie bleibt immer gleich großartig, und wir passiren einen zweiten engen Durchgang mit senkrechten Felswänden sonderbarster Form, Bab el Jasmund. Der Anblick dieser Scenerie wirkt um so großartiger, als die ungemeine Transparenz der Wüstenluft überdies Alles größer, die Contouren viel deutlicher erscheinen läßt. Dazu kommt der Mangel an jeglicher Vegetation, der natürlich die Formen der unorganischen Natur noch schärfer hervortreten läßt. In Europa würden diese beiden Engpässe sicherlich ein vielbesuchtes Touristenziel bilden.

Auf der Höhe des Plateau's angelangt, durchwandern wir zunächst eine krautreiche Fläche, sodann wieder ein seltsames Felsenlabyrinth (Charaschaf) und steigen in einem fast vier Tagereisen langen, nur an einigen Stellen von Sanddünen unterbrochenen schmalen Streifen großsteinigen Sserirbodens, von Rohlfs mit einer endlosen Allee verglichen, die zu beiden Seiten von den Dünen des Sandmeeres eingerahmt ist, herab. Anfänglich ist der Weg dicht mit dunkelblauem stahlfarbigen Schwefelkies bedeckt, dessen Farbe im Sonnenlichte, noch mehr bei Abendbeleuchtung einen fesselnden Anblick gewährt, wir glauben geschmolzenen und dann erstarrten Eisenstrom vor uns zu haben, dessen dunkler Glanz durch die weißen Dünen zu beiden Seiten unendlich gehoben wird. Der viertägige Marsch auf dem Sserirboden und in dieser beiderseits von 80—100 Meter hohen Sanddünen eingeschlossenen Allee ist trostlos, keine Spur vor einer Pflanze während der ganzen Zeit. Am fünften Tage werden wir indessen auf das angenehmste durch ein auftauchendes Palmengebüsch überrascht, aus dem zwei schlanke männliche Palmen majestätisch emporragen, Cornulaca- und Zygophyllum-Gestrüppe verbergen hier einen Brunnen, Bir Dikker, dessen köstlich süßes Wasser nur ½ Meter unter der Bodenfläche steht und, mühelos geschöpft, uns ein wahres Labsal verschafft. Der Ort, ein echtes Wüstenbild, ist nicht ohne Reiz.

Der nächste Tag findet uns bereits in Kasr Farafrah, dem Hauptorte der gleichnamigen Oase, die gleich der großen Oase in einem vom steilen und zerrissenen Abfall des Plateau's ufergleich umrandeten Becken liegt. Der Anblick beider

Ufer, aber insbesonders des westlichen, das großartiger, zerrissener und von blendender Weiße, ist wahrhaft feenhaft, und wir können uns an dieser Zauberwelt kaum sattsehen. Die Hauptgartengruppe dieser zuerst von Cailliaud und Letorzec 1820 besuchten Oase liegt in der Nähe des Dorfes Farafrah. Sowie Kasr Dachel hat auch Farafrah eine Sprudelquelle, welche eine beständige Temperatur von 26° Celsius zeigt und deren Wasser einen metallischen Beigeschmack hat. Die unterirdische Schichte, welcher diese und die anderen Quellen, sowie die Fogarat (Galeriebrunnen) ihr Wasser entnehmen, ist von großer Ausdehnung, und ebenso wie in Dachel wäre es auch hier leicht möglich, durch Bohrungen Wasser in Ueberfluß an die Oberfläche zu locken. Gegenwärtig genügen die vorhandenen Quellen, da die Einwohner der Oase nur die dem Dorfe Farafrah zunächst gelegenen Gärten mit Sorgfalt bebauen.

Alle vom Orte etwas entfernt gelegenen Gärten sind den Razzien der Beduinen aus Barka ausgesetzt und leiden unter den alljährlichen Plünderungen egyptischer Beduinen und der Nilthal-Araber, so daß die Bewohner von Farafrah fast alljährlich um den größten Theil ihrer Ernte kommen. Ein weiterer Grund der Armuth ist, daß die besten Gärten in den Händen der Senusi sich befinden. Diese frommen Leute verausgaben nämlich ihren Ueberfluß nicht etwa zum Besten des Volkes, sondern das Getreide und die Datteln werden verkauft und der Erlös wandert nach Sarabub, der geistlichen Metropole der Senusi. So kommt es, daß die Bewohner der Oase beständig Mangel leiden, fortwährend um ihr tägliches Brot kämpfen, ohne die Mittel finden zu können, ihren Hunger zu besiegen, es darf daher nicht verwundern, daß die Bevölkerung immer stationär bleibt, sich nicht vermehren kann.

Und doch sind die Gärten Farafrahs überaus üppig. Die stete Berieselung (nach der Zeit geregelt, Tag und Nacht hindurch) ermöglicht die Production von Früchten, Getreide und Gemüse. In den Gärten finden wir außer den herrlichen Palmen prachtvolle saftige grüne Oelbäume, Oliven, Stachelfeigen, Maulbeeren, Orangen, Citronen, Granaten, Johannisbrot, Aprikosen und Pfirsiche, auch etwas Baumwolle. Die einzigen Producte jedoch, die zum Export gebracht werden, sind Oel und Datteln.

Der physische Typus der kaum 400 Seelen zählenden Bevölkerung ist im Allgemeinen kein schöner, die Männer von mittlerer Statur, die Frauen klein. Die Hautfarbe ist gelbröthlich, bei älteren Individuen dunkelrothbraun. Die Hände sind klein, die Füße aber diesen nicht proportionirt, das Haar schwarz gekräuselt. Volle Formen sieht man nur im Alter von 10—20 Jahren, Kinder und alte Leute sind auffallend mager. Die Gesichts-



Wüstenlandschaft bei Farafrah.

züge sind geradezu häßlich zu nennen, das stets halbgeschlossene Auge verleiht dem Gesichte einen verschlossenen und heimtückischen Ausdruck. — Die Bekleidung ist mehr als einfach, bei den wohlhabenderen Männern ein weißes baumwollenes Hemd, darüber eine dunkelblaue Tobe; die ärmeren Leute tragen nur eines dieser Kleidungsstücke. Die meisten gehen barfuß und bedienen sich, falls sie größere Strecken zurückzulegen haben, aus Palmenfasern angefertigter Pantoffel. Die Frauen tragen ein dunkelblaues, vorn

offenstehendes Hemd, mit weiten Aermeln, außerdem schlagen sie ein blaues Tuch über die Schulter, welches sie nach Bedürfniß zum Verschleiern über den Kopf ziehen können. Ihre Haare flechten sie in kleine Tressen, und behängen Arme, Fußknöchel, den Hals und die Finger mit Ketten und Ringen.

In geistiger Hinsicht stehen die Farafrenser auf einer niedrigeren Stufe als die Nilthal-Bewohner und zeigen sich gegen Andersgläubige fanatisch. Vor fremdem Eigenthum haben sie keinen sonderlichen Respect. In Sitten und Gebräuchen gleichen sie überhaupt allen anderen arabischen Oasenbewohnern. Stundenlang hocken sie manchmal unter der Mauer ihres Kasr und stieren träumerisch in die offene und doch ihnen verschlossene Welt. Die geringe Arbeit, die spärlichen Mahlzeiten, die einförmige Gebetsleier sind die einzige Abwechslung in ihrem eintönigen Leben. Eine ankommende oder durchziehende Caravane ist ein Ereigniß, von dem noch wochenlang gesprochen wird.

In politischer Beziehung gehört Farafrah zur Oase Baharieh, und wird die Obrigkeit in Ermanglung eines eigentlichen Beamten des Khedive durch drei Scheikhs repräsentirt. Alljährlich kommt von Bauiti ein Beamter und sammelt die Abgaben ein, welche 20 Beutel (1 Beutel = 130 Francs) betragen.

Wir trennen uns unschwer von dem ärmlichen und ungastlichen Farafrah und wenden uns nach Nordosten dem Kalkufer der Depression zu, das wir auch noch am selben Tage erreichen, nachdem wir uns noch an einer von Palmen beschatteten Quelle mit Wasser versorgt haben. Hier am Uferrand stehen wir mit einem Male vor einem so jähen und zerrissenen Abfall, wie ihn die ausschweifendste Phantasie nicht zerklüfteter ausmalen kann. Wie hier mit den Kameelen hinaufkommen? Diese Frage drängt sich uns Allen auf. Senkrechte steile Kalkwände, losgelöste Felsblöcke, herabgestürzt oder durch tief einschneidende Spalten vom zusammenhängenden Gestein getrennt, Felsen, so groß wie kleine Berge, die eine beträchtliche Strecke vom Ufer weggerollt sind und deren Basis herausfordernd zum Himmel emporsieht, während sich die Spitze tief in den weichen grünen Mergelboden des Thales eingegraben hat, bilden ein großartiges, unbeschreibliches Durcheinander. Spuren eines Weges sehen wir nicht, dafür aber in ihrer Stummheit beredte Zeugen,

die gebleichten Gebeine gefallener Kameele, daß hier der Abstieg manches Opfer gekostet hatte. Mühsam und mit großem Zeitaufwand gelingt es uns, die Thiere glücklich auf die Höhe des Plateau's zu bringen, und oben angelangt, bewundern wir, in die Tiefe zurückblickend, daß es überhaupt möglich war, emporzuklimmen. Schon nach vier, über eine einförmige, hie und da von Hügeln und Zeugen durchsetzte Sserir-Hochfläche zurückgelegten Tagereisen steigen wir ohne Schwierigkeiten in das Oasenthal von Baharieh hinab und ziehen über ziemlich üppigen Weideboden an zwei Quellen vorüber und durch einige kleine Oasen, weiterhin durch ein wildromantisches Thal zwischen hochaufgethürmten knolligen Felsmassen, deren Gestein in Folge des starken Eisengehaltes intensiv dunkelroth gefärbt ist, nach dem Hauptdorfe der ganzen Oase, nach Bauiti, dessen 1500 Einwohner Fellahin sind und 600 Beutel Abgaben zahlen.

Da die Oase weiter nichts Bemerkenswerthes birgt, brechen wir nach einem Ruhetage wieder auf, diesmal nach Nordwesten, dem Ziele, der Jupiter Ammon-Oase zu. Der Weg führt über eine völlig vegetationslose Sserirebene, vielfach von Hügeln und Zeugen durchzogen, am vierten Tage steigen wir in eine Einsenkung hinab, in der unsere Kameele üppiges Domranfutter finden. Der folgende Marschtag bringt einige Abwechslung, indem wir mehrere malerische Felsenthäler passiren, bis wir endlich am sechsten Tage an den Ufern des 15 Meter unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegenden Sittrah-See's Halt machen. Wir sind nunmehr in das durch Rohlfs' Reise 1868—69 als wirkliche absolute Depression erkannte Gebiet eingedrungen, welches sich nach Westen bis in die Nähe des inneren Winkels der großen Syrte erstreckt.

Wenn man dem ebenso nutzlosen als gefährlichen Versuche, in das libysche Sandmeer einzudringen, entsagend, seine Schritte von Dachel nach Norden wendet und zwischen langgestreckten Dünenketten tagelang fortwandert, so senkt sich allmälig der Boden und man gelangt schließlich in eine theilweise unter dem Meeresspiegel gelegene Depression, an welcher die Dünen ihr Ende finden.

Wie ein bei Sinah eng zusammengeschnürter, gegen Osten sich erweiternder, aber zugleich auch etwas ansteigender Canal, folgt diese Einsenkung dem südlichen Steilrand der cyrenaischen Hochebene. Im Norden wird die Ein-

senkung von einer steilen, etwa 150 Meter hohen Mauer aus jungtertiärem Grobkalk scharf abgeschnitten und im Süden bilden vereinzelte Kalkhügel und Dünen eine zwar minder bestimmte, aber immerhin noch ziemlich deutliche Grenze.

Ein Wüstenland von weit anziehenderem, wechselvollerem Charakter, als ihn die beiden vorher geschilderten Typen haben, breitet sich hier aus. Das entscheidende Gepräge dieser Wüstenform beruht in den zahlreichen theils mit Salzwasserseen erfüllten, theils trockenen beckenartigen Einsenkungen. Mitten im steinigen Wüstenboden erscheint plötzlich ein senkrecht abfallendes, selten mehr als 20—50 Meter hohes Felsengehänge, auf dessen Rand man in ein vertieftes, allseitig von steilen Felsmauern oder von sanft ansteigenden Böschungen umgebenes Becken mit vollständig ebenem Boden schaut. Die kleineren und am schärfsten abgegrenzten dieser Becken enthalten keine sichtbare Wasserfläche; ein weicher von Salz und Gyps erfüllter und von Feuchtigkeit durchtränkter Blättermergel bildet den Boden derselben, aber keineswegs als Ausfüllungsmaterial, sondern als ursprünglicher, anstehender Untergrund, welcher erst durch Beseitigung seiner Deckschichten zu Tage gelangte. Niemals mündet ein Bach oder ein Fluß in diese Mulden und nirgends ist auch nur eine Andeutung eines einstigen Flußlaufes, sei es durch herbeigeschwemmten Schutt, sei es durch trocken gelegte Thäler zu beobachten.

In den größeren Mulden giebt es Brunnen von geringem Wasserreichthum, welche offenbar aus den atmosphärischen Niederschlägen des benachbarten Kalkplateau's gespeist werden. Ihr Wasser jedoch ist salzig und für den verwöhnten Gaumen des Europäers kaum genießbar. Auch die herrlichen azurblauen Seen, welche einzelne dieser Einsenkungen ausfüllen, enthalten ein scharf gesalzenes, wenig Thierarten zusagendes Wasser. Wenn der Blick mit Entzücken auf diesen krystallklaren Flächen haftet, so erregen sie andererseits ein sehnsüchtiges Verlangen nach einem frischen Trunk, ein in diesem Theile der Wüste nicht zu erlangendes Labsal.

In den meisten kleineren Becken fehlt jede Vegetation, denn das Uebermaß von Salz verhindert den Pflanzenwuchs; in anderen dagegen, namentlich dann, wenn sich Flugsand reichlicher mit dem salzigen Boden mischt, entwickeln sich die Wüstengewächse in üppiger Fülle, und selbst Palmen

gedeihen ohne menschliche Pflege vortrefflich, wenn sie mit ihren abgestorbenen und unbeschnittenen unteren Blättern auch verwildert genug aussehen, und wenn auch die Datteln ohne künstliche Befruchtung der Blüthe klein und ungenießbar bleiben. In den zahlreichen mit Brunnen versehenen Becken finden Kameele treffliche Weide, darum ist auch die ganze Depression von nomadisirenden Arabern bewohnt, die ihre Zelte bald da, bald dort aufschlagen und ohne bestimmte Heimat ein freies, ungebundenes Leben führen. Einst waren diese Beduinen vom Stamme Uled Ali als schlimme Räuber gefürchtet, jetzt sind sie gebändigt und als Vermittler des Wüstenhandels von nicht ganz unerheblicher Wichtigkeit für die egyptische Regierung. Zahlreiche Caravanenstraßen führen, von Alexandria, von Cairo und von Fayum ausgehend, durch die Depression, die einzige Brücke, auf welcher sich der gesammte continentale Handel zwischen Egypten und den westlichen Wüstenländern bewegt.

Das erste dieser Seebecken, das wir begegnen, ist eben der vorhergenannte Sittrah-See. Entzückend liegt der dunkelblaue See, im Norden durch pittoreske Felspartien, im Osten und Westen durch hohes Schilf und Palmgebüsch eingerahmt, vor uns im Glühen der sinkenden Abendsonne. Schwärme wilder, dunkel gefärbter Enten beleben seine Oberfläche, hier lärmend auf die Fluthen niederfliegend, dort wieder aufsteigend, um anderen Orts sich abermals auf dem klaren Spiegel zu schaukeln, nicht minder schmücken Haufen schneeweißer Ibis, welche am entgegengesetzten Ufer ernste Berathungen zu halten scheinen, den See. Wie ganz verändert ist nächsten Tags der Anblick des See's zur Zeit der sengenden Mittagssonne. Die in zitternder Bewegung begriffene Luft läßt alle Gegenstände verschwommen erscheinen, die kahlen, jedes grünen Fleckchens entbehrenden Felsen sehen trostlos aus. Die Unmasse von Mosquitos, welche sich tagsüber im Schilfrohr der Seeufer verbergen, nöthigen uns, unser Lager für die Nacht in anständiger Entfernung aufzuschlagen. Wir setzen den folgenden Tag unsere Wanderung nach Nordwesten fort, durchziehen eine 30 Meter unter dem Meeresspiegel liegende, von Belbel, Tamarisken und Agolkräutern bedeckte, mit Palmen bestandene Einsenkung (Uttiah), passiren ein an das Charaschaf nördlich von Dachel mahnendes Labyrinth und steigen in die unbewohnte Oase Aradsch hinab, deren süße und reichliche Quellen uns für den Rest des Weges bis

Sinah mit Wasser versorgen müssen. Die Oase liegt in der tiefsten Einsenkung des ganzen Depressionsgebietes, nämlich 75 Meter unter dem Meeresspiegel. Dem zerklüfteten steilen Nord- und Westufer entlang ziehend, bemerken wir in den Felswänden zahlreiche Grabhöhlen, theils mit Quader-, theils mit Holzverschluß, und entdecken in diesen: Zeichnungen, Leinwandfragmente, Knochen, Topftheile und an den Wänden Grabnischen, mit Spuren künstlerischer Verzierung. Ja, am Fuße eines Felsens entdecken wir sogar Spuren eines Tempels oder Mausoleums aus griechischer oder römischer Zeit, welche den Beweis liefern, daß diese Oase einst bevölkert und Wohlstand hier herrschte. Ein dreistündiger Marsch bringt uns wieder auf die Sserirebene, der Abstieg erfolgt durch einen Engpaß auf abschüssigem und sandigem Wege, senkrechte, 100 Meter hohe, aus schneeweißem Nummulitenkalk bestehende Felsblöcke haben wir zu durchwandern, ehe wir auf die Höhe des Oasenufers gelangen. Vergnügen verschafft uns auf dieser Wanderung ein fünffaches Echo, das aus dem Felsenlabyrinthe widerhallt. Die Form der Felsblöcke kann nicht phantastischer gedacht werden, da giebt es einige, welche wie der Rumpf eines riesigen Panzerschiffes aussehen, andere gleichen Domen, gothischen Kirchthürmen, Pyramiden oder vollkommenen Würfeln, Alles von blendender Weiße, grell beleuchtet von der Sonne.

Auf der Sserirebene nach Westen ziehend, fesseln uns gleich die pittoresken Formen des an Versteinerungen reichen Pachogebirges zur Linken und jene des Dschebel Hadora, der spornartig in die Depression hineinragt, zur Rechten. Die Passage läßt sich mit einem riesigen Eingangsthore vergleichen, hinter welchem das Juwel der Depressionswüste, Sinah, die einstmals dem Jupiter Ammon geweihte Oase, liegt. Auch sie ist eine jener Mulden, nur ausgedehnter, wasserreicher und fruchtbarer als die übrigen. In ihr vereinigen sich alle Reize dieses Wüstenstriches. Eine kühn geformte, steile Felswand im Norden, mächtige Dünen im Süden, dazwischen isolirte Kalkberge mit den pittoreskesten Formen, zahlreiche Seen, reiche Kameelweiden, herrliche Palmenhaine, saftige Getreidefelder und mächtige Quellen trinkbaren, wenn auch etwas salzigen Wassers, verbinden sich zu einem erfreulichen Ganzen, welchem die seltsamen castellartigen Bauten der Einwohner und vor Allem die große historische Erinnerung einen ungewöhnlichen Reiz verleihen. Kein Wunder,

daß dieses liebliche Stückchen Erde von altersher vom Menschen zur Wohnstätte erkoren wurde; durch einige üppige Weidestellen der Depression, welche unseren Thieren höchst willkommen sind, erreichen wir in den Nachmittagsstunden den Abfall eines kleinen Zeugenhügels, den wir hinanklimmen, um uns zu orientiren. Ein entzückendes Panorama eröffnet sich da unseren an die Einöde bisher gewohnten Augen. Scharf und doch wieder mild umhaucht, liegen die pittoresken Abstürze des lybischen Küstenplateau's vor uns, die eben im Westen scheidende Sonne senkt ihre letzten Strahlen in die unvergleichlich schönen Azurseen, welche den Schmuck der Jupiter Ammon-Oase bilden, diese in einen funkelnden riesigen Diamant verwandelnd. Aus dem dunklen Grün der Palmen ragen die Hochburgen der beiden Hauptorte Sinah und Agermi empor, und in der Ferne zeichnet sich am klaren Himmel der sonderbar geformte Berg Amudeïn ab. Noch trennt uns eine kurze und nicht gefährliche Strecke, die Sebcha von Mirtasik, vom Ziele. Auf einem schmalen hartgetretenen Pfade, der durch Palmzweige ersichtlich gemacht ist, müssen wir vorsichtig vorwärts schreiten, denn nur eine dünne, meist zerklüftete, schollenhafte Kruste bedeckt die Oberfläche des einige Meter tiefen, salzigen Schlammsumpfes; ein Abweichen vom Wege führt Mensch und Thier in's Verderben. Endlich ist auch diese überwunden, und die Gärten von Sinah spenden uns den heißersehnten Schatten, versprechen uns Ruhe und Rast.



XIII.

Von der Jupiter Ammon-Oase nach Audschila.

So sind wir denn in der eigentlichen Oase angekommen und lagern bei den hohen Trümmern der Burg Masra; der vielstündige Marsch hat Menschen und Thiere so ermattet, daß diese, welche überdies in den letzten Tagen guten Weideboden gehabt haben, sich ruhig zwischen die Agolbüsche legen. Doch ist die Hitze so groß, daß alle von Schweiß triefen und die nackten Neger wie lackirt aussehen.

Man hat von diesem Punkte eine umfassende Aussicht, gerade östlich von uns sind die merkwürdigen Berge Amelal und Tschari, mit steilen, senkrecht aufsteigenden Wänden, weiterhin etwas zu Süden Sinah und in der Ferne Agermi, ganz im Süden Agolweiden, welche allmälig mit Sebcha und Dünen verschwimmen, und im Westen endlose Wüste. Vor dem Berge Amelal, der eine Stunde von unserem Lagerplatze entfernt zu sein scheint, thürmen sich Dünen auf, sie scheinen bis an seinen Fuß zu gehen.

So rasch als es die Hitze erlaubt, ersteigen wir die Dünen und sind nach wenigen Minuten oben. Aber welch überraschender Anblick bietet sich uns: zu unseren Füßen fallen die Dünen, die nur einen schmalen Kamm bilden, fast steil ab, und die lieblichsten Gärten, das saftigste Grün liegt wie ein kleines Paradies vor uns. Nicht etwa Palmen, von diesen ist hier keine einzige vorhanden, meist sind es Oelbäume, aber von solch wundervoll frischem Grün, daß man sie anfangs für Myrthen hält. Murmelnde Bäche ziehen sich zwischen den Gärten hindurch, freilich nicht breit und schnell

fließend, aber überall Segen spendend, und kräftig genug, um auch im Hochsommer Alles frisch und ewig jung zu erhalten.

Im Nordwest verlieren sich die Gärten in Agolweiden, im Osten sind Sebchas, dahinter Palmen, ebenso im Südwesten. Am Fuße des Amelal ist eine mit Salz bedeckte Sebcha, wie eine Insel scheint dieser merkwürdige Berg daraus hervorzuragen.

Wir durchwandern die üppigen Gärten und erreichen, über eine kleine Strecke Agolweide, den Fuß eines Gebirges, wo wir auf die ersten Spuren des hohen Alterthums, die Reste eines egyptischen Tempels stoßen. In den Felswänden entdecken wir zahlreiche Katakomben, die wir vorläufig keiner näheren Besichtigung unterziehen, sondern die Hauptquelle aufsuchen, welche inmitten der Gärten aus der Erde ungestüm hervorsprudelt. Von einer runden, aus Quadern gebauten Mauer umgeben, hat sie fünf gleich starke Abflüsse, um nach verschiedenen Richtungen hin die Gärten zu bewässern. Hier in der Nähe dieser Quelle, deren Wasser von köstlicher Süße, ist auch der fruchtbarste Theil der ganzen Oase, nur hier gedeihen Orangen und Limonen, in langen Guirlanden rankt der Wein von Baum zu Baum, wie in Norditalien, Oliven-, Feigenbäume, Granatbüsche, Quitten- und Aepfel-, Pfirsich-, Aprikosen-, Pflaumen- und Mandelbäume bilden ein ununterbrochenes Laubdickicht.

Hier an diesem blühenden Flecken Erde war es, wo vor mehr als zweitausend Jahren die damals bekannte Welt sich Raths holte, hier, wo der größte Krieger seiner Zeit, Alexander der Große, sich „Sohn des Zeus" anreden hörte.

Oft glauben wir zu träumen, aber ein Blick auf die unzähligen Katakomben sagt uns dann, Alles ist Wahrheit, wir sind wirklich an der heiligen Stätte des Jupiter Ammon. Da vor uns sind die stummen Zeugen, welche die Reste Derer beherbergen, auf deren Worte Könige und Völker lauschten, während jetzt ihre Knochen, von rohen Barbaren umhergeschleudert, in der Sonne bleichen und langsam durch den Kreislauf der Dinge sich auflösen, um in die ewige Natur zurückzukehren.

Dies Alles sagt uns, daß die Bauten Sinah's ein hohes Alter besitzen müssen, und in der That, die Gründung des ammonischen Orakels geht bis in

die vorgeschichtliche Zeit zurück, die ältesten Nachrichten darüber finden wir bei Herodot; Diodor und Curtius geben uns eine ausführliche Beschreibung der schon bestehenden Oertlichkeiten.

Es steht demnach unzweifelhaft fest, daß sowohl Ammon, als auch die Ruinen des Orakels egyptischen Ursprungs sind. Wie früh überhaupt der Ruf des Orakels verbreitet war, geht daraus hervor, daß Crösus von Lydien sich dort Raths erholte, Cambyses wollte das Königreich der Ammonier zerstören, aber sein ganzes Heer wurde durch Wassermangel und heiße Sandstürme aufgerieben. Erst durch den berühmten Zug Alexander's wurde die Lage der Orakelorte und die örtliche Gestaltung derselben an's Tageslicht gezogen, denn selbst Herodot weiß über die Lage noch nichts Bestimmtes anzugeben. Wir wissen schon von den Alten und durch die neuesten Reisenden ist dies bestätigt, daß es in der Oase zwei Tempel des Jupiter Ammon gab, von denen der eine größere unmittelbar neben der Akropolis selbst stand, der andere nicht fern von jenem, neben dem Sonnenquell in einem Palmenhaine gelegen sein soll.

Erst Hamilton machte zuerst die wichtige Entdeckung des großen Tempels in Agermi, der alten Akropolis, indem es ihm gelang, in das Innere selbst hineinzudringen. Hamilton hält nun zwar das Gebäude selbst für die Akropolis, allein schon aus seiner eigenen Beschreibung geht hervor, daß wir es mit einem Tempel zu thun haben.

Nach ihm der erste Europäer, der Sinah 1869 wieder besuchte, kann Rohlfs, was derselbe über die Großartigkeit dieser Baulichkeiten sagte, nur bestätigen, und glücklicher wie dieser, konnte er wenigstens die Copien von einigen Hieroglyphen mit heimbringen. Schmutz, Rauch, Dunkelheit des ganzen Raumes und namentlich die Durchbauung des ganzen Tempels mit Häusern verdecken zwar die Hauptsache, oft war auch sogar eine Colonne absichtlich zerstört, indem man die erhabenen Hieroglyphen abgehauen oder die Bilder verkalkt hatte, indeß konnte der berühmte Egyptologe Brugsch aus den ihm vorgelegten Abzeichnungen erkennen, „daß die Texte in altegyptischer Schrift abgefaßt sind, daß sie sich auf eine Reihe männlicher Gottheiten beziehen, die nach den erhaltenen Kronen zu urtheilen, Ammon und den widderköpfigen Harschaf, den Arsaphes der Griechen darstellen, daß endlich die Texte Reden

jener Gottheiten enthalten, die sich an einen Gott wenden, welcher Ur testu, d. i. Großer der Völker, genannt wird. Dies Epitheton beweist, daß der König ein nicht einheimischer war, sondern einer fremden Dynastie angehören mußte".

Was das Bildniß des Ammon anbetrifft, so liegen darüber abweichende Berichte vor; nach Curtius brachten die Macedonier die Nachricht zurück, es gleiche einem Nabel, ringsum mit Smaragden und Edelsteinen besetzt. Es wurde in Procession von Priestern in einem vergoldeten Schiffchen herumgetragen. Silberne, an beiden Seiten herabhängende Schellen klingelten und alte Weiber und Jungfrauen sangen herkömmliche Weisen dazu. Diodor, ohne des Nabels zu erwähnen, macht dieselbe Beschreibung wie Curtius, Arrian sieht das als Fabel an, er weiß, daß der Jupiter Ammon als widderköpfig abgebildet wird.

Auffallend ist nun aber, daß nach den neuesten Forschungen der egyptische Ammon nie widderköpfig abgebildet wird, sondern Knepf oder Chnubis. Jedenfalls ist wohl anzunehmen, daß das Bild anders im Allerheiligsten des Tempels, wohin nur die geweihten Priester dringen durften, dargestellt wurde, als wie man es außerhalb dem großen Publikum zeigte. Alexander trug nach seinem Besuche bei Ammon häufig als Helmschmuck Widderhörner, und auch derartige Münzen liegen vor.

Wenn wir zur Zeit Alexander's das Ammon-Orakel den größten Ruhm genießen sehen, so daß es sich mit denen von Delphi und Dodona in jeder Beziehung messen konnte, so bemerken wir andererseits, daß es zur Zeit Christi nur noch wenig mehr cultivirt wurde. Die Römer scheinen überhaupt eine große Vorliebe für dieses Orakel gehabt zu haben. Wir finden, namentlich durch die griechischen Bewohner Cyrenaïca's gestiftet, verschiedene dem Ammon gewidmete Tempel auf der Nordküste von Afrika, ebenso auch in Griechenland selbst.

Mit der Christianisirung von ganz Nordafrika hörten die Ammon-Tempel in der Oase auch auf, heidnische Gotteshäuser zu sein, wahrscheinlich wurden sie in Kirchen umgewandelt. Zur Zeit des Christenthums in Afrika wurde Sinah wie die anderen Oasen (Uah) als Verbannungsort benützt, und als im 7. Jahrhundert die Araber über Nordafrika sich

ergossen, fiel es dem mohamedanischen Cultus anheim. Politisch war seit den ältesten Zeiten die Oase wohl immer in einer Art von Abhängigkeit von Egypten.

Die Ammonier scheinen freiwillig Tribut gegeben zu haben, so wissen wir, daß zur Zeit der persischen Herrschaft die Perserkönige nur ammonisches Salz, das im Alterthum hochberühmt war, auf ihrer Tafel duldeten, und daß dies nebst dem Wasser des Nils einen Theil des Tributs ausmachte.

Im Jahre 1150 für immer dem Koran anheimgefallen, blieb die Oase dennoch unabhängig, bis Mehemed Ali 1819 dieselbe unterwerfen ließ, und seit der Zeit unter Beibehaltung seines Scheikhs der Ort einen jährlichen Tribut an Egypten zahlen mußte.

Nicht zufrieden damit, empörten sich die Bewohner zu wiederholten Malen, versetzten aber im Jahre 1853 ihrer Quasi-Unabhängigkeit den Todesstoß durch die schlechte Behandlung, welche sie dem englischen Reisenden Hamilton widerfahren ließen. Gleich darauf von Said Pascha mit einer Soldatenmacht überzogen und durch eine außerordentliche Abgabe gebrandschatzt, ist Siuah seit der Zeit integrirender Theil Egyptens und bildet jetzt ein Mudirat mit Beibehaltung der eigenen Scheikhs, die jedoch nur Familienangelegenheiten zu ordnen haben.

Uns Europäern wurde die Oase durch Browne im Jahre 1792 wieder entdeckt, und sechs Jahre später war es ein Deutscher, Namens Hornemann, welcher durch die Mittel der afrikanischen Gesellschaft von London, mit Unterstützung Napoleon's, der zu der Zeit in Egypten war, die berühmte Oase erreichte. Belzoni, der ungefähr zwanzig Jahre später reiste und zwischen 1815 und 1819 die kleinen Oasen westlich vom Nil besuchte, ist nie in Siuah gewesen. Er glaubte in dem Brunnen westlich der Oase El Kasr den Sonnenquell entdeckt zu haben, der im Alterthum seiner abwechselnden Temperatur wegen bekannt war, und den Belzoni bei der Quelle El Kasr wahrzunehmen glaubte. Quellen, die ein solches Täuschungsgefühl hervorrufen, giebt es fast in allen Oasen der Wüste, am bekanntesten ist außer der Sonnenquelle die große Quelle von Rhadames. Erst 1819 erreichte Butin, ein französischer Officier, Siuah, entging mit genauer Noth dem Tode, um ihn bald nachher in Syrien zu finden, wo er ermordet

wurde. Gegen Ende desselben Jahres kam Cailliaud nach der Oase, er durfte Ummah el beidah besuchen und constatirte zuerst die tiefe Lage des Thales. Als dann im selben Jahre Mehemed Ali Sinah durch Schamaschirgi Bey unterwerfen ließ, begleiteten diesen der französische Generalconsul Dovretti von Alexandria, außerdem der Ingenieur Linant de Bellefonds, Ricci und der Maler Frediani. Von einer Truppe von 1500—2000 Mann unterstützt, kann man sich denken, daß sie Alles besichtigen konnten, dennoch kamen sie nicht in den großen Tempel von Agermi; ungehindert aber konnten sie Ummah el beidah, Amundeïn, Bled el Rum und den See Araschidi besichtigen; Jomard hat ausführliche Beschreibungen davon gegeben.

Minutoli besuchte im Auftrage des Königs von Preußen die Oase im folgenden Jahre und erreichte, da er sich einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte, die besten Resultate, seine Ansichten sind noch heute so ähnlich, als ob die beiden Orte sich gar nicht verändert hätten. Minutoli's Begleiter, Ehrenberg, Hemprich u. A., fanden aber, da der General inzwischen zurückgekehrt war, so schlechte Aufnahme bei den Einwohnern, daß sie nichts ausrichten konnten.

Erst 1847 wurde die Jupiter Ammon-Oase dem Publikum wieder in's Gedächtniß gerufen durch die Reise des Engländers Bayle St. John von Egypten aus, der mit einigen Gefährten dieselbe besuchte, aber auch mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, hervorgerufen durch den Haß und Fanatismus der Eingebornen gegen jeden Europäer. Hamilton endlich war es 1853 vorbehalten, den großen Tempel des Jupiter Ammon zu entdecken, obwohl er in demselben nur die Königsburg zu erkennen glaubte.

Obgleich im Anfange mit Kugeln empfangen und lange Zeit gefangen, konnte er nachher unter dem Schutze egyptischer Soldaten frei umhergehen und alles Interessante untersuchen. Seit jener Zeit ist den Europäern die Oase geöffnet; denn durch eine Extra-Contribution, durch Soldaten-Einquartierung und durch Bestellung eines Mudir wurde der Trotz der Eingebornen gebrochen. Und wenn Hamilton fühlte und sagte, daß seine Leiden zukünftigen Reisenden die Thore von Sinah öffnen würden, so hatte er vollkommen Recht, nicht nur ist er der Wiederentdecker des großen Tempels

des Jupiter Ammon, sondern auch der Schlüssel zur Oase für die späteren Reisenden gewesen.

Wie schon erwähnt, war Gerhard Rohlfs, der Wüstenreisende par excellence, welcher 1869 von Benghasi über Audschila kommend, die Oase zum ersten Male besuchte, Hamilton's Nachfolger, und ihm verdanken wir die interessante Schilderung der Oase, ihrer Bewohner und denkwürdigen Bauten. Seine Localkenntniß bewährte sich in glänzender Weise, als er nach dem abenteuerlichsten Marsche, der je in der Sahara gemacht wurde, als Führer der libyschen Wüsten-Expedition im Februar 1874, nach sechsunddreißig in dem Dünenchaos der Wüste zugebrachten Tagen, deren letzte bei dem Schwinden der Vorräthe, der erlahmenden Kraft der Kameele und dem jeglichen Mangel einer Wegspur äußerst peinliche und angsterregende sein mußten, im kritischen Augenblicke mit Genugthuung die ihm bekannten Abstürze des libyschen Kalkplateau's im Norden von Sinah auftauchen sah und seinen Gefährten das Ende aller Mühsal und Gefahr verkünden durfte.

Was die Höhe des Ortes betrifft, so haben darüber die Alten schon Andeutungen gegeben. Aristoteles sagt mit klaren Worten, daß die Oase des Jupiter Ammon tiefer gelegen sei als Unter-Egypten, andere Schriftsteller, wie Eratosthenes von Cyrene und Strabo erkennen, daß die ganze Gegend von Jupiter Ammon unter dem Meere gewesen sein mußte. Erst in der Neuzeit fand Angelot, ein französischer Geologe, aus dem von Cailliaud beobachteten Barometerstand, daß die Oase circa 33 Meter tiefer als das Meer liege. Rohlfs' Messungen 1869 ergaben für Sinah eine mittlere Tiefe von 52 Meter, die genaueren von Professor Jordan im Februar 1874 angestellten jedoch eine mittlere Depression von 25 Meter.

Am Südrande des steil abfallenden, aus Kalkstein bestehenden sogenannten libyschen Küstenplateau's gelegen, ist die Oase im Süden von nicht hohen Sanddünen begrenzt. In der Oase selbst liegen mehrere steile Felsen, von denen der Amelal und Dschari im Westnordwest von Sinah und davon zwei Stunden entfernt, als zwei große senkrechte Zeugen bei einer Höhe von circa 100 Meter die bedeutendsten sind. Der Dschebel Muta, 1 Kilometer nördlich von Sinah, dieser Ort selbst, Agermi, endlich Dschebel Hammed, eine halbe Stunde südwestlich vom Hauptorte, und der fünf-

köpfige Dschebel Brick, eine Stunde südöstlich von Siuah, sind andere derartige Zeugen.

Das Terrain, ursprünglich salzig und sebchaartig, ist durch die zahlreichen süßen Quellen, von denen es in der Oase über dreißig giebt, in dem Bereiche dieser Quellen culturfähig geworden. Die berühmteste von allen, aber nicht mehr die ergiebigste (diese ist in Chamisa, auch die Mosesquelle ist stärker), ist Ain el hammam (Taubenquelle), welche wir noch heute nach alten Ueberlieferungen die Sonnenquelle nennen. Sie hat ungefähr 110 Schritte im Umfange, am Grunde bemerkt man Mauerwerk. Sie besitzt nur einen Hauptabfluß, der sich hernach in verschiedene Arme und nach verschiedenen Richtungen zerspaltet. Nach Diodor hatte der Sonnenquell seinen Namen daher, weil die Temperatur des Wassers im umgekehrten Verhältnisse zur Sonnenwärme stand; nach den Aussagen der wissenschaftlichen Begleiter Alexander's war der Sonnenquell Mittags kalt, Mitternachts heiß und Morgens und Abends lau.

Die meisten größeren Quellen haben eine künstliche runde Quadereinfassung, bei vielen gut erhalten. Namentlich sind die Ain Mussa und Ain ben Lif noch heute mit so gut erhaltenen und im Kreis gelegten Quadern und Kalk umgeben, daß man glauben sollte, diese Bauten, welche mindestens 2000 Jahre alt sind, wären erst gestern angefertigt worden. Von Siuah aus liegt der Sonnenquell eine kleine Stunde östlich, Ain Mussa eine halbe Stunde nordöstlich, Ain ben Lif gleich südwestlich vom Orte selbst.

Das Klima würde in der Oase des Jupiter Ammon gewiß ein sehr gesundes sein, wie überall in der Wüste Sahara, wenn nicht die vielen Sümpfe und Sebchas, die Vermischung von Süß- und Salzwasser, die darin faulenden organischen Stoffe, namentlich im Spätsommer, die schlimmsten Fieber hervorriefen. Freilich behaupten die Eingebornen, dagegen unempfindlich zu sein, und glauben, nur für Fremde sei diese Jahreszeit gefährlich, die große, in Siuah herrschende Sterblichkeit aber, das ungesunde, fahle Aussehen der Kinder, die fahle gelbliche Hautfarbe der Eingebornen, die tiefliegenden umränderten Augen beweisen zur Genüge das Gegentheil. Man wird nicht irren, wenn man die mittlere Temperatur in Siuah zu 25° Celsius und vielleicht einige Grade höher annimmt. Die tiefe Lage des Ortes, der Schutz, den das

Plateau gegen Nordwinde gewährt, lassen eine höhere Temperatur als an Orten gleicher Breite leicht erklärlich finden. Der Himmel ist fast immer rein, nur Morgens kommen manchmal Nebel vom mittelländischen Meere, Regen aber sind hier ebenso ausnahmsweise wie in allen anderen Theilen der großen Wüste. Das exceptionell warme Klima spricht sich am deutlichsten in der frühzeitigen Blüthe der Dattelpalmen aus, die Ende Februar schon befruchtet sind.

Mit reichster Vegetation da bedeckt, wo die Süßwasserquellen sind, ist die Hauptpflanze die Dattelpalme, wie in allen Oasen der Sahara, und auch an verschiedenen Sorten fehlt es nicht. Vor allen als vorzüglich werden die Sorten Sultani und Rhaselli gepriesen und bilden selbst einen großen Ausfuhrartikel nach Egypten. Die Zahl der Dattelpalmen beträgt über 300.000, obschon die officielle Zählung bedeutend weniger angiebt. Das geht schon daraus hervor, daß in guten Jahren bis an 10.000 Kameelladungen zu je 150 Kilo gewonnen werden.

An anderen Bäumen ist vor allen der Oelbaum bemerkenswerth, der hier in ungesehener Pracht und Frische gedeiht. Doch werden die Palmen sowohl als auch die anderen Obstbäume von Zeit zu Zeit mit Agol gedüngt, welches, zu dicken Bündeln zusammengepreßt, an die Wurzeln der Bäume gelegt wird. Nur in Chamisa gedeihen Orangen und Limonen, aber überall gleich üppig die Weinreben, Granaten, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen und Aepfel (die Aepfel sind jedoch verkrüppelter Art). Was von den Alten noch an Bäumen erwähnt wird, als Cyperus-Arten, der Baum Elate und andere wohlriechende, harzgebende Bäume, so kommen dieselben heute in der Oase und der Umgegend nicht vor, und werden auch wohl trotz der guten Autoren des Alterthums früher nicht vorhanden gewesen sein, weil die klimatischen Verhältnisse ihr Wachsthum nicht zuließen. An Gemüsen wird ganz dasselbe gezogen wie in Dachel, aber obgleich hier culturfähiges Land genug vorhanden ist und die Bewässerung sich fast ganz von selbst macht, so reicht der Ertrag des Getreides lange nicht für den Consum der Bewohner hin, und wie in allen Oasen bildet auch hier die Dattel das Eintauschmittel. Die Bestellung der Gärten ist natürlich lange nicht mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, als in den Oasen, wo durch das Heraufziehen des Wassers

aus Brunnen das Land bewässert werden muß, außerdem ist das Wasser der zahlreichen Quellen so reichlich, daß auch nicht auf eine karge Abmessung der Zeit wie beim Quell von Rhadames oder bei den Fogaras in Tuat gesehen zu werden braucht, in der Jupiter Ammon-Oase ist das Wasser verhältnißmäßig so reichlich wie in Tafilet und Ued Draa, kleine Bäche ergießen sich nach verschiedenen Richtungen aus den Quellen und werden dann nach Bedürfniß in die Gärten geleitet.

Das Thierreich ist ebenso spärlich wie in den Uah-Oasen, Schafe und Ziegen werden von den nördlich nomadisirenden Arabern eingeführt, Esel aus Egypten, einige Kühe werden draußen in den nordöstlichen Hattien gehalten, da eine gefährliche Bremse, welche sich in der ganzen nordafrikanischen Niederung aufhält, den Thieren schädlich ist. Aus dem Grunde halten auch die Sinahner keine Kameele, obschon die Agolweiden in der Oase ausgezeichnetes Futter dafür abgeben. Die Fliege, welche auch in ganz Centralafrika vorkommt, ist grau von Farbe, von der Größe einer Honigbiene und quält Menschen und Thiere gleich viel; der Stich erregt auf der Stelle Blutung, aber keine Anschwellung. Groß ist die Zahl der kleinen wilden Waldtauben, welche sich in den Oelbäumen und Palmen herumtummeln, und da diese besonders dicht beim Sonnenquell stehen und so den Tauben willkommenen Schutz und Schatten bieten, haben die Eingebornen den Quell mit dem arabischen Namen „Ain el hammam", Taubenquell, belegt.

Als sonstiges Naturproduct haben wir noch des Salzes zu erwähnen, welches aus den Sebchas gewonnen wird. Im Winter sickert aus diesen sehr salzhaltiges Wasser auf die Oberfläche und nach erfolgter Verdunstung bleibt im Sommer eine Salzkruste zurück, die an manchen Stellen die Dicke von einigen Centimetern erreicht. Das Salz krystallisirt in oft mehrere Finger dicke und fingerlange Stücke von schönster weißer Farbe.

Was das Volk betrifft, das diese Wüsteninsel bewohnte und bewohnt, so finden wir nur bei Herodot die Nachricht, daß es ein Mischlingsvolk aus Egyptern und Aethiopiern, und auch seine Sprache eine zusammengesetzte sei. Wenn dies nun zur Zeit Herodot's der Fall war, so änderte sich das wahrscheinlich im Lauf der Zeiten. Der fanatische Islam hatte wahrscheinlich alle Einwohner dahingerafft.

Im 12. Jahrhundert, sagt Edrisi, existirten in den kleinen Oasen gar keine Einwohner, aber Sinah schildert er mit Mohamedanern bevölkert. Makrisi führt Santaria oder Sinah mit blos 600 berberischen Einwohnern an.

Und wenn wir heute die Einwohner classificiren sollen, so müßten wir sie ohne Zweifel dem großen Berberstamme beizählen, welcher sich in der Wüste am reinsten in den Tuareg, und in Nordafrika am unvermischtesten am Nordabhange des großen Atlas, im Rif und im Dschurdschura-Gebirge erhalten hat. Die Sprache der Sinahner ist nichts als ein Dialect des Temahak, und ohne Mühe macht sich ein Targi, ein Rhadamser oder ein Atlasbewohner mit den heutigen Söhnen des Jupiter Ammon verständlich.

Freilich fehlt den Bewohnern von Sinah jene männliche, fast griechische Schönheit der Tuareg und Atlasbewohner, auch ist ihre Farbe viel dunkler, ohne indeß negerartig zu sein. Dies hat aber lediglich seinen Grund in der starken Vermischung mit Negerblut, wovon sich Tuareg und Atlasbewohner enthalten. Aber alle anderen Berber in der Wüste, welche in Häusern wohnen, theilen dies mit den Sinahnern im gleichen Maße; die Uadschili, die Sokuaui, Rhadamsi, Tuati, Filali und Drani sind durch ihre starke Vermischung mit Negern häßlich geworden. Hervorstehende Backenknochen, wulstige Lippen, breite Nase, fast ebenso Viele mit lockigen, wie mit schlichten Haaren, schwarze stechende Augen, gebräunte Hautfarbe, bei fast magerem Körperbau, das ist das Bild eines heutigen Sinahners. Aber ihre Sprache ist unvermischt die Berber-Sprache, soweit nicht der Islam oder andere Umstände sie gezwungen haben, arabische Worte aufzunehmen, wie das ja auch alle anderen Berber-Völker, die den Koran angenommen, gethan haben. Wie an allen mohamedanischen Orten, ist es auch hier schwer, etwas Bestimmtes über die Zahl der Bevölkerung zu erfahren.

Von Minutoli werden 8000 Bewohner auf sechs Stämme vertheilt angegeben. Hamilton rechnet nur die Hälfte, 4000 Einwohner, Dovretti hat für Sinah allein 2500 Seelen, Rohlfs schätzt die Bewohner auf 5600 Seelen.

Von Haus aus fanatisch und unwissend, scheint in den letzten zehn Jahren ein merkwürdiger Umschwung mit ihnen vorgegangen zu sein, und hauptsächlich ist dies wohl den innigeren Beziehungen mit Egypten zuzuschreiben.

Die beiden Hauptstämme Lifaya und Rharbjin haben derzeit als Scheikhs: die Lifaya einen gewissen Omar, die Rharbjin einen gewissen Hallock, in Agermi ist zudem Mohamed Dschari Haupt der Eingebornen. Die Lifaya zerfallen in drei Unterstämme, ebenso die Rharbjin, von denen der eine in Agermi ansässig ist. Natürlich ist, seit ein von Egypten bestellter Mudir die Regierung vertritt, die Macht der Scheikhs eine sehr beschränkte und berührt nur die intimsten Angelegenheiten der Familie. Die Bewohner der Oase verschmähen ebensowenig den Genuß des Lakbi und Araki, wie die übrigen Inselbewohner der libyschen Wüste, nur verbergen sie dem Fremden ihre Trunksucht, und wenn man ihren Worten Glauben schenken wollte, so hätte ein Siuahner nie Lakbi gesehen. Mit der Ehe steht es daher auch nicht besser, und wenn Reisende behaupten, Witwen und Unverheiratete dürfen nicht in Siuah selbst wohnen, so ist das offenbar ein Mißverständniß. Der eigentliche Ort Siuah ist so eng gebaut und die Häuser, aus schlechtem Material, so hoch, daß gar kein Platz zum Weiterbau mehr vorhanden ist. Auf diese Art sind Sebucha, Menschia und der Ort im Südwest von der eigentlichen Burg Siuah entstanden, genau genommen sind dies jedoch nur Quartiere eines Ganzen. Die reichen Bewohner kleiden sich sehr elegant, nach der Art der wohlhabenden Kahiriner Kaufleute; der gewöhnliche Mann trägt sich wie in den anderen Oasen. Bei den Frauen ist durchweg die blaue Tracht der Fellah-Frauen in Egypten hergebracht, als eigenthümlich bemerkt man, daß sie wie die Frauen in Centralafrika niederhocken und ihr Gesicht abwenden, sobald sie einen Mann begegnen.

Als Mohamedaner huldigen sie dem malekitischen Ritus, und in der Sprache haben sie, unter sich berberisch sprechend, im Arabischen fast ganz den egyptischen Dialect, im Schreiben jedoch halten sie sich an die magrebinische Schreibweise.

Religiöse Innungen sind drei vertreten: Senussi, Madani und Abd Salamin von Mesurata. Die Senussi, die jüngstentstandenen, sind am zahlreichsten. Außer dem schon erwähnten Orte Chamisa hat die Oase als Hauptort Siuah, welcher in den casernartig bebauten Berg und den im Südwesten daranliegenden Stadttheil der Rharbjin zerfällt, endlich im Nordosten, dicht dabei Sebucha, auch von Rharbjin bewohnt, und noch einen halben

Kilometer weiter nach Nordosten der von Lifaya bewohnte Ort Menschia. Der andere Ort im Nordosten, eine kleine Stunde von Sinah entfernt, ist Agermi, von Rharbjin bewohnt. In früheren Zeiten herrschte in der Regel Krieg zwischen Agermi und der Burg Sinah, seit die egyptische Regierung festen Fuß hat, sind die Fehden unblutiger Art.

Was den Handel Sinahs anbetrifft, so ist derselbe gering, der Sinahner hat lange nicht den Unternehmungsgeist der Modschabra, seine weitesten Reisen sind nach Alexandria und Cairo; nach Audschila oder Benghasi, nach Fessan oder Sudan kommt er nie. Jedoch als Zwischenstation von jeher wichtig gewesen, besitzt Sinah verhältnißmäßig viel Geld. Von eigenen Producten führen sie nur Oel und Datteln nach Egypten und tauschen meist ihre eigenen Bedürfnisse dagegen ein. An dem Sclavenhandel betheiligen sie sich nur indirect, indem die Modschabra hier gewöhnlich mit ihren Trupps einen längeren Aufenthalt nehmen, um die Sclaven wohlgenährt und fett auf den egyptischen Markt zu bringen. Die Einwohner verstehen nichts zu fabriciren, wenn man nicht Körbe, Teller und Matten aus Palmzweigen und Bast dahin rechnen will, wie sie in jeder anderen Oase auch und besser gemacht werden. Jedoch giebt es die hauptsächlichen Handwerker: Schlosser, Schmiede, Schuhmacher, Schneider, Schreiner sorgen für die unentbehrlichsten Bedürfnisse der Bewohner.

Die Abgaben, welche das egyptische Gouvernement bezieht, sind keineswegs übermäßig groß, denn 10.000 Maria Theresien-Thaler jährlich ist gewiß nicht viel für eine Bevölkerung von 5—6000 Seelen mit so reichen Palmenwäldern und Gärten, wie diese Oase sie hat.

Freilich werden dabei auch noch wohl manche Nebenerpressungen dareingehen. Der Mudir verlangt seinen Bakschisch, der Kadi spricht nur Recht, wenn man ihm so und so viel unter seinen Teppich legt, aber das ist Norm in allen mohamedanischen Staaten und die Sinahner haben keineswegs Grund, mit der egyptischen Regierung unzufrieden zu sein.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit den alten Bauresten zu, und statten wir zunächst dem kleinen Jupiter Ammon-Tempel unseren Besuch ab.

Ummah el beidah oder der kleine Jupiter Ammon-Tempel ist heute schon lange nicht mehr, wie ihn Minutoli und später noch St. John gesehen haben.

Der Thorweg, der von beiden beschrieben und von Minutoli auch gezeichnet wurde, existirt nicht mehr, nur vom hinteren Tempel stehen noch die Seitenwände, etwa 8 Meter hoch und inwendig einen 5 Meter breiten Raum lassend. Die Länge der noch stehenden Mauern ist 4·8, respective 3·2 Meter und überdacht ist das Ganze von drei colossalen Monolithen, die auf der unteren Deckseite gut erhaltene und ausgebreitete Adler zeigen.

St. John will noch zehn andere Decksteine in Bruchstücken auf der Erde liegen gesehen haben; Rohlfs bemerkte nur zwei und einige Bruchstücke, welche zu zwei anderen gehört haben mochten. Zu Browne's Zeiten lagen sogar noch fünf Decksteine oben, Minutoli fand aber nur noch drei vor. Dieser Theil des Tempels, dessen hintere südliche Wand fehlt, dessen Pronaos noch zur Zeit Minutoli's vorhanden war, jetzt aber auch verschwunden ist, hat an seinen inneren Wänden vollkommen gut erhaltene Hieroglyphen-Colonnen: an der östlichen Wand sind noch 53, wovon die mittleren 47 ganz erhalten sind, an der westlichen Wand 52 mit 49 ganz erhaltenen Colonnen. Unten aus kleinen Quadern gebaut, sind dieselben nach oben zu größer, und derart inwendig verkittet, daß durch die Fugen der Schrift kein Abbruch geschieht. An der Außenseite scheinen nie Hieroglyphen gewesen zu sein, und die Bilder sind gänzlich verwittert. Zwischen den allegorischen Bildern oberhalb und unterhalb der Schriftcolonnen bemerkt man noch an manchen Stellen die ursprüngliche Farbe, besonders grün und blau, was sehr dazu beiträgt, Bilder und Hieroglyphen hervortreten zu machen. Die am südlichen Ende des Tempels sitzende Figur des behornten Ammon, Huldigungen entgegennehmend von den mit Schakal- und Sperberköpfen versehenen menschlichen Figuren, ist das am besten Erhaltene.

Tölken, der Minutoli's Aufzeichnungen bearbeitete, erkannte darin die Bezwingung feindlicher Gottheiten, denen Ammon sich nach der Besiegung gnädig erzeigt, sowie einen ganzen Zug Priester und heiliger Frauen, und in der untersten Reihe den Tod des Osiris und die Trauer um ihn. Dieser vollständige Cyklus heiliger Lehre bildete so im Gotteshause selbst ein Lehrbuch für den geistlichen Unterricht.

Von der äußeren Umfassungsmauer ist nur noch die südöstliche Ecke, welche aus gewaltigen Quadern besteht, vorhanden, alles Uebrige ist ver-

schleppt oder in den sehr morastigen Boden versunken. Nach Minutoli betrug die Umfassungsmauer 77 Schritt in der Länge und 66 Schritt in der Breite, was mit den Messungen Rohlfs' genau übereinstimmt.

Der Tempel selbst ruht auf einem beinahe viereckigen Kalkfelsen, dessen obere Partie, ob Kunst oder Natur, große Alabasterquadern zeigt, in denen sich eigenthümlich krystallisirte Rosetten befinden, welche oft 0·3 Meter Durchmesser haben. Von unterirdischen Gängen ist jetzt nichts mehr zu sehen, obschon die Leute von geheimen Gängen nach Agermi und Sinah fabeln.

Wir selbst finden die Reste des berühmten Tempels von Unmah el beidah, einst der Ort, von welchem aus durch die ganze damals bekannte Welt Unfehlbarkeitssprüche verbreitet wurden, fast ganz zerfallen. Die Quadern, welche noch aufrecht stehen und einst die Cella gebildet zu haben scheinen, wurden von den nach Schätzen suchenden Eingebornen unterwühlt und die äußeren Mauern verrathen kaum noch durch eine flache Erhöhung des Bodens ihre Stätte. Das ist von der einstigen Herrlichkeit übrig geblieben.

Auch der zweite große antike Bau, die Akropolis von Agermi, geht immer schneller der gänzlichen Zerstörung entgegen. Die Einwohner haben kein Verständniß für das Alterthum und seine Ruinen, im Gegentheile, sie halten es noch für etwas Verdienstvolles, die Bauten der Ungläubigen zerstören zu helfen.

Wir verabschieden uns nunmehr von der Oase des Jupiter Ammon und ihren azurblauen Seen, ihren üppigen Gärten, um durch die altbekannte trostlose Wüstenlandschaft in der Depression nach Westen unsere Reise fortzusetzen. Auch auf diesem Zuge ist Meister Rohlfs unser Führer. Mit Wasser genügend versorgt, da wir auf der ganzen, nahezu 500 Kilometer langen Strecke bis zur Oase Dschalo kein genießbares zu erwarten haben, brechen wir auf und am Maragisee vorüber wandern wir über einförmiges, von Dünen umsäumtes Weideland (Hattieh) weiter. Wir passiren eine Reihe von kleinen Seen, deren tiefblaues Wasser so gesalzen ist, daß kein Fisch darin zu leben vermag, und deren Ufer von Schilf und Tamariskengebüsch umrahmt sind, in denen zahlreiche, fast zahme Vögelchen sich wiegen, und vertiefen uns später in zahlreiche Engpässe, in deren Felswänden wir überall auf Gräber stoßen, welche von einer ehemaligen starken Bevölkerung Zeugniß

geben, und schlagen in einer kleinen Oase unter dem Schatten des Palmenhains, dessen Früchte von Sinah aus geerntet werden, unser Lager auf.

Am folgenden Tage führt uns ein mehrstündiger peinlicher Marsch zur Oase Fared-Ghah, d. h. eine Reihe von kleinen Seen, welche südlich des libyschen Wüstenplateau's liegen. An und in diesem Plateau hat Sidi Senusi seine berühmte Sauya gegründet, die den Namen Sarabub führt, und woselbst heute der älteste Sohn des Gründers, Sidi el Mahdi, als Chef und Mokaddem des religiösen Ordens residirt. Höchst wahrscheinlich, schreibt Rohlfs, dem der Besuch der Sauya leider verwehrt war, hat Sidi Senusi zu seinem ersten Wohnsitze alte Katakomben gewählt, wo ihm die geheimen unterirdischen Gänge zu seinen Betrügereien gut zu statten kamen. Wunder, wie man sie zur Zeit Christi erzählte, passiren hier noch alle Tage und werden mit derselben Leichtgläubigkeit von den heutigen Bewohnern colportirt. So lassen Sidi el Mahdi und vordem sein Vater das Essen für die zahlreichen Verehrer und Pilger vom Himmel herabsteigen, und obschon sich in der Umgegend von Sarabub keine Aecker und Felder befinden, sind die Speicher und Vorrathskammern immerwährend gefüllt. So trinkt der Chef der Sauya auch immer das beste Süßwasser, obwohl der Fared-Ghah-See vollkommen ungenießbares Wasser hat. Blinde, Lahme werden täglich geheilt, ja nach den Aussagen der Verehrer Senusi's sollen auch zahlreiche ehemalige Christen, jetzt durch das allmächtige Gebet des Senusi zum Islam bekehrt, sich in der Sauya aufhalten.

Um das Charakterbild der religiösen Genossenschaften in der Sahara zu vervollständigen, wollen wir uns noch etwas näher mit der Geschichte und den Tendenzen des Senusi-Ordens bekannt machen. Es Senusi, aus der Oase Dschalo gebürtig, war ein frommer und weiser Muselman, der lange Jahre in den heiligen Städten Mekka und Medina sich aufgehalten und stets die Gesellschaft jener exaltirten Fanatiker aufgesucht hatte, denen die Neuerungen, welche in Cairo und Constantinopel platzgegriffen hatten, ein Dorn im Auge waren. Die Ueberzeugung, daß die Decadenz der politischen Macht des Islam nur durch Aufrichtung eines unübersteiglichen Walles gegen das Eindringen dieser Neuerungen aufzuhalten war, reifte in ihm den Entschluß, eine Genossenschaft zu gründen, deren Aufgabe es sein sollte, gegen

alle Concessionen, welche man bisher dem Abendlande gemacht hatte, und die von daher eingeführten Neuerungen anzukämpfen, endlich die Weiterverbreitung dieser Einflüsse nach Ländern, welche noch unberührt geblieben, zu verhindern, das unwirthliche, eine vegetationslose Felsenwüste bergende Hochland von Barka schien ihm der geeignetste Punkt, um von den Regierungen unbehelligt sein Hauptquartier aufzuschlagen, und hier am Abhange des Dschebel el Akhdar, circa 20 Kilometer östlich von Benghasi, gründete Es Senusi die erste Sauya, die Wiege und den Mittelpunkt des nach ihm benannten Ordens. Der Orden, seine Jünger und seine Tendenzen fanden bald in der ganzen Sahara die beste Aufnahme und erwarben sich zahlreiche Anhänger, und schon nach wenigen Jahren sehen wir in Sokna, Zuila, Mursuk, Rhadames und Rhat Filial-Sauyen entstehen. Dem Tode nahe (1859), fand Es Senusi die Nähe Benghasi's und der dortigen europäischen Consuln seiner Sache wenig ersprießlich und verlegte die Central-Sauya nach Sarabub, bald darauf (1861) wurde die Sauya zu Wau, wohin v. Beurmann als erster Europäer 1863 gedrungen war, errichtet. So wußte es der Orden dahinzubringen, das ganze große Gebiet zwischen Sinah, Sokna, Wau und Wadai den Europäern bisher mit fast ungestörtem Erfolge zu verschließen. Duveyrier, der auf seiner Forschungsreise in der centralen Sahara von einem Jünger dieses Ordens stets verfolgt und in die schwierigsten Lagen gebracht wurde, schließt diese seine Darstellung mit den Worten, daß es unerläßlich sei, der Ausbreitung dieses fanatischesten aller islamitischen religiösen Orden wo nur möglich und mit allen Kräften entgegen zu arbeiten, soll einmal das Innere Afrika's der Wissenschaft ohne zu große Opfer an Menschenleben erschlossen werden.

Nehmen wir nun unsere Reise wieder auf. Ueber wechselnden Boden von Sand, Sebcha, Kalk und Kies, der indessen im Winter eine ziemlich reiche Vegetation von Domran, Had, Alenda und einigen Palmbüschen aufkommen läßt, gelangen wir an einer größeren Sebcha vorüber, von welcher im Alterthum wahrscheinlich das berühmte ammonitische Salz gewonnen wurde, mit welchem die Priester des Tempels in Sinah Handel trieben, und nach weiterem Tagemarsche an den Brunnen und die Oase Tarfaya. Leider ist das Wasser des Brunnens ganz ungenießbar, der Geschmack desselben ist so, als hätte man Bittersalz darin aufgelöst, wie denn auch die Wirkung

desselben im menschlichen Körper eine nicht minder drastische ist. Die Gegend zu beiden Seiten des Weges ist eine äußerst trostlose, zur Rechten die nackten, zerrissenen, steilabfallenden Ufer des Kalkplateau's, zur Linken ununterbrochen die fahlen Sanddünen des libyschen Sandmeeres.

Wir nennen gegenwärtig jenen Theil der Sahara die libysche Wüste, welcher südlich vom sogenannten libyschen Plateau und nördlich von Darfor und Kordofan einerseits, andererseits westlich vom Nil und östlich von einer Linie gelegen ist, welche man sich von Audschila durch Kufarah und Wanjanga nach Wadai gezogen denkt.

Die Alten nannten das ganze nördliche Afrika Libyen, zum Unterschiede von dem im Innern gelegenen Aethiopien, und die specielle Benennung dieses Theiles der Wüste als libysch scheint durch die arabischen Geographen aufgekommen zu sein, da auch Leo diesen Theil östlich von Audschila als Leuata, Lebeta bezeichnet, ein Wort, das von Libyae herkommt.

Und wir können, bis das Innere dieses großen Raumes erforscht ist, eines Raumes von circa 15 Quadratgraden, in den nie ein Europäer gedrungen ist, mit Recht diesen Namen beibehalten, um nur überhaupt einen Namen für eine so große Gegend zu haben, die wir sonst höchstens die östliche Sahara nennen könnten. Gewiß ist aber auch in diesem Theile der Wüste die größte Mannigfaltigkeit vorhanden, Berge wechseln mit Sserir, Sanddünen mit Hammada, und zwei große Oasen sind uns wenigstens dem Namen nach bekannt, Kufarah und Wanjanga.

Beide sind bewohnt, denn wenn Kufarah auch durch tripolitanische Razzien bis vor einigen Jahren der Bevölkerung beraubt worden war (man hatte die einheimischen Teda in die Gefangenschaft geschleppt), so hat jetzt Sidi el Mahdi, der Sohn Senusi's, dort eine Filial-Sauya errichtet und Neger aus Wadai bilden den Kern der Bevölkerung.

Ob sich nun die lange Depression von Bir Ressam an durch Audschila hindurch bis nach Siuah, auch südlich hin erstreckt, das wäre gewiß höchst lohnend zu erforschen. Würde es der Fall sein, daß die Bodensenkung bis Wanjanga reicht, also ungefähr bis zum 22° nördlicher Breite, so ließe sich, schrieb Rohlfs 1869, durch eine Durchstechung des Ufers, etwa an der großen Syrte, eine große Umwälzung für Afrika hervorrufen. Der ganze Theil südlich

vom sogenannten libyschen Plateau würde dann Binnensee werden, Audschila, Dschalo und Siuah würden verschwinden, aber Centralafrika würde uns dann auf eine Weise zugänglich werden, die nichts zu wünschen übrig läßt. Und was hätte das Verschwinden dieser kleinen Oasen zu bedeuten, und andere, von größerer Ausdehnung, sind wohl schwerlich vorhanden.*)

Oder sollten in der That westlich von den Uah-Oasen, östlich von Kufarah und Wanjanga größere Oasen existiren, oder gar bevölkerte Oasen dort vorhanden sein, ohne daß wir Kunde davon hätten? Wir glauben das nicht. Aber gerade diese Abwesenheit von Oasen, dieses Trostlose, diese endlose Einöde, berechtigt uns denn auch um so mehr, diesen Theil der Sahara speciell zu benennen, und zwar mit dem alten Worte der libyschen Wüste. Wir durchzogen die Sahara von Westen nach Osten, von Norden nach Süden, aber nie durchwandelten wir eine ödere, abschreckendere Gegend als die von Bir Tarfaya nach Dschalo. Der Weg südlich von Fessan bis Kauar ist durch die Gerippe vor Durst verschmachteter Negersclaven bezeichnet; aber dies ist nicht hervorgebracht durch Brunnenmangel, sondern durch zu knappes Mitnehmen von Wasser, durch Entbehrungen und Strapazen aller Art, welche die Sclaven zu erdulden haben. Zwischen Tidikelt und Timbuktu wird als verderbend und ohne Wasser die Tanesruft erwähnt, und dort beträgt die brunnenlose Strecke nur sieben Tagemärsche. Es giebt auch wohl in der ganzen übrigen Sahara keine Caravanenstraße, welche eine größere Brunnenentfernung hätte. Hier von Batofl (Battifal) nach Süden hat man erst am siebenten Tage Wasser, und geht man von Dschalo nach Osten, also nach Siuah, so ist man, wie wir es erfahren, circa 500 Kilometer ohne Wasser.

Während seines Aufenthaltes in Kasr Dachel erfuhr Ascherson, daß Kufarah, die geheimnißvolle Oase, viermal so groß als Dachel und sehr reich an gutem trinkbaren Wasser sei, das man überall schon in ½ Meter Tiefe finde, ebenso daß sie reich an Früchten aller Art sei. Vor einem halben Jahrhundert besaß die Oase zahlreiche Tibbu-Dörfer, die jedoch in Folge

*) Ein Vergleich der hypsometrischen Verhältnisse unmittelbar im Westen der Oase Kufarah und die Berücksichtigung der Erkundigungen Nachtigal's über Wanjanga und Kufarah lassen eine solche Ausdehnung der Depression und damit die Möglichkeit der Inundation dieses Gebietes kaum wahrscheinlich erscheinen.

heftiger Regengüsse zerstört wurden, seitdem haben auch die Tibbu in Folge der tripolitanischen Razzien die Oase verlassen, dafür nahm der Senusi-Orden die Oase in Besitz, und ziehen die Jünger des Ordens, welche dort eine Filial-Sauya errichtet haben, alljährlich in größerer Anzahl zur Dattelernte nach der Oase; den übrigen Theil des Jahres lassen sie ihr Eigenthum durch zweihundert Schwarze, welche von der Sauya im nördlichen Theile von Kufarah (Tayzerbo) angesiedelt sind, bearbeiten und bewohnen.

Die Erforschung dieser geheimnißvollen Oase und der südlich davon durch unübersehbare Sserirflächen und Dünenstrecken getrennten Oase Wanjanga bildet einen Hauptpunkt in dem neuen Reiseprojecte des unermüdlichen Erforschers der Sahara, Gerhard Rohlfs, welcher die Absicht hat, mit einer großen, auf fünf Jahre berechneten und von einem Gelehrtenstabe begleiteten Expedition wieder sein der Wissenschaft Erfolge bringendes Glück in afrikanischen Unternehmungen zu versuchen. Wir können ihm nur ein herzliches „Glückauf“ zu diesem großartigen Vorhaben wünschen, das bei dem durch die Erfahrung und Energie des Führers voraussichtlichen Erfolge mit einem Schlage einen großen Theil des Schleiers zerreißen wird, der noch die östliche Sahara deckt; daß es aber eine der dankbarsten Aufgaben ist, haben wir auf unserem eilmarschartigen Zuge von Zuarkai bis Chargeh erfahren, denn nach allen Richtungen blickten wir auf unerforschte, unbekannte Gebiete und Strecken.

Ueber eine vegetationslose, mit zahlreichen Zeugen durchzogene, mit kleinen verwitterten, gebräunten Kalksteinchen überschüttete Sserirfläche, später unter unsäglichen Mühsalen die Ausläufer der uns zur Linken des Weges begleitenden 30—50 Meter hohen Rhartdünen durchwatend, welche manchmal eigenthümliche kraterförmige Vertiefungen zeigen, setzen wir unseren Weg gegen Dschalo fort. Der Weg ist durch zahlreiche Menschen- und Thiergerippe, die Opfer vernachlässigter Vorsicht während der Samumstürme, kenntlich; noch eine großwellige Kiesebene gilt es zu überschreiten und durch ein breites Wadi, eine Ebene, die aus Kies und grobem Sand besteht, und wo zahlreiche, jetzt versteinerte und verglaste Baumstümpfe und Holztrümmer auf die ehemalige Vegetation hindeuten, ziehend, erreichen wir nach sechstägigem, mühevollem Marsche die Oase Dschalo.

Wir verlassen Dschalo, wo das Wasser so schlecht und die Leute sich so unmanierlich und wenig liebenswürdig zeigen, und ziehen weiter gegen Audschila. So hübsch die Oase Dschalo von außen sich ausnimmt, so trostlos ist sie im Innern; fast nirgends Gartenbau, überall Dünenbildung, die Palmen nur gruppenweise, und fast so viele Lalbi träufelnde Palmen als fruchttragende, die vielen abgestorbenen Stümpfe geben eine schlechte Vorstellung von dem Betriebseifer der Bewohner.

Wir ziehen an den beiden Hauptorten von Dschalo, l'Areg und Lebba, und im Schatten der Palmen an dem Brunnen Meslina vorüber und schon nach zwei Stunden verlassen wir das Nordwestende des Palmenhaines von Dschalo, Ued el Ftor (Frühstückthal).

Sobald wir Dschalo verlassen, kommen wir gleich auf eine grobkiesige Sserirfläche, etwa 20 Meter höher gelegen als die Oase. Außer einem Wegweiser, Allem es Schrab oder Luftspiegelungs-Wegweiser genannt, ist diese öde Fläche eben durch nichts als herrliche Fata morgana unterbrochen, welche hier täglich und zu jeder Jahreszeit beobachtet werden.

Es ist gegen Abend des elften Tages, als wir Audschila erreichen. Schon einige Stunden vorher erblicken wir, wie eine schwarze Linie am Horizont, die hohen Palmen derselben. Je näher wir kommen, desto schöner wird der Anblick; links vor uns, wo eine bedeutende Sebcha sich ausdehnt, spiegeln sich die Palmen als wie auf einer Silberfläche, davor schlägt die Luft große Wellen, so daß man oft ein bewegtes Meer zu sehen glaubt. Dann kommen wir an die röthlich-braune Sebcha, die, von der untergehenden Sonne beleuchtet, einen eigenthümlichen Contrast mit der weißen Sandfläche vor, mit den grünen Palmen hinter ihr bildet.

Den ganzen Tag abwechselnd zu Kameel und Esel, springen wir ab, sobald wir die Sebcha erreicht haben, durch die nur ein schmaler Pfad sich hinschlängelt, während rechts und links Salzmoräste liegen, mit einer dünnen Kruste bedeckt. Es ist also die größe Vorsicht nöthig, um die Kameele hier durchzuführen, denn ein beladenes Kameel wäre bei einem Seitentritt gleich versunken. Es ist schon ganz dunkel, als wir den eigentlichen Palmenwald erreichen, nachdem wir schon eine Zeitlang zwischen Had, Belbel und Domran, den ersten Vorboten der Vegetation, hinmarschiren. Das Auf-

ziehen des Wassers aus den Brunnen verräth uns, daß wir zwischen Gärten sind, denn es ist nun so dunkel geworden unter den Palmen, daß wir nur noch den Weg unterscheiden können. Aber bald haben wir den Lagerplatz erreicht und schlagen unsere Zelte zwischen Tamarisken, in der Nähe der Quelle Sibilleh, der einzigen der ganzen Oase, auf, umringt von vielen Neugierigen, die sich nach vielen Ssalamat nach den Neuigkeiten aus Siuah erkundigen.

Obgleich spät angekommen, hat sich die ganze Einwohnerschaft um unsere Zelte versammelt, jedoch geht Alles recht anständig zu, und von Zudringlichkeit oder Schimpfen ist keine Rede.



XIV.

Von Audschila nach Tripoli.

Halten wir nun, in Audschila angekommen, Umschau über die ganze Oasengruppe. Dieselbe besteht aus drei durch Sserir getrennten Inseln, im Westen Audschila, in der Mitte Dschalo, im Osten Uadi, dessen Verlängerung im Süden Batofl ist. Die Lage der einzelnen Oasen zu sich selbst ist derart, daß Audschila, im Westen gelegen, halbmondartig von Nordnordost nach Südsüdwest gestreckt ist und seine convexe Seite, nach Osten gerichtet, durch eine vier bis fünf Stunden breite Sserir von Dschalo getrennt wird, welches länglich gestreckt ist und seine Längenachse von Nordwest nach Südost gerichtet hat. Die Nordwestspitze von Dschalo ist demnach auch nur drei Stunden von Audschila entfernt. Uadi, höchst wahrscheinlich eine Fortsetzung von Uadi el Ressam und Fareg, zieht sich ebenfalls in einem großen Bogen, dessen convexe Seite nach Osten gerichtet ist, hin, und verbreitert sich südlich zur Oase Batofl, so daß der Ort Batofl fast südlich, etwas zu Ost unter Dschalo zu liegen kommt.

Tiefer als das Meer gelegen, etwa 50 Meter, ist Audschila von Sserir und röthlichen Sanddünen umgeben, denen jede Spur von Vegetation abgeht. In der Oase selbst ist der Boden gypsartig, sobald man eine Schichte von einigen Fuß Sand durchdrungen hat. Die Länge von Audschila beträgt circa drei deutsche Meilen, der nördlichste Theil ist indeß nicht bewohnt; die Breite ist verhältnißmäßig gering, eine Stunde nördlich von Audschila, wo die Oase am breitesten ist, circa 2 Kilometer.

Dschalo, ebenfalls von Sserir umgeben, und etwa 30 Meter tiefer als das Mittelländische Meer, hat eine Sförmig gewundene Gestalt, die Länge beträgt ebenfalls circa 23 Kilometer, die Breite jedoch in der Mitte erreicht 12 Kilometer, und fast bis zum Südende bleibt sie dieselbe. Das Terrain in Dschalo ist bedeutend salzhaltiger, die Oase im Innern an vielen Stellen von Dünen durchsetzt, das Wasser ist so brackisch, daß die reichen Leute zum Trinken ihren Bedarf in Uadi holen lassen. In Leschkerreh sind die Verhältnisse des Bodens dieselben, das Wasser ist dort süß, ebenso in Batofl, welches guten Gartenboden und ausgezeichnetes Trinkwasser hat.

Diese Oasengruppe, den Alten unter dem Namen Augila bekannt, scheint in den ältesten Zeiten keine festen Bewohner gehabt zu haben. Herodot überliefert uns, daß die an der Syrte herumnomadisirenden Nasomonen alljährlich nach Audschila zogen, um im Herbst die Datteln einzuheimsen. Derselbe erwähnt ferner nur eine Quelle, und in der That ist auch nur eine vorhanden, Sibilleh. Auch die Beschreibung des salzhaltigen Bodens trifft zu, wenn auch die Erwähnung eines einzigen Hügels nicht paßt, da in Audschila sowohl wie in Dschalo viele Hügel sind, welche aber als Neulinge oder Dünen auch nach Herodot's Zeit entstanden sein können. Die Entfernung von der Ammon-Oase giebt Herodot auf zehn Tagemärsche an, und eben so viel bis zu den Ländern der Garamanten. Wir brauchen deshalb die Angabe des Plinius nicht falsch zu halten, der die letzte Entfernung auf zwölf Tagemärsche angiebt.

Später scheinen sich libysche Stämme in Audschila festgesetzt zu haben, obgleich der Cultus der Sterne dort nicht eingebürgert gewesen zu sein scheint. Ueberdies wissen wir auch von den Nasomonen, daß diese mit ihren Todten und auf den Gräbern derselben feierliche Handlungen vornahmen. Um so leichter wurden sie dann später geneigt, als sie sich in Audschila fixirten, den Cultus der Ammonier anzunehmen. Pomponius Mela erzählt uns von ihrem Manendienste, welche Manen sie wie Orakel zu consultiren pflegten, sie schliefen, sagt er, oft auf den Gräbern ihrer Anverwandten und legten die Träume als eine Antwort aus.

Daß übrigens der Ammonendienst später dort herrschte, geht aus Procopius hervor, der das eigentliche Ammonium unter dem Namen eines

doppelten, zweifachen Augila begreift, und sagt, bei beiden seien Heidentempel und Priester gewesen, welche von Justinian in Kirchen und Christen umgewandelt worden wären.

Unter den Römern scheint ein Castell zum Schutze der Caravanen in Audschila gewesen zu sein; Leo im 15. Jahrhundert will dort noch Schlösser gesehen haben, und Pacho spricht auch noch von Backsteinüberresten, welche er aber auf libyschen Ursprung zurückführen zu müssen glaubt. Dapper kennt die Oase im Anfange des 17. Jahrhunderts unter dem Namen Augele.

Wenn von Pacho noch ein unterirdisches Gebäude erwähnt wird, welches er in Dschalo gesehen haben will, und er auch in seinem Atlas Abbildungen einer dort vorgefundenen Säule und eines Steines giebt, so konnte schon Hamilton nichts davon entdecken, Beurmann erwähnt die Sache gar nicht. Indeß ist wohl kaum ein Zweifel zu erheben, daß dasselbe existirte.

Die heutigen Bewohner zerfallen in drei Hauptstämme, die Uadschili, seßhaft in der Oase Audschila und einem Theile der Oase von Dschalo, besonders im Hauptorte Lebba, die Modschabra, besonders in Dschalo mit ihrem Hauptorte l'Areg, und die Suaya in Leschkerreh. In Batofl sind die Bewohner gemischt von allen drei Stämmen. Von diesen sind die Uadschili libyscher Herkunft, reden auch heute noch einen Dialect des Temahak und ist ihre Sprache eng verwandt mit der von Rhadames, Sokna, Siuah und dem Targi. Ob die Modschabra auch berberischen Ursprunges sind, ist zweifelhaft, sie reden arabisch, wollen aber keine Araber sein, die Suaya sind echte Araber.

Die Zahl der Bewohner ist schwer zu ermitteln; Pacho in den Zwanziger Jahren giebt sie auf 9—10.000 Einwohner an, und basirt seinen Calcul auf 3000 waffenfähige Männer, Hamilton giebt für l'Areg allein 4000 Einwohner an, von anderen Reisenden, welche die Oasen berührt haben, fehlen statistische Nachrichten. Nach eigenem Ueberschlage und nach den Aussagen der Eingebornen schätzt Rohlfs die Zahl der Einwohner Audschila's auf 4000, jene Dschalo's auf 6000, jene Leschkerrehs auf 500 und jene Batofls auf 1000, im Ganzen also 11—12.000.

Im Aeußern ist zwischen den Berbern und Arabern gar kein Unterschied wahrzunehmen, denn die Letzteren sind häßlich, meist mit dicken



Oase Leschkerreh (bei Audschila).

Lippen und von bräunlichem Teint, was wohl der starken Vermischung mit Negerblut zuzuschreiben ist.

Ursprünglich von unabhängigem und kriegerischem Naturell, haben sie seit 20 Jahren lernen müssen, sich dem Gesetze zu fügen, und sind jetzt mit allen Umwohnern, welche wie sie dem osmanischen Reiche unterworfen sind, in Frieden. Die Moralität in den Oasen ist keineswegs weit her, wie überall da, wo zu den ohnedies laxen Gesetzen des Islam sich die Leute offen dem Trunke ergeben. Sowohl Uadschili wie Modschabra fröhnen dem täglichen reichlichen Genusse des Lakbi, welcher jahraus jahrein meistens den kleinen männlichen Palmen entzapft wird. Daher kommt es denn wohl auch, daß die Heiraten als festes Bindemittel zwischen Mann und Frau hier noch leichter gelöst werden, als es sonst in den meisten mohamedanischen Ländern der Fall ist. Hamilton notirte, daß es Männer gebe, welche zwanzig bis dreißig Mal hintereinander geheiratet hätten, und man sich eine Frau für den billigen Preis von 8—10 Thaler verschaffen könne. Im Uebrigen sind weder die Modschabra noch Uadschili als Diebe, Mörder oder Lügner verschrieen und die Bewohner der anderen beiden kleinen Oasen haben auch einen guten Ruf. Die Modschabra, als vorzügliche Handelsleute in der ganzen Wüste bekannt, haben überall Credit, sowohl in Egypten, Benghasi und Tripoli, als auch in Wadai, Bornu und Haussa.

Nebst den Rhadamsern sind sie die kühnsten und weitestreisenden Kaufleute, und meist bringen sie, bis Schwäche sie hindert, ihr Leben auf ihren langen, gefahrvollen Wegen zu. Die directe Verbindung von Wadai über Kufarah und Wanjanga ist ihr Werk, nach Fresnel geschah dies zuerst in den Jahren 1811 und 1813. Der Verkehr wurde bald sehr bedeutend, 1855 stockte indeß der Handel mit Wadai gänzlich, da, wie v. Beurmann uns erzählt, in jenem Jahre eine von Wadai kommende Caravane, die noch dazu dem Sultan dieses Landes gehörte, bei Audschila von maltesischen Kaufleuten überfallen und ausgeraubt wurde. Seit zehn Jahren sind die directen Verbindungen indeß wieder hergestellt.

Die Uadschili beschäftigen sich viel mit Gartenzucht und dem Vermiethen von Kameelen, für welche sie in den benachbarten Wadis reichlich Futter finden. Ohne sich direct am Handel zu betheiligen, vermitteln sie

hauptsächlich den Verkehr mit Benghasi und den zunächst liegenden Oasen, jeder Erwachsene ist Führer; bis Fessan, Benghasi, zur Syrte und Egypten kennen die Uadschili Schritt und Tritt. Die Suaya von Leschkerreh, noch mehr dem Trunk ergeben als die eben genannten, leben von ihren Palmen und Kameelen, außerdem heimsen sie die Datteln einiger Oasen von Kufarah ein. Da aber jetzt Kufarah, ein Oasencomplex, welcher circa sechs Tagemärsche südlich von Batofl liegt, eine feste Besiedlung bekommen hat, so haben diese Herbstzüge der Suaya bald aufgehört.

Die Kleidung der Bewohner ist sehr einfach, ein langes Hemd, darüber ein Barakan oder Haïk, eine fast enge baumwollene Hose, die aber nur bis auf die Waden herabfällt, ein rother oder weißwollener Fes und gelbe Pantoffeln ist die gewöhnliche Tracht; Arme gehen meist barhaupt und barfuß. Die reichen Modschabra-Kaufleute machen natürlich Luxus und lieben es, Tripoliner oder Kahiriner Tracht anzulegen. Die Rhadamser Sitte, feine Sudan-Toben oder Nube-Hosen zu tragen, herrscht hier nicht. Die Frauen, welche unverschleiert gehen, legen meist dunkelblaue Tracht an, haben je nach Vermögen schwere silberne oder kupferne Ringe um Knöchel und Arme, auch die Finger bestecken sie reichlich mit Ringen und um den Hals tragen sie Bernsteinketten, oft auch goldene. Die meisten tragen ein blaues Kattuntuch um den Kopf, und deshalb ist auch nicht zu erkennen, welcher Mode sie in Beziehung ihrer Haare huldigen.

Vom Liva Benghasi abhängig, werden alle Oasen von einem Mudir regiert, der seinen Sitz in Dschalo hat, aber meist seine Zeit in Benghasi zubringt. Während seiner Abwesenheit regiert jeder Stamm sich selbst, deren haben wir in Audschila drei, in l'Areg vierzehn und in Lebba drei, Leschkerreh und Batofl haben je einen, ebenso die kleinen Palmdörfer der Oasen. Pacho fand bei seiner Anwesenheit in Dschalo einen Franzosen als Bey und Herrscher der ganzen Oase. Mit der französischen Expedition als Tambour nach Egypten gekommen, war er in türkische Gefangenschaft gerathen, hatte sich durch einnehmendes Wesen und Tapferkeit bis zum Officier hinaufgeschwungen und war schließlich von Tripoli aus zum Bey der Oasen ernannt worden. Die Bewohner von Dschalo erinnerten sich in der That noch des Mameluken, welcher Pacho so viele Aufmerksamkeit erwiesen hatte.

Für die Gerechtigkeit ist außerdem ein Kadi vorhanden, der seine Stelle und Ernennung vom Gouverneur von Benghasi erkaufen muß. Der Dienst in den Dschemmen wird von Tholba und Fkra versehen, welche sich selbst durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit die Thür zu diesen Plätzen öffnen. Der Orden der Senusi hat gleichfalls in Dschalo ein Kloster gestiftet, und den Bemühungen der Brüder soll es gelungen sein, den Leuten etwas mehr Moral und Erziehung beizubringen, obgleich das allgemeine und starke Trinken noch immer anhält, wie man aus den zahlreich angezapften Palmen ersehen kann. Es versteht sich von selbst, daß die Bewohner eine Steuer zahlen, und zwar wird die Palme mit 2½ Piaster besteuert. Es mögen sicher über 200.000 Palmen insgesammt in den Oasen sein, mehr aber als 100.000 werden officiell nicht besteuert. Dies macht also für das türkische Gouvernement eine jährliche Einnahme von 250.000 Piaster oder 12.500 Mahbub, oder etwa 52.000 Francs.

Dschalo muß hiervon beiweitem das Meiste zahlen, obschon die Angabe Hamilton's, Audschila mit etwa 16.000 Dattelbäumen, viel zu niedrig ist, und Dschalo allein auch mehr als 100.000 Palmen hat. Man denke aber nicht etwa, daß die nicht censirten Palmen nichts zu bezahlen haben, gezählt sind sie alle, aber das Geld für die nicht eingetragenen wandert in die Tasche des Mudir, der natürlich für seine Stelle durch große Bakschisch danken muß.

Andere Abgaben kommen nicht vor, namentlich sind aus den Negerländern kommende Gegenstände, als Federn und Elfenbein, hier keinem Zoll unterworfen, sondern erst in Benghasi oder Egypten. Die in der Oase circulirenden Münzsorten sind die von der Türkei, doch ist natürlich auch hier der Maria Theresien-Thaler das häufigste große Silbergeld.

Im Uebrigen leben die Bewohner sehr einfach. Gegen ihre ganz ausgezeichneten Datteln, schon im Alterthum berühmt, tauschen sie sich das ihnen noch nöthige Korn und Vieh ein, und in ihren Gärten ziehen sie außer Weizen, Gerste von ausgezeichneter Güte, Negerhirse, einige Gemüse, als rothen Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, Rüben, Bohnen, Carotten, Malochin, Auberginen, Tomaten, Kürbisse, Melonen und Wassermelonen. An Früchten finden sich außer vielen Dattelsorten, schlechte Pflaumen und verkrüppelte

Aepfel, Aprikosen und Pfirsiche. Von wildwachsenden Bäumen ist nur der Ethel vorhanden.

Das Thierreich ist wie in allen Oasen schwach vertreten, drei oder vier Pferde, kleine Esel, gar kein Rindvieh, eine Zahl von Ziegen und Schafen, einige wenige Hunde ist Alles, was an Säugethieren vorhanden ist; an Federvieh sind Hühner zahlreich, Tauben weniger vorhanden. Wild kommt gar nicht vor, wenn man Springratten, Ratten und Mäuse nicht dahin zählen will. Von den Vögeln sind nur Raben, Schwalben, kleine Waldtauben und Sperlinge vorhanden, Fische giebt es keine in der Quelle, Frösche, Eidechsen, Scorpione, Mistkäfer sind in mäßiger Zahl, aber milliardenweise die Fliegen vorhanden.

Im Mineralreich verdient nur das Salz eine Erwähnung, das aus den Sebchas gewonnen, mehr als hinreichend für den Bedarf der Bewohner ist.

Die Gartenzucht wird in Audschila sehr sorgfältig betrieben und gewiß mit großer Mühe. In kleine Beete eingetheilt, welche von Dämmen eingeschlossen sind, geschieht die Bewässerung durch Brunnen, bei denen Sclaven oder Esel thätig sind, das Wasser Tag und Nacht herauszuziehen.

Diese kleinen Beete zu einem Garten vereinigt, sind dann von Palmhecken eingefriedigt, welche zuweilen auch dazu dienen, die Sanddünen abzuhalten. Es ist hier ein fortwährendes Ringen mit der Natur, jeder Fleck wird benützt, oft werden sogar die Dünen angegriffen, denn mit Wasser und etwas Dünger gedeiht im Lande Alles, was die Bewohner ziehen wollen. Und das geht das ganze Jahr durch, ist im März die Gerste und der Weizen geschnitten, so wird gleich wieder gedüngt für Sommergemüse, und wenn diese gegessen sind, kommen Bohnen, Rüben und Carotten an die Reihe. In Dschalo ist aber lange nicht solch sorgfältiger Gartenbau, theils liegt es wohl daran, weil der Boden bedeutend ungünstiger ist, dann auch, weil die Modschabra alle Kaufleute sind, Vermögen haben, mithin ihren Bedarf für Geld leicht von Audschila beziehen können. In Leschkerreh ist gar kein Gartenbau, hingegen sollen die Bewohner Batofls eben so rührig sein wie die Uadschili.

Wenn die Oase Audschila den Namen vom Hauptorte empfangen, so ist dies bei Dschalo nicht der Fall, es ist dies ein Name, der die ganze

Oase bezeichnet, ohne eine bestimmte Oertlichkeit darin. Die Hauptörter sind hier l'Areg und Lebba, beide ungefähr von gleicher Größe, in Lebba wird die Uadschili-Sprache, in l'Areg arabisch gesprochen.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in der Oase Audschila verlassen wir auch diese letzte Haupt-Etapenstationen unserer großen Wüstenwanderung. Nicht mehr in die weite, uns früher unbekannt gewesene Wüste geht der Marsch — nun zum schützenden Hafen, zu den tiefblauen Fluthen des Mittelmeeres führt uns der Weg, die wir seit länger als zwei Jahren verlassen haben, mit Macht zieht es uns an das flache Sandgestade, um mit vollen Zügen der ausgetrockneten Kehle und Lunge die feuchte kühle Brise einzuathmen. Werfen wir noch vor Antritt des letzten großen Marsches einen Blick auf das Gebiet, dessen steilwandiger Absturz uns seit Sinah im Norden unserer Route bis hierher begleitet hat, wir begegnen auch hier zweien uns werthen und bewährten Forschern, Gerhard Rohlfs und Heinrich Barth.

Es war im Herbst 1868, als Rohlfs von der preußischen Regierung den Auftrag bekam, die Geschenke, welche der König für den Sultan von Bornu bestimmt hatte, nach Tripoli zu übermitteln, um sie von dort aus mittelst einer Caravane in's Innere zu befördern. Dr. Nachtigal übernahm nun bekanntlich die Mission, diese Geschenke dem Sultan zu überbringen, und fand so Gelegenheit zu seiner epochemachenden Forschungsreise, Rohlfs aber mußte bis zum Abgange der Caravane und Nachtigal's in Tripoli verweilen. Die Zwischenzeit benützte Rohlfs zu Ausflügen in die Umgegend, besonders zum Besuche des alten Leptis magna, dessen Ruinenstätten wir auch zu Beginn unserer Wüstenreise besucht haben. Als die Caravane endlich abgegangen war, schiffte sich Rohlfs am 20. Februar 1869 in Tripoli nach Benghasi ein, wo er sechs Tage später eintraf, mit der Absicht, das Innere der Cyrenaïka, des Plateau's von Barka zu besuchen. Er gewann für diesen Zug den einstigen Führer Hamilton's, welcher bereits 1852 Cyrene besucht hatte. Auf der großen, äußerst fruchtbaren und breiten Ebene dahinziehend, welche sich zwischen dem Meere und dem Hochlande von Barka erstreckt, besuchte er die alten, jetzt unbewohnten Stätten von Teucheira und Ptolemaïs, deren Alterthümer, die Reste des antiken glanzvollen Cyrenaïka studirend, und erreichte auch glücklich Cyrene selbst. Ueber das an Schluchten, natürlichen

Höhlen und Stalaktitengrotten reiche Tafelland von Barka, an dessen Nordrand Cyrene liegt, wandernd, kehrte er nach Benghasi zurück und unternahm einen zweiten Zug nach Audschila. Am 3. April 1869 brach Rohlfs neuerdings von Benghasi auf und zog über fruchtbares, aber einförmiges Land, zum Theile cultivirt, zum Theile aus krautreichen, in dieser Jahreszeit von Blumen bunten Weidegründen bestehend. Je weiter er nach Süden kam, desto spärlicher wurde die Vegetation und die Bevölkerung, bis endlich am Chor Shofan (etwa zwei Fünftel des Weges zwischen Benghasi und Audschila) die Vegetation ganz aufhört, denn hier war die Grenze des Mittelmeer-Niederschlages erreicht, der Floh hörte auf, beständiger Begleiter des Menschen zu sein, wie mit Zauber war er verschwunden. Hier beginnt nun auch die Sahara. In der Folge überschritt Rohlfs das Wadi Fareg, eine Einsenkung ohne Abdachung und über eine einförmige Sserirfläche die große aus Westen kommende Einsenkung von Bir Ressam. Diese ist bedeutend (100 Meter?) tiefer als das Mittelmeer und zeichnet sich durch zahlreiche Versteinerungen, Muscheln u. s. w. aus, oft sieht man ganze in Flintstein verwandelte Baumstämme, ein Beweis ehemaliger üppiger Vegetation. In dieser Depression weiterziehend, erreichte Rohlfs am elften Tage nach dem Aufbruche von Benghasi die Oase Audschila. Von hier beabsichtigte er nach dem noch unbekannten Kufarah vorzudringen, aber alle seine Bemühungen waren fruchtlos, und so beschloß er, nach Osten durch die libysche Wüste zur Jupiter Ammon-Oase zu ziehen, die er denn auch thatsächlich am 6. Mai erreichte. Am 11. Mai verließ Rohlfs den merkwürdigen Ort und längs des Südrandes des libyschen Wüstenplateau's über eintönige Sserirebenen nach Osten ziehend, erreichte er glücklich Alexandria.

Der Küste immer nach Osten folgend, zog Heinrich Barth im Jahre 1846 längs der großen Syrte und am Nordabfalle des Hochlandes von Barka, das er auch erstieg, und gleich Hamilton und Rohlfs Cyrene besuchte, nach Alexandria, schon damals sich als ein tiefsinniger Kenner und Forscher des Alterthums und als praktischer Afrika-Reisender bewährend. Den Zug von Benghasi nach Audschila unternahm vor Rohlfs außer Hamilton und Pacho noch v. Beurmann 1862. Wir folgen nunmehr diesem Reisenden auf seiner weiteren Wanderung von Audschila nach Mursuk bis zur Oase Sella.

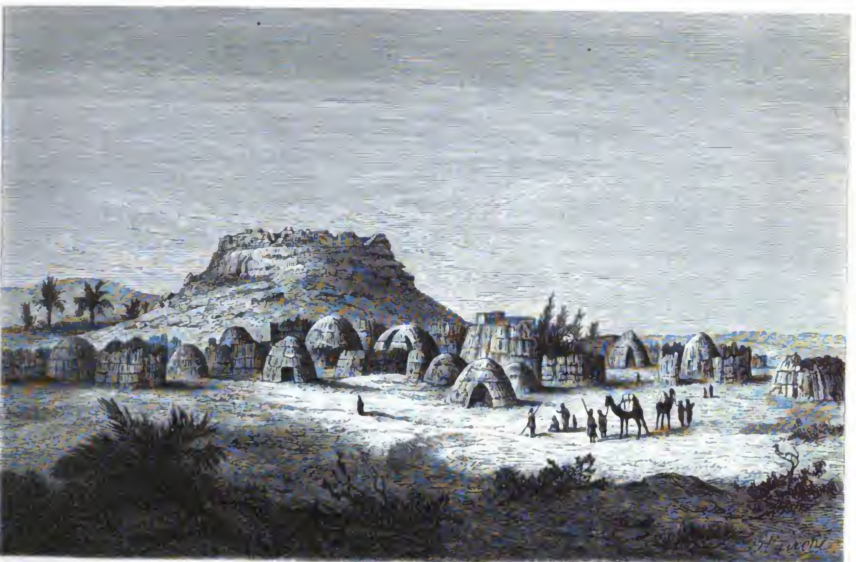
Ueber höchst einförmigen Sserirboden, der nur hie und da von Sandhügeln durchzogen ist, wandern wir, von Audschila nach Westen aufbrechend, zwei Tage lang in angestrengten Märschen längs des Kalksteinplateau's, das uns die Aussicht nach Norden benimmt, nach der nächsten Oasengruppe von Maradeh; die Pflanzungen der eigentlichen Oase Maradeh sind auf ihrer Ostseite direct von den Salzflächen einer Sebcha begrenzt, die hier eine so starke Salzkruste hat, daß sie dem Ueberschreiten kein Hinderniß bietet. Auf einem großen freien Platze, ringsum von den die Flugsandhügeln bedeckenden Palmenwäldchen umgeben, erblicken wir einen mit Ruinen bedeckten Felsen, an dessen Fuße etwa fünfzig baufällige Häuser und Palmhütten den kleinen Ort Maradeh bilden, und dessen Abbildung, gleich wie die Aufnahme der Alterthümer der Ruinen wir dem Reisenden Pacho verdanken, welcher 1826 die Oasen Audschila und Dschalo, die Jupiter Ammon-Oase, Maradeh und die Cyrenaïka besuchte. Zur Zeit des Besuches v. Beurmann's war im ganzen Orte nur ein Sclave, der einzige permanente Bewohner des Ortes. Nur zur Zeit der Dattelernte kommen die Araber von der benachbarten Meeresküste, die ihrem Vieh reichliches Futter bietet, und zu der sie zurückkehren, sobald das Geschäft des Datteleinsammelns vorüber ist. Der einzelne Sclave bleibt als Wächter hier und beschäftigt sich mit etwas Gerstenbau. Die Oase bietet uns kein weiteres Interesse und wir brechen am folgenden Tage wieder auf. Gleich hinter dem Orte hört jede Vegetation auf, und steile Kalkfelsen, oben meist mit einer dunkelgefärbten härteren Schichte bedeckt, sind über die Ebene zerstreut. An einer kleinen Oase vorüber, die wir zu unserer Rechten liegen lassen, ersteigen wir allmälig ein Plateau und genießen von demselben einen weiten Fernblick nach Süden, in welcher Richtung die schwachen verschwommenen Umrisse einer Gebirgskette auftauchen, auf dem Plateau selbst erregt die Form der isolirt oder auch zusammenhängend auftauchenden Tafelberge, welche im Profil den altegyptischen Pylonen gleichen, unsere Aufmerksamkeit.

Die folgenden Tage kommen wir in eine von hohen Kalkbänken stark durchschnittene Gegend, in deren Einsenkungen einzelne verkrüppelte Tamarisken die Monotonie der Gegend beleben. Der Abhang des Plateau's, von dem wir hinabsteigen, bietet uns einen merkwürdigen Anblick, der westliche Theil des

Höhenzuges enthält nämlich bedeutende Gypslager, deren weiße Adern in schönen Krystallen zu Tage liegen, so daß, wenn die Sonne darauf scheint, es aussieht, als ob die Hügel mit einem brillantenen Adernetz überzogen wären, ein Effect, dessen Pracht noch mehr durch den mit schwarzen Feuersteinen übersäeten Boden der Ebene gehoben wird.

Nach Uebersteigung zweier weiteren Höhenzüge, deren Abfall sehr steil und für die Kameele beschwerlich ist, und die für v. Beurmann, dessen Führer sich gänzlich verirrt hatte, bald eine zweite Martinswand geworden wären, erreichen wir glücklich die Oase Sella und die auf einem kleinen Tafelberge erbaute, von einer Sebcha umgebene Stadt gleichen Namens. Die Oasengruppe von Sella besteht nur aus drei, je zwei Stunden von einander entfernten Oasen, deren mittlere eben den Namen Sella trägt, und von welcher diese und die nördlichere, Tirsa, allein bewohnt sind. Die auf circa 800 Seelen sich belaufenden Bewohner ernähren sich hauptsächlich durch Datteln und Getreidebau und betheiligen sich nur im geringen Maße am Handel. Die Stadt Sella selbst, ein mit einer Wallmauer umgebener Ort, eng und winkelig gebaut, bietet nichts Bemerkenswerthes.

Wir scheiden hier in Sella von dem Reisenden v. Beurmann, dessen Weg über das Harrudschgebirge nach Fessan und Mursuk führt, und nördlich jenes des ersten Europäers Hornemann verläuft, welcher 1798 von Audschila kommend, dasselbe Ziel verfolgte, und wenden uns nach Nordwesten. Nach vier starken Tagemärschen über von Kalkkämmen und Hügeln durchzogenen, von vielen trockenen Flußbetten durchschnittenen Sserirboden, der stellenweise breiten Dünenstreifen Raum giebt, erreichen wir die in einer rings von Bergen, im Süden von dem durch seine tiefblaue Farbe täuschend den Anblick des Seehorizonts gewährenden Dschebel es Soda, im Norden von Dschet-Tar im weiteren Umkreise umrahmten Ebene liegende Stadt und Oase Sokna. Die wohlgebaute Stadt, deren Einwohner sich eines ziemlichen Wohlstandes erfreuen, liegt bereits auf der östlichen der beiden Haupt-Caravanenstraßen zwischen Tripoli und Mursuk. Wir begegnen hier in Sokna, dessen Gärten Ueberfluß an Datteln und allen möglichen Obstarten haben, wieder vielen bekannten Namen, denn diese Straße zogen Lyon, Vogel, Barth, Duveyrier und zuletzt Nachtigal.



Oase Maradeh.

Von Sokna nach Norden aufbrechend, folgen wir der Route Nachtigal's und ziehen in einem beschwerlichen Engpaß durch den Dschet-Tar, gelangen bald darauf über Sserirboden, der allseitig von Bergen umschlossen wird, welchen wir wieder durch einen Paß verlassen, und an einem sonderbar geformten und deshalb unter den Reisenden bekannten, 25 Meter hohen isolirten Kalkhügel vorüberziehend, treffen wir in dem kleinen, von wenigen Gärten umgebenen Orte Bondschem ein, in dessen Nähe einige sehr zerfallene römische Ruinen sich finden. Das kleine Castell, welches hier 1843 von Mohamed Pascha gegründet wurde, sowie die Gärten sind halb vom Sande verschüttet. Der Ort hat dadurch eine naturhistorische Bedeutung, daß er die südliche Verbreitungsgrenze des Flohes markirt. Unsere Reise fortsetzend, durchziehen wir, zahllose Wadis mit mehr oder minder steilen Ufern überschreitend, bald über felsigen, bald über Sserirboden und Hammadaflächen das Gebiet der Urfilla-Araber. An den Namen der Wadis, wie Bei, Semsem, Ssufedschin und Beni-Ulid erkennen wir, daß wir uns mit Eilschritten dem Endziele nähern. In dem fast 500 Meter breiten Wadi Beni-Ulid, das mit ausgedehnten Olivenpflanzungen bestanden ist, halten wir in dem gleichnamigen Orte eine nochmalige größere Rast, um für die letzten fünf Tagemärsche, welche uns noch von Tripoli trennen, frische Kräfte zu sammeln. Am Mittag des dritten Tages haben wir nach dem Aufbruch von Beni-Ulid die Höhe des Dschebel Tarhona erklommen und unser Blick schweift mit Entzücken über die fruchtbare, wohlgebaute Ebene El Dschefara. Wir fühlen nicht mehr die Beschwerden des Auf- und Abstieges, mit Leichtigkeit winden wir uns am letzten Tage durch den Dünengürtel, der uns von der Oase Mschia trennt, und bei dem Brunnen Ain Sara angelangt, stürmen wir voll Ungeduld einen benachbarten Hügel, von dessen Höhe uns der lang ersehnte Anblick der tiefblauen Fluthen des Mittelmeeres mit Wonne erfüllt. Die stolzen edlen Palmen der Mschia, das Dickicht von Johannisbrot- und Orangenbäumen, von Granatäpfeln und Opuntien erscheint uns noch einmal so lieblich, der balsamische Duft, den uns ein leichter Lufthauch von dorther zuführt, erquickt und berauscht uns fast im Genusse dieses Anblickes, im Bewußtsein, am Ziele, am Schlusse unserer großen Wüstenreise angelangt zu sein. Rasch ist der hochstämmige, herrliche Palmenwald der Mschia durchmessen, und bald darauf nehmen uns die kühlen, schatten-

reichen Hallen eines uns befreundeten Consulathauses auf. Alles Ungemach, alle Müh- und Drangsale, alle Gefahren der Wüstenwanderung sind vergessen über den Empfang, der uns hier bereitet wird, es dünkt uns fast wie ein Traum, wenn wir an die Erlebnisse, die kaleidoskopartig wechselnden Bilder und Scenen unserer Reise zurückdenken; nach sechshundert Tagemärschen, in welchen wir circa 18.000 Kilometer zurückgelegt haben, thut uns Ruhe, körperliche und geistige Erholung Noth, und diese ist uns unter dem gastlichen Dache vollauf vergönnt. Doch bevor wir der Ruhe pflegen, drängt es uns nach dem Meeresstrande, nach dem langentbehrten Anblicke der unabsehbaren Wasserfläche, die uns noch von der Heimat trennt. Ihre leichtgekräuselten, kosenden Wellen, der wolkenlose, azurblaue Himmel versprechen uns eine glückliche Heimfahrt.

Der uns zum Beginn unserer Reise zugerufene Gruß: „Alles Uebel sei fern von Dir!“ hat sich erfüllt und der Sitte des Landes gemäß, in welchem wir so lange verweilt, stimmen wir in das „El hamdu lillah“ unserer Begleiter herzlich gerne ein.



Anhang.

Quellen-Literatur:

Abd el Hamid Bey: Les mystères du désert. — Abul Féda: Description des pays de Maghreb. — Adams: The Narrative of Adams a sailor, who was wrecked on the western coast of Africa in 1810. — Aucapitaine: Les Beni Mzab. — Bargès: Le Sahara et le Soudan. — Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika in den Jahren 1849—1855. — Barth: Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres in den Jahren 1845—1847. — Ibn Batoutah: Voyage d'Ibn Batoutah. Traduit de l'arabe par Fremery et Sanguinetti. — Bayle St. John: Adventures in the Libyan desert and the Oasis of Jupiter Ammon. — Beechey: Proceedings of the expedition to explore the northern coast of Africa — El Bekri: Description de l'Afrique septentrionale. Traduit par Slane. — Belzoni: Narrative of the recent discoveris in Egypt and Nubia. — Berbrugger: Les puits artésien de l'Algérie. — Bodichon: Sujet d'une exploration politique, commerciale et scientifique d'Alger à Timbouktou. — Browne Travels in Africa, Egypt and Syria. — Bugeaud: L'Algérie. — Cailliaud: Voyage a l'oasis de Thèbes. — Caillié: Voyage à Temboctou et à Jenné dans l'Afrique centrale. — Carette: Recherches sur la Géographie et le Commerce de l'Algérie meridionale (II. Band des Werkes: Exploration scientifique de l'Algérie). — Della Cella: Viaggio da Tripoli di Barberia. — Cherbonneau: Voyage du Capt. Bonnemain à Rhadames. — Cibot: Souvenirs du Sahara. — Clapperton: Voyages et découvertes dans le nord et dans les parties centrales de l'Afrique. — De Colomb: Exploration des Ksours du Sud et du Sahara de la province d'Oran. — Cooley: Negroland of the Arabs. — Cortambert: La chevelure chez les differents peuples. — Cosson: Itinéraires d'un voyage botanique en Algérie. — Cosson: Considération génerales sur le Sahara algérien et ses cultures. — Cuny: Journal de voyage de Siut a El Obeïd. — Daumas: Moeurs et coutumes de l'Algérie et du Sahara. — Daumas: Le Sahara algérien. — Daumas: Le grand désert. — Daumas: Les chevaux du Sahara. — Daumas: Principes généraux du cavalier arabe. — Davidson: Notes taken during Travels in Africa. — Denham und Clapperton: Narrative of travels and discoveries in Northern and Central-Africa. — Desor: Aus Sahara und Atlas. — Drumond Hay: Le Maroc et ses tribus nomades. — Duveyrier: Exploration du Sahara. Les Touareg du Nord. — Edmonstone: A journey to visit of the oasis of upper

Egypt. — Edrisi: Géographie, traduit de l'arabe en français par Jaubert. — Edrisi: Description de l'Afrique, traduit par Dozy. — Ehrenberg: Naturgeschichtliche Reisen durch Nordafrika. — Ehrenberg: Zur Charakteristik der nordafrikanischen Wüste. — Escayrac de Lauture: Le désert et le Soudan. — Faidherbe: L'avenir du Sahara et du Soudan. — Flügel: Geschichte der Araber. — Follie: Voyage dans le désert de Sahara. — Gastineau: Les femmes et les moeurs de l'Algérie. — Gérard: La chasse au Lion. — Gérard: L'Afrique du Nord. — Goblet d'Alviella: Sahara et Laponie. — Graberg de Hemsö: Das Sultanat Maghrib-ul-Aksa oder Marokko. — Grad: Le Sahara algérien. — Guyon: Voyage d'Alger aux Ziban. — Hamilton: Wanderings in North-Africa. — Harcourt: Une colonne d'expedition dans le désert. — Heeren: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. — Hodgson: Notes on Northern-Africa, the Sahara etc. — Hornemann: Journal of a Voyage from Cairo to Murzuk. — Hoskins: Visit to the great oasis of Libyan desert. — Jacquot: Expedition du général Cavaignac dans le Sahaia algérien en 1847. — Jordan: Expedition zur Erforschung der libyschen Wüste von Gerhard Rohlfs. (Physische Geographie und Meteorologie der libyschen Wüste.) — Ibn Khaldoun: Histoire des Berbères et des dynasties muselmannes de l'Afrique septentrionale. Traduit par Slane. — Kremer: Geschichte der herrschenden Ideen des Islams. — Largeau: Le Sahara. Premier voyage d'exploration. — Laurent: Voyage au Sahara oriental. — Leclerc: Les Oasis de la province d'Oran, les Oulad Sidi Cheikh. — Lemprière: Voyage dans l'empire de Maroc fait en 1789—1790. — Leo J. Africanus: Descrizione dell'Africa. — Leyden: Histoire complète des voyages et découvertes en Afrique. — Lyon: A narrative of travels in Northern Africa. — Mac Carthy: Voyage à Tripolis. — Mackenzie: The Floodnig of the Sahara. — Maltzan: Reisen in den Regentschaften Tunis und Tripolis. — Maltzan: Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. — Maltzan: Sittenbilder aus Tunis und Algerien. — Martins: Von Spitzbergen zur Sahara. — Mauroy: Précis de l'histoire et du commerce de l'Afrique septentrionale. — Mayeux: Les Bedouins ou Arabes du désert. — Mercier: Histoire de l'Etablissement des Arabes dans l'Afrique septentrionale. — Minutoli: Reise zum Tempel des Jupiter Ammon. — Mircher: Mission de Ghadames. — Müller: Beiträge zur Geschichte der Araber. — Pacho: Relation d'un voyage dans le Cyrénaïque. — Pâris: Vingt-deux mois de colonne dans le Sahara algérien. — Pomel: Le Sahara. — Rabusson: De la géographie du nord de l'Afrique pendant la période romaine et arabe. — Renou: Géologie de l'Algérie. — Renou: Description géographique de l'Empire de Maroc. (VIII. Band des Werkes: Exploration scientifique de l'Algérie.) — Richardson: Narrative of a Mission to Central-Africa. — Richardson: Travels in the great desert of Sahara 1845—1846. — Ritter: Erdkunde (I. Band, Afrika). — Rohlfs: Mein erster Aufenthalt in Marokko.. — Rohlfs: Quer durch Afrika. I. Band. — Rohlfs: Von Tripolis nach Alexandrien. — Rohlfs: Drei Monate in der libyschen Wüste. — Rohlfs: Land und Volk in Afrika. — Rohlfs: Reise durch Marokko, Uebersteigung des Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat u. s. w. Roudaire: Mission des Chotts. — Ludwig Salvator, Erzherzog: Yachtreise in den Syrten. — Schlözer: Summarische Geschichte von Nordafrika. — Scholz: Reise in die Gegend zwischen Alexandrien und Parätonium, die libysche Wüste, Siwa u. s. w. —

Shabeny: Account of Timbouctou. — Shaw: Travels or observations relating to several parts of Barbary. — Soleillet: L'Afrique occidentale. — Stüwe: Die Handelszüge der Araber unter den Abbassiden. — Mohamed Ibn-Omar el Tounsy: Voyage au Ouaday. Traduit de l'arabe par le Dr. Perron. — Tristram: The great Sahara. — Ville: Voyage d'exploration dans les bassins du Hodna et du Sahara. — Ville: Exploration géologique du Beni Mzab du Sahara etc. — Vivien de Saint Martin: Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine. — Walckenaer: Recherches géographiques sur l'interieur de l'Afrique septentrionale. — Ziegler: Der Sahara-Sand. — Zittel: Briefe aus der libyschen Wüste.

Es bedarf wohl kaum weiterer Erwähnung, daß die hier angeführten Werke beiweitem nicht das vom Verfasser benützte Quellenmaterial erschöpfen. Zu diesen hauptsächlichsten Quellenwerken treten noch mehrere Hunderte von Aufsätzen hinzu, welche in den zahlreichen Publicationen der geographischen Gesellschaften und in den Fachzeitschriften zerstreut sind, und unter deren Masse sich fundamentale Arbeiten über die physikalische Geographie und Ethnographie der Sahara befinden, wie z. B. die Arbeiten von Duveyrier im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft, jene von Nachtigal und v. Bary in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, jene von Rohlfs, Schweinfurth und Dr. Behm in den ein Quellenwerk ersten Ranges bildenden Mittheilungen Petermann's aus Perthes geographischer Anstalt in Gotha, jene von Dr. Zittel in den Jahresberichten der geographischen Gesellschaft in München, jene von Friedrich v. Hellwald in der Zeitschrift „Unsere Zeit" u. s. w.

Grenzen und Größe der Sahara. Flächeninhalt und Bevölkerung der einzelnen Unterabtheilungen. Bevölkerungsdichtigkeit. Ortsbevölkerung.

Im selben Maße, als durch die Forschungen und Entdeckungsreisen der Neuzeit, insbesondere aber der letzten zwei Jahrzehnte, der geographische Begriff und die geographische Individualität der Sahara eine den früheren Vorstellungen in vieler Hinsicht diametral entgegengesetzte Darlegung erfahren mußten, und wir erst jetzt ein annähernd wahres und verständliches Bild des Naturcharakters dieses großen Erdraumes gewonnen haben — im selben Maße ist auch die früher übertriebene und abenteuerliche Vorstellung von der Größe der Sahara durch diese Forschungen bedeutend ernüchtert worden. — Wohl bleibt noch immer ein großes, ausgedehntes Gebiet übrig, das absolute Wüste ist, aber von dem einst angenommenen Flächenraume sind nur zwei Drittel geblieben, und auch von diesen muß die Trennung in absolute Wüste und vegetationsfähigen Boden nicht außer Acht gelassen werden. Die natürlichen Grenzen der Sahara zu bestimmen, ist heute noch nicht an allen Punkten möglich, auf weite Strecken, Hunderte von Kilometern umfassend, ist uns die Scheidelinie zwischen den Steppen des Sudans und den Hammada-, Sserir- und Dünenflächen der Sahara unbekannt, in großen Zügen dürfen wir jedoch den Südabfall des äußersten Randes des Atlasgebirges und nach Osten die Küsten des Mittelländischen Meeres als Nordgrenze der Sahara bezeichnen, mit dem Zusatze, daß man die an Oasenbildungen reiche Zone, welche von dem Südabfalle des saharischen Randgebirges (Atlas) bis zur eigentlichen Areg-Region reicht und vom Ued Draa bis zum Golf von Gabes sich hinzieht, als Vorwüste, oder wie die Franzosen dieses Gebiet zutreffend „le petit désert" nennen, darstellt.

Im Westen bildet die Küste des Atlantischen Oceans zwischen dem 26. und 17.° nördlicher Breite mit geringer Unterbrechung die Grenze der Sahara, ebenso reicht im Osten der Wüstencharakter dieses Erdraumes zwischen 30 und 18° nördlicher Breite fast ausnahmslos bis an die hohen Ufer des Nil.

Die Bestimmung der Südgrenze unterliegt den größten Schwierigkeiten, einestheils weil der Naturcharakter dieses Grenzgebietes auf weite Strecken hin gänzlich unerforscht ist, es aber durchaus unzulässig wäre, dafür einen schablonenhaften Typus aufzustellen, besonders nach den Ueberraschungen, die der Erdkunde schon durch die theilweise Erforschung von Aïr, Tibesti und des Tuareg-Landes erwuchsen, andererseits weil die klimatischen und meteorologischen Grenzbestimmungen allein nicht maßgebend sind und überdies auf weite Strecken hin gänzlich fehlen. Ohne auf ermüdende Details einzugehen, können wir hier die Südgrenze der Sahara durch folgende Linien bezeichnen. Von der Küste des Atlantischen Oceans nördlich der Senegalmündung folgt die Südgrenze der Sahara in einer Entfernung von abwechselnd 30—80 Kilometer der Thalfurche des Senegal bis 10° westlich von Greenwich, weicht nun in einem großen convexen, nach Südosten gerichteten Bogen bis nördlich von Timbuktu zurück — wird von hier ab durch das linke Ufer des Niger bis Gogo gebildet und verläuft von hier vielfach undulirend bis zur Tintümmasteppe zwischen dem 16. und 17.° nördlicher Breite. Nach Osten hin steigt diese Grenzlinie etwa bis zum 17.°, um plötzlich östlich von Borku bis 15° nördlicher Breite herabzusinken, um hier, eine breite convexe Mulde bildend, unter 23° östlicher Länge von Greenwich wieder den 16. und 17.° nördlicher Breite zu erreichen, in dieser Breite das Wadi Mhal treffend, welches so ziemlich die Scheidelinie zwischen der Bajudasteppe und jenen Kordofans und der Sahara bezeichnet.

Es ist selbstverständlich, daß weitere Forschungsreisen und darauf gegründete Untersuchungen diese Bestimmungen vielfach modificieren werden, nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnisse bilden diese Linien aber den Rahmen der Sahara. In diesem Rahmen bedeckt die Sahara ein Gebiet von 8,131.100 Quadrat-Kilometer oder circa 149.000 Quadrat-Meilen, von welchen jedoch kaum 8—900.000 Quadrat-Kilometer Dünenregion sind, das Uebrige dürfte sich in der Weise vertheilen, daß 2,000.000 Quadrat-Kilometer auf Gebirgs- und Felsenmassen, 1,500.000 auf Steppen und Weiden, 200.000 Quadrat-Kilometer auf Oasen und Culturland und der Rest, das sind 3,600.000 Quadrat-Kilometer auf Hammada- und Serirflächen entfallen.

Auf diesem das deutsche Reich zwölfmal übertreffenden Raume leben blos circa 5,343.300 Menschen, mithin entfällt im Durchschnitte erst auf 2 Quadrat-Kilometer 1 Bewohner.

In folgender Tabelle finden wir die Berechnungen des Flächeninhaltes und der Bevölkerung, sowie deren Dichtigkeit zusammengestellt.*)

---

*) Zum größten Theile nach den planimetrischen Berechnungen und Zusammenstellungen in dem vorzüglichen statistischen periodischen Quellenwerke von Behm und Wagner: Die Bevölkerung der Erde, I—V. Ergänzungshefte zu „Petermann's Mittheilungen", wiedergegeben, für einzelne Gebiete nach den jüngsten Daten berichtigt. Daß diese Zahlen nur approximative sind, bedarf keiner weiteren Erläuterungen, da in der Sahara selbst die einfachsten Elemente zu einer exacten Bestimmung politischer Territorialgrenzen und einer Zählung der Bewohner fehlen. Die hier angeführten Zahlen sind vielmehr das Resultat planimetrischer Berechnung für den Flächenraum und kritisch ausgewählter und verglichener Schätzungsangaben der einzelnen Reisenden für die Bevölkerungszahlen. Einige Sicherheit und annähernde Bestimmtheit besitzen blos die Bevölkerungszahlen für die algerische Sahara.

Länder, Gebietstheile	Flächeninhalt in Quadrat-Kilometer *)	Bevölkerung	Bewohner auf 1 Quadr.-Kilometer
Marokkanische Sahara (ausschließlich Tuats)	**408.600**	**650.000**	**1·6**
Hiervon entfallen auf das Draaland	5.780	250.000	43
„ „ „ Oase Tafilet	1.380	100.000	73
„ „ „ „ Kenatsa	193	5.000	25
„ „ „ „ Figig	143	15.000	105
Algerische Sahara	**212.000**	**360.000**	**1·7**
Hiervon entfallen auf das Land Mzab	18.000	60.000	3·3
Tunesische Sahara	**52.000**	**76.000**	**1·5**
Tripoli (mit Fessan und Barka)	**892.050**	**1,010.000**	**1·2**
Hiervon entfallen auf: Tripoli	327.600	664.000	2·1
„ „ „ Fessan	405.400	140.000	0·3
„ „ „ Barka	159.000	206.000	1·3
Tuat, Gurara und Tidikelt	**20.483**	**300.000**	**15**
Gebiet der Asdscher- und Ahaggar-Tuareg	**650.600**	**40.000**	**0·06**
Air	**55.000**	**58.900**	**1·1**
Gebiet der Auelimmiden-Tuareg	**220.000**	**120.000**	**0·5**
Gebiet der Trarsa, Brakna und Duaisch	**110.000**	**185.000**	**1·7**
Tibesti (Thäler)	**11.000**	**7.000**	**0·6**
Kauar	**2.750**	**3.800**	**1·4**
Gebiet der nördlichen Sonrhai	**100.000**	**600.000**	**6**
Bodele, Kanem und die Landschaften am Südrande der Sahara zwischen Tzadsee und Nil	**330.000**	**1,000.000**	**3**
Hiervon entfallen auf: Ennedi	—	7.000	—
„ „ „ Borku	—	10.000	—
„ „ „ Kanem	—	79.000	—
„ „ „ Wanjanga	—	2.000	—
Libysche Wüste	**368.900**	**76.800**	**0·07**
Hiervon entfallen cultivirtes Terrain auf die Oase: Siuah	15	5.600	373
Baharieh	9	2.500	278
Dachel	60	20.000	333
Fürtrag	**3,433.383**	**4,487.500**	—

*) 55·063 Quadrat-Kilometer = 1 deutsche Quadrat-Meile.

Länder, Gebietstheile	Flächenraum in Quadrat-Kilometer	Bevölkerung	Bewohner auf 1 Quadr.-Kilometer
Uebertrag ...	**3,433.383**	**4,487.500**	
Ghargeh	8	6.400	800
Farafrah	3	345	115
überhaupt: Audschila und Tschalo....	633	11.500	18
Kufarah	3.000	400	0·1
Das übrige von unabhängigen Nomadenstämmen durchzogene Gebiet der Sahara	**4,697.717**	**855.800**	**0·2**
Gesammtgebiet der Sahara im weiteren Sinne	**8,131.100**	**5,343.300**	**0·6**

Ortsbevölkerung.

Oase, Stadt, Ksor	Einwohner	Oase, Stadt, Ksor	Einwohner
In Tripolitanien und Fessan:		Temissa	400
Bachi	500	Tirsa	300
Benghasi	7000	Tripoli..................	20000
Bondschem	120	Tunin	500
Fugha	400		
Gatron	1000	**In der Algerischen Sahara:**	
Medrussa	300	Beni Isguen..............	12000
Mursuk	5000	Berrian	5000
Rhadames	8000	Biskra	7000
Rhat.......................	4000	Bu Nura	2000
Rhodua	400	El Aruat (Laghuat)	547
Sebha	2400	El Atef	6000
Sella	500	El Golea	1300
Sokna	3000	Ghardaïa	16000
Tedscherri.................	800	Guerrara	5000

Oase, Stadt, Ksor	Einwohner	Oase, Stadt, Ksor	Einwohner
Melika	1800	Schingit (Oase)	4000
Metlili	1600	Timbuktu	13000
Ngussa	1000	Tischit	5000
Tuggurt	2000	Wadan	5000
Wargla	15000		
		In der Oase Aïr:	
In der Marokkanischen Sahara und Tuat:		Agades	7000
		Tintelluſt	450
Beni Abbes	600		
Brinken	3000	**In der Oase Kauar:**	
El Maïs (Figig)	700	Anay	500
Hammam (Figig)	1400	Aschenumma	400
Igli	1500	Bilma	1200
Karsas	2000	Schimmedru	800
Kedirna (Mdaghra)	1500		
Kenatsa	5000	**In Borku:**	
Ksor el Arb (In Salah)	1500		
Orian Raß	800	Budu	900
Ogilmim	3000	Tiggi	1800
Snaga (Figig)	4000	Yarda	1200
Sregat (Ertib)	5000		
Tamentit (Adrhar)	6000	**In den libyschen Oasen:**	
Udarir (Figig)	2000	Audschila (Oase)	4000
		Batofl (Oase)	1000
Im Gebiete der maurischen Stämme: (Westliche Sahara)		Bauiti	1500
		Beled	3000
		Dachel	6000
Aderer	7000	Dschalo (Oase)	6000
Atar (Oase)	2500	Farafrah	345
Odschuft	2000	Leschkerreh	500

Ein Blick auf die dritte Colonne der ersten Tabelle zeigt uns, wie verschieden die Bevölkerung vertheilt ist; daß an das Wasser nicht nur das vegetabilische und Thier-, sondern auch das Menschenleben gebunden ist, wird hier ziffermäßig bestätigt; denn während in dem libyschen Sandmeere und in dem unübersehbaren Gewirr des Berglandes der nördlichen Tuareg erst auf 20 Quadrat-Kilometer 1 Bewohner entfällt, wohnen in der Oase Chargeh auf 1 Quadrat-Kilometer 800 Menschen, und wenn wir größere Territorien in's Auge fassen, in Tuat 15, im Draaland 43 auf demselben Flächenraume.

In der zweiten Tabelle erhalten wir eine Vorstellung, wie gering die Zahl größerer Bevölkerungscentren ist, in der ganzen Sahara wird die Zahl der 1000 Einwohner übersteigenden Orte (Städte und Ksors) kaum jener eines der mittelgroßen österreichischen Kronländer gleichkommen.

Hypsometrische Verhältnisse.

Wir haben im Verlaufe unserer großen Wüstenwanderung jedesmal an entsprechender Stelle uns mit der Orographie des durchzogenen Gebietes beschäftigt und die Existenz, Formation und Ausdehnung großer Bodenerhebungen in der Sahara kennen gelernt, es erübrigt uns hier noch, das kartographische Bild durch einige Höhenangaben plastisch zu gestalten, um dadurch auch weiterhin uns über die in neuerer Zeit aufgetauchten Projecte einer Inundirung der Sahara ein richtiges Urtheil bilden zu können. Die in der folgenden Tabelle angeführten Höhenzahlen, welche sämmtlich die Höhen der angeführten Oertlichkeiten über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres ergeben, folgen den Itinerarien und Routen der einzelnen Forschungsreisenden. Leider besitzen wir für den ganzen westlichen Theil der Sahara keinerlei wissenschaftliche Messungen, und nur der Mangel solcher konnte jene mitunter unsinnigen Projecte auftauchen lassen, welche eine Inundirung großer Gebietstheile der Sahara bezwecken sollten.

Ort	Seehöhe in Meter	Ort	Seehöhe in Meter
I. Von Biskra über Rhadames und Rhat nach Agades.		Asiubrunnen	390
		Tintelluft	574
Biskra	118	Agades	610
Um Thiur	16		
Schott Melrhir	— 25*)	**II. Von El Aruat über El Golea und In-Salah nach Tafilet.**	
Mraïer	3		
Tinedla	35	El Aruat	780
Tuggurt	69	Berrian	547
El Wad	135	Ghardaïa	530
Beresof	177	Metlili	505
Höchster Punkt in der Areg-Zone	393	Hassi Dscheddid	522
Rhadames	351	Höchster Punkt des Plateau's der Schebka	725
Timellulen	421	Hassi Berghaui	437
Wadi Tikhammalt	531	El Golea	402
Ursel	624	Ued Mia	420
Titersin	784	Ued Allal	520
Rhat	726	Südrand des Plateau's von Tademayt	584
Wadi Egeri	901		
Paß über das Inhefgebirge	1219		

*) Zahlen mit dem — Zeichen bedeuten absolute Depressionen, d. h. unter dem Meeresspiegel liegende Punkte.

Ort	Seehöhe in Meter
In-Salah (Ksor el Arb)	129
Ksor Tschedid (Oase Aulef)	158
Ksor Mharsa	105
Sauya Kinnta	116
Adrhar	137
Brinken	148
Karsas	244
Igli	320
Höchster Punkt der Hammada zwischen Tafilet und Ued Ghir	838
Abuam (Tafilet)	397
Mediana (Mdaghra)	643
III. Von Tripoli über Mursuk nach Kuka.	
Tripoli (Mschia-Oase)	31
Kasr Ghurian	700
Kulebah	652
Misda	492
Ued Talha	468
Gharia	568
Schwarze Berge	902
Hammada im Süden derselben	732
Temsaua	472
Sebha	516
Rhodua	530
Mursuk	503
Gatron	512
Tedscherri	552
Tümmogebirge (Paß)	840
Ebene Madema	695
Oase Jat	503
Schimmedru	495
Dibbela (Oase)	424
Agadem	411
Tintümma-Steppe	439
Belkaschifari	381
Kuka	298
IV. Von Rhat über Mursuk, Fugha, Audschila nach Siuah.	
Rhat	726
Tarzulli	766
Serdeles	709
Tin-Abonda	559
Ubari	515
Tscherma	485
Mandara-See	527
Mursuk	503
Zuila	481
Temissa	355
Fugha	481
Paß über den Harrutsch	474
Sella	204
Audschila	— 52
Lebba (Tschalo)	— 35
Fared-Ghah-See	— 20
Siuah	— 29
V. Von Siuah über Bauïti, Farafrah, Dachel, Chargeh nach Esneh.	
Siuah	— 29
Aradsch-Oase	— 75
Sittrah-See	— 15
Hauid	110
Bauïti	100
Oase Häß	126
Plateaurand im Norden von Farafrah	250
Aïn el Uadi	25
Farafrah	85
Bir Dikker	95
Charaschaf	372
Bab el Jasmund	444
Kasr Dachel	120
Beled	133

Ort	Seehöhe in Meter	Ort	Seehöhe in Meter
Höchster Punkt des Plateau's zwischen Dachel und Chargeh	538	Tao	702
El Chargeh	75	Zuarkaï	670
Rand des Plateau's im Osten von Chargeh	410	Bardaï	993
Esneh	105	**VII. Von Siuah durch die libysche Sandwüste nach der Oase Dachel.**	
VI. Vom Tümmogebirge nach Bardaï.		Siuah	— 29
Bir Tümmo	545	Rand des Plateau's im Süden von Siuah	60
Lolemmo-Brunnen	711	Sandheim	220
Byrssa-Brunnen	658	Ammoniten-Berge	360
Enneri Abo	591	Regenfeld	440
		Kasr Dachel	120

In der vorstehenden Tabelle rühren die Höhenmessungen im Itinerar I von Biskra bis El Wad von Dr. Marès und Ingenieur Ville, von daselbst bis Rhat von Duveyrier her, dessen Route das Itinerar folgt; von Rhat bis Agades der Route H. Barth's folgend, sind die angeführten Höhenzahlen Schätzungen dieses Forschungsreisenden.

Das Itinerar II bezeichnet die Route Paul Soleillet's von El Aruai bis In-Salah und jene Gerhard Rohlfs' von In-Salah bis Mdaghra (Tafilet), und zwar sind die Höhencóten von El Aruat bis Hassi Dscheddid von Ville und Dr. Marès, jene zwischen diesem Brunnen und El Golea von Duveyrier, Soleillet und Parisot, zwischen El Golea und In-Salah von Soleillet und endlich zwischen In-Salah und Mdaghra von Rohlfs bestimmt worden.

Das Itinerar III entspricht der von Gerhard Rohlfs 1865 verfolgten Route von Tripoli nach Kuka und nach ihm sind auch die Höhenangaben angeführt, mit Ausnahme von Kuka, dessen Seehöhe nach Nachtigal bestimmt wurde.

Das Itinerar IV folgt von Rhat bis Mursuk der Route Henri Duveyrier's, von Mursuk bis Audschila jener v. Beurmann's, und endlich von Audschila nach Siuah jener Rohlfs', welche auf den entsprechenden Abschnitten auch die angeführten Höhenmessungen vornahmen.

Die Itinerare V und VII folgen den Routen der unter der Leitung von Gerhard Rohlfs stehenden Expedition zur Erforschung der libyschen Wüste 1873/74; die angeführten Höhencóten sind das Resultat der Expedition.

Das Itinerar VI endlich entspricht der Route Dr. Nachtigal's in das Bergland Tibesti, und sind die angegebenen Höhenzahlen Messungen des Reisenden.



Geologie der Sahara. Ursprung der Wüste. Entstehung und Bildung der Dünen.

Weit entfernt, eine einzige ungeheure Mulde zu bilden, theilt sich bekanntlich die Sahara in mehrere scharf zu unterscheidende, von einander durch mächtige Erhebungssysteme getrennte Becken. Unter diesen Erhebungssystemen spielt das Bergland der Tuareg die wichtigste Rolle, nicht nur daß es die Hauptwasserscheide in der Sahara bildet, es scheidet die Wüste auch in zwei große, sowohl in landschaftlicher als auch geologischer Hinsicht sich scheidende Becken. Wenn wir die Karte der Sahara betrachten, werden wir finden, daß vom inneren Winkel der kleinen Syrte ein Erhebungssystem, wohl in gebrochener Streichungsrichtuug, aber continuirlich bis nach Darfor reicht, und sich hier an das Marrahgebirge anschließt. Dieses Erhebungssystem, stellenweise in ausgedehnte Hochflächen (Hammaden) übergehend, trennt nicht nur orographisch und hydrographisch, sondern auch in geologischer Hinsicht die westliche Sahara von der östlichen, es ist die eigentliche und natürliche Scheidelinie zwischen der ersteren und der libyschen Wüste. Seine einzelnen Glieder lassen sich leicht verfolgen. Es sind dies der Dschebel Duirat und Dhahat, die Hammada el homrah, im Anschlusse die Hammada von Mursuk, an deren Südrande das Tümmo-Gebirge aufsteigt, und weiterhin bezeichnen das Tarsogebirge, die Gebirge von Wanjanga und Ennedi deutlich die Kammlinie des ganzen Erhebungssystems. Nach Westen vermittelt die Hammada von Mursuk auch den Anschluß dieses Erhebungssystems an das Plateau von Tasili und damit an das Tuareg-Massiv. Die mittlere Erhebung dieses Systems beträgt durchschnittlich 580 Meter, fällt nirgends unter 400, und erreicht im Tusidde 2401 Meter. Wir werden seine Bedeutung in der Frage des ehemaligen Saharameeres genau kennen lernen.

Unsere Kenntnisse über den geologischen Bau der Sahara sind, wie leicht vorauszusehen, äußerst lückenhafte, mit Ausnahme der algerischen Sahara, über welche wir ausgezeichnete Arbeiten von Renou, Marès, Ville und Vatonne besitzen, beschränken sich die geologischen Aufzeichnungen auf den nächsten Umkreis der einzelnen Routen wissenschaftlicher Reisenden, unter welchen wieder diejenigen Duveyrier's für die nördliche centrale Sahara und die Zittels über die libysche Wüste besonders hervorragen. Von dem übrigen großen Raume, insbesondere aber von der westlichen Sahara sind es nur dürftige Notizen, welche kaum geeignet sind, ein richtiges Bild der geologischen Verhältnisse in der Wüste zu geben.

Versuchen wir nun die Ausdehnung der einzelnen Formationen in der Sahara zu skizziren. Die Tertiärformation, deren miocäne Schichten besonders im Atlas entwickelt sind, nimmt nur geringe Strecken in der Sahara ein, im westlichen Theile stoßen wir an ihrer Grenze gegen das Innere der Sahara wohl auf zahlreiche Süßwasserconchylien, nirgends aber auf marine Ablagerungen. Wenn Bilduugen dieses Zeitalters sich noch in der Sahara vorfinden, so ist dies im Süden der großen Syrte und in Wadai, wie dies die spärlichen Aufzeichnungen Hornemann's und v. Beurmann's errathen lassen.

Die Kreideformation ist im Gegentheile über ausgedehnte Gebiete verbreitet, am ganzen Nordrande der Sahara, insbesondere im Becken des Irharhar, vom Abhange des Tasiliplateau's bis an die tripolitanische Küste und vom Plateau von Tademayt bis zum Südrande des Atlas. Ihr Gebiet dehnt sich nach Westen bis an den Ued Ghir und an die atlantische Küste aus, in der marokkanischen Sahara die Küstenerhebungen bildend. Die Juraformation, im Atlasgebirge so entwickelt, wurde bisher nirgends in positiver Weise in der Sahara constatirt, in der überhaupt eine bedeutende Sediment-

lücke seit der paläozoischen Epoche beobachtet wird. Paläozoische Bildungen sind im Central-Massiv der Sahara, im Berglande der Tuareg reichlich vertreten.

Eine eigenthümliche Stellung beansprucht das vorerwähnte Erhebungssystem und das Ahaggar-Plateau, welchem ersteren Hornemann und in neuester Zeit Nachtigal speciell dem Tarsogebirge, dem letzteren Duveyrier vulcanische Natur und Bildung zuerkennen möchten. Die Entscheidung über diese wichtige Frage ist indessen einer späteren Zeit vorbehalten, wenn das System einer eingehenden geologischen Untersuchung unterzogen sein wird.

Im weitaus größten Theile der Sahara erblicken wir jedoch ausgedehnte Sandstein-Hochflächen, aus denen sich Granit- und Gneisgebirge, am Ostrande auch Porphirgebirge erheben und innerhalb welchen an zahlreichen Stellen Becken mit festem Thonboden eingesenkt sind, während an anderen Stellen auf ungeheure Strecken hin der Sandstein an der Oberfläche der Verwitterung und der Zersetzung in losen Flugsand unterlegen ist. Ueberall, wo das Urgebirge den Sandstein durchbrochen hat, liegen ausgedehnte Oasenlandschaften mit Quellen. Auf unserer Wanderung durch die zahlreichen Dünenregionen der Sahara hat sich uns wiederholt die Frage aufgeworfen, wie wohl diese colossale Masse von Sand sich angehäuft und ob denn die Sahara immer diese Physiognomie gehabt haben möge. Wir wollen es nun versuchen, diese Fragen zu beantworten. Bis in die jüngste Zeit galt es als eine unumstößliche Thatsache, daß die Sahara in jüngster geologischer Zeit ein einziges großes Binnenmeer gewesen und die Dünen des heutigen Sandmeeres nichts Anderes als der Rücklaß dieses Meeres seien. Die Existenz der zahlreichen Schotts, Sebchas und Salzsümpfe, die Funde der Brackwassermuschel (Herzmuschel, Cardium edule) im nördlichen Theile der Sahara in Höhen von 200 bis 300 Meter schienen zweifellos diese Annahme zu bestätigen. Aus den Ergebnissen einer Forschungsreise, welche die bekannten deutschen Geologen Desor und Escher von der Linth mit Professor Martins aus Montpellier im Herbste 1863 nach der algerischen Sahara unternahmen, glaubten die Vertreter dieser Auffassung eine weitere Stütze zu finden, welche darin gipfelt, daß Desor die Sahara als den großen Regulator des Klima's von Süd- und Mitteleuropa bezeichnete und die Eiszeit in den Alpen mit der einstigen Wasserbedeckung der Sahara in Verbindung brachte. So verlockend auch diese Darstellung erscheinen mag, so wenig entspricht sie den thatsächlichen Verhältnissen. Der erste Eindruck, den der Reisende von der Wüste, insbesondere am Südabhange des saharischen Randgebirges erhält, ist allerdings der Vorstellung einer einstigen Meeresbedeckung der Sahara äußerst günstig. Verfasser selbst war von dieser Auffassung bei seinem Besuche des Nordrandes der Wüste gefangen genommen; eine eingehende und vorurtheilslose Betrachtung der Dünenbildung, die Berücksichtigung unleugbarer Thatsachen, wie die Existenz von Crocodilen im Herzen der Sahara, versteinerter Wälder in den libyschen Oasen müssen jedoch zur Ueberzeugung führen, daß die Dünenzonen der Gegenwart anderen Ursachen ihre Entstehung verdanken als einer allgemeinen Wasserbedeckung. Schon Humboldt erkannte den Einfluß der allgemeinen geographischen Lage auf die Entstehung wüstenartiger Landstriche und neuere Untersuchungen, wie jene von Duveyrier, Dr. Marès, Vatonne an Ort und Stelle über die Bildung der Dünen, sowie solche über den Einfluß der meteorologischen Verhältnisse auf die Wüstenbedeckung von Hann und Wojeikoff, lassen immer deutlicher die Wahrheit der Auffassung der Wüste als ein Product klimatisch-meteorologischer Veränderungen erkennen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß in jüngster geologischer Zeit in der

Sahara zahlreiche kleinere und größere Binnenseen nicht existirt hätten, im Gegentheile müssen wir in den zahlreichen Sebchas und Dayas die Ueberreste solcher Süß- oder Brackwasserseen erkennen. In der westlichen Sahara besaßen jedenfalls diese Seen in der quaternären Epoche keine große Ausdehnung und waren von dem an Stelle des gegenwärtigen Sandmeeres der lybischen Wüste existirenden großen Binnensee durch das vorerwähnte Erhebungssystem getrennt. Für die Richtigkeit dieser Auffassung scheinen uns die Verschiedenheit der Conchylienfunde in beiden Theilen zu sprechen, denn während im westlichen Becken bisher noch keinerlei marine Ablagerungen und Fossilien constatirt werden konnten, fehlt es für das libysche Becken keineswegs an solchen.

In der Verbreitung einiger Thierarten besitzen wir Belege, die uns auf eine geringere Ausdehnung und weniger intensive Wüstenbildung der Sahara in früherer, sogar noch historischer Zeit schließen lassen. Zunächst die späte Einführung des Kameels, das erst in den ersten Jahrhunderten nach Christus in Nordafrika heimisch wurde; ferner gab es im südlichen Atlasgebiete im Alterthume zahlreiche wilde Elefanten, sowie wir auch wissen, daß die Karthager ihre Kriegselefanten in ihrem Hinterlande einfingen. Ebenso gab es wohl auch Flußpferde, die jetzt nicht Wasser genug, sich darin zu verbergen, wie die Elefanten nicht Nahrung genug finden würden. Crocodile, die im Alterthume massenhaft vorkamen, galten ebenfalls für ausgestorben, doch hat vor kurzem der französische Reisende Baron Aucapitaine deren noch im Wad-el-Dscheddi, und ganz neuerdings Edwin von Bary in dem unbewohnten Thale Mihero auf dem Plateau von Tasili nachgewiesen. Das frühere Vorkommen aller dieser Thiere im Norden der Sahara, die in ihrem jetzigen Zustande der Verbreitung derselben von Süden her einen unübersteiglichen Wall entgegensetzen würde, macht die Annahme einer reichern Bewässerung und reicherer Vegetation, da wo jetzt Wüste ist, fast durchaus nothwendig. Im Allgemeinen darf man sagen, daß hier südlich vom 34. Parallel seit dem Alterthume die Wüstenbildung ohne Unterbrechung im Fortschreiten begriffen sei.

In Nordafrika nun ist Ursache der Wüstenbildung die außerordentliche Verbreitung eines sehr quarzreichen Sandsteines im Gebiete der Sahara neben der Regenarmuth dieser Zone. Wo der Quarzsand unverhältnißmäßig überwiegt, ist jede Vegetation am Ende. Bezüglich der Herstammung des Wüstensandes ist eine doppelte Quelle anzunehmen: einerseits das Meer, andererseits die Verwitterung ausgedehnter Sandsteinplateaux. Wie wir nun wissen, besteht ein großer, vielleicht sogar der größte Theil des Untergrundes der Sahara aus Sandstein. Temperaturschwankungen, Angriffe der Pflanzen und des Wassers sind es, welche den Verwitterungsproceß der Felsarten vollziehen. In Bezug auf die mechanischen Angriffe des Regenwassers finden sich gerade in der Wüste außerordentlich beträchtliche Wirkungen der durch heftige Regen erzeugten Wasserfluthen. Ohne solche wäre die Entstehung so gewaltiger Strombetten, wie jenes des Wadi Irharhar u. a. gar nicht möglich gewesen. Zweifelsohne erfreute sich die Sahara einst größern Wasserreichthums als heute, wenngleich derselbe in der Gegenwart noch keineswegs völlig versiegt ist. Wie so vieles Andere ist auch die Vorstellung von der absoluten Regenlosigkeit der Wüste ein Irrthum; selbst die furchtbare libysche Wüste ist keineswegs regenlos. Thatsächlich ist noch immer meteorisches Wasser genug vorhanden, um die Quellen der Oasen zu speisen, denn diese haben keine andere Entstehungsursache als die Quellen unserer Bäche und Flüsse. Daß aber der Wasserschatz der Sahara abgenommen, diese seit dem geschichtlichen Alterthume trockener geworden, unterliegt keinem Zweifel.

Indem die Salzlager der Sahara zum Theil auf frühere Binnenseen schließen lassen, die gegenwärtig verschwunden sind, predigen auch sie mit lauter Stimme die successive Verödung und Abnahme der Feuchtigkeit. Was hat nun letztere veranlaßt? Schon Alexander von Humboldt erkannte, daß die Kahlheit der Sahara den trockenen Nordostpassatwinden zugeschrieben werden müsse, die über sie beständig hinwegstreichen; allein er zögerte doch dieser Ursache ausschließlich alles Unheil schuld zu geben, und er nahm gleichzeitig an, daß ein früherer Einbruch des Meeres alle Dammerde von dem Saharaboden hinweggeschwemmt und nur den unfruchtbaren Boden hinterlassen habe. Wo die Franzosen in dem saharischen Algier artesische Brunnen gebohrt haben, da sind aber Dattelpalmenhaine um die Quellen aufgeschossen, obgleich die Dammerde fehlte. Peschel behauptete daher, daß der trockene Passat der alleinige Uebelthäter ist. Die Armuth der Erdräume an wässerigen Niederschlägen wächst, wie Peschel ausführt, mit ihrer Entfernung von demjenigen Meere, dessen Dünste ihnen die herrschenden Luftströmungen zuführen sollen. Es nutzt dem atlantischen Ufer der Sahara nichts, daß es von einem Ocean bespült wird, da der Passat, welcher ihnen Regen bringen sollte, vorher über große Ländermassen streichen muß. Ehe die Luftströmungen die Küste der Sahara erreichen, haben sie sich nämlich durch die turanischen Steppen Innerasiens, über das iranische Hochland, über Nordarabien und über alle Wüsten westlich vom Nil bewegt. Die geringen Wasserdünste, die sie mit sich führen, stammen aus dem asiatischen Eismeere, und nachdem sie die sibirischen Wälder genetzt, im Winter die Kirgisenweiden mit Schnee überschüttet, lassen sie, ihren Weg nach Südwest und West fortsetzend, fast nur pflanzenleere Wüsten hinter sich. Die Kette von schattenlosen oder gänzlich kahlen Räumen, die auf der nördlichen Halbkugel von der Barabinskischen Steppe bis zum atlantischen Saum der Sahara im Zusammenhang sich fortzieht, ist nichts anders als das trockene Bett jenes Luftstromes, den wir den Nordostpassat nennen, einer kalten und schweren Strömung, die vom Polarkreise nach dem Aequator am Anfang von Süd nach Nord abfließt, der sich aber, jemehr sie nach niedrigen Breiten vordringt, die Erde mit gesteigerter Geschwindigkeit von West nach Ost entgegen bewegt, so daß unter den Tropen der ursprüngliche Nordwind zu einer östlichen Strömung abgelenkt wird. So verschmachtet heute die atlantische Sahara im Anblick des Oceans, weil sie von allen Räumen der Erde am meisten von demjenigen Meere entlegen ist, das sie mit Feuchtigkeit ernähren sollte. Dieser Ansicht Peschel's gegenüber ist nun zu bemerken, daß von einem Zuflusse der Luft aus den asiatischen Steppen nach der Sahara im Sommer, wie Wojeikoff ausdrücklich hervorhebt, keine Rede sein könne, dagegen ströme die Luft vom mittelländischen Meere gegen die Sahara hin. Im Winter gelangt allerdings trockene asiatische Luft nach Nordafrika, aber der Ost- und Nordostwind tritt dort bei weitem nicht allein auf, vielleicht ist er selbst nicht einmal vorherrschend. Rohlfs fand in Tripoli im December 1868 fast ausschließlich westliche, südwestliche und nordwestliche Winde, die heftigsten kamen aus West. Hat der Passat also an der Wüstenbildung auch einen Antheil, so darf man diesen Antheil doch keineswegs überschätzen.

Immerhin können die heutigen Verhältnisse nicht geherrscht haben in den Zeiten, als die Sahara noch zahlreiche Wasserbecken besaß, ja als sie noch im Alterthume sich eines üppigen Pflanzenkleides, einer reichlichern Thierwelt erfreute, kurz als sie den Wüstencharakter noch nicht in so hohem Maße wie in der Gegenwart zur Schau trug. Die Ursachen der erfolgten Veränderung mögen verschieden sein. So scheint einestheils eine allgemeine Verschiebung der Zone, in welcher der rückläufige Passat sich zur Ober-

fläche der Erde herabsenkt, gegen die Pole hin stattzufinden; eine Veränderung im Regime der Winde würde also die unmittelbare Ursache davon sein. Wenn anders es sich bestätigt, daß in der That im Norden des Tzadsee's, wie Rohlfs annimmt, die tropischen Regen und mit ihnen langsam sich abstufend, Wald- und Steppenvegetation siegreich gegen die Sahara vordringen, so hätte man eben ganz deutlich eine solche Verschiebung vor sich. Doch ist jedenfalls diese große Frage noch lange nicht spruchreif.

Aus der Vertheilung und Lage der einzelnen Dünencomplexe und der absoluten Kahlheit der ihnen vorliegenden Hammada- und Plateauflächen schließt Duveyrier, daß die Sandanhäufungen in den Dünenregionen der Sahara nicht ausschließlich der Zersetzung des Sandsteins an Ort und Stelle, sondern auch der mechanischen Wirkung der Winde zuzuschreiben sind.

Dafür spricht das an mehreren Orten beobachtete Vorrücken der Dünen und die Beobachtungen über das Verhalten und die Bewegungen der Flugsandmassen während eines Geblisturmes.

Klimatische Verhältnisse.

Jährlicher Gang der Temperatur (in Celsius-Graden) zu:

	Biskra	Tuggurt	Rhadames	Mursuk	Kuka	Kairo
December	12°7	13°0	12°0	10°6	21°4	13°7
Jänner	11°8	11°5	11°0	9°6	24°3	11°6
Februar	13°7	14°1	13°0	13°8	28°4	12°7
März	17°0	17°4	18°2	18°5	31°6	15°9
April	21°3	22°5	24°5	23°0	33°5	21°0
Mai	25°5	27°0	27°8	26°8	32°8	24°8
Juni	30°0	32°0	31°0	32°5	32°1	27°0
Juli	34°3	35°6	32°6	35°6	28°7	28°6
August	33°7	35°0	33°7	33°5	26°9	28°6
September	29°8	32°1	31°8	30°0	28°5	24°8
October	23°0	25°0	25°8	23°8	29°6	22°5
November	16°2	18°0	16°8	16°6	26°5	18°5
Winter	12°7	12°9	12°0	11°3	24°7	12°7
Frühling	21°3	22°3	23°5	22°8	32°6	20°6
Sommer	32°7	34°2	32°4	33°9	29°2	28°1
Herbst	23°0	25°0	24°5	23°5	28°2	22°0
Jahr	22°5	23°8	23°1	22°9	28°7	20°8

Eisenbahn-Projecte.

Wenngleich vorläufig noch in weite Ferne gerückt, besitzen die Vorschläge, das gewaltige Hinderniß, welches die Sahara dem Verkehre entgegensetzt, statt durch Unterwassersetzen mittelst eines Schienenweges zu überwinden, weit mehr Chancen der Ausführbarkeit für sich. Jüngst ist Gerhard Rohlfs mit dem ziemlich detaillirten Plane einer

Eisenbahn nach Centralafrika hervorgetreten, die er von dem Mittelpunkte der nordafrikanischen Küste, von Tripoli aus, über Mursuk nach dem Sudan, und zwar nach dessen wichtigster Stadt Kuka am Tsadsee geleitet wissen möchte. Andererseits haben im Westen hervorragende Franzosen für die Anlage einer Eisenbahn von Algerien aus plaidirt, welche von El-Aruat über Tuat und Timbuktu bis nach Senegambien geführt werden sollte. Vor Allen andern hat der Ingenieur Duponchel mit großer Wärme für dieses Project sich ausgesprochen, ja man kann sagen, daß er der eigentliche Urheber desselben ist. Obwohl Gerhard Rohlfs das Project einstweilen noch für sehr schwer realisirbar und unter allen Umständen für schwieriger als die von ihm vorgeschlagene Route hält, so hat doch im Mai 1877 Duponchel von der französischen Regierung den Auftrag empfangen, die Frage an Ort und Stelle zu studiren. Die französische Bahn vom Mittelmeere nach Timbuktu ist angefangen, „da der Schienenweg von Algier über Oran nach El Aruat im südlichen Algerien bereits besteht, in einer Länge von 430 Kilometer. Duponchel soll den Plan zur Fortsetzung der Linie bis Metlili (noch 270 Kilometer) entwerfen". Letzteres Städtchen liegt in der Nähe von Ghardaïa, dem Hauptorte der Beni-Mzab. El Aruat ist schon gegenwärtig ein wichtiger französischer Vorposten, welcher das Personal und das Material zu mobilen Colonnen besitzt. Man hegt die Absicht, diesen Vorposten von El Aruat nach Metlili vorzuschieben und aus diesem Städtchen den Linienkopf der Sudanbahn zu machen. Der Vorposten von Metlili soll weiter bis El-Golea vorgeschoben werden, einem Städtchen, das noch 300 Kilometer südlicher liegt und 1000 Kilometer von Algier entfernt ist. Bis dahin werden die Franzosen nach Rohlfs' Meinung, außer dem Terrain, keinen erheblichen Schwierigkeiten begegnen; diese beginnen erst weiterhin, wenn der Schienenweg bis Tuat verlängert und daselbst ein neuer Vorposten errichtet werden soll. Er würde ungefähr auf dem halben Wege von Algier nach Timbuktu und an der Stelle sich befinden, wo die Caravanen aus Marokko, dem Sudan und Fessan sich kreuzen.



Alphabetisches Register.

B.

C.

D.

E.

Seite

F.

G.

H.

J.

K.

L.

M.

N.

Seite

T.

U.

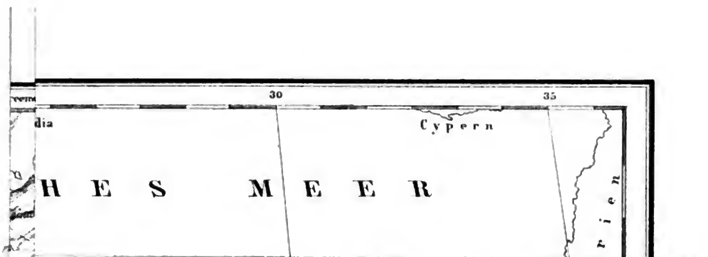
V.

W.

Y.

Z.

Druck von R. v. Waldheim.


30
35
dia
Cypern
HES MEER
rien

